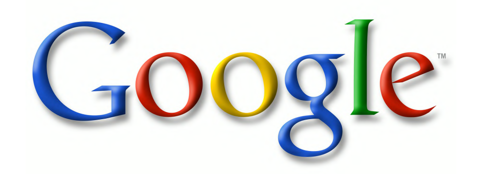
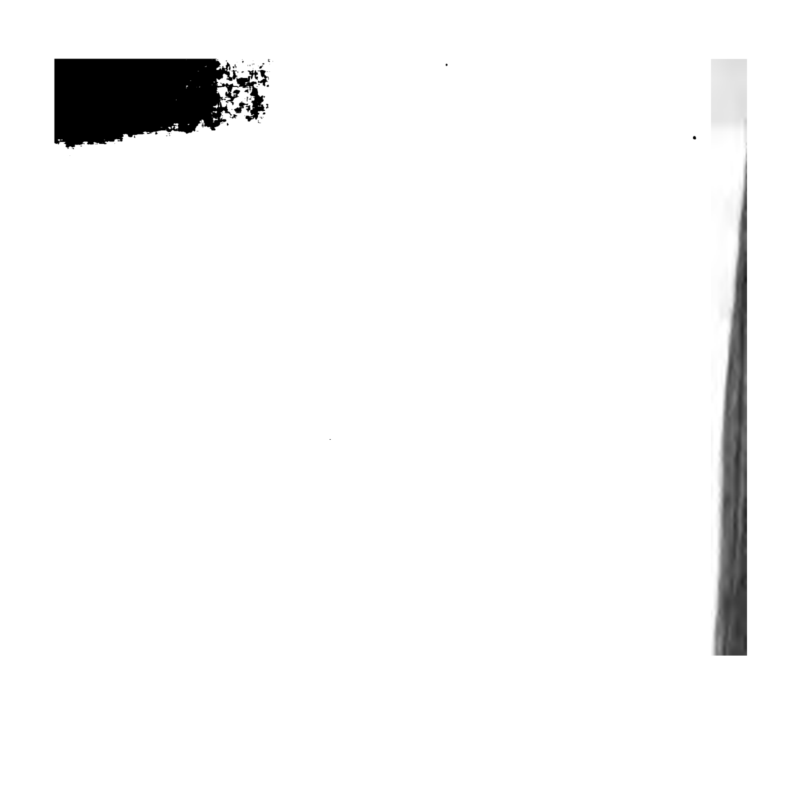














Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion

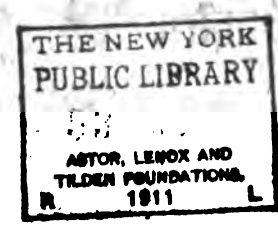
in zehn Abhandlungen
auf eine begreifliche Art
erkläret und gerettet
von

Hermann Samuel Reimarus
Professor in Hamburg.



Dritte verbesserte und stark vermehrte Auflage.

Hamburg, bey Johann Carl Bohn. 1766.





Vorbericht.

Die gegenwärtigen Abhandlungen enthalten wesentlich nichts anders, als diejenigen Gründe, darinn ich meine eigene Beruhigung jederzeit gefunden, so oft ich die ersten Wahrheiten aller Religion, nach gesunder Vernunft, bey mir überdacht habe. Ich bin auch nimmer Willens gewesen, weiteren Gebrauch davon zu machen, als den mir etwa die Unterredung mit andern, oder der mündliche Unterricht in der Weltweisheit darbiethen würde. Wer aber unsere jetzigen Zeiten nur ein wenig kennet, der wird wohl begreifen, daß mir diese haben Gelegenheit und Trieb geben können, meine Gedanken zum allgemeineren Nutzen in Ordnung zu

brin-

bringen, und auf eine faßliche Weise vorzustellen.

Ich will der heutigen Lebensart, und der freyen Reden, die in manchen Gesellschaften geführet werden, nicht erwähnen: davon mögen andere leichtlich eine mehrere Erfahrung haben. Aber dieses habe ich nicht ohne Befremdung bemerket, daß seit wenig Jahren eine ganz ungewohnte Menge kleiner Schriften, mehrentheils in französischer Sprache, über die Welt gestreuet ist, worinn nicht sowohl das Christenthum, als vielmehr alle natürliche Religion und Sittlichkeit, verlacht und angefochten wird. Und mich dünket, dieses ausgesäete Unkraut findet jetzt, mehr als jemals, leere Aecker, wo es einwurzeln und sich ausbreiten kann. Der gemeine Mangel eines vernünftigen Erkenntnisses von den Grundwahrheiten aller Religion und Ehrbarkeit stellet die Gemüther, bey der jetzigen Freydenkerey, nicht einmal für ihren eigenen, geschweige denn für fremden und geschmückten Einwendungen in Sicherheit.

Das Christenthum setzet die Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gottes Daseyn,

t, Eigenschaften, Schöpfung, Vorse-
ig, Absicht und Gesetze, von der Seele
tigem Wesen, Natur und Unsterblich-
u. s. w. nicht allein voraus, sondern es
t dieselben auch zum Grunde, und flicht
mit in das Lehrgebäude seiner Geheim-
e ein. Was wäre also an sich menschli-
:, was wäre dem Christenthume selbst
theilhafter, als daß alle Menschen zu-
derst die edle Gabe der gesunden Ver-
ift auch zum Erkenntnisse ihres Schöpfers
oendeten, und diese Einsicht, so weit sie
bet, mit den Glaubenslehren verknüpf-
? Denn wie kann einer mit Grunde glau-
, daß die Offenbarung von Gott komme,
m er nicht vorher überführt ist, daß ein
tt sey? Wie kann er ihn lieben, ehren,
seinen Gebothen willig gehorchen, wenn
ine Vollkommenheiten, Vorsehung und
ichten nicht erkennet? Wie kann er eine
ligkeit gewärtigen, und eine Belohnung
fen, wenn er sich hat überreden lassen,
er keine Seele habe, oder daß der ganze
nsch eine bloße verwesliche Maschine
? Wenn wir nun das, was wir zuvor
sen können und sollen, in einen bloßen
uben verwandeln, und der Glaube sich
) auf das Wissen bezieht und stützet: so

kann, bey dem Mangel der Vormauer und Grundlage des Glaubens, durch einen geringen Stoß, der Glaube und das Christenthum selbst, ja alle Religion, leicht wankend gemachet werden und hinfallen.

Dieses äussert sich zwar seltener bey dem gemeinen Manne, aber öfterer, als manche denken, bey Vornehmern. Wenn die, bey heutiger galanten Erziehung, so wenig andere gründliche Wissenschaft, als vernünftigen Unterricht in den Grundwahrheiten aller Religion, ja kaum Gedächtnißformeln einer Kinderlehre, mit in die große Welt bringen: so sind sie tausenderley Gefahr bloß gestellet. Was bekommen sie, zuweilen schon als Knaben, für freye Reden, Einwürfe und Vernünfteleyen gegen die Religion zu hören? was lesen sie nachmals für schlüpfrige und ungezähmte Bücher? was denken sie oft selbst, bey einer flatterhaften Unwissenheit, ins Wilde? Wenn dann etwa zugleich die Neigung zu Lastern eine offenere Thüre findet, so ist kein Wunder, wenn sie das Joch, welches ihre Ausschweifungen hemmen will, ganz abschütteln.

Vorbericht.

Bey manchen verursachet auch wohl ein falscher Begriff von der christlichen Religion, daß sie auf die äussersten Abwege gerathen, wo ihnen die vernünftigen Einsichten nicht noch einige Wehre vorschieben. Man setze, daß einer in einer Kirche erzogen worden, worinn das Wesentliche der Religion durch vielen Tand und Aberglauben ersticket wird. Er fängt bey heranwachsendem Alter an zu denken, und diese Thorheiten einzusehen; er geräth an Gesellschaften und Bücher, die ihn darinn bestätigen. Was folget daraus? Er bekömmt eine Verachtung und einen innern Haß gegen seine Religion; und weil er keine andere hat, als die abergläubische, und von keiner andern weis, so verwirft er alle Religion ohne Unterschied.

Andere sind vielleicht nicht so sehr zum Tande und Aberglauben angewiesen; aber sie haben doch einen fürchterlichen Begriff von Gott, und dessen Rathschlüssen über die Menschen, gefasset. Die Wirkung davon ist in ähnlichen Umständen einerley: sie können ein solches Wesen, das ihnen als ein Schreckenbild abgemahlet worden, nicht lieben, nicht verehren: sie suchen sich dessen, als einer leeren Einbildung von einem Ge-

spenste, zu entschütten. Beyde können daher in eine grübelhafte Atheisterey gerathen: beyde würden nicht so weit verfallen seyn, wenn ihnen zugleich eine natürliche Religion vernünftig beygebracht wäre.

Es giebt eine andere Art Leute, die, bey so ungegründeter Unterweisung in den ersten und vornehmsten Wahrheiten der gesunden Vernunft, ihr Lebtage in sich selbst unschlüssig bleiben, was sie aus sich machen wollen. Sie bestimmen nimmer, wer sie sind, wo sie sind, wie sie in die Welt kommen, worauf sie ihren Zweck und Hoffnung zu richten haben. Sie hören und lesen allerley; aber aus Neubegierde und zum Zeitvertreibe. Sie merken sich die Einwürfe wider die Religion, und bringen sie wohl in Gesellschaften an deu Mann: aber sie thun es nur, damit sie sich ein Ansehen des Witzes geben mögen, oder etwa einen Geistlichen in die Schule zu führen. In der That glauben oder verwerfen sie weder eins noch anders, setzen nirgend festen Fuß, und schweben beständig zwischen Himmel und Erde. Eine Gemüthsverfassung, die ihnen nothwendig zum öftern ernstliche Beunruhigung machen muß!

Tau-

Tausend und tausend aufrichtige Christen sind, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber, weil sie selbst Vernunft brauchen, und die Gründe ihres Glaubens überlegen, sich dennoch heimlich mit allerley Zweifeln quälen, die ihnen bloß die Unwissenheit und undeutliche Vorstellung in dem natürlichen Erkenntnisse in den Sinn bringet. Da wäre es gar unzeitig, den Teufel anzuklagen, als ob der ihnen solche Gedanken eingegeben hätte; man sollte vielmehr ihrer schwachen Vernunft, die keine Anleitung gehabt, zu Hülfe kommen.

Wenn wir auch setzten, daß uns die Wahrheiten der natürlichen Religion so klar vor Augen wären, daß sie kein vernünftiger Mensch verleugnen oder daran zweifeln könnte, und daß uns also die Vernunft am Glauben nicht hinderte; so sind wir uns doch das allezeit selbst schuldig, daß wir unser natürliches Auge deswegen nicht verschließen, weil wir ein Mikroskopium oder ein Fernglas haben. Was würde denn aus der höheren Einsicht werden? Niemand kann die entferneten oder sehr kleinen Körper durch ein Fernglas oder durch ein Mikroskopium erkennen, und sich von deren

Wirklichkeit überzeugen, als der sich des natürlichen Gesichtes dabey bedienet, und nach dessen Grundregeln alles beurtheilet. Niemand kann von der Offenbarung und deren Geheimnissen überführt seyn, als der sein natürlich Vermögen zu urtheilen, und dessen Erkenntniß mit sich bringet und brauchet.

Die Beweise aus der Schrift können in dem Falle, wo ein Zweifel an Grundwahrheiten aus einer geblendeten Vernunft entsteht, nichts ausrichten. Die Gründe von der Wahrheit der christlichen Religion kommen auch zu frühe bey denen, die keine natürliche haben, oder darinn noch nicht gewiß sind. Die metaphysischen Demonstrationen aus der höheren Weltweisheit sind den meisten zu trocken, zu weitläuftig, zu gekünstelt, zu unbegreiflich. Ich will nicht sagen, daß einige solcher Demonstrationen den Grüblern Blößen geben, daß sie dadurch nur desto eher Zweifler werden, und sich in das dünne Gewebe ihrer Gedanken noch mehr verwickeln.

Wo etwas ist, das bey allen Eingang finden kann und muß, so werden es solche

Grün-

ründe der gesunden Vernunft seyn, die ei-
: große Klarheit haben, und in ihrer Fol-
rung bald zu überdenken sind. Und
arum wollte man auch eine Wahrheit, die
r alle seyn soll, aus vielen abgesonderten
egriffen, durch weitgeholte und verkettete
ernunftschlüsse, suchen; wenn sie in ge-
einen Erfahrungen und bekannten Grund-
tzen vor Augen liegt, und darinn, durch
n Paar leichte Schlüsse, begreiflich und
werlässig kann gezeiget werden?

Ich bin dieser natürlichen und einfälti-
n Art im Denken jederzeit nachgegangen;
umal in metaphysischen Wahrheiten, wo
h einen kürzern und sicherern Weg zur un-
eweglichen Beruhigung des Gemüthes zu
ünschen Ursache hatte. Vielleicht habe
h auf diesem unbetretenen Wege offenbare
Beweise der wichtigsten Wahrheiten gefun-
en, welche andere, nach dem Compaß der
Schulmethode, in ihrer Weltweisheit vor-
ey gegangen sind; vielleicht könnten sie für
lle und jede überzeuglicher seyn, und die
Gemüther weder durch allzutrockene Scharf-
nnigkeit, abschrecken, noch selbst bey Tief-
enkenden ohne Eindruck seyn.

Möchte

Vorbericht.

Möchte ich doch dem gemeinen Mangel vernünftiger Einsichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen! Möchte ich so viele wüste Menschen belehren können, daß sie ohne Gott in der Welt, und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens, auch hier unglückselig sind, und ihrer eigenen Natur entgegen handeln! Möchte ich so manche Grübler und Zweifler von ihrer Verwirrung und Unruhe befreyen, und ihnen die muntere Gemüthsruhe mittheilen, deren ich seit vielen Jahren genieße! An der Religion ist dem menschlichen Geschlechte, ist jedem zu seiner Glückseligkeit gar zu viel gelegen, als daß sie verabsäumet, verachtet und übertreten werden könne.

Unvernünftige Thiere können wohl das nahe Ziel ihrer Glückseligkeit durch blinde Triebe finden: aber der Mensch kann ohne Gebrauch der Vernunft nicht einmal seine leibliche Nothdurft stillen, oder seine sinnlichen Begierden dabey in gebührenden Schranken halten; vielweniger kann er aber seinen höheren Naturkräften des Verstandes und Willens Genüge thun, wo er nicht in Erforschung der Ursachen bis zu dem ersten vollkommensten Wesen steigt, dessen

Weis=

Vorbericht.

Weisheit, Güte und Macht in den Werken der Schöpfung erkennet, seine Vorsehung sich zur gelassenen Zuversicht dienen läßt, und die rechte Erfüllung seiner Absichten in einem besseren und dauerhafteren Leben hoffet.

Alles übrige Wissen ist angenehm genug, und bringet auch seinen vielfältigen Nutzen; aber ohne Religion ist es nur ein tändelnder Zeitvertreib, der unser Gemüth nicht ersättiget, nicht beruhiget. Diese allein zeiget uns das Urbild aller Vollkommenheit, die Quelle alles Segens und Glückes, und den Zusammenhang aller Dinge mit einer äussersten großen Absicht, welche auch unser Wohl enthält, und uns mit ungezweifeltem Vertrauen auf eine gnädige und weise Führung, und mit Hoffnung auf unsere ewige glückselige Dauer erfüllet. Diese bringet unsere Begierden zur Ordnung und Einigkeit: sie lehret uns den nützlichen Gebrauch alles inneren Vermögens, und alles äusserlichen Guten: sie machet uns zufrieden mit uns selbst, liebreich gegen andere, beliebt bey Menschen, und dem höchsten Wesen angenehm.

So

Vorbericht.

So sehe ich die Religion an, und so habe ich mich bemühet, sie, wie sie ist, und wie ich sie empfinde, klärlich vorzustellen. Uebrigens ist meine Sorge nicht gewesen, ihr durch glänzenden Witz, oder durch ein Feuer der Beredsamkeit, eine geborgte Schönheit zu geben. Sie ist für sich, in ihrer natürlichen Gestalt, reizend genug, wenn diese nur recht aufgedecket wird: sie ist zu nahe mit unserm eigenen Glücke verwandt, als daß sie einer fremden Empfehlung brauchte. Vielleicht möchte sie auch nur durch äusserlichen Putz verstellet und verdächtig gemachet werden. Witz und Wahrheit, Beredsamkeit und Einsicht, begleiten sich nicht allemal. Meine einzige Bemühung ist dahin gerichtet gewesen, alles, so weit es sich durch gesunde Vernunft thun läßt, verständlich und deutlich zu machen, daß die Wahrheit und Wichtigkeit der Sachen einem jeden, der nur etwas denken kann, einleuchten möchte.

Inhalt

Inhalt
der Abhandlungen.

I.

Inhalt der Abhandlungen.

Die

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion.

Die erste Abhandlung.

Vom Ursprunge der Menschen und Thiere.

§ 1.

Wer ein lebendiges Erkenntniß von Gott hat, dem eignet man billig eine Religion zu: und soferne dieses Erkenntniß durch die natürliche Kraft der Vernunft zu erhalten ist, nennet man es eine natürliche Religion. Man gedenket sich aber Gott, nach dieser natürlichen Religion, als das erste, selbständige, nothwendige und ewige Wesen, welches die Welt, nebst allem, was darinn ist, durch seine Weisheit, Güte und Macht geschaffen hat, und beständig erhält und regieret; uns Menschen aber besonders, in gewisser Ordnung, nicht nur in diesem Leben, sondern auch vornehmlich in einem darauf folgenden, zu einer höheren und unaufhörlich wachsenden Vollkommenheit und Glückseligkeit bestimmt hat. Ein solches Erkenntniß von Gott wird an sich leben-

dig,

dig, das ist, wirksam seyn, und eine vergnügende Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, einen willigen Trieb zur Tugend und Pflicht, und eine ungestöhrte Zufriedenheit des Gemüths zu Wege bringen.

Hergegen ist der Hauptsatz aller derjenigen, die keine Religion haben, und keinen Gott annehmen: die körperliche Welt und deren Natur sey das erste, selbständige, nothwendige, Wesen, und ausser derselben sey weiter nichts; wodurch denn zugleich Verstand, Absicht, Weisheit, Vorsehung, von der Einrichtung und den Begebenheiten der Welt gänzlich ausgeschlossen, alles einem wüsten Ungefähr, oder einer blinden Nothwendigkeit überlassen, und die ganze Dauer und Glückseligkeit der Menschen in dieses kurze und sinnliche Leben eingeschränket wird.

§ 2.

Denn, wenn man die Wirklichkeit der körperlichen Welt leugnen wollte: so müßte man auch seinen eigenen Körper und seine sinnliche Empfindung verleugnen. Ohne dieselbe wäre es auch nicht möglich, daß in unserer Seele, nach den natürlichen Regeln ihres Denkens, eine Vorstellung und ein Begriff von einem Körper und von dessen Eigenschaften entstanden wäre. So schwer es auch sonst scheinen möchte, einen Idealisten, der alle sinnliche Vorstellungen für leere Einbildungen der Seele ausgiebt, eines andern zu überführen: so wird er doch alsobald durch seine eigenen Vorstellungen von körperlichen Dingen wieder-

irregt: Denn er kann unmöglich einen zureichenm Grund anzeigen, wie er zu allen den Ideen ekommen sey, woferne alles Seele ist, und kein Cörper ausser uns einen Eindruck in unsern Körper nd eine sinnliche Empfindung in der Seele verurcht hat; oder er müßte alle Regeln, woran sein eim denkend Wesen gebunden ist, verleugnen.

Wenn man aber nichts Ewiges, Nothwendis und Selbständiges setzen wollte: so müßte man iner inneren Empfindung des Gemüths entsagen, ach welcher es uns unmöglich fällt klar, widerrechende Dinge zu gedenken. Denn wenn nicht was Ewiges wäre: so würde eine Zeit zu setzen yn, da noch nichts wirklich gewesen; folglich ürde alles, was ist, entstanden, und doch durch lichts entstanden seyn. Wenn nicht etwas in sich nd schlechterdings Nothwendiges: wäre so ürde alles, was ist, seinem innern Wesen nach, yn und nicht seyn, so und anders seyn können; lglich würde Nichts, weder in noch ausser ihm, ine Wirklichkeit bestimmet haben. Wenn nicht was Selbständiges wäre: so hätte alles, was t, den Grund seiner Wirklichkeit ausser sich in ndern; folglich wäre alles abhängig, und doch r erste Grund aller abhängigen wirklichen Dinge rgend zu finden. Dieses sind lauter Ungereimtiten, welche sich mit Verstande nicht gedenken lassen.

§ 3.

So weit sind wir demnach mit einanr eins, daß ein selbständiges, nothwendiges, oiges Wesen sey, und seyn müsse. Auch leug-

nen sie nicht, daß nur ein einziges solches Wesen seyn könne, weil es schlechterdings nothwendig ist. Allein daraus folget unwidertreiblich:

Wenn etwas wirklich ist, das einen Anfang gehabt hat und entstanden ist, so muß es ursprünglich von dem selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesen entstanden seyn.

Denn, setzte man sonst Ursachen der entstandenen Dinge, die selbst gleichfalls entstanden wären, und einen Anfang gehabt hätten: so müßte man wieder nach dem Grunde des Entstehens aller dieser abhängigen Ursachen fragen; und der würde auf Nichts hinauslaufen, wo er nicht endlich in einem selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesen ruhete.

Hieraus können wir also ein unfehlbares Merkmaal nehmen, ob die Welt ein solches selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey. Denn

Dasjenige kann das erste, selbständige, nothwendige, ewige Wesen nicht seyn, welches den ursprünglichen Grund entstandener Dinge nicht in sich hält.

Wenn also etwas wirklich ist, das einen Anfang gehabt hat, und doch nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden ist: so ist die Welt und deren Natur nicht das erste, selbständige, nothwendige, ewige Wesen, sondern sie muß selbst ein abhängiges, entstandenes Ding seyn, das einen Anfang gehabt hat.

Nun läßt sich beydes von den menschlichen und thierischen Geschlechtern offenbar erweisen: einmal, daß sie alle einen ersten Anfang gehabt haben; und zweytens, daß sie ihren ersten Anfang nicht

ursprünglich von der Welt und deren Natur mmen haben. Demnach haben wir Menschen ns selbst, und an anderen Thieren, ein unfehl- s Merkmaal, daß die Welt und ihre Natur das erste, selbständige, ewige Wesen sey, wo- wir und alle entstehende Dinge ursprünglich ngen.

§. 4.

Was das erste betrifft, nämlich, daß die Men- und alle Thiere einen ersten Anfang gehabt n: so will ich mich in dieser Abhandlung be- en, solches auf eine ganz kurze und begreifliche se ausser allem Zweifel zu setzen. Ich werde hauptsächlich nur von uns Menschen reden; eben derselbe Beweis, den ich von uns führe, auch von allen Thieren gelten müssen.

Lasset uns eine offenbare Erfahrung zum nde legen, daß alle Menschen, die vor jezt lebenden jemals wirklich gelebt ha- , keinen einzigen ausgenommen, todt . Dieses ist ja wohl unleugbar. Unsere fahren liegen alle im Staube, der Tod hat n einzigen verschonet, er hat sie alle nach ein- r, bis auf uns, gezählet.

Gegen diese klare Wahrheit hilft keine me- ysische Spitzfindigkeit. Denn, was von je- einzelnen Dinge einer Art, ohne ein einziges n auszunehmen, gesagt werden muß, das ibt man in ganz eigentlichem Verstande allen oder man stellet sie sich, alle zusammen genom- , ohne eine einzige Ausnahme, unter einerley

fenheit vor. Nun muß von jeden einzelnen Menschen, die vor uns gelebt haben, ohne eine einzige Ausnahme, gesagt werden, daß sie gestorben oder todt sind. Demnach sage ich auch recht, und ohne die geringste Zweydeutigkeit, daß sie **alle** todt sind, und stelle sie mir alle zusammen, ohne eine einzige Ausnahme, unter dieser Beschaffenheit vor.

Man denke also nicht, daß durch das Wort **alle** etwas heimlich erschlichen werden solle, nämlich; daß die Zahl unserer Vorfahren endlich sey. Nein; wenn sonst an sich eine wirklich unendliche Zahl möglich wäre: so würde sie durch dieses Wort und dessen gegebenen Begriff nicht aufgehoben. Es müßte aber dennoch allen, obgleich unendlichen, Vorfahren beygelegt werden, was jedem einzelnen ohne Ausnahme zukömmt. Denn so sagen auch die Meßkünstler recht, daß alle Radii eines Zirkels (oder alle Strahlen aus dem Mittelpuncte zum Umkreise) gleich lang sind, ob sie wohl unendliche Radios vom Mittelpuncte zum Umkreise, so wie unendliche Winkel und Puncte im Umkreise, annehmen: genug, daß jedem Radio im Zirkel, ohne einen einzigen auszunehmen, einerley bestimmte Länge zukömmt. Spinoza selbst heißet das, was er für unendlich angiebt, zusammen genommen, sehr oft **alles**.[1] Wenn ich also von unsern

[1] Spinoza in Opp. postumis, Ethices P. I. Prop. XVI. pag. 16. *Ex necessitate divinæ naturæ, infinita infinitis modis, (hoc est,* OMNIA, *quæ sub intellectum infinitum cadere possunt) sequi debent.* Prop. XXI. pag.

unsern Verfahren sage, daß sie alle todt sind: so bestimme ich durch das Wort alle nicht, ob ihre Zahl endlich oder unendlich sey. Wie weit sie sich erstrecke, das weis ich nicht, das brauche ich auch fürs erste nicht zu untersuchen. Genug, das weis ich zuverläßig: wir, die wir jetzt leben, sind insgesammt von gestern und heute; unsere Väter sind alle entschlafen und in dem Reiche der Todten.

§ 5.

Nun schliesse ich aber weiter. Wenn alle Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht haben, und gestorben sind: so müssen sie auch alle mit einander, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entstanden seyn. Ein jeder sieht, daß ich den Begriff von allen unverändert lasse, und daraus nichts, sondern nur aus dem Ende des Lebens, den Anfang schliesse. Ich halte aber nicht dafür, daß irgend jemand, der gesunde Vernunft hat, gegen den Schluß etwas einwenden werde. Denn wer wird einen einzigen ewigen Menschen setzen? oder behaupten, daß etwas, welches ein Ende hat, ohne Anfang seyn könne? Nun haben alle Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreichet. Demnach

pag. 21. OMNIA, *quæ ex absoluta natura alicujus attributi Dei sequuntur, semper, & infinita existere debuerunt, sive per idem attributum æterna & infinita sunt. &c.*

nach müssen eben dieselben alle Menschen, die vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben, oder entstanden seyn.

Wenn aber alle und jede Menschen, die wirklich vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entstanden sind: so muß außer allen und jeden Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, eine wirkende Ursache gewesen seyn, die von allen Menschen unterschieden war, und wovon sie alle entstanden sind. Denn ohne wirkende Ursache läßt sich kein Entstehen eines Dinges gedenken: und die wirkende Ursache ist von dem gewirkten Dinge unterschieden, und eher als das gewirkte. Wollte jemand vor allen und jeden Menschen, die jemals gelebt haben, dennoch wieder andere Menschen setzen, von welchen alle und jede entsprossen wären: so würde ein offenbarer Widerspruch begangen. Wie hätte man alle und jede Menschen, die jemals vor uns gelebt und einen Anfang gehabt haben, ohne Ausnahme verstanden, wenn noch vor denselben andere lebendige Menschen gewesen wären? Wie könnte man das Entstehen allen zueignen, wenn man sie doch nicht alle darunter befassete?

Der Schluß ist demnach sehr begreiflich: wenn vor allen Menschen, die jemals gelebt haben, eine wirkende Ursache gewesen ist, wodurch sie alle mit einander entstanden sind; so müssen wir eine Zeit erkennen, da noch kein Mensch war, und müssen folglich wenigstens ein Paar Menschen als das erste annehmen, von welchem die wirkliche Reihe der

Menschen

Menschen ihren Anfang genommen, und hernach durch natürliche Zeugung fortgepflanzet ist. Also hat das menschliche Geschlecht, so ferne es alle unsere Vorfahren begreift, einen Anfang gehabt und ist nicht ewig. Diese Folgerung entsteht demnach nicht daher, weil wir unter dem Worte alle eine endliche Zahl verstanden hätten; sondern weil allen und jeden etwas zukömmt, davon der zureichende Grund in keinem enthalten ist, und welches ausser und vor allen Menschen, die jemals gelebt haben, eine von ihnen verschiedene wirkende Ursache erfordert.

So klar dieses von uns Menschen ist, so viel Stärke hat es auch in Absicht auf alle und jede Thiere und Lebendige, sie mögen auf unserm Erdboden oder auf andern Weltkörpern wohnen. Genug, wenn sie sterblich, und also auch von Vorfahren, welche nunmehro verstorben, entsprossen sind: so muß auch eine jede Thier-Art, eben wie wir Menschen, einen Anfang ihres Geschlechts gehabt haben. Demnach ist keine Thier-Art in der ganzen Welt, welche ewig wäre, und nicht einen ersten Anfang und Ursprung von einer wirkenden Ursache ausser und vor seiner Art gehabt hätte.

§ 6.

Ich muß mich wundern, wie manche der alten und neueren Weltweisen dem Anfange des menschlichen Geschlechts durch Erdichtung unendlicher Reihen haben entgehen wollen. Denn diese Ausflucht verliert sich in einer ganz dunkelen, verworrenen und falschen Vorstellung. Sie setzen nämlich

lich voraus, die Welt sey ewig: dann behaupten sie, das menschliche Geschlecht sey gleiches Alters mit der Welt. Demnach wären von Ewigkeit unendliche Reihen von Menschen auf dem Erdboden gewesen, ohne daß sie eines Anfangs bedürften: und es sey eben so leicht zu begreifen, daß schon vor uns unendliche Reihen von Geburten gelebt hätten, als daß sich die Menschen nach uns ins Unendliche und ohne Aufhören fortpflanzen würden.

Die vorausgesetzte ewige Welt will ich fürs erste unberührt lassen. Daß aber die Vorstellung unendlicher Reihen betrüglich und falsch sey, erhellet daraus, weil sie keinen zureichenden Grund der entstandenen Dinge enthält. Denn sie schiebt die Erklärung der Ursachen nur immer von einer zur andern auf, und giebt doch nimmer eine zureichende. Vormals bedienten sich die Zweifler des Kunstgriffes, daß sie den Gegner durch ihre Flucht ins weite Feld lockten, davon er die Gränzen nicht absehen oder bestimmen konnte: denn sie suchten eine jede Frage nur auf eine unendliche Reihe von Gründen zu leiten, damit nimmer ein fester gefunden werden möchte. Aber daß auch diejenigen, welche Wahrheit und Gewißheit, Grund und Ursache versprechen, solche durch Verschiebung ins Unendliche geben wollen, das ist unglücklich ausgedacht.

Wir jetzigen Menschen haben einen Anfang gehabt. Woher sind wir? Ganz natürlich, sprechen sie, von unsern Aeltern. Aber haben denn die auch einen Anfang gehabt? Allerdings, von unsern

Groß-

Großältern; und diese wiederum von unsern Urältern, und so fortan. So reichen denn die Groß- und Urältern noch nicht zu, unsern Ursprung zulänglich zu erklären. Denn wenn sie nicht auch Aeltern gehabt hätten, so wären sie, so wären wir, und alle unsere Nachkommen nicht. Wie aber? wenn wir mit ihnen ins tausende, ins hunderttausende Glied unserer Vorfahren hinaufsteigen: befriedigen sie uns denn mehr? lösen sie unsere Frage auf, woher wir entstanden sind? Nein, wir sind noch nichts weiter; die Frage bleibt immer dieselbe: woher sind denn die? sie bleiben die Antwort in Ewigkeit schuldig.

Machen sie es doch mit uns, wie die bösen Bezahler, die ihre Gläubiger von einem zum andern weisen. Sempronius spricht, er will mich ehrlich und völlig bezahlen: er giebt mir eine Anweisung an Titius. Wenn ich da komme, so erkennet der zwar, daß Sempronius Recht gehabt, mich an ihn zu verweisen: aber weil er es jetzt nicht in baarem Vermögen habe, so solle mich Cajus, auf seine Aßignation, befriedigen. Cajus ist jedoch in derselben Verlegenheit: er schicket mich weiter mit einer Anweisung an Mevius, Mevius ferner zum Ulpianus, und so einer zum andern ins Unendliche. Saget mir, bekomme ich auf solche Weise baares Geld? bezahlet man mir, was man mir schuldig ist? Gar nichts, nicht einen Heller. Das hiesse vielmehr, sich der Bezahlung entziehen und ewig schuldig bleiben. Wenn nun Weltweise den Grund der Dinge zwar zu geben versprechen, aber durch beständige Anweisung auf unzulängliche Ur-

sachen denselben nur ins Unendliche verschieben; können sie sich wohl rühmen, daß sie uns besser mit Gründen, als jene mit baarer Münze, bezahlen?

Es ist also mit den unendlichen Reihen der Ursachen ein bloßes Blendwerk: sie gelten alle zusammen so viel, als keine, wenn man nicht auf eine erste zureichende steigt. Man kann dergleichen Einbildungen auch wohl mit einer vom Himmel herabhangenden unendlichen Kette vergleichen. Wie? wenn kein Glied der Kette sich in der Luft erhalten kann, wo es nicht von dem nächsten oberen gehalten wird: hilft es da was, daß ich mir den Fortgang der Glieder in die Höhe bis ins Unendliche vorstelle? Die ganze Kette hängt doch an nichts, und fällt selbst in meiner eigenen Vorstellung zu Boden. [a]

§ 7.

Hieraus ist denn begreiflich genug, daß unendliche Reihen abhängiger Ursachen keinen zureichenden Grund der Dinge in sich halten, und nichts erklären, vielweniger beweisen; sondern unter die leeren und betrüglichen Einbildungen zu rechnen sind. Allein, ich muß auch entdecken, woher einige Menschen noch jetzt aus solcher Verwirrung nicht herausfinden können.

Man gedenket sich nämlich, insonderheit in der höheren Rechen- und Meßkunst, einen Fortgang von Zahlen, Linien, Größen, ins Unendliche;

[a] Siehe Wollaston in der Religion of Nature delineated, Sect. V. Prop. I.

liche; weil keine derselben so groß kann angegeben werden, daß nicht noch immer eine grössere zu gedenken wäre. Und so verfähret man mit der Verkleinerung, ins Unendliche; weil sich alle die abgesonderten Begriffe von Zahlen und Größen ins Unendliche, oder ohne Aufhören, theilen lassen. Aus diesem verneinenden und abgesonderten Begriffe des ins Unendliche zu Vermehrenden und zu Verkleinernden, dichtet sich der Mathematicus etwas unendlich Großes und unendlich Kleines, im bejahenden Verstande, als ob dergleichen wirkliche, oder wenigstens mögliche Dinge wären, die in keinem Verhältnisse mit bestimmten Zahlen oder Größen stehen, und da eins gegen das andere für Nichts zu rechnen ist. Ja, man sieht das unendlich Große und Kleine wieder als Einheiten an, und vermehret oder verkleinert dasselbe wieder unendliche mal: daher unendliche Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen entstehen, unter welchen immer ein Unendliches gegen das andere von einer höheren Ordnung für Nichts gerechnet wird. [3]

Es

[3] Der Hr. Baron von Wolf hat am deutlichsten von dem mathematischen Begriffe des Unendlichen, und von dessen Gebrauche und Misbrauche, in seiner Ontologia § 796. sqq. gehandelt. Daraus erhellet 1, daß das Unendliche der Mathematiker nur zu bequemer Berechnung und Messung erdichtet sey, an sich aber nichts wahres oder mögliches vorstelle. Die Erdichtung aber besteht darinn, daß aus einem verneinenden Begriffe ein bejahender gemacht wird.

Wenn

Es haben zwar die Urheber und Beförderer solcher Art der Berechnungen selbst vielfältig erinnert, daß diese Begriffe des unendlich Großen und unendlich Kleinen bloß zu leichterer Erfindung der wahren

Wenn unendlich, nach § 796. heißt, dem keine Gränzen zu setzen sind, über welche es nicht könnte vergrößert werden: so ist nicht so wohl das Ding selbst, als der Mangel einer mehreren Wirklichkeit, unendlich. Ich mag eine Zahl, Linie, oder Größe, so groß annehmen, als ich will, so hat doch die Möglichkeit ihrer Vermehrung kein Ende; und sie bleiben in der That ohne Ende endlich. Aber der Mathematicus macht einen bejahenden Begriff daraus, als ob die Unendlichkeit in der Wirklichkeit der Dinge liege, als ob eine Zahl, Linie, Größe sey, welche alle mögliche Zahl, Länge oder Größe in sich befasset, und weiter nicht vermehret werden kann. Es erhellet 2, daß dieser Begriff etwas Unbestimmtes vorstelle, welches in keinem Verhältnisse mit andern steht. Ein Stäubchen, z. B. das von der Spitze des Berges wehet, ist gegen den Berg und dessen Höhe ein unendlich kleiner Theil, dessen Verhältniß gegen den Berg nicht zu bestimmen ist, und der Berg oder dessen Höhe dagegen unendlich groß. So erkläret und vertheidiget auch der Hr. Weidler das Unendliche der Mathematiker in den Miscellaneis Lipsiensibus T. I. p. 209. und in seinen Institutionibus Mathematicis pag. 755. sqq. Es erhellet 3, daß unendlich groß oder klein Vergleichungsweise gesagt werde, so ferne eines Größe und Vielheit durch das andere nicht kann gemessen oder berechnet werden. Daher wird der Berg, welcher gegen das Stäubchen unendlich groß war, in Berechnung der Mondsfinsternissen, oder des runden Erdschattens auf dem Monde, unendlich klein und für Nichts gerechnet, als

ren Verhältnisse erdichtet wären, und ja nicht für wahre Dinge angenommen, oder auf die Naturlehre und Weltweisheit angewandt werden müssten. 4 Dennoch aber gewöhnen sich viele, wenn sie

als ob die Erde vollkommen rund wäre. Wiederum wird die ganze Erde in der Messung der Fixsterne für Nichts geachtet, als ob sie ein untheilbarer Punct wäre, oder als ob der Messende in dem Mittelpuncte der Erde stünde. Siehe auch Wolfii elementa analyseos P. II. Sect. I. cap. 1. § 5. Weidler, l. c. und Hr. Jo. Lulofs Antekeningen op de Natuurkundige Lessen van den Heer Keill p. 16. 28. sqq. 34. sqq. Man darf sich daher nicht wundern, daß in solcher erdichteten und unbestimmten Vorstellung das eine Unendliche, Vergleichungsweise, immer größer oder kleiner seyn kann, als das andere, und daß sich unendliche Reihen oder Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen setzen lassen, als nx. n^2x. n^3x. n^4x. u. s. w. imgleichen $n^{-1}x$. $n^{-2}x$. $n^{-3}x$. $n^{-4}x$. u. s. w. da allemal eins gegen das andere verschwindet, und für Nichts zu rechnen ist. Aber eben dieses ist ein offenbarer Beweis, daß die Mathematiker das Unendliche nicht im eigentlichen Verstande nehmen: denn sonst würde ein und dasselbe Ding, (als der Berg, die Erde) an sich, zugleich unendlich groß und doch gar Nichts seyn; zugleich endlich und doch unendlich seyn; welches ungereimt ist.

4 Der Herr Baron von Leibnitz schreibt in seiner Theodicée, Disc. prelim. § 70. *Tout cela* (nombre infini, ou infiniment petit) *ne sont que des fictions. Tout nombre est fini & assignable, toute ligne l'est de même, & les infinis ou infiniment petits n'y signifient que des grandeurs qu'on peut prendre aussi grandes ou aussi petites que l'on voudra, pour montrer qu'une erreur est moindre que celle qu'on a assignée,* c'est

sie sich mehr mit der Mathematik, als mit
Vernunftlehre, bekannt machen, dermaßen
solche Begriffe, daß sie sich darunter eben so
wahre Dinge vorzustellen vermeynen, als de
meine Hause den Raum und die Zeit für s
wirkliche Dinge hält, die von denen Din
welche Raum und Zeit gleichsam erfüllen, u
schieden, und deren Behältnisse wären. Es
daher wohl einige Mathematiker selbst der M
nung, daß die alte Deutlichkeit und Gewißheit
mathematischen Lehrart, durch solche dunkele
falsche Begriffe vom Unendlichen, vieles litte,

*c'est à dire, qu'il n'y a aucune erreur: ou bie
entend par l'infiniment petit l'état de l'evanouisse
ou du commencement d'une grandeur, conçus à l
tation des grandeurs deja formées.* Man kann
hiebey halten, was eben derselbe in den Actis E
torum 1712. p. 167. sq. von dem Begriffe saget.
des Hrn. B. v. Wolfs Ontologia gehören folg
Lehrsätze hieher. § 797. Eine unendliche Zahl
unendliche Größe ist unmöglich. § 799. Alle
und Größe, die wirklich ist und gedacht we
kann, ist endlich. § 801. Es ist nicht möglich,
ein Unendliches größer oder kleiner sey, als
andere. § 804. Die unendlichen Größen der M
thematiker sind keine wahre Größen, sondern
in der Einbildung. § 805. Das Unendliche
Mathematiker ist nur eine Redensart, dad
man mehrere Dinge andeutet, als sich in einer
fassen lassen. Bey welchem letzteren Satze auch
zeiget wird, daß die Weltweisheit mit den grö
Irrthümern beflecket wird, wenn man das erdic
Unendliche der Mathematiker für wahre und wirk
Dinge in der Natur hält.

daß man leicht dadurch zu großen Fehltritten verleitet werden könne. Sie haben demnach versuchet, zu zeigen, daß man ihrer in der Meßkunst selbst entbehren, und alles nach alter zuverlässiger Lehrart beweisen könne.⁵ Wenigstens ist gewiß, daß diese

⁵ Diese Absicht hat des Edinburgischen Professors der Mathematik, Herrn Colin Mac Laurin, schönes Buch, das zu Edinburg 1742, in 2 Bänden in 4, unter dem Titel herausgekommen: A Treatise of Fluxions in two Books, da er besonders in der Introduction davon handelt. Der Hr. Wolf vertheidiget zwar die an sich falschen Begriffe des Unendlichen in der Mathematik, als unschädlich, weil sie keinen errorem assignabilem gäben; und als nützlich, weil sich die Wahrheiten auf solche Weise viel kürzer erfinden und beweisen ließen. Siehe Ontologiam § 814. § 823. § 824. in den Noten. Allein, auf der andern Seite saget man, daß sie doch unnöthig wären, weil man alles mit wahren Begriffen nach strenger Lehrart bestellen könne; man saget, daß sie die Sache oft viel weitläuftiger machten, als eine synthetische Lehrart thun würde; daß es allemal unsicher sey, falsche Begriffe im Beweise zum Grunde zu legen, dabey es selbst in der Mathematik viele Behutsamkeit erfordere, um nicht zu fehlen; und daß man, besonders in Mathesi ad Physicam applicata, grobe und lächerliche Irrthümer darlegen könne, worinn berühmte Mathematiker durch ihre Infinitesimal-Rechnung verfallen sind. In dieser Betrachtung würde demnach allerdings das Sicherste seyn, daß man sich der falschen Begriffe des Unendlichen gänzlich enthielte, damit man die Gewißheit mathematischer Wahrheiten nicht mit untermengeten Irrthümern verunehre, und diese nicht noch dazu in andere Wissen-

diese Begriffe ausser der Mathematik von keinem Nutzen sind; und hergegen zu vielen und groben Irrthümern Anlaß geben, welche desto gefährlicher werden, je mehr sie ein falsches Ansehen der Gewißheit von dem Gebrauche der Mathematiker erborgen.

Ich will nur, nach meinem Zwecke, zwo schädliche Verwirrungen bemerken, welche aus solcher Vorstellung des Unendlichen entstehen. Eines Theils meynet man, **ins Unendliche fortgehen**, und **unendlich** seyn oder werden, sey einerley; welches grundfalsch ist. Andern Theils zieht man den Schluß: was aufs Künftige, oder in seinem Fortgange, ins Unendliche fortlaufen kann,

Wissenschaften, als mathematisch gewiß, einführe. Hr. **Lulofs** tritt in der Anmerkung zu dieser Stelle der holländischen Uebersetzung meines Büchleins, ins Mittel, und urtheilet so: wenn man mit **Leibnitz** und **Wolf** (Anal. Infinitor. § 3.) einmal zugäbe, daß ein unendlich kleiner Theil in der Berechnung übergangen und versehen würde, so gienge man allerdings von der strengen Lehrart ab. Sonderlich habe **Fontenelle** in seiner Geometrie de l' Infini, mit seiner Vertheidigung der Differential-Rechnung die ganze Sache verdorben. Aber wenn man sie so behandele, wie Mac-Laurin l. c. Simpson, Doctrine and application of Fluxions p. 1. ff. Euler, præf. ad Institutiones calculi differentialis p. XI. sqq. angewiesen hätten: so sey nichts darinn, das von der geometrischen Strenge abwiche; aber man erspare hingegen gar viele Zeit durch die Differential-Rechnung, und es sey völlig unwahr, daß man dadurch die Sache weitläuftiger mache, als durch die alte Art.

kann, das kann auch in vergangener Zeit ins Unendliche gedehnet werden, und also ohne Anfang gewesen seyn; welches eine ganz verkehrte Folgerung ist. Ich will beydes deutlich machen.

§ 8.

Wenn man nicht mit Worten spielen will, so kann nichts eigentlich **unendlich** seyn und heißen, als dasjenige, dem nichts in seiner Art weiter kann hinzugefüget werden. Folglich ist alles dasjenige in der That **endlich**, oder eingeschränket, dem sich noch ferner was hinzusetzen, oder das sich vermehren läßt. Denn in dem Puncte, so zu reden, wo das Wirkliche aufhöret, und das fernere Mögliche derselben Art angeht, da ist das Ende, oder da sind die Schranken des Dinges. Man mag diese Erklärung auf Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit, Kräfte, oder worauf man sonst will, ziehen: so wird sie allemal richtig gefunden werden. Jedes derselben ist alsdann und darum endlich und eingeschränket, so ferne sich der Zahl, Linie, Größe, Kraft, Zeit, und dem Raume, noch was hinzusetzen, oder ein mehres jeder Art gedenken läßt.

Ich behaupte aber auch eben daher, daß keine Zahl, und nichts, was zählbar ist, in der That unendlich sey, oder jemals unendlich seyn und werden könne: weil keine Zahl so groß ist oder gedacht werden kann, daß sie nicht vergrößert, ja mit sich selbst sollte vermehret werden können. Indem aber ihre Vermehrung ins **Unendliche** fortlaufen

und nimmer aufhören kann: so folget eben daraus, daß eine Zahl und alles zählbare, was ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer aufhöret, endlich zu seyn; folglich, daß ins Unendliche fortlaufen und unendlich seyn, ganz nicht einerley, sondern gerade entgegengesetzte Dinge sind. Dasjenige, was ins Unendliche vermehret werden kann, erreichet eben daher das Ziel der wahren Unendlichkeit nimmer; sondern es ist und bleibt immer einer Vermehrung fähig, und also endlich, es mag so viel vermehret seyn, als es will. Es kann also auch dem Unendlichen nimmer gleich kommen, noch ein Maaßstab davon werden, sondern ist durchaus anderer Art. Lasset nun Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit u. d. gl. ins Unendliche wachsen und zunehmen können: das stehe ich zu. Aber eben darum ist keine wirklich unendliche Zahl, Linie, Größe, Zeit, oder unendlicher Raum, möglich.

Wenn wir denn gleich einem die Freyheit liessen, die Reihe und Anzahl der verstorbenen Menschen, nach Gefallen, ins Unendliche zu vermehren: so erweist sich doch diese gewesene Anzahl und Reihe jetzt und allezeit von selbst als endlich; weil ausser denen, die bereits wirklich gelebet haben und im Reiche der Todten sind, noch immer mehrere gebohren und wieder zu ihren Vätern versammlet werden. Da sich also die Zahl und Reihe der gewesenen Menschen wirklich vermehret: so ist sie nicht so groß, daß ihr nichts in ihrer Art sollte hinzugefüget werden können; folglich ist sie nicht unendlich,

endlich, sondern endlich.* Und so verhält es sich auch mit der künftigen Reihe der Menschen, die

nach

* Ein gewisser Freund machete mir den Einwurf: Man könne sich die Anzahl der vorigen Menschen schon als unendlich vorstellen, ob sie gleich noch immer vermehret würden. Denn man solle sich nur eine Linie a——b gedenken, die gegen a ins Unendliche verlängert wäre, ob sie gleich noch in b aufhörete. Auf solcher Linie sollte man die gewesenen Menschen nach der Reihe in Gedanken stellen: so würde auch ihre Anzahl gegen a unendlich seyn, ob sie gleich gegen b noch immer wüchse.

Allein, dieser Einwurf erkläret die Unendlichkeit der Anzahl durch die Unendlichkeit der Linie; die eine falsche und erdichtete Unendlichkeit durch die andere. Man mag die Anzahl, man mag die Linie so viel in Gedanken vergrößern, als man will: so wird sich ausser ihr, so gut rückwärts, als vorwärts, eine mehrere Anzahl und Länge gedenken lassen. Wer diese Begriffe auf der einen Seite als unbestimmt betrachtet, der würde sich doch selbst betriegen, wenn er das, was er nicht bestimmen, oder dessen Ende er nicht absehen kann, in sich für unbestimmt, oder gar unendlich halten wollte. Alles Wirkliche muß in sich eine gewisse Bestimmung haben, ein gewisses Ding, in gewisser Zahl und Größe seyn. Aber eine in sich bestimmte Zahl oder Linie kann auch nicht einmal nach Willkühr so groß bestimmet werden, daß man nicht noch mehrere Einheiten und eine mehrere Länge darüber gedenken sollte.

Damit ich jedoch den erwähnten Einwurf, auf eine ähnliche Art, durch die Einbildung heben möchte: so nahm ich an, die Linie a——b sollte gegen a unendlich, und unendliche Menschen dorthin gestellet seyn. Weil nun, vermöge des zugestandenen, Linie

und

nach uns kommen können. Wenn sie gleich ins Unendliche, oder in Ewigkeit, fortläuft; so hören sie

und Zahl gegen b vermehret werden können: so setze ich mich etliche 1000 Jahre, oder, so es gefällig, etliche Millionen Jahre, weiter in die Welt, und stelle mir die Linie und die darauf gestelleten Menschen, wie sie alsdann seyn werden, vor. Wenn ich nun alsdenn 1000 Geburten oder Glieder mehr rechne, als jetzo gewesen sind, und die Linie folglich in b bis zu c verlängern muß: so stelle ich die beyden Linien mit ihren darauf gestelleten Menschen so gegen einander über, daß der letzte Mann von den 1000 künftigen, gerade gegen mich über, dessen Vater gegen meinen Vater, der Großvater gegen meinen Großvater, und so weiter aufwärts Mann für Mann gegen einander zu stehen kommen. Fraget sich, wen werden die 1000 Glieder, die hernach mehr seyn werden, bey a gegen sich über haben? Gewiß keinen, weil sie über die angenommene unendliche Zahl Menschen auf der Linie a——b sind. Ist denn aber nicht offenbar, daß die angenommene Linie und Zahl nicht unendlich sey, sondern in a einen Anfang gehabt habe, vor welchem sich andere mehrere Menschen gedenken lassen?

Hierauf wußte man mir nichts zu antworten, als nur dieses, daß die Mathematiker, wenn dem Unendlichen etwas zuwüchse, solches für Nichts achteten. Allein, ich erwiederte, es wäre nur der Unterschied, daß mein Etwas wirklich, jenes Nichts aber erdichtet sey, und die Wahrheit von meinem Etwas nicht aufhebe. Wenn nach vielen Jahren 1000 Glieder von Menschen wirklich mehr in der Welt werden gewesen seyn, und man wollte sie neben der jetzigen Reihe aufwärts einzeln gegen einander über stellen: so wollen doch die überschießenden 1000 Glieder bey a auch Platz haben, und lassen sich durch keine Erdichtungen aus der Welt hinaus denken. Auf die Weise könnte man

sie doch nimmer auf, vermehrbar zu seyn, und bleibt eben darum immer endlich und zählbar. Die zu jeder künftigen Zeit Lebenden geben der wirklichen Reihe so weit ihr Ende oder ihre Schranken, von welchen die Nachwelt angeht.

§ 9.

Der andere Irrthum bauet auf den vorigen eine neue, aber eben so unrichtige, Folgerung: Was aufs Künftige ins Unendliche fortlaufen kann, das könne auch aufs Vergangene ins Unendliche vermehret, und also unendlich und ohne Anfang gesetzet werden. Nun will ich hierbey nicht wiederholen, was ich eben erst erwiesen habe, daß ins Unendliche vermehrbar seyn, und unendlich seyn, nicht einerley, sondern gerade entgegengesetzte Dinge sind: und daß mithin die Reihe unserer Vorfahren dadurch nicht unendlich und ohne Anfang würde, wenn man sie gleich in Gedanken ins Unendliche vermehren wollte. Aber ich behaupte auch, daß man dieses nicht so von unsern Vorfahren, wie von unsern Nachkommen, heischen könne, daß sich ihre Reihe ins Unendliche vermehren lasse.

Der Unterschied ist ganz offenbar. Das Zukünftige ist nur möglich, aber nicht wirklich: und in möglichen Theilen steht es mir frey, noch im-

man sonst auch den wirklichen Raum vom Sirius bis zum gegen über stehenden Fixsterne zu Nichts in der Welt machen, und selbst das Unendliche durch ein grösseres Unendliches *vernichten*.

mer mehrere zu gedenken, und die Reihe nach Gefallen ins Unendliche zu verlängern. Aber wirkliche Theile haben ihre bestimmte Zahl, keines mehr, keines weniger: alle, die ich darüber gedenke, sind nicht wirklich gewesen, sind erdichtet und haben keine Wahrheit. Wie ich also irren würde, wenn ich unsere möglichen Nachkommen bis ins tausende Glied mit in der Reihe unserer wirklichen Vorfahren befassete: so steht es mir auch nicht frey, die Reihe derselben mit tausend, mit hunderttausend Gliedern u. s. w. ins Unendliche, nach Belieben, zu vergrößern. So viel ihrer wirklich gewesen sind, so viel sind gewesen, und nicht noch tausend Glieder mehr, die annoch nur möglich sind. Ist mir ihre Zahl unbekannt, so laß sie x heißen; es ist darum doch nicht x † 1000, es ist eine in sich bestimmte Zahl wirklicher Einheiten, die sich von einer ersten Einheit anfängt, und bis auf uns fortgeht.

Wenn einer einen königlichen Schatz betrachtet, so kann er wohl annehmen, daß sich derselbe ins Unendliche vermehren lasse: das ist eine mögliche Sache. Aber die Thaler, die schon wirklich in voriger Zeit gesammlet sind, kann er nicht, in der Berechnung nach Belieben ins Unendliche vermehren: das hieße, den König nur in Gedanken und auf dem Papiere ins Unendliche reich machen. Es ist eine wirkliche bestimmte, obgleich unbekannte, Zahl des Geldes da, kein Heller mehr oder weniger. Und wenn der Schatz nicht einen Anfang der Sammlung gehabt hätte, so würde er auch nicht ins Unendliche können vergrößert werden.

Lasset

Lasset nun die alten wirklich gesammleten Thaler die wirklichen Menschen bedeuten, welche bereits zu ihren Vätern versammlet worden; und die künftig ins Unendliche einzunehmenden Thaler die künftigen Menschen vorstellen: so werdet ihr sehen, der Begriff und die Sache sey wesentlich einerley. Wir dürfen mit den wirklichen Ahnen nicht nach Gefallen ins Unendliche spielen, und immer mehr gewesene Menschen in unsern Gedanken machen. Das heißt dichten, und des Dichtens kein Ende machen wollen. Es sind lauter einzelne Menschen, die vor uns gelebet haben, und ein jeder machet einen wirklichen Theil der Zahl und Reihe aus, und hat gegen uns ein bestimmtes Verhältniß eines Großvaters, Urältervaters, eines Ahnen im 99, im 687 Gliede, und so weiter. Es ist demnach die ganze Anzahl und Reihe, als eine wirkliche betrachtet, auf alle Weise bestimmt.

§ 10.

Bey diesem offenbaren Vernunftschlusse aus einer klaren Erfahrung wollte ich meinen Beweis anfangs bewenden lassen, und die historischen Gründe, wegen der Weitläuftigkeit, ganz vorbeygehen. Allein, weil ein neuer französischer Schriftsteller der Ewigkeit des menschlichen Geschlechtes aus der Geschichte einen Schein zu geben gesuchet: [7]

 so

[7] Le Monde, son Origine & son Antiquité. à Londres (wie der Titel lautet) 1751. 8. darinn der ungenannte Verfasser, nachdem er andere ausgeschrieben, auch Vergnügen findet, sich selbst auszuschreiben, indem er

so will ich doch, so kurz als mir möglich seyn wird, zeigen, daß die wahre Geschichte dem Anfange des menschlichen Geschlechtes nicht widerspreche, sondern vielmehr denselben durch mancherley Umstände bestätige.

§ 11.

Die Geschichte, sage ich, widerleget es nicht, daß die Menschen einst entstanden sind. Denn alle und jede Völker, von denen man Nachricht hat, kommen darinn überein, daß ihr Geschlecht einen Ursprung gehabt habe; ob sie gleich in der Zeit, Art und Ursache des Entstehens weit von einander abgehen. Die meisten gaben sich für indigenas, terrigenas, aborigines, ἐγγενεῖς, oder αὐτόχθονας aus,[s] welches alles nichts anders sagen

er im andern Theile ganze Seiten aus dem ersten, wörtlich, zugleich mit den Noten, wiederholet. So ist schon das erste Capitel des zweyten Theiles ganz aus dem 1 Th. p. 155–162. Wiederum, was p. 15. bis 19. steht, findet man 1 Th. p. 164–167. Ferner p. 21. sq. ist aus 1 Th. p. 162. sq. p. 48–52. aus 1 Th. p. 168–171. Dennoch hat man uns schon mit einer deutschen Uebersetzung dieses Buches gedrohet; und vielleicht würde auch der Hr. Uebersetzer keine Zeile davon umsonst zweymal geschrieben seyn lassen.

s Diodorus Siculus lib. 1. cap. 9. p. 12. fin. οὐ μόνον Ἕλληνες, ἀλλὰ καὶ πολλοὶ τῶν βαρβάρων ἑαυτοὺς αὐτόχθονας λέγοντες. Nicht allein die Griechen, sondern auch viele der Barbarn sagen, sie wären aus der Erde entsprossen. Siehe besonders von den Aegyptern, eben daselbst, cap. 10. sqq. von den Indi-

igen will, als daß ihre ersten Voraltern in
emselben Lande, wo sie jetzt wohneten, aus unser
ler Mutter, der Erden, Schooße gebohren wä-
n. Dieses Vorgeben schließt zwar einen göttli-
ien Werkmeister, der sie aus Leimen gebildet,
icht aus;[9] jedoch möchte wohl eines Theils die
nwissenheit, von ihrem undenklichen Herkom-
en aus einem andern Lande und Geschlechte, Ur-
che daran seyn, daß ein jedes Volk sich da ge-
haffen und erzeuget zu seyn glaubete, wo es wohnete.
Bey den meisten aber ist wohl ein Hochmuth Ur-
iche solcher Erdichtung gewesen, daß sie ihre Her-
unft keinem Fremden wollten zu danken haben,
der dessen Colonie und Abkömmlinge heißen.

Dieser Hochmuth war auch der Bewegungs-
rund, daß sich die Völker um die Wette alt zu
machen

Indianern, denselben lib. II. cap. 38. pag. 151. lin. 4. Pausanias lib. VIII. cap. 29. p. 661. von den Aethiopiern, den Diodorus lib. III. cap. 2. von den Scythen, denselben lib. II. c. 43. p. 155. lin. 79. von den Atheniensern, den Isocrates in Panegyrico p. 45. ed. H. Steph. und im Panathenaico p. 258. C. und den Euripides beym Plutarchus de Exilio p. 604. E. Justinus II. 6 &c. von den Arcadiern und Achivern, den Pausanias Eliac. lib. V. cap. 1. init. von den Sicanern, den Diodorus Sic. lib. V. c. 6. p. 335. lin. 95. von den Cretern, denselben lib. V. cap. 64. p. 381. von den Deutschen, Tacitus de Mor. Germ. cap. 2. & 4. von den Britanniern, Cæsar de Bello G. lib. V. cap, 12. Die Gallier wollten vom Dite Patre erzeuget seyn. Cæs. ibid. VI. cap. 18.

[9] Siehe des Tob. Pfannerus Systema Theologiæ Gentilis purioris cap. VII. § 2.

machen suchten, und sich eines göttlichen Ursprunges, und einer urkundlichen Nachricht von vielen tausend, oder hunderttausend Jahren rühmeten; hergegen anderer Völker Abstammung, und aller nützlichen Künste Erfindung, von sich ableiteten.[10] Die Babylonier waren wohl, nach Mosis Berichte, seit der allgemeinen Wasserfluth, die allerältesten; und von da aus war Aegypten bepflanzet worden.[11] Dennoch machtens ihnen die Aegypter streitig, und behaupteten, daß nicht allein die ersten Menschen, sondern auch die Götter, bey ihnen erzeuget wären:[12] sie hätten, wie nach Griechenland, Pontus, Arabia, Judäa, Syria, so auch nach Babylon, Colonien geschicket, und die Babylonier in der Sternkunde unterrichtet:[13] sie hätten alle Künste erfunden, und die Griechen hätten alle Theologie und

[10] Diodorus Sic. lib. I. cap. 9. fin. schreibt: περὶ δὲ τῆς τοῦ γένους ἀρχαιότητος οὐ μόνον ἀμφισβητοῦσιν Ἕλληνες, ἀλλὰ καὶ πολλοὶ τῶν βαρβάρων, ἑαυτοὺς αὐτόχθονας λέγοντες, καὶ πρώτους τῶν ἁπάντων ἀνθρώπων εὑρετὰς γενέσθαι τῶν ἐν τῷ βίῳ χρησίμων, καὶ τὰς γενομένας παρ᾽ αὐτοῖς πράξεις ἐκ πλείστων χρόνων ἀναγραφῆς ἠξιῶσθαι. Es streiten sich nicht allein die Griechen, sondern auch die Barbarn, welches Volk das älteste sey: ein jedes saget, sie sind aus der Erden entsprossen, und sie wären unter allen Menschen die ersten Erfinder nützlicher Dinge, und ihre Thaten wären von gar langen Zeiten des Aufzeichnens werth geachtet worden.

[11] Jacobus Perizonius in Originibus Babylonicis cap. 1. sqq. und in Ægyptiacis cap. 1.

[12] Diodorus Sic. lib. I. cap. 10. & 12. Mela I. 9.

[13] Idem, lib. I. cap. 28.

Weisheit von ihnen empfangen.[14] Ich
je nicht, ob Herodotus sich die Wahrheit
ntlassen, als ob der ägyptische König Psam-
s selbst den Phrygiern den Vorzug des
zuerkannt habe, nachdem er zween Knaben,
iß sie eine menschliche Sprache gehöret, er-
lassen, und diese von selbst beyde Bekos!
l das ist, auf Phrygisch, Brodt, ge-
.[15] Wiewohl auch die Scythen ihr Ge-
deswegen älter hielten, als der Aegypter,
ein höheres Land bewohneten, das nach der
inen Fluth zuerst trocken geworden, da Aegy-
ch unterm Wasser gelegen. Und Justinus
ihnen darum beyzustimmen.[16] Auch rühme-
die Aethiopier, daß sie die ersten Menschen,
Aegypter ihre Colonie wären.[17] Kurz! ein
Volk wollte sich durch Alter und Ahnen, durch
en Ursprung, und durch seine Erfindungen
usbreitung, vor andern, adeln, und kein
mling anderer heißen.

an sieht also schon aus diesem Bewegungs-
, daß man ihr Vorgeben für Nichts wei-
ls für eine Erdichtung, zu achten habe, die
er hochmüthigen Rangsucht erzeuget worden.
as erhellet auch aus der Unverschämtheit des
ens selbst, da die Aegypter eine Geschichte
000, die Babylonier von 470000, die Si-
neser

m, lib. I. cap. 11. sqq. item cap. 22. & 69.
rodotus, lib. II. sect. 2.
stinus, lib. II. cap. 1.
odorus Sic. lib. III. cap. 2. 3. p. 175. sq.

neser gar von mehrentheils neun Millionen Jahren vorgegeben haben. Denn die eine Lügen kostet nicht mehr Zeit, als die andere. **Cicero, Diodorus Siculus**, und andere Alte, haben dieser handgreiflichen Aufschneiderey schon gespottet. [18] Calli-

[18] Cicero lib. I. de Divinat. cap. 19. *Condemnemus hos* (Babylonios) *aut stultitiæ, aut vanitatis, aut imprudentiæ, qui CCCCLXX. millia annorum, ut ipsi dicunt, monumentis comprehensa continent, & mentiri judicemus, nec sæculorum reliquorum judicium, quod de ipsis futurum sit, pertimescere.* vide Eundem, lib. II. cap. 46. Diodorus Sic. lib. II. cap. 31. p. 145. lin. 57. *περὶ δὲ τοῦ πλήθους τῶν ἐτῶν, ἐν ὅσοις φασὶ τὴν θεωρίαν τῶν κατὰ τὸν κόσμον πεποιῆσθαι τὸ σύστημα τῶν Χαλδαίων, οὐκ ἄν τις ῥᾳδίως πιστεύσειεν. ἐτῶν γὰρ ἑπτὰ καὶ τεσσαράκοντα μυριάδας, καὶ τρεῖς ἐπὶ ταύταις χιλιάδας, εἰς τὴν Ἀλεξάνδρου διάβασιν γεγονέναι καταριθμοῦσιν, ἀφ' ὅτου τὸ παλαιὸν ἤρξαντο τῶν ἄστρων τὰς παρατηρήσεις ποιεῖσθαι.* Die Menge der Jahre, seit welcher die Gesellschaft der Chaldäer vorgiebt, den Himmel betrachtet zu haben, kann nicht leicht jemand glauben. Denn sie zählen von dem ersten Anfange ihrer Beobachtung der Sterne bis auf Alexanders Einfall in Asien 473000 Jahre. So saget er auch von den Aegyptern, lib. I. cap. 26. p. 30. lin. 92. *οἱ ἱερεῖς τῶν Αἰγυπτίων τὸν χρόνον ἀπὸ τῆς Ἡλίου βασιλείας συλλογιζόμενοι, μέχρι τῆς Ἀλεξάνδρου διαβάσεως εἰς τὴν Ἀσίαν, φασὶν ὑπάρχειν ἐτῶν μάλιστά πως δισμυρίων καὶ τρισχιλίων. ——— ἀπίστου δ' ὄντος τοῦ πλήθους τῶν ἐτῶν &c.* Die ägyptischen Priester geben vor, daß von der Zeit der Regierung der Sonne, bis zu Alexanders Zuge nach Asien, bey 23000 Jahre verstrichen sind. Diese Menge von Jahren aber

Callisthenes der Alexandern nach Asien begleitet, hat, nach des Porphyrius Berichte, in der Chaldäer Büchern nicht mehr himmlische Beobachtungen, als von 1903 Jahren vor Alexandern, gefunden, welches etwa bis zu Nimrods Zeiten hinaufsteigt.[19] Und Martinus Martini schreibt von den Sinesern, daß sie selbst ihre Nachrichten vor dem Fohy für verdächtig, und zum Theile lächerlich hielten.[20] Ueberhaupt reichet keines Volkes Geschichte, die einigen Glauben verdienet, weiter, als die Geschichte Moses nach der allgemeinen Fluth: so wie auch der Griechen Nachricht die Zeiten der Semiramis und des Ninus nicht übersteigt; und die Schreibekunst, oder vielmehr das Geschichtschreiben, vielleicht kaum so alt ist.[21]

Es

aber ist unglaublich. Syncellus in Chronico p. 17. sq. & 37. edit. Paris. 1652. in Fol. urtheilet von beyden Völkern, und ihren Geschichtschreibern, dem Berosus und Manetho, nicht besser. S. auch wieder den Herodotus, Euterpe § 11. des Shaw Voyage dans la Barbarie et le Levant. P. II. sub fin. und p. 183.(a)

[19] Perizonius in Origin. Babyl. cap. 1. p. 6. sq.

[20] Martinus Martini Decade I. Sinicæ historiæ, init. *Ante Fohyum quidem Imperatorem, constituta annalium suorum initia Sinæ ipsi pro suspectis habent, ut quæ falsa & ridicula quamplurima complectantur.* Ich halte dafür, daß es vergeblich sey, die sinesische Zeitrechnung, so wie die chaldäische und ägyptische, zu harmoniren; was sich auch M. Fourmont der ältere, sur l'origine des anciens peuples P. II. p. 392. sqq. nach vielen andern, für Mühe giebt.

[21] Macrobius in Somnium Scipionis, lib. II. cap. 10. *Quis*

Es mag aber darum seyn wie es will; so e[r-]
hellet doch aus allen das einmüthige Geständni[ß]
aller Völker, daß sie sich nicht für ewig gehalte[n,]
sondern einen Anfang ihres Geschlechtes erkann[t]
haben. [22] Denn die, welche ihre ersten Voräl[tern]
ursprünglich aus der Erde herleiteten, mußten j[a]
eine Zeit annehmen, da noch niemand von ihre[n]
Vorfahren gewesen. Die, welche ihren Ursprung vo[n]
den Göttern herholeten, oder vielmehr nur ihre erste[n]
Regen[ten]

Quis facile mundum semper fuisse consentiat? cum a[b]
hinc ultra duo retro annorum millia, de excellen[ti]
rerum gestarum memoria, ne Græca quidem exst[at]
historia? Nam supra Ninum, a quo Semiramis s[e-]
cundum quosdam creditur procreata, nihil præclarum
in libros relatum est. Diodorus Sic. lib. I. c. 9. p. 12
lin. 47. ἀδύνατον, τὴν εὕρεσιν τῶν γραμμάτων οὕτω[ς]
ἄγαν παλαιὰν, ὥστε τοῖς πρώτοις βασιλεῦσιν ἡλικιώτιδ[α]
γενέσθαι. εἰ δέ τις καὶ τοῦτο συγχωρήσειε, τό γε τῶ[ν]
ἱστοριογράφων γένος παντελῶς φαίνεται νεωστὶ τῷ κοιν[ῷ]
βίῳ συνεσταμένον. Es ist nicht möglich, daß di[e]
Erfindung der Schreibekunst so alt sey, daß s[ie]
denen ersten Regenten gleich kommen sollte. Un[d]
wenn man das auch zustünde, so erhellet doch
daß die Geschichtschreiber erst ganz neulich zum
Nutzen der Menschen entstanden sind. Siehe auc[h]
Platonem de Rep. lib. III init.

[22] Es sind bloß einige Weltweise gewesen, die, in ih-
rem erdichteten Lehrgebäude, Welt und Mensche[n]
ewig gemachet haben, welche Censorinus, de die na-
tali cap. 4. erzählet, dabey Lindenbrogs Anmerkun-
gen zu sehen sind. Wiewohl Buddeus, in Histori[a]
Ecclef. V. Test. Tom. I. p. 75. sqq. die meisten vo[n]
dieser Zahl ausnimmt, und allein den Ocellus Lu-
canus und Aristoteles läßt.

Regenten und Wohlthäter vergöttert und unsterblich erkläret hatten, wie die Aegypter, Babylonier, Creter, Pelasger, und viele andere thaten, dachten an keine andere, als erschaffene oder erzeugete Götter, das ist, an Menschen, die selbst entstanden wären. Die alten Perser, und mehr andere, sagetm ausdrücklich, daß die Welt und die Menschen von Gott erschaffen wären. [23] Die Sineser setzen, ungeachtet ihrer langen Zeitrechnung, einen ersten Menschen, den sie Puoncuum nennen. [24] Es hat demnach kein Volk, nicht einmal mit allen Lügen, jemals Anspruch an die Ewigkeit gemachet; und die wahre Geschichte reichet nicht über den Nimrod, oder über Moses Nachrichten. Wenn man daher Moses auch nur bloß als den ältesten Geschichtschreiber ansehen will: so hat man alle Ursache, seiner Beschreibung von der Abstammung und Verbreitung der Völker völlig Glauben beyzumessen. Man sieht offenbar, daß er darinn durch keine solche Ehrsucht, wie andere, getrieben worden: weil er alle andere Völker damaliger Zeit älter machet, als das seinige. Es ist aus unterschiedlichen Stellen seiner Bücher zu erkennen, daß er noch ältere Urkunden vor sich gehabt, woraus er seine Nachricht genommen. Die Namen der Stamm-

[23] Thom. Hyde de Religione vet. Persar. p. 164. sqq.

[24] Martinus Martini in Sinicæ Historiæ Decade I. init. Wiewohl andere den Noah daraus machen, und den Namen durch l'ancien ou l'ainé de l' Arche, erklären. Fourmont P. II. p. 437. die mehresten machen den Fohi zum Noah. ibid. p. 398. sq.

Stammväter, die er angiebt, stimmen mit den Namen der Völker und Länder überein: und die heidnischen Geschichtbücher bestätigen selbst die Wahrheit der Bücher Mosis in diesem Stücke; wie der vortreffliche **Bochart** in seiner Geographia sacra genugsam gewiesen.

§ 12.

Man darf sich nicht wundern, daß die neuern griechischen und römischen Geschichtschreiber von den allerersten Bewohnern wüster Landschaften nichts erwähnen. Sie sind zu neu und unwissend. Man kann aber solches nicht zu einem Beweise drehen, daß keine Historie davon Nachricht gebe; daß, was man davon saget, lauter Fabel sey, und daß in jedem Lande allezeit Leute gewohnet haben. So schließt aber der ungenannte Franzose. [25] Er leugnet nämlich, daß uns die Geschichte, durch die Erwähnung der alten Colonien, lehre, die Welt sey nach und nach allmälig bevölkert worden. Man glaubet z. E. saget er, [26] daß

[25] Le Monde, son Origine & son Antiquité, à Londres 1751. 8. Part. I. p. 218. wo der Verfasser leugnet, *que l'Histoire nous apprend, touchant les anciennes colonies, que le Monde se soit peuplé successivement & peu à peu.*

[26] *On croit, par exemple, que les Egyptiens & les Pheniciens ont peuplé la Grece; que les Grecs & les Lydiens ont peuplé l' Italie; que les Phenicieus & les Celtes ont peuplé l'Espagne, & ainsi des autres pays. Examinons donc ce qui nous reste de l'Antiquité sur les colonies: faisons voir que, selon les Historiens anciens, tous les pays, où elles ont été envoyées,*

ß die Aegypter und Phönicier Griechen-
nd, die Griechen und Lydier Italien, die
hönicier und Celten Iberien, und so weiter,
setzet haben. Lasset uns denn untersuchen,
was wir aus dem Alterthume von diesen Co-
nien wissen: ich will aus den alten Ge-
hichtschreibern zeigen, daß alle die Länder,
o sie hingeschicket sind, schon vor ihrer An-
unft bewohnet gewesen: ich will zeigen,
aß die alten Colonien in nichts, von denen,
elche die Europäer jetzt nach der neuen Welt
hicken, unterschieden gewesen sind; und
ill daraus auf eine augenscheinliche Art
arthun, daß, wenn wir nichts, als die Ge-
hichte, zu Rathe ziehen, es schlechterdings
nmöglich sey, bis auf die ersten Zeiten zu
mmen, wo die Erde zum erstenmal be-
ölkert worden; und daß folglich alles, was
avon über einen gewissen Zeitpunct gesaget
ird, nichts, als ein Gedicht und leere
Muthmaßung, sey.

C 2 Er

*envoyées, étoient habités avant leur arrivée: mon-
trons, que les colonies anciennes ne differoient en
aucune maniere de celles, que les Européens envoyent
aujourd'hui dans le nouveau Monde; & prou-
vons par là d'une maniere évidente, qu'à ne consul-
ter que l'Histoire, il est absolument impossible de
remonter à ces premiers tems, où la terre a com-
mencé d'être peuplée, & que par consequent tout
ce qu'on dit sur ce sujet au delà d'un certain point,
n'est que fable & conjecture frivole.*

Er beruft sich desfalls auf Zeugnisse des Pausanias, Strabo, Dionysius Halicarnasseus, Varro, Plinius, Nepos, und Justinus; übergeht aber den Moses ganz und gar mit Stillschweigen. Allein, wer aufrichtig nach den ersten Einwohnern unbewohneter Länder forschet, würde der sie bloß in solchen neueren Geschichtschreibern suchen? Die konnten ja nichts davon wissen, weil schon so viele Jahrhunderte verflossen, und so viele Züge und Veränderungen geschehen waren, daß sie nur von weniger damaligen Einwohner Abkunft aus mündlicher Sage Nachricht haben, aber von den ersten Besitzern der Länder nichts erfahren konnten. Warum übergeht aber dieser Verfasser den Moses, als den ersten Geschichtschreiber, der den ältesten Zeiten und Urkunden viel näher gewesen, und in dem Lande wohnete, welches die Pflanzschule vieler andern war?

Kann man nun das Billigkeit und Unpartheylichkeit heißen, daß der Mann bey dieser Frage des Moses ganz nicht erwähnet, als ob er nicht in der Welt gewesen wäre, oder als wenn er keine Geschichte der ältesten Zeiten geschrieben hätte, oder, als wenn es schon ausgemachet wäre, daß dessen Zeugniß in diesem Stücke falsch und nicht einmal einer Erwähnung würdig sey? Ist es demnach vernünftig, aus der Unwissenheit und dem Stillschweigen neuerer Schriftsteller, gegen den Bericht des ältesten Geschichtschreibers, einen Beweis zu ziehen, daß dasjenige gar nicht gesche-

geschehen sey, was diese nicht erwähnen, und gewußt haben? [27]

Wenn wir also auch zugäben, daß obgenannte Griechen und Römer, bey allen Colonien, welcher sie gedenken, schon ein bewohnetes Land vorgefunden: daß Pelops die Danaer vorgefunden, Danaus den Gelanor aus Argos vertrieben, welcher vom Inachus abstammete, daß vor Cadmus in Böotien schon die Aoner, Temnicer, Leleger und ...anther gewesen, und so weiter; so beweist dieses doch nichts mehr, als daß die Griechen, weiter von ältern Zeiten Nachricht zu geben, nicht mehr fähig waren; es beweist aber ihre Unwissenheit und ihr Stillschweigen im geringsten nicht, daß die Länder niemals unbewohnet gewesen. Das ist eben so unrichtig geschlossen, als wenn man im Gegentheil

[27] Bochart saget in der Vorrede zu seinem Phaleg, in Vergleichung der mosaischen Nachrichten mit den heidnischen: *Neque enim aliud quidquam superest, unde priscarum gentium origines exsculpamus. Nam Chaldæorum, Phœnicum & Ægyptiorum monumenta pridem consumpsit ætas. Et Saiticus ille sacerdos, Patenit nomine, de quo Proclus post Platonem in Timæo, Græcos merito asserebat semper esse pueros nec unquam senes, utpote veræ vetustatis prorsus ignaros. Proinde, quoties de rebus vetustis sermonem instituunt, ad ridiculas fabulas devolvuntur: atque alii se ex quercubus aut lapidibus, alii ex fungis, alii ex cicadis, alii ex formicis, alii ex draconis dentibus se fabulantur ortos. Quis porro gentium aliarum incunabula & primordia edoceri posse se putet ab iis, qui de propria origine talia mentiuntur?*

theil aus der Unwissenheit und dem Stillschweige der Griechen, wer vor den Aonern, Temnicern u. s. w. in Böotien gewohnet, schließen wollte also hat niemand das Land vorher bewohnet.

Der Verfasser schließt auch wider die Ab sicht und Meynung seiner Geschichtschreiber selbst Denn, wenn sie vor denen Colonien schon Einwoh ner des Landes setzen, so sagen sie ja dadurch nicht daß dieselben die ersten und ewig gewesen: oder wenn sie auch sprechen, die und die Völker hätten das Land anfangs oder zuerst bewohnet; (initio primi tenuerunt) so ist das allemal mit der Ein schränkung zu verstehen, die Ersten, davon wi Nachricht haben. Denn daß sie vielmehr allent halben zuerst ein unbewohnetes Land voraussetzen erhellet daraus, weil sie die ersten Einwohner jede Landes, die keine Ankömmlinge oder Colonien wa ren, als terrigenas, aus der Erden erzeugete Men schen, ansahen; folglich eine Zeit annahmen, da jedes Land noch gar keine Einwohner gehabt. Ta citus saget hergegen von den Britanniern zweifel haft: [28] **Was für Menschen zuerst Britan nien bewohnet haben, ob es Eingeborn oder Fremdlinge gewesen, das ist unbe kannt, weil es Barbarn sind.** Er muth maßet aber aus ihrer Gestalt und ihren Gewohn heiten, daß es Ankömmlinge sind, und daß einig aus Germanien, andere aus Iberien, andere aus Gallien entsprossen. Er setzet also zweyerley Fälle wi

[28] Tacitus in Vita Agricolæ, cap. 11.

ie die Länder zuerst haben können besetzet werden, entweder durch Eingebohrne, oder durch Ankömmlinge. In beyden Fällen aber wird ein unbewohnetes wüstes Land vorausgesetzet. So rühmeten sich auch die Athenienser, daß sie allein in ganz Griechenland keine Ankömmlinge, sondern Eingebohrne wären: [29] sie gaben also dadurch zu verstehen, daß alle übrige Länder Griechenlandes, ausser Attica, vor der Ankunft dieser Fremdlinge keine einheimische Einwohner gehabt hätten.

Wenn auch gleich die späteren Colonien, denen die neueren griechischen und römischen Geschichtschreiber erwähnen, nicht alle vorhergehende Einwohner ausschließen: so beweisen sie doch, daß die Länder durch den Zuwachs dieser neuen Einwohner (wenn nur die alten nicht gänzlich vertrieben oder getödtet sind) weit stärker bevölkert worden. So ist kein Zweifel, daß Britannien durch den Uebergang der Celten, Gallier, Iberier, und hernach, der Römer, Dänen und Angelsachsen von Zeit zu Zeit immer volkreicher geworden ist, als vorhin; welches ich bald drunten umständlicher aus den häufigen Waldungen des alten Britanniens, und aus unverwerflichen Urkunden darthun werde. Und so verhält es sich ebenfalls mit den Colonien anderer Länder; wie wir noch an America sehen, welches die Europäer, durch ihre Colonien, in seinen häu-

 figen

29 Siehe die Stellen des Isokrates, Euripides und Justinus, die ich oben pag. 26. not. 8. angeführet habe.

sigen wüsten Plätzen, schon weit mehr bevölk und noch viele Jahrhunderte nach uns bevölk werden. Demnach beweisen doch auch die neue Colonien allerdings, was der Verfasser nicht zu stehen wollte, daß die Welt nach' gerade imm mehr und mehr bevölkert worden: und das ist hist scher Grund genug, den ersten wüsten Zustand Erdbodens und den ersten Anfang des menschli Geschlechtes daraus zu schließen; die Geschichte a selbst von der allerersten Welt können wir vo neuen Schreibern, als die Griechen und Rö waren, nicht erwarten, noch verlangen.

§ 13.

Ich komme also nun zu den Umständen Geschichte, welche den Anfang des menschli Geschlechtes bestärken; und will nur einige we derselben auslesen, die jedem in die Augen leuchte

Zi

z) Der Herr David Hume hat unlängst, in s Political Discourses P. II. num 10. von der M der Menschen bey den alten Nationen, mit v Belesenheit und guter Einsicht gehandelt, von cher Betrachtung in dem hamburgischen Mag im X Bande, p. 451. sqq. und p. 563. sqq. Uebersetzung zu finden ist. Er streitet für Menge in neueren Zeiten, und machet viele Z nisse der alten Geschichtschreiber von einer d ligen ungeheuren Anzahl Menschen, nicht Wahrscheinlichkeit, verdächtig und lächerlich Gegentheil behauptet Wallace in A Dissert on the Numbers of Mankind in ancient and dern Times: in which the superior Populo of Antiquity is maintained: with an Appendix-

Zuerst berufe ich mich darauf, daß beynahe
nz Europa vor Zeiten viele ungeheure Wälder,
d sehr wenig Städte, Flecken und Dörfer ge-
bt. Daraus ist offenbar, daß es überhaupt viel
bewohnter gewesen, als jetzo. Denn in einer
ßen Stadt wohnen jetzo oft so viel Menschen
sammen, als in einer ganzen Provinz Landleute
yn mögen, die des Ackerbaues und der Viehzucht
arten. Was fasset denn nicht die Menge der
Städte und Flecken, womit Europa jetzt an den
meisten Orten besäet ist, für eine unermeßliche
Zahl Menschen? Wenn also die Geschichte dem
größten Theile des alten Europa die vielen Städte
und Flecken nimmt: so nimmt sie ihm auch diese
große Anzahl der Einwohner. Aber selbst auf
dem Lande können vormals wegen der Wälder lange
so viel Menschen nicht gewohnet haben, als jetzo;

 sondern

some Remarks on Mr. Hume's Political Discourse of the Populousness of ancient Nations. Edinburgh 1753. 8. Dieses Buch ist noch ausführlicher, und enthält viel gute politische Betrachtungen. Der Verfasser leugnet aber gar nicht, daß sich die Menschen auf dem Erdboden vermehret haben, sondern er suchet nur darzuthun, daß eine Zeit gewesen, da die Erde volkreicher war, als sie jetzt ist, und leget die Schuld dessen auf manche natürliche und sittliche Hindernisse neuerer Zeiten. Vielleicht erhält man durch Vergleichung beyder Schriftsteller, deren jeder nur seine Welt zu bevölkern bemühet ist, nähere Einsicht von der Wahrheit. Unterdessen sehe ich nicht, daß einer von beyden, die von mir gebraucheten allgemeinen Gründe gebrauchet oder widerleget habe.

sondern es muß an den meisten Orten sehr öde und wüste gewesen seyn. Denn solche dicke und weit auslaufende Wälder, als die Historie angiebt, müssen viele hundert, ja tausend Jahre vor Menschen Friede gehabt haben, aufzuwachsen und sich zu verbreiten; und in denselben können nur wenig Leute ihre Nahrung finden. Je mehr aber die Menschen zunehmen, desto mehr müssen Bäume und wilde Thiere weichen, und das Land zum Kornbaue angewandt werden. Wären also Menschen ewig: so müßte auch der Erdboden von undenklicher Zeit eben so stark, ja noch weit stärker besetzet gewesen seyn, als er jetzo ist; und könnte vor 2000 Jahren nicht so wild, wüste und einsam ausgesehen haben, als ihn die Geschichte darstellet; oder so wenig Menschen befasset haben, als wir von manchen Ländern lesen.

Lasset uns denn das alte Europa ein wenig durchwandern. Spanien oder Iberien ist wohl in Europa zuerst am stärkesten, und zwar, nach des Varro Berichte, durch die asiatischen Iberier, Perser, Phönicier, Celten und nachmals durch die Carthaginenser oder Punier besetzet gewesen:[31] weil es wegen der gemäßigten Luft und des guten Bodens gleichsam für ein Paradies gehalten ward, wo die elysischen Felder wären, wie Strabo aus dem Homerus zeiget.[32] Das ist aber hauptsächlich nur

31 Das berichtet aus dem Varro der Plinius Hist. Nat. lib. III. cap. 1.

32 Strabo Geogr. lib. III. Tom. I. p. 223. aus des Homerus Odyss. δ. 568.

von der Küste an dem mittelländischen Meere
erstehen; sonst hat es noch im Lande ziemlich
ausgesehen. Die Lusitanier ließen den Acker
liegen, und macheten ein Handwerk daraus,
einander und die jenseits des Tagus wohnenden,
Krieg und Räubereyen zu überziehen: [33] daher
Landes innere Fruchtbarkeit nicht gebrauchet
d, und wüste lag. Auch waren die übrigen
... innerhalb Landes, und gegen die pyrenäi-
... Gebirge, alle sehr kriegerisch, hart, und rau-
... Lebensart; wie die Römer oft erfahren ha-
... Strabo berichtet von dem Posidonius, daß
... Polybius gespottet habe, wenn er geschrie-
, daß Grachus in Celtiberien drey hundert
... erobert; und saget, daß er, nur den Tri-
... des Grachus zu erheben, aus einzelnen Thür-
... oder Schlössern, welche man nämlich wider
Räubereyen erbauet hatte, Städte gemachet;
so hätten auch andere Geschichtschreiber, wenn
tausend Städte in Spanien gezählet, die Dör-
für Städte gerechnet. [34] Denn, fährt er fort,
Natur des Landes leidet nicht viel Städte,
gen des magern, dürren und rauhen Bo-
... (welches Strabo auch kurz vorher als
bergicht

[33] Strabo lib. III. pag. 231. οἱ πλείους αὐτῶν, τὴν ἀπὸ τῆς γῆς ἀφέντες βίον, ἐν λῃστηρίοις διετέλουν καὶ πολέμῳ συνεχεῖ, πρός τε ἀλλήλους καὶ τοὺς ὁμόρους αὐτοῖς, διαβαίνοντες τὸν Τάγον. ——— καὶ συνέβαινε τὴν χώραν ἀμελουμένην, τοῦ ἔχειν ἄνευ τῶν ἐμφύτων ἀγαθῶν, οἰκεῖσθαι δ' ὑπὸ λῃστῶν.

[34] Strabo lib. III. p. 247.

bergicht und waldicht beschrieben.) Auch förd
die Lebensart und Gewohnheit der E
wohner (wenn man die an der Seeküste w
unten ausnimmt) dergleichen gar ni
Denn die, welche in Dörfern wohnen, sind
meiniglich wilder Art; und so sind die m
sten Iberier. Die Städte aber selbst k
nen die Menschen nicht leicht zahmer n
chen, wo noch die meisten in Wäldern wohn
und ihre Nachbarn überfallen. [35] Von den
len Wäldern Spaniens in den oberen Gegenden r
Strabo kurz vorher, und Bochart bestätiget es
andern Schriftstellern. [36] Wie aber Spanien nach
Zeit an Einwohnern stark zugenommen, und wi
abgenommen habe, das ist eine sehr bekannte Sa

Was Gallien betrifft; so war es gleich f
schon, zu Cäsars Zeiten, ziemlich bevölkert; a
dennoch viel waldichter und folglich öder, als
jetzo ist. Cäsar gedenket des arduennischen W
des, als des größten in ganz Gallien, welcher
dem Ufer des Rheines, bey den Trevirern (zwisc
dem Rheine und der Maas) bis an die Nerv

[35] Strabo lib. III. p. 247. οὔτε γὰρ ἡ τῆς χ
φύσις πόλεων ἐπιδεκτικὴ πολλῶν ἐστι διὰ τὴν λυπρότ
καὶ διὰ τὸν ἐκτοπισμὸν, καὶ τὸ ἀνήμερον. οὔτ
βίοι καὶ αἱ πράξεις αὐτῶν (ἔξω τῶν κατὰ τὴν π
λίαν τὴν καθ' ἡμᾶς) ὑπαγορεύουσι τοιοῦτον ἐ
ἄγριοι γὰρ οἱ κατὰ κώμας οἰκοῦντες τοιοῦτοι
πολλοὶ τῶν Ἰβήρων. αἱ δὲ πόλεις ἡμεροῦσιν οὐδ' α
ῥᾳδίως, ὅταν πλεονάζῃ τὸ τὰς ὕλας ἐπὶ κακῷ
πλησίον οἰκούντων.

[36] Strabo, p. 245. Pochart Geogr. S. p. 694.

s ist, bis an die Schelde, mehr als 500000 chritte gereichet. [37] Wiederum von den Mena-rn und Morinern spricht er, daß sie lauter zu-mmenhängende Wälder und Moräste gehabt, ohin sie geflüchtet; und daß er einige Tage her-irch, mit unglaublicher Geschwindigkeit, durch n Wald gehauen; aber daß sich diese Völker nmer tiefer in den Wald gezogen, und er wegen ngefallener üblen Witterung von dem Beginnen abe abstehen müssen. [38] Dieser Wald hat folg-lich

[37] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 29. *Arduenna silva est totius Galliæ maxima, atque ab ripis Rheni finibusque Trevirorum ad Nervios pertinet, millibusque amplius D in longitudinem patet.* vide & lib. V. cap. 3.

[38] Cæsar lib. III. cap. 28. *quod continentes silvas ac paludes habebant, eo se suaque omnia contulerunt.* & cap. 29. *Cæsar silvas cædere instituit ——— incredibili celeritate magno spatio paucis diebus confecto, ——— cum ipsi densiores silvas peterent; ejusmodi tempestates sunt consecutæ, ut opus necessario intermitteretur.* vide & IV. 38.

Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les observations de Messieurs Bouguer & de la Condamine. Paris 1749. 4. p. XIV. saget von der abendlichen Küste in Peru, wegen der vielen Wälder: *il est peu vraisemblable, que cette côte, malgré ce que rapportent les premiers voyageurs qui l'ont parcourue, ait jamais été tres peuplée.* Und er wendet eben diesen Grund auf das alte Gallien an: *Des forets immenses ne sont pas propres à faire subsister un grand nombre d'habitans. C'est une contradiction, que n'ont pas senti quelques Ecrivains d'ailleur tres habiles, qui ont crû, par exemple,* que

lich von dem Rheine und der Maas bey dem jetzigen Flecken Nümagen (Noviomagus Trevirorum) bis an Calais gereichet. Damit stimmet überein, was Strabo von den Galliern überhaupt saget, sie legeten sich mehr auf den Krieg, als auf den Ackerbau. [39]

Bey der Schweiz, oder vielmehr Helvetien, dürfen wir nicht einmal auf die Beschaffenheit des Landes sehen; wir wissen die Anzahl der alten Einwohner zu Cäsars Zeiten ganz genau. Denn als sie (ihrer jetzigen Neigung ganz entgegen) sich entschlossen hatten, sämmtlich, mit Weibern und Kindern, ihr Land zu verlassen, und in Gallien einen bessern Sitz zu suchen, fand Cäsar, nachdem er sie geschlagen hatte, in ihrem eigenen Verzeichnisse, daß ihrer in allen 263000 Köpfe ausgezogen wären. Die hatten vorhin in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnet. Nun kamen ihrer nur etwa 110000 wieder zurück, nachdem die übrigen aufgerieben waren. Helvetien aber hatte damals beynahe eben die Gränzen, wie die jetzige Schweiz. [40] Welche eine geringe Anzahl Menschen

que les Gaules du tems Romains étoient beaucoup plus peuplées que ne l'est maintenant la France; quoique presque tout le pays fut alors rempli de bois.

39 Strabo lib. IV. p. 269. μαχηταὶ μᾶλλον ἢ γεωργοί.

40 Man sehe den Cäsar de B. G. I. 29, 2. 26, 5. Die Anzahl der Helvetier, welche im hamburgischen Magazin X. B. p. 616. aus dem Hume 36000 angegeben wird, soll, nach dem Cäsar, 368000 heißen. Allein, in dieser Zahl waren die Tulinger,

aren also 263000 gegen die jetzige? und en sich die wenig überbliebenen seit der Zeit et?

e Cäsar das erste mal nach Britannien über- so landete er ungefähr gegen Calais über, d sogleich, wie er ins Land einrücken wollte, de in Wäldern versteckt, woraus sie ihn an- [41] Hernach zum andern Male, wie er etwas indringen wollte, mußte er sich ebenfalls e aus den Wäldern heraussetzende Feinde lagen, bis er an die Temse kam, wo er ssivellaunus, als Heerführer der Britannier, m in unwegsamen Waldungen antraf, da- Menschen und Vieh versammlet, und sich n verhauen hatte. [42] Das hieß bey den Britan-

, Latobriger, Rauracer, Bojer, die mit den lvetiern ausgezogen waren, auch begriffen; Helvetier allein werden nicht mehr, als 263000 echnet.

är lib. IV. cap. 32. *hostes* —— *noctu in sil. delituerant: tum dispersos* —— *subito adorti, ueis interfectis, reliquos incertis ordinibus pertur- verant.*

är lib. V. cap. 15. *ut nostri omnibus partibus su- iores fuerint, atque eos in silvas collesque compu- lent.* —— *at illi subito se ex silvis ejecerunt*). 19. *Cassivellaunus* —— *itinera nostra serva- t, locisque impeditis atque silvestribus sese occul- iat, atque iis regionibus, quibus nos iter facturos noverat- pecora atque homines ex agris in silvas opellebat,* & *quum equitatus noster libe- is* —— *se in agros effunderet, omnibus viis is semitisque essedarios ex silvis emittebat.*

Britanniern eine Stadt, wenn sie sich mit umgehauenen Bäumen, und mit einem Walle und Graben verschanzet hatten; sonst wußten sie damals von keinen Städten. [43] So beschreibt Dio die Britannier gleichfalls, daß sie sich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufgehalten, keine Städte, Mauren oder Ackerbau gehabt, sondern von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln gelebet hätten. [44] Wie öde muß also Britannien damals noch gewesen seyn, da jetzo dergleichen Wälder, zumal in dem unteren Theile vergeblich gesuchet werden? Ob nun gleich Britannien nach der Zeit durch die Römer, Angelsachsen und Dänen, noch mehr bevölkert worden: so hat doch **Matthäus Hale** in seinem Buche vom ersten Anfange des menschlichen Geschlechtes, aus dem Originalverzeichnisse des Königs Wilhelm I, über alle Städte, Flecken und Dörfer Englandes, gezeiget, daß sich die

[43] Cæsar lib. V. cap. 21. *Cognoscit, non longe ex loco oppidum Cassivellauni abesse, silvis paludibusque munitum ——— Oppidum autem Britanni vocant, quum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandæ causa convenire consueverunt.*

[44] Dio Cassius p. 222. lin. 26. & 957. lin. 87. ἔς τε τὰ ἕλη καὶ ἐς τὰς ὕλας κατέφυγον. p. 1280. lin. 69. νέμονται ὄρη ἄγρια καὶ ἄνυδρα, καὶ πεδία ἔρημα καὶ ἑλώδη, μήτε τείχη, μήτε πόλεις, μήτε γεωργίας ἔχοντες, ἀλλ' ἐκ τῆς νομῆς καὶ θήρας, ἀκροδρύων τέ τινων, ζῶντες, p. 1281. lin. 89. ἐν ταῖς ὕλαις τῷ τε φλοιῷ καὶ ταῖς ῥίζαις διατρέφονται. Siehe auch den Herodianus lib. III. cap. 14, 10. sqq.

ie Anzahl der Einwohner, in den sechshundert Jahren bis auf Halens Zeit, über zwanzigmal vermehret habe, ungeachtet das Reich mittlerweile mehr innere Verwüstungen, als irgend ein anderes, ausgestanden.[45] Wenn man also bis auf die ältesten Zeiten Britanniens zurück denket; wie wüste und öde muß es nicht gegen die jetzigen Zeiten gewesen seyn?

Deutschland war vormals noch weit wüster. Denn, wie Cäsar schreibt, so rechneten es sich die Völker Germaniens zum größten Lobe, daß sie um sich herum alles verheereten, und weit und breit mit einer Einöde umgeben waren. Das, meyneten sie, sey ein Merkmaal der Tapferkeit, wenn die Nachbarn sich vertreiben ließen, und wichen; niemand aber das Herz hätte, sich neben ihnen zu setzen.[46] Auf Ackerbau hielten sie nichts, und niemand besaß einen gewissen Strich eigenen Landes; sondern die Obrigkeit, oder der Fürst, theilete jeder Familie mit ihren Verwandten, die sich zusammen gethan, jährlich, so viel Land aus, als ihm gut dünkete, und wo es ihm beliebete: im folgenden Jahre aber nöthigte er sie, wo anders hinzugehen, damit sie sich nicht an einen Ort gewöhnen, und den

45 Matth. Hale lib. citat. Sect. II. cap. 10. p. 341. sqq. edit. Germ. ab Henrico Smettaw curatæ. Cöln an der Spree 1684. Fol.

46 Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 23. *Civitatibus maxima laus est, quam latissimas circum se, vastatis finibus, solitudines habere: hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere, neque quenquam prope se audere consistere.*

den Ackerbau der Kriegeslust vorziehen sollt
Wenn daher Cäsar über den Rhein geht, so
es gleich von den Sigambrern: sie hätten
Wälder und Einöden versteckct.[48] Taciti
kräftiget dieses: Es ist bekannt genug, sa
daß die deutschen Völker in keinen Städten
nen; ja, daß sie nicht einmal leiden, wenn m
sich bey einander setzen wollten. Ein jeder h
allein und abgesondert auf, wo ihm eine
ein Feld oder Wald gefällt.[49] Er bes
mithin das Land als ganz scheußlich. Wer
sich nach Germanien begeben, wenn es nich
sein Vaterland wäre? da der Boden so sc
die Luft so rauh, und alles unbebaut und t
aussieht. Das Land ist allerwärts voll für
cher Wälder, oder voll häßlicher Moräste;
tragende Bäume aber können nicht darinn fo

47 Id. ibid. c. 29. *Minime omnes Germani agric
student. c. 22. *agriculturæ non student* —
quisquam agri modum certum aut fines propr
bet; sed magistratus ac principes, in annos si
gentibus cognationibusque hominum, qui una co
quantum eis, & quo loco visum est, attribuun
atque anno post alio transire cogunt — ne
consuetudine capti, studium belli gerendi agric
commutent. Siehe auch den Strabo lib. VII.
p. 446.

48 Id. lib. IV. c. 18. *se in solitudinem ac silvas a*
rant. vid. & cap. 19.

49 Tacitus de Mor. Germ. cap. 16. *Nullas Germa*
populis urbes habitari, satis notum est: ne pa
dem inter se junctas sedes. Colunt discreti
versi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

men. Die Einwohner nehmen, nach dem Verhältnisse ihrer Anzahl, bald diese bald jene Felder in Besitz, und wechseln damit alle Jahre ab; es bleibt aber Land über. Denn sie sind lange so arbeitsam nicht, als der Boden noch fruchtbar und geräumig ist.[50] Cäsar saget von den Deutschen, besonders denen Suevern, daß sie beständig auf der Jagd lägen; und er beschreibt die Elendthiere und Auerochsen weitläuftig, welche in dem Hercynischen Walde durch ganz Germanien gejaget sind;[51] da sie doch jetzt aus ganz Deutschland vertrieben worden, und sich kaum mehr im Preußischen in geringer Anzahl aufhalten. Der Hercynische Wald, welchen Plinius mit der Welt selbst zugleich gezeuget zu seyn glaubet, gieng damals, nach Cäsars Berichte, vom Rhein, bey den Helvetiern, Nemetern und Nauracern an. Die Breite konnte ein hurtiger Fußgänger nicht unter neun Tagen abgehen: aber es war keiner in Germanien, der sich rühmete, daß er das Ende seiner Länge erreichet

hätte,

[50] Idem c. 2. *Quis porro — Germaniam peteret? informem terris, asperam cœlo, tristem cultu aspectuque, nisi patria sit?* cap. 5. *Terra — in universum aut silvis horrida, aut paludibus fœda — frugiferarum arborum impatiens.* cap. 26. *Agri, pro numero cultorum, ab universis per vices occupantur — arva per annos mutant; & superest ager: nec enim cum ubertate & amplitudine soli labore contendunt.*

[51] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 21. *Vita omnis in venationibus.* lib. IV. cap. 1. *Suevi multum sunt in venationibus.* Uros & alces describit lib. VI. cap. 26. 27. 28.

sondern es muß an den meisten Orten sehr öde
wüste gewesen seyn. Denn solche dicke und
auslaufende Wälder, als die Historie angi
müssen viele hundert, ja tausend Jahre vor M
schen Friede gehabt haben, aufzuwachsen und
zu verbreiten; und in denselben können nur we
Leute ihre Nahrung finden. Je mehr aber
Menschen zunehmen, desto mehr müssen Bä
und wilde Thiere weichen, und das Land
Kornbaue angewandt werden. Wären also M
schen ewig: so müßte auch der Erdboden von
denklicher Zeit eben so stark, ja noch weit stä
besetzet gewesen seyn, als er jetzo ist; und kön
vor 2000 Jahren nicht so wild, wüste und eins
ausgesehen haben, als ihn die Geschichte darstel
oder so wenig Menschen befasset haben, als wir
manchen Ländern lesen.

Lasset uns denn das alte Europa ein we
durchwandern. Spanien oder Iberien ist wohl
Europa zuerst am stärkesten, und zwar, nach
Varro Berichte, durch die asiatischen Iber
Perser, Phönicier, Celten und nachmals durch
Carthaginenser oder Punier besetzet gewesen:[31]
es wegen der gemäßigten Luft und des guten Bod
gleichsam für ein Paradies gehalten ward, wo
elysischen Felder wären, wie Strabo aus d
Homerus zeiget.[32] Das ist aber hauptsäch

31 Das berichtet aus dem Varro der Plinius H. Nat. lib. III. cap. I.

32 Strabo Geogr. lib. III. Tom. I. p. 223. aus Homerus Odyss. δ. 562.

nur von der Küste an dem mittelländischen Meere zu verstehen; sonst hat es noch im Lande ziemlich wüste ausgesehen. Die Lusitanier ließen den Ackerbau liegen, und macheten ein Handwerk daraus, sich einander und die jenseits des Tagus wohnenden, mit Krieg und Räubereyen zu überziehen: [33] daher des Landes innere Fruchtbarkeit nicht gebrauchet ward, und wüste lag. Auch waren die übrigen Spanier innerhalb Landes, und gegen die pyrenäischen Gebirge, alle sehr kriegerisch, hart, und rauhe von Lebensart; wie die Römer oft erfahren haben. Strabo berichtet von dem Posidonius, daß er des Polybius gespottet habe, wenn er geschrieben, daß Grachus in Celtiberien drey hundert Städte erobert; und saget, daß er, nur den Triumph des Grachus zu erheben, aus einzelnen Thürmen oder Schlössern, welche man nämlich wider die Räubereyen erbauet hatte, Städte gemachet; und so hätten auch andere Geschichtschreiber, wenn sie tausend Städte in Spanien gezählet, die Dörfer für Städte gerechnet. [34] Denn, fährt er fort, die Natur des Landes leidet nicht viel Städte, wegen des magern, dürren und rauhen Bodens: (welches Strabo auch kurz vorher als bergicht

[33] Strabo lib. III. pag. 231. οἱ πλείους αὐτῶν, τὴν ἀπὸ τῆς γῆς ἀφέντες βίον, ἐν λῃστηρίοις διετέλουν καὶ πολέμῳ συνεχεῖ, πρός τε ἀλλήλους καὶ τοὺς ὁμόρους αὐτοῖς, διαβαίνοντες τὸν Τάγον. ——— καὶ συνέβαινε τὴν χώραν ἀμελουμένην, στέρειν ἄνευ τῶν ἐμφύτων ἀγαθῶν, οἰκεῖσθαι δ' ὑπὸ λῃστῶν.

[34] Strabo lib. III. p. 247.

bergicht und waldicht beschrieben.) Auch förder die Lebensart und Gewohnheit der Ein wohner (wenn man die an der Seeküste nach unten ausnimmt) dergleichen gar nicht. Denn die, welche in Dörfern wohnen, sind ge meiniglich wilder Art; und so sind die mei sten Iberier. Die Städte aber selbst kön nen die Menschen nicht leicht zahmer ma chen, wo noch die meisten in Wäldern wohnen und ihre Nachbarn überfallen.[35] Von den vie len Wäldern Spaniens in den oberen Gegenden rede Strabo kurz vorher, und Bochart bestätiget es au andern Schriftstellern.[36] Wie aber Spanien nach de Zeit an Einwohnern stark zugenommen, und wiede abgenommen habe, das ist eine sehr bekannte Sach

Was Gallien betrifft; so war es gleichfall schon, zu Cäsars Zeiten, ziemlich bevölkert; abe dennoch viel waldichter und folglich öder, als e jetzo ist. Cäsar gedenket des arduennischen Wa des, als des größten in ganz Gallien, welcher vo dem Ufer des Rheines, bey den Trevirern (zwische dem Rheine und der Maas) bis an die Nervie

de

[35] Strabo lib. III. p. 247. ὄυτε γὰρ ἡ τῆς χώρ φύσις πόλεων ἐπιδεκτικὴ πολλῶν ἐςι διὰ τὴν λυπρότητ καὶ διὰ τὸν ἐκποτισμὸν, καὶ τὸ ἀνήμερον. ὄυθ' βίοι καὶ αἱ πράξεις αὐτῶν (ἔξω τῶν κατὰ τὴν παρ λίαν τὴν καθ' ἡμᾶς) ὑπαγορέυουσι τοιοῦτον ὀυδ ἄγριοι γὰρ οἱ κατὰ κώμας οἰκοῦντες τοιοῦτοι δ' πολλοὶ τῶν Ἰβήρων. αἱ δὲ πόλεις ἡμεροῦσιν ὀυδ' αὐτ ῥᾳδίως, ὅταν πλεονάζῃ τὸ τὰς ὕλας ἐπὶ κακῷ τ πλησίον οἰκούντων.

[36] Strabo, p. 245. Pochart Geogr. S. p. 694.

e ist, bis an die Schelde, mehr als 500000 chritte gereichet.[17] Wiederum von den Mena- rn und Morinern spricht er, daß sie lauter zu- mmenhängende Wälder und Moräste gehabt, hin sie geflüchtet; und daß er einige Tage her- rch, mit unglaublicher Geschwindigkeit, durch n Wald gehauen; aber daß sich diese Völker mer tiefer in den Wald gezogen, und er wegen ngefallener üblen Witterung von dem Beginnen be abstehen müssen.[18] Dieser Wald hat folg- lich

[17] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 29. *Arduenna silva est totius Galliæ maxima, atque ab ripis Rheni finibusque Trevirorum ad Nervios pertinet, millibusque amplius D in longitudinem patet.* vide & lib. V. cap. 3.

[18] Cæsar lib. III. cap. 28. *quod continentes silvas ac paludes habebant, eo se suaque omnia contulerunt.* & cap. 29. *Cæsar silvas cædere instituit ——— incredibili celeritate magno spatio paucis diebus confecto; ——— cum ipsi densiores silvas peterent; ejusmodi tempestates sunt consecutæ, ut opus necessario intermitteretur.* vide & IV. 38.

Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les observations de Messieurs Bouguer & de la Condamine. Paris 1749. 4. p. XIV. saget von der abendlichen Küste in Peru, wegen der vielen Wälder: *il est peu vraisemblable, que cette côte, malgré ce que rapportent les premiers voyageurs qui l'ont parcourue, ait jamais été tres peuplée.* Und er wendet eben diesen Grund auf das alte Gallien an: *Des forets immenses ne sont pas propres à faire subsister un grand nombre d'habitans. C'est une contradiction, que n'ont pas senti quelques Ecrivains d'ailleur tres habiles, qui ont crû, par exemple,* que

lich von dem Rheine und der Maas bey dem jetzigen Flecken Nümagen (Noviomagus Trevirorum) bis an Calais gereichet. Damit stimmet überein, was Strabo von den Galliern überhaupt saget, sie legeten sich mehr auf den Krieg, als auf den Ackerbau. [39]

Bey der Schweiz, oder vielmehr Helvetien, dürfen wir nicht einmal auf die Beschaffenheit des Landes sehen; wir wissen die Anzahl der alten Einwohner zu Cäsars Zeiten ganz genau. Denn als sie (ihrer jetzigen Neigung ganz entgegen) sich entschlossen hatten, sämmtlich, mit Weibern und Kindern, ihr Land zu verlassen, und in Gallien einen bessern Sitz zu suchen, fand Cäsar, nachdem er sie geschlagen hatte, in ihrem eigenen Verzeichnisse, daß ihrer in allen 263000 Köpfe ausgezogen wären. Die hatten vorhin in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnet. Nun kamen ihrer nur etwa 110000 wieder zurück, nachdem die übrigen aufgerieben waren. Helvetien aber hatte damals beynahe eben die Gränzen, wie die jetzige Schweiz. [40] Welche eine geringe Anzahl Menschen

que les Gaules du tems Romains étoient beaucoup plus peuplées que ne l'est maintenant la France; quoique presque tout le pays fut alors rempli de bois.

39 Strabo lib. IV. p. 269. μαχηλαὶ μᾶλλον ἢ γεωργοί.

40 Man sehe den Cäsar de B. G. I. 29, 2. 26, 5. Die Anzahl der Helvetier, welche im hamburgischen Magazin X. B. p. 616. aus dem Hume 36000 angegeben wird, soll, nach dem Cäsar, 368000 heißen. Allein, in dieser Zahl waren die Tulinger,

en waren also 263000 gegen die jetzige? und e haben sich die wenig überbliebenen seit der Zeit rmehret?

Wie Cäsar das erste mal nach Britannien übering: so landete er ungefähr gegen Calais über, d fand sogleich, wie er ins Land einrücken wollte, Feinde in Wäldern verstecket, woraus sie ihn anlen.[41] Hernach zum andern Male, wie er etwas ser einbringen wollte, mußte er sich ebenfalls rch die aus den Wäldern heraussetzende Feinde rchschlagen, bis er an die Temse kam, wo er n Cassivellaunus, als Heerführer der Britannier, ederum in unwegsamen Waldungen antraf, darin er Menschen und Vieh versammlet, und sich arinnen verhauen hatte.[42] Das hieß bey den Britan-

ger, Latobriger, Rauracer, Bojer, die mit den Helvetiern ausgezogen waren, auch begriffen; der Helvetier allein werden nicht mehr, als 263000 gerechnet.

[41] Cæsar lib. IV. cap. 32. *hostes ——— noctu in silvis delituerant: tum dispersos ——— subito adorti, paucis interfectis, reliquos incertis ordinibus perturbaverant.*

[42] Cæsar lib. V. cap. 15. *ut nostri omnibus partibus superiores fuerint, atque eos in silvas collesque compulerint. ——— at illi subito se ex silvis ejecerunt* cap. 19. *Cassivellaunus ——— itinera nostra servabat, locisque impeditis atque silvestribus sese occultabat, atque iis regionibus, quibus nos iter facturos cognoverat, pecora atque homines ex agris in silvas compellebat, & quum equitatus noster liberius ——— se in agros effunderet, omnibus viis notis semitisque essedarios ex silvis emittebat.*

Britanniern eine Stadt, wenn sie sich mit umgehauenen Bäumen, und mit einem Walle und Graben verschanzet hatten; sonst wußten sie damals von keinen Städten.[43] So beschreibt Dio die Britannier gleichfalls, daß sie sich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufgehalten, keine Städte, Mauren oder Ackerbau gehabt, sondern von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln gelebet hätten.[44] Wie öde muß also Britannien damals noch gewesen seyn, da jetzo dergleichen Wälder, zumal in dem unteren Theile vergeblich gesuchet werden? Ob nun gleich Britannien nach der Zeit durch die Römer, Angelsachsen und Dänen, noch mehr bevölkert worden: so hat doch Matthäus Hale in seinem Buche vom ersten Anfange des menschlichen Geschlechtes, aus dem Originalverzeichnisse des Königs Wilhelm I, über alle Städte, Flecken und Dörfer Englandes, gezeiget, daß sich die

[43] Cæsar lib. V. cap. 21. *Cognoscit, non longe ex loco oppidum Cassivellauni abesse, silvis paludibusque munitum ——— Oppidum autem Britanni vocant, quum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandæ causa convenire consueverunt.*

[44] Dio Cassius p. 222. lin. 26. & 957. lin. 87. ἔς τε τὰ ἕλη καὶ ἐς τὰς ὕλας κατέφυγον. p. 1280. lin. 69. νέμονται ὄρη ἄγρια καὶ ἄνυδρα, καὶ πεδία ἔρημα καὶ ἑλώδη, μήτε τείχη, μήτε πόλεις, μήτε γεωργίας ἔχοντες, ἀλλ' ἐκ τῆς νομῆς καὶ θήρας, ἀκροδρύων τέ τινων, ζῶντες, p. 1281. lin. 89. ἐν ταῖς ὕλαις τῷ τε φλοιῷ καὶ ταῖς ῥίζαις διατρέφονται. Siehe auch den Herodianus lib. III. cap. 14, 10. sqq.

e Anzahl der Einwohner, in den sechshundert Jahren bis auf Halens Zeit, über zwanzigmal vermehret habe, ungeachtet das Reich mittlerweile mehr innere Verwüstungen, als irgend ein anderes, ausgestanden.[45] Wenn man also bis auf die ältesten Zeiten Britanniens zurück denket; wie wüste und öde muß es nicht gegen die jetzigen Zeiten gewesen seyn?

Deutschland war vormals noch weit wüster. Denn, wie Cäsar schreibt, so rechneten es sich die alten Germanier zum größten Lobe, daß sie um sich herum alles verheereten, und weit und breit mit einer Einöde umgeben waren. Das, meyneten sie, sey ein Merkmaal der Tapferkeit, wenn die Nachbarn sich vertreiben ließen, und wichen; niemand aber das Herz hätte, sich neben ihnen zu setzen.[46] Auf Ackerbau hielten sie nichts, und niemand besaß einen gewissen Strich eigenen Landes; sondern die Obrigkeit, oder der Fürst, theilete jeder Familie mit ihren Verwandten, die sich zusammen gethan, jährlich, so viel Land aus, als ihm gut dünkete, und wo es ihm beliebete: im folgenden Jahre aber nöthigte er sie, wo anders hinzugehen, damit sie sich nicht an einen Ort gewöhnen, und den

[45] Matth. Hale lib. citat. Sect. II. cap. 10. p. 341. sqq. edit. Germ. ab Henrico Smettaw curatæ. Cöln an der Spree 1684. Fol.

[46] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 23. *Civitatibus maxima laus est, quam latissimas circum se, vastatis finibus, solitudines habere: hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere, neque quenquam prope se audere consistere.*

D

den Ackerbau der Kriegeslust vorziehen sollten. [47] Wenn daher Cäsar über den Rhein geht, so heißt es gleich von den Sigambrern: sie hätten sich in Wälder und Einöden verstecket. [48] Tacitus bekräftiget dieses: Es ist bekannt genug, saget er, daß die deutschen Völker in keinen Städten wohnen; ja, daß sie nicht einmal leiden, wenn mehrere sich bey einander setzen wollten. Ein jeder hält sich allein und abgesondert auf, wo ihm eine Quelle, ein Feld oder Wald gefällt. [49] Er beschreibt mithin das Land als ganz scheußlich. Wer wollte sich nach Germanien begeben, wenn es nicht schon sein Vaterland wäre? da der Boden so schlecht, die Luft so rauh, und alles unbebaut und traurig aussieht. Das Land ist allerwärts voll fürchterlicher Wälder, oder voll häßlicher Moräste; fruchttragende Bäume aber können nicht darinn fortkommen.

[47] Id. ibid. c. 29. *Minime omnes Germani agriculturæ student.* c. 22. *agriculturæ non student — neque quisquam agri modum certum aut fines proprios habet; sed magistratus ac principes, in annos singulos, gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum eis, & quo loco visum est, attribuunt agri, atque anno post alio transire cogunt — ne assidua consuetudine capti, studium belli gerendi agricultura commutent.* Siehe auch den Strabo lib. VII. T. I. p. 446.

[48] Id. lib. IV. c. 18. *se in solitudinem ac silvas abdiderant.* vid. & cap. 19.

[49] Tacitus de Mor. Germ. cap. 16. *Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est: ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*

[illegible]en. Die Einwohner nehmen, nach dem Ver[illegible]ltnisse ihrer Anzahl, bald diese bald jene Felder [illegible] Besitz, und wechseln damit alle Jahre ab; [illegible]s bleibt aber Land über. Denn sie sind lange so [illegible]rbeitsam nicht, als der Boden noch fruchtbar und [illegible]räumig ist. [10] Cäsar saget von den Deutschen, [illegible]sonders denen Sueven, daß sie beständig auf der [illegible]agd lägen; [11] und er beschreibt die Elendthiere und [illegible]uerochsen weitläuftig, welche in dem Hercynischen [illegible]alde durch ganz Germanien gejaget sind; da [illegible] doch jetzt aus ganz Deutschland vertrieben wor[illegible]n, und sich kaum mehr im Preußischen in gerin[illegible]er Anzahl aufhalten. Der Hercynische Wald, [illegible]elchen Plinius mit der Welt selbst zugleich gezeu[illegible]et zu seyn glaubet, gieng damals, nach Cäsars [illegible]erichte, vom Rhein, bey den Helvetiern, Neme[illegible]ern und Rauracern an. Die Breite konnte ein [illegible]urtiger Fußgänger nicht unter neun Tagen abge[illegible]en: aber es war keiner in Germanien, der sich [illegible]ühmete, daß er das Ende seiner Länge erreichet

D 2 hätte,

[10] Idem c. 2. *Quis porro — Germaniam peteret? informem terris, asperam cœlo, tristem cultu aspectuque, nisi patria sit?* cap. 5. *Terra — in universum aut silvis horrida, aut paludibus fæda — frugiferarum arborum impatiens.* cap. 26. *Agri, pro numero cultorum, ab universis per vices occupantur — arva per annos mutant; & superest ager: nec enim cum ubertate & amplitudine soli labore contendunt.*

[11] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 21. *Vita omnis in venationibus.* lib. IV. cap. 1. *Suevi multum sunt in venationibus.* Uros & alces describit lib. VI. cap. 26. 27. 28.

hätte, wenn er schon sechszig Tage fortgewandert war, oder der jemals gehöret hätte, wo der Wald seinen Anfang nimmt.[52] Er redet von einem andern Walde, Bacenis genannt, der unendlich groß sey, tief ins Land gehe, und eine natürliche Scheidewand zwischen den Cheruscern und Sueviern abgebe, daß sie sich so leicht einander kein Leid zufügen, oder überfallen könnten.[53] Viele andere Wälder, als der Cesische, Gabretische, Semanische, Marcianische, Lunische, hingegen alle mit dem großen Hercynischen zusammen, wie Cellarius recht urtheilet;[54] so daß ganz Germanien damals beynahe noch ein einziger großer Wald war, und die Menschen nur in den Zwischenräumen der Hölzungen einig Land besäeten, und noch Raum überliessen; nirgend angesessen waren, sondern ihren Sitz jährlich verlegeten; nirgend in Flecken und Städten, sondern einzeln und zerstreuet in Horden und Hütten wohneten, und dazu alles um sich herum weit und

[52] Plinius H. N. lib. XVI. c. 2. *Hercyniae silvae roborum vastitas, intacta aevis & congenita mundo.* Caes. VI. 25. (*Hercyniae silvae*) *latitudo IX. dierum expedito patet — neque quisquam est hujus Germaniae, qui se adisse ad initium ejus silvae dicat, quum dierum iter LX. processerit, aut quo ex loco oriatur acceperit.*

[53] Id. lib. VI. cap. 10. *silvam esse ibi infinitae magnitudinis, quae appellatur Bacenis: hanc longe introrsus pertinere, & pro nativo muro objectam, Cheruscos a Suevis, Suevosque a Cheruscis, injuriis incursionibusque prohibere.*

[54] Christoph. Cellarius Notitia Orbis antiqui Tom. I. lib. II. cap. 5. p. 461. sq.

nd breit verwüsteten; übrigens sich aus den Wäl-
ern mit der Jagd nähreten. Wir werden auch
unten sehen, daß in ganz Germanien kein einzi-
er Fruchtbaum, ausser etwa Eichen, gewesen.

Dieses sind unwidertreibliche Beweise von der
hr geringen Anzahl Einwohner in dem alten Ger-
manien, gegen das jetzige Deutschland. Wo sind
jo die ungeheuren Wälder? wo ihre Elende und
uerochsen? Statt der Bäume und des Wildes
ndet man allerwärts Menschen mit zahmen Viehe.
Wo ist nun eine mäßige Gegend, die irgend frucht-
ar heißen kann, welche unbebauet wäre? Alles
t mit Weiden, Saatfeldern, Gärten, Dörfern,
lecken und Städten gleichsam besäet; und daher
önnen so viel Bauern, Handwerker, Künstler,
aufleute und Gelehrte leben, so viel Adeliche,
Baronen, Grafen, Fürsten, Churfürsten, Könige,
ne beträchtliche Hofstatt, und zum Theil ansehn-
che Kriegesheere unterhalten.

Wenn wir demnach die Einwohner des alten
Germaniens gegen die jetzigen in ein wahres Ver-
hältniß bringen wollen: so müssen wir erstlich alle
Menschen, die sich nicht mit Ackerbaue und Vieh-
ucht nähren, das ist, alle die, welche jetzt in allen und
den Flecken und Städten durch ganz Deutschland
wohnen, abrechnen. Wir müssen die zahlreichen
Colonien betrachten, welche Deutschland jetzt nach
Ost- und Westindien schicket. Welche Menge geht
enn nicht ab! Wir müssen hiernächst, da nun die
meisten Wälder abgehauen, und zum Ackerbaue und
ur Viehzucht angewandt sind, dem vorigen Ger-
manien kaum den zehnten Theil bebautes Land,

 und

und also auch kaum den zehenten Theil so viel Bauleute einräumen. Wie viel Millionen sind denn nicht weniger gewesen! Wir müssen endlich bedenken, da man jetzt alles weit besser zu düngen und zu nutzen weis, Moräste ausfüllet, Graben zieht, Weiden, Koppeln, Frucht- und Krautgärten anleget, Bienen zieht, Fischteiche hält, in den Strömen fischet, Wein bauet, ja das Innere der Berge mit Graben nach Vitriole, Farbenerde, Steinbrüche, Quecksilber, Metalle und andere Mineralien nicht verschonet; daß nun von einem und demselben Striche Landes zehenmal mehr Menschen leben können, als in den vorigen Zeiten. Wie viel bleibt ihnen denn wohl übrig? †

So haben sich denn die Menschen in Deutschland, in Helvetien, in Britannien, in den Niederlanden, in Frankreich, und allerwärts in Europa, ohne neuen Zuwachs aus Asien, gewaltig vermehret; derer nicht zu gedenken, welche in andere Länder ausgesandt sind; müssen sich auch nach dem Verhältnisse der Natur, das der Herr Probst Süßmilch aus unstreitigen Nachrichten gezogen hat, nothwendig immer mehren. [55] Und wenn einige

† Siehe, was wider die gegenseitige Meynung, der Reveries, ou Memoires sur l'Art de Guerre de Maurice Comte de Saxe, in den göttingischen Anzeigen 1757 p. 247. mit Recht erinnert wird.

[55] Es liesse sich besonders von Italien zeigen, wie sich dessen Einwohner, seit Erbauung der Stadt Rom, vermehret; da doch die Römer beständige Kriege geführet, so viele Heere in fremden Ländern gehalten, so viele Colonien, nicht allein in Europa, sondern auch

inige volkreiche Länder an Einwohnern abgenom-
ien haben, als Griechenland, Aegypten, und die
Küste von Africa am mittelländischen Meere: so
t nicht die Fruchtbarkeit der Menschen, sondern
loß eine harte Regierungsart, Schuld daran, daß
ich die Eingeborenen lieber wo anders hin bege-
en, und ein Fremder nicht Lust bekömmt, sich da
u setzen.[56]

auch in Africa und Asia, angeleget haben: allein, die Geschichte ist bekannt genug, daß sie einem jeden bey dieser Erinnerung von selbst ins Gedächtniß kommen kann. Ueberhaupt ist von der natürlichen Vermehrung der Menschen des Hrn. Probst Joh. Peter Süßmilchs göttliche Ordnung in denen Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, Berlin 1742. 8. p. 19. in der Kürze nachzusehen, daraus erhellet, daß die Vermehrung in 12 Jahren (nur die Pest ausgenommen) wie 10 zu 13 sich verhalte.

[56] Der Herr von Montesquiou scheint diese Entvölkerung einiger wenigen vormals blühenden Länder alleine in seiner Vorstellung gehabt zu haben, wenn er in den Lettres Persanes num. 108. und dem Esprit des Loix liv. XXIII. cap. 18. sq. überhaupt urtheilet, daß jetzt lange nicht so viel Menschen auf dem Erdboden seyn, als zur Zeit des Cäsars darauf gewesen. Eben dieses scheint auch das Versehen des Wallace zu seyn, dessen ich oben not. 30. gedacht habe, wenn er auf die Vielheit der Menschen in dem alten Aegypten, Griechenland, Sicilien, Archipelagus und Palästina dringt. Die Leute hatten sich nach diesen blühenden Oertern häufig hingezogen, und daselbst im Wohlstande sehr vermehret; so wie sie sich nachmals von da in Menge nach Rom und dem oberen Italien, wie auch nach den fruchtbaresten Provinzen der Römer,

Es verhält sich in dem Stücke mit den Menschen ganz anders, als mit den übrigen Thieren. Diese sind durch ihre Nahrung und zuträgliche Wärme in eine gewisse Gegend eingeschlossen, und die Vermehrung jeder Art wird durch ihre Natur, durch den Vorrath der Nahrung, oder durch die Wit

mer, begaben. Zu geschweigen, daß jedes siegende und reiche Volk, zu jeder Zeit, seine Anzahl durch viele, theils erkaufte, theils bezwungene, Sklaven aus andern Ländern vermehret. Wüßten wir aber von allen Völkern so gut, als von den Juden, wohin sie, durch veränderte Umstände, in der Welt zerstreuet worden, so würde man durch die Verwüstung einzelner Länder nicht auf die Gedanken gerathen, als ob die Vielheit in dem ganzen menschlichen Geschlechte dabey gelitten habe. So wenig aus einer oder der andern Stadt im Königreiche, die aus besondern Ursachen verödet, auf das ganze Königreich zu schließen ist, daß es jetzt weit weniger Einwohner als vorhin haben müsse: eben so wenig kann man auch aus einem und dem andern Lande den Schluß auf den ganzen Erdboden und das ganze menschliche Geschlecht machen. Die Vermehrung desselben ist in seiner Natur gegründet, und geht über das Ganze; die Verminderung an einem und dem andern Orte ist zufällig, und wird an mehrern andern doppelt ersetzet. Es ist nichts unwahrscheinlicher und mehr wider alle Geschichte, als Lusitanien, Gallien, Helvetien, Germanien, Britannien, unter die Länder zu zählen, welche seit Cäsars Zeiten ärmer an Einwohnern geworden wären; vielmehr erhellet aus obigen Zeugnissen, daß sie jetzt eins ins andere gerechnet, wenigstens zwanzig bis dreyßig mal mehr Einwohner, als zu denen Zeiten beherbergen.

Witterung, oder durch Raubthiere, oder durch die Menschen, in gewissen beständigen Schranken gehalten. Der Mensch aber kann alle Luft, von Nova Zembla an bis zur Linie, vertragen lernen, und sich zu aller Kost auf dem ganzen Erdboden gewöhnen, und gegen alle Witterung wapnen: er vermehret sein Geschlecht, was die Frauen betrifft, bey 25 bis 30 Jahre, und was das männliche anlanget, bey 40 bis 45 Jahre hindurch: er kann sich die Wüsten, Moräste, Waldungen, Gebirge urbar machen, und andere, wenigstens die großen Thiere, welche ihm hinderlich sind, wegräumen und ausrotten. Und daß dieses in den vorigen Zeiten mehr und mehr geschehen sey, lehret die Geschichte. Allein, die Waldungen und Wüsten, welche von Deutschland aus, sonderlich in dem nord-östlichen Theile von Europa und Asia, in ganz America und Africa, noch hin und wieder übrig sind, zeigen auch, daß der Erdboden noch lange nicht so bevölkert sey, als er werden kann; zu geschweigen, daß sich noch bis auf den heutigen Tag, besonders zwischen Asia und America, imgleichen nach dem Südpole hin, ganz unbewohnete Inseln und Länder finden, die doch an sich wohnbar wären. Hergegen finden sich in den vorigen Zeiten, nach aller glaubwürdigen Geschichte, immer weniger und weniger Menschen, immer waldichters und wüsteres Land. Und diese Betrachtung führet uns nothwendig dahin, daß wir das menschliche Geschlecht endlich auf die allergeringste Zahl, und auf seinen ersten Ursprung und Anfang bringen müssen. Denn es ist daher nicht möglich, daß es

ewig sey, weil sonst schon von undenklichen Zeiten, wenigstens eben so viel Menschen hätten seyn müssen, als jetzo sind, und der Erdboden eben so besetzet seyn, als wir ihn jetzo finden.

§ 14.

Der andere Umstand, womit die Geschichte den Ursprung des menschlichen Geschlechtes von wenigen Vorältern bestätiget, liegt in der Verwandtschaft der Sprachen, oder in derselben Abstammung aus einer gemeinschaftlichen Muttersprache.

Wenn viele Menschen, die noch von keiner Sprache wüßten, in verschiedenen Ländern zerstreuet lebeten, und jeder für sich eine Sprache erfände: so würden die Sprachen, weil sie aus lauter willkührlichen Zeichen bestehen, nichts mit einander gemein haben. Hergegen, wenn Menschen aus einem Geschlechte sind: so werden sie auch einerley Sprache und Mundart führen, so lange sie nahe bey einander bleiben. So bald sie sich aber von einander trennen, so artet die Sprache durch Länge der Zeit und fremden Umgang allmälig aus, und theilet sich in verschiedene Mundarten, und endlich in verschiedene Sprachen, darinn einer den andern nicht mehr versteht. Dennoch bleiben eine gute Zeit die vornehmsten Stammwörter einerley, und in der Eigenschaft der getheileten Sprachen herrschet noch eine solche Aehnlichkeit, daß man ihre Abstammung von einer Mutter darinn genugsam erkennen kann.

Wie

Wie nun dieses mit der Erfahrung und Geschichte übereinstimmet: so giebt auch hingegen die Abstammung der Sprachen von einer gemeinschaftlichen Mutter ein untrüglich Kennzeichen der Abstammung der Menschen von einem gemeinschaftlichen Geschlechte und Volke, wenn nur den Menschen keine fremde Sprache von einem siegenden Bezwinger aufgedrungen worden. Es bekräftiget aber die Geschichte aller Zeiten, daß die großen Reiche weit später entstanden sind, als die alten Muttersprachen. Die Menschen haben anfänglich noch ihre natürliche Freyheit behauptet: die Stammväter und Aeltesten der Familie hatten bloß ein willkührlich Ansehen: oder wenn sich die Menschen weiter ausbreiteten, so folgeten sie des Klügsten, Erfahrensten und Muthigsten Rathe und Gutachten mehr freywillig, als durch Zwang und Eyd. Mit der Zeit entstunden daraus kleine Fürsten, Könige oder Staaten: und man wird durchgehends von allen nachmals zusammen geschmolzenen großen Reichen finden, daß sie anfänglich in sehr viele kleine und abgesonderte Herrschaften vertheilet gewesen sind. Wenn also in den ersten Zeiten nirgend ein großer Beherrscher vieler Länder war, so hat auch der Sieg weder die alten Muttersprachen hervorbringen, noch die Verwandtschaft unter die abstammenden Sprachen einführen können; sondern beydes ist lediglich aus der natürlichen Abstammung und Vermehrung aus einem Geschlechte abzuleiten.

Die Menschen führen zwar jetzt unzählig verschiedene Sprachen: allein, der alten Muttersprachen

sprachen sind sehr wenige. Wir wollen bey den
hauptsächlich bleiben, von welchen glaubwürdi
Nachricht vorhanden ist. Das Hebräische h
mit dem Cananäischen, Phönicischen, Punisch
Syrischen, Palmyrenischen, Aramäischen, Sam
ritanischen, Chaldäischen und Arabischen eine ga
offenbare Verwandtschaft. Daher niemand zw
seln kann, daß alle diese Sprachen eine gemei
schaftliche Mutter haben, und daß folglich
Völker selbst aus einem Stamme entsprossen sin
und sich nachgerade auf dem Erdboden ausgebr
tet haben. Wüßten wir von andern jetzt unte
gegangenen Sprachen Asiens mehrere Nachrich
so würden wir vermuthlich gleiche Verwandtsch
darinnen finden. Jedoch dürfte das alte Aegyp
sche, Persische und Babylonische, so viel man a
den Nachbleibseln schließen kann, denen Mutt
sprachen nahe kommen. Die übrigen jetzt dur
Asien üblichen Sprachen scheinen neu und vermis
zu seyn, dadurch die alte Abstammung fast u
kenntlich geworden. Das Sinesische mag g
eine gemachte Kunstsprache der Mandarinen, w
nigstens nicht mehr die alte seyn: so wie vor Z
ten auch die ägyptischen Priester eine eigene heili
Sprache unter sich gehabt haben. [57]

57 Pauli Ernesti Jablonski Pantheon Aegyptiorum
P. III. Prolegom. § 57. sqq. S. überhaupt, von d
linguis sacris und litteris hieroglyphicis, Fabri
Bibliographiam antiquariam, cap. XXI. §.
p. 965. sq. der neuen Ausgabe, die von mein
hochwerthesten sel. Collegen und Freunde Pa
Schaff

In Europa finden wir kaum drey bis vier alte
urſprachen, die Griechische, lateinische, Deut-
und Wendische oder Slavonische. Unter die-
ist die Griechische eine der vornehmsten; wie-
l auch diese noch offenbare Spuren von der
icischen zeiget, so wie die Geschichte giebt,
sich die Phönicier zu verschiedenen Zeiten in
chenland niedergelassen haben. Von den
chen ist der unterste Theil von Italien besetzet
den, und die ganze lateinische Sprache hat ih-
Ursprung vom Aeolischen und Dorischen Dia-
Dieses hat Gataker durch ein artiges Bey-
aus dem Anfange der Bucolicorum des Vir-
gewiesen, welches werth ist, daß es die, so
er Sprachen nicht ganz unkundig sind, ansehen;
werden eine genauere und allgemeinere Ver-
dschaft darinn finden, als sie vielleicht vermu-
hatten. [58] Manche lateinische Wörter stim-
men

Schaffshausen. Hamb. 1760. 4. reichlich vermeh-
ret worden ist.

Gataker de Stilo N. T. Cap. 1. Tityre, *tu* a Dorico *τύ*, pro *σύ*, *patulæ*, a *πιτάω*, pando, *recubans*, a *κύπτω*, incurvo me, *sub*, ab *ὑπὸ*, ut super ab *ὑπὲρ*, *tegmine*, a *τέγω* vel *στέγω*, tego, *fagi*, a *φηγός*, Dorice, *φᾶγος*. *Sylvestrem*, ab *ὕλη*, sylva, *tenui*, a *τείνω* tendo, unde tenuis, *Musam*, a *μοῦσα*, *meditaris*, a *μελετάω*, meditor, ut a sedeo, sella, *avena*, ab *αὔω*, siccus, aridus. *Nos* a *νῶϊ*, *patria* a *πατρία*, scil. *γῆ*, *fines* a *σχοῖνος*, funis mensorius, agri portio, unde finis, *nos dulcia*, a *γλυκὺς*, *δυλκύς*. dulcis, ut *γνόφος*, *δνόφος*, tenebræ, *linquimus*, a *λείπω*, unde liquo, linquo, *arva*, ab *ἀρῶ* aro &c.

men auch mit dem Deutschen, so wie viele deutsche Wörter mit dem Griechischen, überein; daß es schwer fällt, auszumachen, welches Volk die gemeinschaftlichen Wörter von dem andern geborget habe; oder ob sie von einer gemeinschaftlichen Mutter geerbet sind.

Das Deutsche, Niederländische, Dänische, Englische, Schwedische, Norwegische und Isländische hat eine allgemeine Verwandtschaft; gleichwie Böhmisch, Ungarisch, Siebenbürgisch, Polnisch, Litthauisch, Russisch, Wendisch, aus dem Slavonischen entsprossen ist. Und vielleicht sind alle diese Sprachen Töchter, oder, so man will, Enkelinnen des alten Celtischen und Scythischen, welches fast in ganz Europa geherrschet hat, ehe das römische Joch vielen die lateinische Sprache angedrungen; ohne daß vormals die europäische Küste am mittelländischen Meere viel Phönicisches gehabt zu haben scheint. Es stimmet also mit der Geschichte überein, daß ganz Europa zuerst, theils zu Wasser, von den handelnden Phöniciern, theils zu Lande, von den streifenden Scythen besetzet worden.

Ich wünsche dem Herrn Prof. Popowitsch, [59] der bey Gelegenheit seiner Untersuchung vom Meere

[59] Herr Joh. Siegmund Val. Popowitsch hat, ohne sich zu nennen, die bekannte Untersuchung vom Meere zu Frankfurt und Leipzig 1750. 4. drucken lassen, darinn schöne Sprachanmerkungen vorkommen. Es erhellet unter andern aus p. 336. daß, ausser dem Griechischen und Latein, in Europa alles auf das Deutsche, Wendische und Slavonische ankomme.

Reere eine besondere Einsicht in die Verwandtschaft und Abstammung der abendländischen Spra- chen gewiesen hat, daß er einen August oder Mä- en finden möchte, der sein Bemühen reizete, ein armonisch-deutsches, oder vielmehr abendländi- ches Wörterbuch zu verfertigen. Ich bin versi- chert, daß solches der Historie der Sprachen und es menschlichen Geschlechtes ein großes Licht geben würde. Noch mehr würden wir des menschlichen Geschlechtes Verwandtschaft und Abstammung se- hen können, wenn des gelehrten Olaus Rudbeck es jüngern, sein Thesaurus linguarum Asiæ et Europæ harmonicus völlig zu Stande gekommen wäre. Jedoch erkennet man schon aus dem klei- nen Specimine dieses Thesauri, welches der Herr Wolf hinter dem zweyten Theile seiner Bibliothecæ Hebrææ wieder aufs neue drucken lassen, daß diese Verwandtschaft der Sprachen und Menschen voll- kommen Grund habe.

§ 15.

Der dritte Umstand in der Geschichte, welcher mit dem Anfange des menschlichen Geschlechtes über- einstimmet, betrifft die allmälige Erfindung und das Wachsthum der Künste und Wissenschaften.

Der Mensch hat nicht allein von Natur, durch seine Vernunft, zu Künsten und Wissenschaften eine Fähigkeit; sondern er wird auch durch leibliche Nothdurft, durch Verlangen nach Bequemlichkeit, Wohlstand, Ueberfluß und allerley Lust, imglei- chen durch Bewunderung der Dinge, und daher entstehende Neubegierde, und endlich durch das

Vergnü-

Vergnügen am Erkenntnisse und an Wahrheiten dringlich dazu getrieben. Die Geschichte giebt auch, daß dieser Trieb in allen Zeiten bey den Menschen wirksam gewesen; daß ein jeder für sich, nach seinem Vermögen und Umständen, was nützliches zu erfinden und Wahrheiten zu entdecken getrachtet; und daß diejenigen, welche darinn zuerst glücklich gewesen waren, (als Ceres und Bacchus) von ganzen Völkern geehret und vergöttert sind.

Wir können also noch in der Geschichte auf die Zeiten zurück sehen, da kaum das allernöthigste erfunden, da wenig Künste, und dazu sehr unvollkommen, ersonnen, und von den Wissenschaften kaum die ersten Anfangsgründe entdecket waren. Denn vor vier tausend Jahren waren die Menschen noch in allen Stücken roh und unerfahren. Was ist in der folgenden Zeit nicht nachgerade erfunden? Was haben nicht bloß in den letzten drey hundert Jahren die Künste und Wissenschaften für ein ausnehmendes Wachsthum bekommen? Was werden unsere Nachkommen nicht ferner entdecken? Geht man also von den neueren Zeiten in die ersten zurück, so müssen wir gestehen, daß das menschliche Geschlecht vor vier tausend Jahren noch seiner Kindheit und ersten Geburt ziemlich nahe gewesen sey; und daß man aus dem Verhältnisse des zunehmenden Erkenntnisses in solchen vier tausend Jahren beynahe die Zeit rückwärts bestimmen könne, da die Menschen noch nichts gewußt, das ist, da sie erst auf die Welt gekommen waren. Wenn sie aber den Erdboden

schon

n von einer unendlichen Zeit her bewohnet hät- so wäre, nach ihrem natürlichen Vermögen zu ndungen, das Noth und Lust anfeureten, nicht lich gewesen, daß sich ihnen die nützlichsten und tbehrlichsten Künste eine ewige Reihe von rhunderten sollten verborgen haben; sondern nüßte alles längst erdacht gewesen seyn, was schlicher Witz zum Nutzen und Vergnügen er- en kann.

Ich will dadurch nicht leugnen, daß auch manche indungen der Alten wieder verloren sind; manche neu gehalten werden, die doch den Alten schon nnt waren. Aber, erstlich, ist zu wissen, daß e sogenannte Alten zu solchen Zeiten gelebet, da n Künste und Wissenschaften in Achtung wa- , und nur geheim gehalten wurden. Hergegen gen eben dieselben von der rohen Unwissenheit r Vorfahren, und sie nennen uns zum Theil ersten Erfinder. Man sieht es auch, zweytens, den Ueberbleibseln des grauen Alterthumes, B. in der ägyptischen und phöniciſchen Bau- , Bildhauerey, Malerey, und musikalischen strumenten, imgleichen aus der Geschichte der nste und Wissenschaften, besonders der Astrono- , Mathematik, Physik, Schiffahrt, Krieges- st u. s. w. wie unvollkommen sie in den ersten ten gewesen, und wie sie nachgerade gestiegen d. Wenn also ja eine und die andere alte Erfin- g verloren, oder aufs neue erfunden ist; so ist h das alles in keine Vergleichung zu stellen mit hen neueren Entdeckungen, davon keine vergan- ne Jahrhunderte Spuren hinterlassen haben.

Ich werde diesem allgemeinen Bewei
unbillig hinzufügen, was, besonders von
ten Verpflanzung fruchttragender Bäume n
ropa, aus der Geschichte bemerket ist. E
zwar zu weitläuftig, wenn ich alle Arten fr
gender Bäume einzeln durchgehen wollte;
mich aber nur auf den Herrn de la Mare i
sen vortreffliches Buch de la Police, wie a
die Anmerkungen, welche nachher ein Gele
Genf über diese Materie gemachet hat, ber
als woraus ein jeder umständlich und begla
kennen wird, daß beynahe keine gute Bau
in Europa zu Hause gehöret; sondern, das
bey Menschen Denken aus Asien erstlich na
chenland und Africa, von da nach Italien,
und Spanien, am spätesten aber zu uns
schen gebracht sind. Dieses wird man in
geregten Büchern, von dem Weinstocke, von
ven, Feigen, Citronen, Pomeranzen, K
Pfirschen, Apricosen, Pflaumen, Aepfeln, B
Quitten, Kastanien, Mandeln, Nüssen ꝛc.

60 De la Mare Traité de la Police. 1729. fol. I
libro V. tit. XLII. Tomo IV. p. 530. sqq.
kungen darüber sind aus dem Journal He
1738. Sept. p. 181. übersetzet zu finden im H
gischen Magazin V Band, p. 483. sqq. 5
639. sqq. und VI Band p. 600. sqq. Daß d
Buchwaizen vor 3 oder 400 Jahren erst,
die Türken, aus Africa nach Europa gebra
wird in den schwedischen Abhandlungen der
mie der Wissenschaften, im VI Th.
erwiesen.

en finden; so daß, wenn Asien seine Früchte wie-
er forderte, uns nicht viel anderes, als die Ei-
heln, überbleiben würde. Müssen wir uns denn
icht die ersten Menschen in Europa als halbe Wil-
en vorstellen, die sich mit Kräutern, Wurzeln,
nd Mastung der Wälder beholfen haben? Ist
araus nicht offenbar zu sehen, wie spät die Er-
indung des Besseren und Angenehmeren zu uns
ekommen? Läßt sich dabey gedenken, daß Europa
on Ewigkeit bebauet, und eben so stark wie jetzo
evölkert gewesen? oder daß keiner in der unend-
ichen Zeit weder eine schmackhaftere Frucht der
Morgenländer gekostet, noch auf die Gedanken ge-
athen sey, dieselbe in seiner Heimat zu säen oder
u pflanzen? Kann man sich überhaupt einbilden,
aß Menschen zu ihrem Wohl und Vortheile von
Ewigkeit nichts, in ein Paar tausend Jahren alles
öllten erfunden haben?

§ 16.

Die alten Weltweisen haben die Stärke der
olgerung, aus den ganz neuerlich und allmälich
rfundenen Künsten und Wissenschaften, gar wohl
ingesehen; und zum Theile auch daher einen An-
ang des menschlichen Geschlechtes geschlossen. [52]

[52] Macrobius in Somnium Scipionis lib. II. c. 10. *Quis facile mundum semper fuisse consentiat? cum & ipsa historiarum fides multarum rerum cultum emendationemque, vel inventionem ipsam, recentem esse fateatur: cumque rudes primum homines, & incuria silvestri non multum a ferarum asperitate dissimiles, meminerit vel fabuletur antiquitas; tradatque, nec hunc*

Die aber mit dem Vorurtheile der Ewigkeit zu sehr eingenommen waren, haben sich gegen diese unleugbaren

hunc eis, quo nunc utimur, victum fuisse, sed glande prius & baccis altos, sero sperasse de sulcis alimoniam — Si enim ab initio, imo ante initium, fuit mundus, ut philosophi volunt; cur per innumerabilium seriem seculorum non fuerat cultus, quo nunc utimur, inventus? non literarum usus, quo solo memoriæ fulcitur æternitas? cur denique multarum rerum experientia ad aliquas gentes recenti ætate pervenit? ut, ecce, Galli vitem, vel cultum oleæ, Roma jam adolescente, didicerunt, aliæ vero gentes adhuc multa nesciunt, quæ nobis inventa placuerunt. Hæc omnia videntur æternitati rerum repugnare, dum opinari nos faciunt, certo mundi principio paulatim singula quæque cœpisse.

Lucretius lib. V. v. 326.

Præterea, si nulla fuit genitalis origo.
Terraï et cœli, semperque æterna fuere:
Cur supera bellum Thebanum, et funera Trojæ
Non alias alii quoque res cecinere poetæ? ———
Verum, ut opinor, habet novitatem summa, recensque
Natura'st mundi, neque pridem exordia cepit.
Quare etiam quædam nunc artes expoliuntur.
Nunc etiam augescunt: nunc addita navigiis sunt
Multa &c.

Plato lib. III. de Rep. init. p. 529. πῶς γὰρ ἄν; ἄγε ἔμενε τάδε οὕτω τὸν πάντα χρόνον, ὡς νῦν διακεκόσμηται, καινὸν ἀνευρίσκετό ποτε καὶ ὁτιοῦν του; ὅτι μὲν γὰρ μυριάκις μύρια ἔτη διελάνθανεν ἄρα τοὺς τότε, χίλια δ' ἀφ' οὗ γέγονεν, ἢ δὶς τοσαῦτα ἔτη, τὰ μὲν Δαιδάλῳ καταφανῆ γέγονε, τὰ δὲ Ὀρφεῖ, τὰ δὲ Παλαμήδει, τὰ δὲ περὶ μουσικὴν, Μαρσύᾳ καὶ Ὀλύμπῳ, περὶ λύραν δὲ Ἀμφίονι, τὰ δ' ἄλλα ἄλλοις πάμπολλα, ὡς ἔπος εἰπεῖν, χθὲς καὶ πρώην γεγονότα etc.

baren Zeugnisse der Geschichte mit einer sonderbaren Ausflucht, oder vielmehr Erdichtung, zu retten gesuchet. Einige nehmen an, daß der Erdboden und das menschliche Geschlecht, zu verschiedenen Zeiten, durch Feuer, andere, daß sie bald durch Feuer, bald durch Wasser verheeret würden. Sie setzen ferner, daß das Feuer, welches die Welt verbrannt hätte, dieselbe auch von neuem wieder erzeugete. Die anderen, daß das nasse Element des Wassers niemals alle Menschen auf einmal dahin gerissen habe, sondern, daß es allezeit einige wenige übrig gelassen, von welchen eine neue Bevölkerung des Erdbodens den Anfang genommen. Sie wollen zugleich, daß die überbliebenen lauter armselige Hirten gewesen wären, die sich mit dem Viehe auf hohe Berge gerettet; aber von den Künsten und Wissenschaften der vorigen Welt nichts gewußt hätten. So könne denn, ungeachtet der Ewigkeit der Welt und der Menschen, die Erde wieder zur Wüste werden, die Künste und Wissenschaften verloren gehen, und beydes Menschen und menschliche Künste von neuem wieder hervorgebracht werden und zunehmen.[62]

62 Cicero in Somn. Scip. cap. 7. *Propter eluviones exustionesque terrarum, quas accidere tempore certo necesse est, non modo aeternam, sed ne diuturnam quidem gloriam assequi possumus.* Ueber welche Worte Macrobius lib. II. c. 10. sich so heraus läßt: *Fit, ut manente mundo, inter exsuperantis caloris frigorisque vices, terrarum cultus, cum hominum genere, saepe intercidat, et reducta temperie rursus novetur. Nunquam tamen, seu eluvio, seu exustio, omnes*

Wer sieht nicht, daß dieses lauter willkührliche Bedingungen sind, die weder Geschichte, noch Erfahrung, noch Vernunft vor sich haben, und doch zum Zwecke nicht einmal hinreichen? Gesetzt, die ganze Welt, oder der Erdboden, wäre dergleichen großen Veränderungen unterworfen: so würde dadurch weder die Welt, noch das menschliche Geschlecht,

omnes terras aut omne hominum genus, vel omnino operit, vel penitus exurit. Aegypto certe, ut Plato in Timaeo fatetur, nunquam nimietas humoris nocuit vel caloris; unde et infinita annorum millia in solis Aegyptiorum monumentis librisque releguntur. Cetera igitur terrarum partes, internecioni superstites, seminarium instaurando generi humano fiunt: atque ita contingit, ut non rudi mundo rudes homines et cultus inscii, cujus memoriam intercepit interitus, in terris oberrent etc. Siehe auch Lucret. V. 340. sq. Beym Plato in Timaeo p. 475. init. edit. Gr. Basil. 1556. fol. saget der ägyptische Priester: πολλαὶ καὶ κατὰ πολλὰ φθοραὶ γεγόνασιν ἀνθρώπων καὶ ἔσονται πυρὶ μὲν καὶ ὕδατι μέγισται. und lib. III. de leg. init. ἆρ' οὖν ὑμῖν οἱ παλαιοὶ λόγοι ἀλήθειαν ἔχειν τινὰ δοκοῦσιν — τὸ πολλὰς ἀνθρώπων φθορὰς γεγονέναι κατακλυσμοῖς τε καὶ νόσοις, καὶ ἄλλοις πολλοῖς, ἐν οἷς βραχύ τι τῶν ἀνθρώπων λείπεσθαι γένος — ὡς οἱ τότε περιφυγόντες τὴν φθοράν, σχεδὸν ὄρειοί τινες ἂν εἶεν νομῆς, ἐν κορυφαῖς που σμικρὰ ζώπυρα τοῦ τῶν ἀνθρώπων γένους διασεσωσμένα — καὶ δὴ τοὺς τοιούτους γε ἀνάγκη που τῶν ἄλλων ἀπείρους ἄνευ τεχνῶν, καὶ τῶν ἐν τοῖς ἄστεσι πρὸς ἀλλήλους μηχανῶν etc. Von der Stoiker Exustione mundi hat Jac. Thomasius, Lipsiae 1676. 4. besonders gehandelt. Aristoteles aber Meteorologicorum lib. I. cap. 14. T. I. p. 770. sqq. du Vallii, redet viel von Ueberströmungen.

schlecht, ewig gemachet. Denn diese auf einander folgenden einzelnen Verwüstungen würden eine zählbare Reihe ausmachen. Aber keine Zahl ist unendlich. Die Verwüstungen würden, nach der Hypothese, wieder kommen, und also vermehret werden. Nichts aber, was sich vermehren läßt, ist unendlich. Die Anzahl der Verwüstungen würde auch nothwendig kleiner seyn, als die Anzahl der Menschen und ihrer Geburten, die zwischen her gelebet. Es kann aber ein Unendliches nicht kleiner seyn, als das andere.[63] So ließe sich demnach durch eine endliche Zahl die Ewigkeit doch nicht erreichen und ausmessen. Die wahre Ursache des menschlichen Geschlechtes wird dadurch nur ins Unendliche verschoben, und nimmer gegeben.

Wie eitel sind aber auch nicht diese Grillen an und für sich selbst? In welchem Gesetze der Natur ist das gegründet, was die Stoiker lehreten, daß die Welt, daß die Erde, zu gewissen verschiedenen Zeiten immer wieder verbrennen muß? oder welche Physik lehret, daß eben der zerstörende Brand Thiere und Pflanzen wieder hervorbringet? Die abwechselnde Verheerung des ganzen Erdbodens, durch Feuer und Wasser, ist eben so wenig natürlich; und alle Fluthen, davon die heidnische Geschichte ihnen Nachricht gab, als des Ogyges, Deucalion, und andere, betrafen nur einen kleinen Theil des Erdbodens. Worauf konnten sie denn ihre Hypothese bauen?

63 Siehe, was von unendlichen Reihen § 6 — 9. gesaget ist, und besonders die 3 und 6 Anmerkung.

Ich würde diese alten Erfindungen keiner Erwähnung gewürdiget haben, wenn sie nicht von neuern Weltweisen auf eine andere Art geschmückt worden wären. Diese haben die Cometen völlig zu ihren Diensten; damit können sie Welten erbauen, Welten zerstören. Da ruft man nur einer solchen Himmelsbombe, und läßt sie an die Sonne prellen, daß die brennenden Stücke davon fliegen; und aus diesen ausgebrannten Brocken werden hernach die Planeten, und unter andern auch unsere Erde zusammen geschmolzen. Dann richtet ein anderer wieder eine solche Bombe auf die Erdkugel, und zerbricht ihre äußere Schale damit; siehe! dann ist eine allgemeine Ueberschwemmung da; die Axe und der Lauf der Erdkugel werden geändert; es entsteht durch den Bruch eine unebene Fläche, und so sind Berge und Thäler geworden. Andere ziehen wohl nicht mit so gefährlichen Werkzeugen wider die Welt und das ganze menschliche Geschlecht zu Felde; unterdessen verheeren sie doch einen großen Theil des Erdbodens, und seiner Einwohner, so oft es ihnen beliebet, durch Fluthen, Pest, Dürre und andere Landplagen; wenigstens bekriegen sie die Künste und Wissenschaften mit Tyranney und Barbarey, und lassen die Menschen wechselsweise wieder in Sklaverey, Unwissenheit und Wildheit der Sitten verfallen.

Nun möchte man uns vielleicht aufs Künftige mit den Cometen, oder ihrem Schwanze, in abergläubische Furcht setzen können, wenn die himmlischen Bewegungen durch keine weise Vorsicht zur

Ordnung

ig und Uebereinstimmung gebracht wären.
in solchem Falle möchten etwa dergleichen
Kugeln, von einer blinden Kraft, in die
Himmelsgegenden, ganz wild hinein ge-
ert werden, und einmal diesen oder jenen
Aber wir, die wir eine weise, gütige und
ge Vorsehung glauben, erwarten billig von
eisen mathematische, und in den großen
ungsgesetzen nothwendig gegründete Be-
daß dieses vorhin wirklich geschehen sey, oder
geschehen könne und werde; ehe wir uns von
Zuversicht abbringen lassen. Sind sie denn
Theorie der Cometen so erfahren daß sie,
mit vorgegangen ist, oder geschehen wird,
rts und vorwärts, wie die Sonnen- und
finsternissen, berechnen können? Ich denke,
noch sehr weit davon entfernet; und wenn
eine allgemeine Grundlage zur Theorie der
en gemachet haben, so werden sie auch solche
und Regeln der Bewegung haben anneh-
müssen, wodurch die bisher an allen Cometen
htete ordentliche, excentrische Bahn bestim-
ch erkläret werden kann, nicht aber eine Zer-
g in der Natur gestiftet wird. Ich will
sagen, daß dergleichen Theorie nothwendig
e Kräfte erfordert, davon die eine die Nähe-
des Cometen zu einem andern Weltkörper,
ers zu der Sonne, suchet; die andere aber
hen zu entfernen bemühet ist; damit eine
dung um einen andern Körper daraus er-
. Auf diese Weise aber entsteht ein gewisses
niß und Gleichgewicht beyder widrigen

Kräfte; und es ist vielmehr daraus zu sch
daß der gänzliche Zusammenstoß zweener h
schen Körper nimmer geschehen kann. † J

† Der vortreffliche Mathematicus unserer Zeit
Euler, hatte in seiner Theoria motuum Plan
et Cometarum, p. 135. muthmaßlich geu
der Comet von 1744 könne leicht den La
Mercurs merklich gestöret haben. *Ab hoc* (M
saget er) *tam parum fuit remotus, ut si vim a
vam pro ratione molis habuerit, notabilis pe
tio in motu Mercurii oriri debuisset* ———
*obrem operæ pretium erit investigare, utrum
rius adhuc in motu suo cum tabulis astronomi
sentiat, an vero perturbationem a Cometa sit*
Und siehe! Herr John Bevis, M. D. hat
Philosophical Transactions n. 473. Obser
übergeben, welche zeigen, daß des Mercurs
gung von dem gedachten Cometen nicht im
sten geändert sey. Die Obss. stehen auch im
Magazin 1 B. VI. St. p. 192. sq. Ich fi
astronomischen Beobachtungen der Cometen
zuverlässiger angezeiget, als bey dem ber
Holländischen Mathematico, Nicolaas Str
seiner Inleiding tot de algemeene Geographi
vens eenige Sterrekundige en andere Verhand
Amst. 1740. 4. dabey ist nach der Geograph
algemeene Kennis der Comeeten of Staart
p. 1 – 29. und korte Beschryving van alle de
ten in de Geschiedenissen, p. 163 – 320. Er
selbe hat auch hernach 1753. 4. zu Amsterd
ausgegeben Vervolg van de Beschryving der
sterren, en nader Ontdekkingen omtrent de
van't menschlyk Geslagt, benevens eenige
kundige Aardrykskundige en andere Aanmer
Darinn ist unter andern, bey p. 113. ein C
rium in Kupfer vorgestellet, welche Masch
Lauf von 14. Cometen zeiget. Er verwi

mich also in die neue Art, Planeten durch einen solchen Zusammenstoß zu erbauen, nicht einlassen; und es wird sich bald drunten zeigen, daß, wenn auch Planeten auf solche Art entstehen könnten, dennoch der Ursprung von Thieren und Pflanzen auf denselben durchaus nicht natürlich zu erklären sey. Wollte

Keill des Cassini Zodiacum Cometarum, und an der Maschine ist zu sehen, daß die Cometen von allen Himmelsgegenden durch verschiedene Zeichen gestrichen sind: nämlich, wie er p. 15. bemerket, unter 39. beobachteten Cometen, sind 9 zwischen der Sonne und dem Mercurio, 16 zwischen dem Mercurio und der Venere, 8 zwischen der Venere und der Erde, 4 zwischen der Erde und dem Marte, 2 zwischen dem Marte und Iove durchgegangen. So fürchterlich aber auch diese fliegenden Cometen anfangs dem Sonnensystem und besonders unserer Erde, gleichsam als mit ungefährlichen Würfen, den Untergang zu drohen scheinen: so sieht man doch nach genauer Betrachtung, daß alle ihre Bewegung, Laufbahn, Geschwindigkeit, Wiederkunft u. s. w. aufs genauste, und auf alle künftige Fälle abgemessen und abgepaßt sey; wodurch ihnen in den leeren Zwischenräumen der großen Weltmaschine ein bestimmter unschädlicher Durchgang angewiesen ist, daß sie in einem gewissen Geleise auf ihrer Via regia bleiben müssen. Und selbst die Gesetze der Attraction oder Schwere, woraus man eine kleine Aufhaltung und Abweichung in ihrem Directionskreise folgert, zeigen ein solch Verhältniß mit ihrer Schleuderkraft, dabey sie der Sonne und den Planeten ausweichen, und bald wieder in ihre freye natürliche Bahn kommen, nicht aber einige große Weltkörper treffen und zerstören können.

Wollte sich jemand auf die Mosaische al
meine Fluth berufen: so würde ich ihn fra
warum er denn nicht auch die göttliche Schöpf
der Welt und eines ersten Paares Menschen, n
einem Ursprunge und Anfange ihrer Künste aus
Mose glaube? ich würde fragen, ob Moses
Fluth so beschreibe, daß sie aus natürlichen U
chen entstanden seyn könne, daß sie natürli
Weise öfterer wiederkommen, abermal alle Leb
dige auf dem Trockenen, abermal alle mens
che Künste verschlingen werde, und folglich
mer neue Welten auf den Trümmern der vori
erbauet werden müssen? Allein, da Mosis N
richt dieser Meynung vielmehr entgegen ist: so la
uns Mosen lieber eine Weile bey Seite setzen,
bloß bey dem bleiben, was das anschauende Erken
niß der Oberfläche des Erdbodens lehret.
gestehe es, diese zeuget von großen vormali
Veränderungen: indem sie uns mancherley Sch
ten von verschiedener Erde über einander, ga
Austerbänke, weit von der See, mitten im jetzi
festen Lande, Berge und ganze Ketten von Ge
gen, mit versteinerten Seethieren und Gewächs
die an den Orten nicht erzeuget seyn können,
Augen leget. Wir haben noch in diesem Jahrh
derte Inseln mit einem feuerspeyenden Berge
der See hervorsteigen gesehen, und eben das
richten uns glaubwürdige Geschichtschreiber von
len andern Inseln. Andere Berge und St
sind durch Erdbeben versunken: Plätze, die
Meere lagen, sind durch Anwachs von der K
ins Land hineingerücket: Ströme haben ihren L

ver

ändert. Mit einem Worte, Feuer und Wasser
ben die Erdrinde ganz zerwühlet. Was wollen
r vernünftiger Weise zu diesen schweren Erschei-
ngen sagen? Ich antworte: die mehresten dersel-
n beweisen nur eine jählinge oder allmälige Ver-
derung an besondern Oertern, welche den gan-
n Erdboden und das ganze menschliche Geschlecht,
er ihre Künste und Wissenschaften, nicht treffen.
Wenn aber andere darunter sind, welche einen all-
meinen Umsturz und eine Erschütterung der ganzen
berfläche des Erdbodens anzuzeigen scheinen: so
rd es doch auf alle Weise vernünftiger seyn, die-
be vor dem Ursprunge des menschlichen Ge-
hlechtes, bey dem ersten Chaos und dessen wässerich-
n Massa anzunehmen, zu der Zeit, da dem
noch von Landthieren entblösten Erdballe der erste
Schwung um seine Axe gegeben, und dadurch aus
ner Kugel eine Sphäroide geworden, folglich
Wasser und Land von einander geschieden, und
ich dieses wohnbar gemachet ist. Dieß, sage ich,
ird allemal weit vernünftiger seyn, als unendliche
wige Reihen von solchen Zerstörungen eines völ-
g bewohnten Erdballes zu dichten, dabey kein
Mensch oder Thier auf irgend einem Berge, und
lbst Noah in seinem Schiffe, unmöglich lebendig
leiben könnte: und da es jedesmal natürlicher
Weise unauflöslich bliebe, woher auf dem veröde-
en Erdboden wieder neue Menschen und Thiere
ntstanden wären.

Die übrigen Unfälle und Landplagen, als
Erdbeben, Pest, Theurung u. s. w. haben kei-
en Einfluß in das Allgemeine, und können das

ganze

ganze menschliche Geschlecht nicht wieder in völlige Unwissenheit versenken, noch den ge Erdboden in eine Wüste verwandeln. Was die einreissende Barbarey betrifft: so will ich richtig gestehen, wenn Länder, da einmal K und Wissenschaften blüheten, dergleichen Pe Chaldäa, Griechenland und Italien vor Zeite wesen sind, unter ein hartes geist- oder weltl Joch verfallen, oder mit Heerzügen barbari Völker überschwemmet werden, daß solches Künste und Wissenschaften sehr zurück setzen kö zumal, wenn es bey dem Anfange geschähe, eh sich weit ausgebreitet hätten. Allein, eben Fall, wenn sich Künste und Wissenschaften nur bey wenigen aufhalten, wäre ein Zeichen, da sowohl, als das menschliche Geschlecht, damal rem Anfange noch sehr nahe gewesen seyn müß Denn wenn das menschliche Geschlecht ewig w so würden auch die Künste und Wissenschafte hoch gestiegen seyn, und sich so weit ausgebr haben, daß sie weder gänzlich auszurotten stün noch allerwärts verscheuchet werden könnten

64 Der bekannte Lord Bolingbroke, welcher son seinen Werken (die zu London, 1754. 4. in Bänden heraus gekommen sind) im III Ba p. 206—219. den Ursprung der Menschen der allgemeinen mündlichen Nachricht, oder Tr tion, zu erweisen suchet, verwirft diesen Bew grund aus der allmäligen Erfindung der Kün eben daselbst p. 266. unter einem sonderba Scheingrunde. Er spricht, es gebe noch jetzo V ker, welche von den nothwendigsten Künsten, u al

...un die vorigen Zeiten betrifft: so müssen ...gestehen, daß die Künste, und sonderlich die Wissen-

...zu schreiben, sondern auch Kleider und Ge... ...e zu bereiten, nichts wüßten. Hieraus folgert ...f zweyfache Art. Setzete man, daß diese Kün... ...em Volke allezeit unbekannt gewesen: so folge, die Menschen sich auch von undenklichen Zei... ...ohne Künste hätten behelfen können. Setzete aber, daß diese Künste dem Volke vormals ...nt gewesen wären: so folge, daß sie nach der ...dung unter Menschen gänzlich verloren wer... ja in einer unendlichen Reihe von Zeit zum ...n wieder erfunden und wieder verloren wer... können. *If these arts were never known to ...eople, to whom they are now unknown, it fol... that mankind may dispense with the want of ... during many ages, and therefore, always — ...se arts were ever known to the people, to whom ...are now unknown, they may be totally lost, af... ...ving been once found: nay, they may have been ...ly lost, and found anew, an infinite number of ... in eternal duration.*

...ch, dieses widerspricht sich selbst und der Na... der Menschen, zugleich aber verräth es einen ...ltigen Sprung vom Besondern aufs Allgemei... Wenn ein altes Volk wäre, das allezeit Klei... ...nd Häuser so geruhig hätte entbehren können: ...ürde die Schneider- und Bau-Kunst für die... Volk nicht so höchstnöthig seyn, wie sie Lord B. angesehen haben; ja sie würden nicht einmal ...ner sonderbaren Bequemlichkeit desselben erfor... seyn. Läßt sich aber aus solchem Falle ein ...luß auf das ganze menschliche Geschlecht und ...alle Künste machen; als ob man in allen Län... der Kleider und Häuser immer hätte entra... können, oder allerwärts von unendlichen Zei... her, ohne Trieb und Bewegungsgrund zu re... gend

Wissenschaften, damals noch, gegen jetzige
schaffenheit, gering gewesen sind, und daß si
einer und derselben Zeit nicht mehr, als etwa z
Länder und Völker, menschlich gemachet hat
Wie nun dieses für sich einen Beweis giebt,

gend einer Kunst, welche der Nothdurft und
quemlichkeit behülflich ist, bleiben? Woher n
denn dieser Trieb in der menschlichen Natur, i
einer unendlichen Zeit, neuerlich entstanden? S
aber diese und jene Künste den Menschen, we
stens an den meisten Orten, höchst nöthig oder
quem: so wird auch ein jeder entweder selbst
deren Erfindung gedacht, oder sie wenigstens
seinen Nachbarn gern angenommen haben.
wenn die Menschen es darinn noch nicht weit
bracht, so ist es allemal ein Zeichen, daß ein
ches rohes Volk noch nicht alt seyn könne. D
es folget eins aus dem andern: Daß sich ein V
wenn es alt wird, sehr mehret, und durch die V
mehrung aus der Wildheit zur bürgerlichen Ge
schaft und zum bequemeren Leben in Flecken, S
ten, Reichen, zum Umgange, Handel und Wa
mit andern Völkern, und zu Künsten und Wi
schaften getrieben findet. Daraus fällt denn
andere Einwurf von selbst weg, als ob die hö
nöthigen oder zum großen Vortheile gereiche
Künste und Wissenschaften, wenn sie einmal er
den und ausgebreitet sind, wiederum in dem g
zen menschlichen Geschlechte gänzlich und ö
verloren gehen könnten. Eben der natürliche T
und Bewegungsgrund, welcher Künste und Wi
schaften unter den Menschen zuerst mit so vi
Bemühen hervorgebracht, wird sie auch bestä
unter ihnen erhalten; und kein zufällig Hinde
kann so groß oder so allgemein seyn, daß es die
tur des menschlichen Geschlechtes ändere und ers

die Menschen damals noch so lange nicht auf
Erdboden gewohnet hatten: so wäre wohl
so sehr nicht zu bewundern gewesen, wenn die
schen durch Schicksale des Krieges alle gute
idungen nach gerade wieder verloren hätten.
noch aber sind die Künste und Wissenschaften
gewandert, und von den Morgenländern nach
pa, von da wieder nach den Arabern, von da
nals nach Europa gezogen. Ja, wie der zu-
ende Aberglaube, der gefährlichste Feind alles
tandes und Witzes, unter dem Scheine der
gion, allen übrigen Samen des guten Erkennt-
s und Geschmackes auszurotten drohete: so
ich derselbe doch noch in allen Jahrhunderten,
nd da, in verborgenen Winkeln erhalten. Nun
er wieder zum völligen Durchbruche gekommen,
bey den meisten Völkern von Europa fest ge-
elt hat: so ist nicht mehr möglich, daß die
schen durchgehends wieder so roh und unwis-
werden können, als sie vor vier tausend Jah-
gewesen sind, noch daß sie ihren vorigen Zu-
gänzlich vergessen, und also die Spuren ihres
unges verlieren sollten.

Die zweyte Abhandlung.

Daß Menschen und Thiere ihren Ursprung nicht von der Welt, oder der Natur haben.

§ 1.

Die Folgerungen, welche wir in der vorigen Abhandlung aus dem Tode aller unserer Voraltern, und aus der Geschichte des Erdbodens, der Sprachen und der Künste gezogen haben, sind so natürlich und überzeugend, daß es fast eben so ungereimt seyn würde, wenn die Menschen ihr ganzes Geschlecht für ewig hielten, als wenn einzelne Menschen sich träumen ließen, daß sie allezeit auf der Welt gewesen wären; da sie sich doch ihrer verstorbenen Aeltern, und ihrer eigenen Kindheit und ihres Wachsthumes erinnern könnten. In der That sind auch sehr wenige unter denen, welche Welt und Natur ewig machen, die sich dabey getrauten, eine gleiche Ewigkeit von dem menschlichen Geschlechte zu bejahen. Die allermeisten stehen zu, die Menschen hätten einen Anfang gehabt, und hätten sich nachmals erst durch die ordentliche Zeugung fortgepflanzet. Allein, da sie dennoch ihren Abgott, die Welt und Natur, gern auf den obersten Thron setzen wollen: wie werden sie doch den ersten Ursprung des menschlichen Geschlechtes aus den Kräften der Welt ableiten und verständlich erklären? Die Kraft der Zeugung, wissen wir, ist bey uns und allen übrigen Thieren natürlich. Allein,

in, welche natürliche Kraft bringet die ersten
ischen, die ersten Thiere in jeder Art hervor?
Sie helfen sich mit Erdichtungen. Sie bil-
sich ein, die Sonne habe durch ihre Wärme
Schlamm des Erdbodens belebet, und dadurch
icht zuerst allerley ungestalte Misgeburten von
ren hervorgebracht, welche nicht hätten beste-
noch sich fortpflanzen können; bis endlich,
vielen ungestalten Fehlgeburten, aus solchem
fährlichen Zusammenflusse einer gährenden
erie, eine ordentliche Bildung, bald dieses, bald
Thieres, von beyderley Geschlechtern, sodann
einmal der Mensch, entstanden wäre, welche
beym Leben erhalten und vermehren können. 1
Man muß von diesen Weltweisen nicht erwar-
daß sie sich in das Wesen und die Eigen-
[illegible] der irdischen Materie, des Wassers, der
[illegible], der Wärme, oder in die Kräfte dieser
[illegible]e, und in die Gesetze der Bewegung, oder
in den Bau der thierischen Körper und deren
[illegible]igung, tief einlassen werden; um uns dieses
[illegible]hen der Thiere begreiflich zu machen. Sie
[illegible] die Natur nicht zum Abgotte gemacht ha-
wenn sie ihre Regeln gekannt hätten. Man
[illegible] nur Dichter reden, denen es leicht wird, al-

 les

[illegible]ß Epikurus und Lucretius so gelehret haben, ist
[illegible] bekannt. Siehe Lucret. V. 420. sqq. V.
[illegible]. sqq. 810. 835. Aber wer wird auch nicht wis-
[illegible], daß de la Mettrie in seinem Systeme d' Epicure
dieses verfallene Lehrgebäude unglücklicher Weise
wieder aufzurichten gesuchet habe?

les zu verwandeln und zu schaffen. Ihre Wel
ein Schlaraffenland, darinn sich alles ohne Gr
und Mühe, als in einem Traume, erzeuget.
Erde, unser aller fruchtbare Mutter, durfte
von der Sonne geschwängert werden; so gab
aus ihrem Schooße eine Geburt nach der and
hervor. Die verborgene Natur ist dabey bald
verständige, milde, gütige, kräftige Schöpferi
die aller Dinge Urstof und Samen bildet, ent
ckelt, nähret und erhält: bald muß sie sich wi
als blind, unverständig, neidisch, ohnmächtig
veraltet meistern lassen. Eine eigentlichere
genauere Erklärung dieser Meynung bin ich ni
im Stande zu geben.

§ 2.

Wenn wir noch in den Zeiten der Finster
lebeten, so möchten wir vielleicht hierinn Licht zu
hen glauben. Allein, das weis ich nicht, wie h
tiges Tages Menschen sich getrauen können,
solchen willkührlichen Erdichtungen, die aus g
ber Unwissenheit der Natur, und aus mancher
Widerspruche und Irrthümern zusammen gese
sind, vor dem Richterstuhle ihrer eigenen Vernu
zu bestehen. Selbst die Alten sind kaum zu en
schuldigen, daß sie aus falschen Erfahrungen
unrichtig geschlossen, und ihre Vorfahren für ter
genas, *αὐτόχθονας*, das ist, von der Erde
zeuget, gehalten. [2] Sie hatten etwa gesehen, da
nach der Ueberschwemmung des Niles, sich in de
nach

2 Siehe die 1 Abhandlung, 8 Anm. p. 26.

ichgebliebenen Schlamme allerley Insecten, Ungeziefer, Frösche, Kröten, Schlangen, Eydexen, nd dergleichen finden ließen. Da waren sie alsoald mit dem Schlusse fertig, daß diese Thiere rch die Sonnenwärme aus dem Schlamme geütet wären; und giengen denn mit ihren Folgengen auch zu den größeren Thieren, und selbst dem Menschen, daß auch dieselben einst hie und in einem feisten Erdreiche von der Sonne möchn erzeuget seyn.

Wir wissen wenigstens in neueren Zeiten, daß e Erfahrung, worauf jene sich gründeten, gänzh falsch, und durch übereilte Schlüsse erschlichen . Wir haben, durch die genauesten und sichern Beobachtungen und Versuche der besten Nackündiger, von allen Thieren und Insecten, die r irgend so groß sind, daß sie sich deutlich beachten lassen, wahrgenommen, daß kein lebendis Thier von selbst aus fauler gährender Materie wächse. Der faule Käse ist so wenig die Mutter r Maden, als die Erde der Menschen. Die beändige Ordnung der Natur, vom kleinesten bis r größten, ist, daß alles, was Leben hat, von s gleichen erzeuget werde. Und bey den allersten Gattungen geschieht solches durch Vermiung der Aeltern von zweyerley Geschlechte. Die chmeißfliegen, Mücken, Schlupfwespen, Schmetlinge, Flöhe, Käfer, und wie sie weiter heißen, tten sich sowohl, als größere Thiere, und schien ihre Eyer da hinein, wo die Brut ihre Nahng bereit findet. Kein Käse, Fleisch, Frucht, latt, Holz, oder andere Materie, wenn jedes

F 3 nur

nur für das Geschmeiß bewahret werden kan
wird das geringste lebendige Thier aus sich h
vorbringen.

Wenn auch die Natur gleich von dem V
kommenern stufenweise zu den Pflanzen herun
steigt; daß es Thierchen giebt, die Hermaphro
ten oder beyderley Geschlechtes sind, oder die s
selbst befruchten, wie man meynet, oder da, e
aus einer Mutterpflanze, andere Thiere ihres gl
chen hervorwachsen, wie bey den Polypen und C
rallen, d. i. Zoophytis und Lithophytis, geschieht:

*) Es ist eine besondere und ganz wunderbare For
pflanzung an den Blattläusen entdecket worden, d
sie ohne Paarung lebendige Jungen erzeugen, u
diese wiederum andere lebendige Jungen, bis zu v
len folgenden Geschlechtern. S. Mr. Charles Bo
net Insectologie. Paris 1745. 8. P. I. Und denno
kömmt zuletzt ein geflügeltes Männchen, welch
sich mit der Blattlaus begattet, und sie mit einm
auf viele folgende Generationen befruchtet. He
Lyonnet hat die Paarung genau beobachtet, u
beschreibt sie in einer Anmerkung zu Lessers The
logie des Insectes P. I. p. 50. sqq. wo er auch v
der Fortpflanzung der Muscheln in Steinen, u
des Bandwurms, le Solitaire, handelt, und übe
haupt beschließt, es sey noch nicht ausgemachet, d
sich einige Insecten ohne männliche Befruchtu
fortpflanzen. Die Paarung der Blattläuse h
auch Hr. de Geer beobachtet und beschrieben in de
II. Th. der Memoires de Mathematique et de Ph
sique présentés à l' Acad. Roy. des Sciences par d
vers Savans. Paris 1755. worinn dieses neu ist, d
er Weibchen so wohl als Männchen geflügelt, un
ungeflügelt, und beyder Paarung wahrgenomme
S. Götting. Anz. 1756. p. 1423. Herr Bast
schei

so weis man doch, daß auch in dem Pflanzenreiche eine Art von Befruchtung der weiblichen Pflanze durch den Samen der männlichen Statt finde; wenigstens, daß überhaupt keine einzige Pflanze anders, als aus einem solchen Samen und Knospen, erwachse, worinn schon der Entwurf von jeder Pflanze, nach ihrer Art, gebildet und eingewickelt liegt. Wenn demnach nicht schon eine Pflanze, ein Polypus, ein Thier, als wirklich gesetzet wird, welches das erste sey, und welches diese Knospen und diesen Samen hervorbringet und nähret: so ist, natürlicher Weise, an keine Erzeugung von irgend einer Pflanze oder einem Thiere, oder deren Fortpflanzung, zu gedenken.

scheint auch dahin geneigt, daß es unter den Muscheln männliche und weibliche gebe, und daß der zugespühlte männliche Samen die weiblichen befeuchte. S. seine Naturkundige Uitspanningen. I Deel. III Stukje. p. 122. sqq. und die Hypothese hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Samenstaube der Pflanzen, welcher den weiblichen Blumen zuwehet, oder von fliegenden Insecten zugetragen wird. Die Materie von den verschiedenen Orten der Fortpflanzung im Thier- und Pflanzenreiche ist für diese Stelle zur Ausführung viel zu weitläuftig; aber würdig, daß sie von so geschickten Naturforschern, als ich bereits genannt habe, immer weiter untersuchet werde. Denn man hat schon die Patronen der Generationis aequivocae, durch unleugbare Beobachtungen, so weit in die Enge getrieben, daß sie nun keine andere Zuflucht mehr haben, als zu den unsichtbaren mikroskopischen Thierchen.

§ 3.

Ich sollte nicht meynen, daß jemand
diese ganz ausgemachte Wahrheit einen E
von denjenigen unglaublich kleinen Thierch
men könnte, welche Hamm, Hartsoek
Leeuwenhoek in dem Samen vieler Thie
dere im Essige und Pfefferwasser, u, s. w. T
und Needham auch in vielen andern galle
gen Säften von gekochtem und gebratenem
und von Pflanzen, insonderheit vom br
Korne, durch starke Vergrößerungsgläser,
haben; wiewohl Herr Büffon dieselbe n
wohl für Thiere, als für lebendige Theil
Thieres, hält, welche durch ein inneres Mo
ganisiret worden.

Wenn man gleich alle diese Erfahrungen,
sie angegeben werden, als ungezweifelt zust
heben sie doch die Gewißheit der beständige
nung der Natur in allen übrigen Thieren,
diesen Namen eigentlich verdienen, nicht auf.
hier kann man nicht betrogen werden. Die
sind so groß, daß man den künstlichen Ba
Körpers, die Werkzeuge des Lebens, der
Bewegung, Zeugung, und die Art ihrer Fo
zung mit bloßen Augen klar und deutlich
ten kann. Und so verhält es sich auch
Pflanzen, deren Erzeugung aus Samen,
beln, Wurzeln, oder Knospen anderer
pflanzen, ganz offenbar dargethan ist.
ben dabey Vernunft und Erfahrung vor u
die Natur sich selbst zu allen Zeiten ähnlich

ns, als sie einmal handelt, nicht handeln könne; ich auch nimmer eine Zeit gewesen sey, da diese re und Pflanzen zuerst auf eine andere Weise, lich durch Gährung einer verfaulten Materie, orgekommen wären. Wenn also der Natur h das Vermögen gegeben wäre, die niedrigste, chste und kleineste Art der lebendigen, welche nur aus einem Gallert oder einer belebten Haut hen, ohne Voraltern, unmittelbar aus roher erie zu bilden; nämlich, wie Needham net, durch eine bloße anziehende und ausdehe Kraft: so folgete doch daraus im geringsten t, daß die unendlich weise Zusammenfügung so r tausend organischen Körper, aus einem ganz eschickten Klumpen, jemals durch ihre blinden fte hätte bewirket werden können; zumal, da wissen, daß deren Bildung, nach der Ordnung Natur, allezeit organisirte Körper der Aeltern aussetzet. Die Natur kann wohl die einfachen ge, Krystalle, Steine, Metalle, ohne Urbild mmen fügen; aber wenn wir in den Steinen genauen Abdruck bekannter Thiere, Fische Pflanzen, mit allen Theilen und Werkzeugen, n, so glaubet doch kein vernünftiger Mensch, dieses ein Spielwerk der Natur sey, und daß bloße versteinernde Kraft solche Abrisse ohne ild hervorbringe. Dennoch stellen diese nur äußerliche Form solcher organischen Körper vor gen. Wie vielweniger ist die Natur fähig, das nerste dieser künstlichen Maschinen, so zu reden, eigenem Gehirne zu erfinden, und ohne vorgeeten Entwurf auszuarbeiten?

 Der

Der Herr von Haller hat demnach, in der Vorrede zum zweyten Theile der deutschen Uebersetzung von Büffons Historie der Natur, ganz richtig geurtheilet, und erwiesen, daß die Religion für diese Erfahrungen auf alle Weise in guter Sicherheit sey. Und man muß dem Herrn Needham selbst die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er dieses eingesehen und erinnert hat. Er erkennet, daß seine Thierchen nur eine ganz einfache Zusammensetzung haben; daß sie leicht, ohne vorhergehende Bereitung eines Samens in einem organischen Körper, durch das bloße Ausdehnen und Zusammenziehen der kleinesten Theile, entstehen, vergehen, und wieder erneüert werden könnten; und daß sie nur im weitläuftigen Verstande Lebendige und Thiere zu nennen wären; weil sie den Pflanzen und Maschinen näher kämen. Man hat also vernünftiger Weise nicht zu fürchten, sagt er p. 248. sqq. daß mein Lehrgebäude zu einer Erzeugung der Thiere aus roher Materie führe. Die Bildung des Samens setzet nothwendig einen organischen Leib, oder, in manchen Arten eine gewisse Bärmutter, voraus; und dieses in einer Reihe der Voraltern, die bis zum Ursprunge der ganzen sichtbaren Welt, und derer Geschöpfe, die unmittelbar aus Gottes Hand gekommen sind, hinaufsteigt. Ich sage unmittelbar: denn eine unendliche Reihe solcher erzeugten Dinge würde nichts anders seyn, als eine unendliche Zahl von Wirkungen, ohne eine erste Ursache; eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen

oen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zuneh-
ien würde, ohne, daß eine Kraft wäre,
oelche sie halten könnte; welches in der That
ichts als unendliche Ungereimtheit giebt.
Es wäre eben so gedacht, als wenn einer
ine unermeßliche Reihe blinder Menschen
erades Weges, und ohne sich zu verirren,
inter einander gehen sähe; und wenn er ih-
en sehenden Führer mit Augen nicht errei-
hen könnte, sich die Reihe unendlich vor-
tellete; gleich als ob ihnen der Mangel des
Gesichtes dadurch ersetzet würde, daß man
ie Blindheit ins Unendliche vermehret.

§ 4.

Allein, wenn gleich von den kleinesten mikrosko-
ischen Thierlein und deren Erzeugung keine Folge
uf die größeren Thiere zu machen wäre: so ist doch
:ßlich, zur Benehmung aller Einwendung, zu mer-
:n, daß die Beobachtungen, welche Herr Büffon
nd Needham in dieser kleinen Welt gemachet ha-
en wollen, an sich selbst und in facto verdächtig
der vielmehr falsch sind. [3]

Wenn man nämlich ihre Beschreibung davon
enau untersuchet: so wird man nicht einmal über-
zeuget,

S. Herrn Büffons allgemeine Historie der Natur, des I Th. II Band, das 7 und 8 Capitel nach der deutschen Uebersetzung p. 131. und Herrn Needhams Nouvelles Observations microscopiques, avec des decouvertes interessantes sur la Composition et la Decomposition des Corps organisés. Paris 1750. m.

zeuget, daß es wirklich lebendige Thiere oder organ animalium gewesen sind was sie gesehen haben. Alle übrige Beobachter bilden uns die Samenthierchen in Gestalt der Fröschlein, mit breiten nach und nach spitzig zulaufenden Schwänzen, ab; in andern Säften und Flüssigkeiten auch wohl als Schlänglein und Aelchen; zuweilen auch als Insecten mit mancherley organischen Theilen; so, daß man deren bey acht sichtbarlich zu unterscheidende Arten zählet. Diese Herren geben ihnen aber eine kugelrunde oder eyförmige Figur; und wenn ja ein hervorstehender Theil daran zu sehen ist, so ist es ein ganz dünner Faden, der nicht natürlich zu dem Körper gehöret, sondern ihm nur zufälliger Weise von der klebrichten Materie anhängt, und daher auch abgerissen wird. Alle übrige Beobachter sehen die Körperchen, welche sie für Thierlein gehalten, vom Anfange in ihrer vollkommenen Gestalt schwimmen. Bey diesen Herren aber entstehen in den aufgelöseten Säften erst knotichte Aeste, als Perlenschnüre oder Paternoster, welche nachmals zerrissen und sich in Kügelchen oder Eyerchen theilen, die entweder reihenweise einträchtig hinter einander herziehen, oder einzeln abgesondert werden und sich nur von einem noch anhängenden klebrichten Faden, durch Schwanken, los zu machen suchen, auch endlich davon los kommen. Alle übrige Beobachter bemerken das Leben ihrer Thierchen an allen Arten der willkührlichen Bewegung; daß sie bald ihre Schwänzchen frey bewegen, bald durch einander schwärmen, bald ihre Richtung rechts und links verändern, bald sich einander ausweichen oder

umkeh-

umkehren. Bey diesen Herren aber sieht man die einzelnen Kügelchen, bloß durch einen klebrichten Faden, angeheftet, hin und her schwanken, oder sich haufenweise mit einmal absondern, und als Heerschaaren, in vielen Reihen hinter einander, nach einer Richtung, ordentlich und einträchtig ziehen. Andere Beobachter sehen die Samenthierchen im frischen Samen alsobald, und etwa nur 2. 3. bis 4 Stunden lang, hernach ist nichts lebendiges mehr in dem Samen, sondern alles todt und ruhig. Diese Herren aber sehen im Anfange nichts; sondern nach einigen Stunden oder Tagen, wenn die Materie gähret und faulet, so erblicken sie erst Thierchen oder organische Theile derselben. Kann man glauben, daß sie eben das, was andere, daß sie das Rechte und Wahre, daß sie es klar und deutlich gesehen haben?

Es ist zweytens sehr wahrscheinlich, was der Herr **Ledermüller** saget, daß sie nicht das beste Mikroskopium gehabt haben müssen, und daß die Vergrößerung des büffonischen sich gegen das ledermüllersche nur wie 1 gegen 86 verhalten. † Es läßt sich nämlich aus dem büffonischen Abbildungen erkennen, daß er nichts klar und deutlich gesehen.

† M. F. L. (Martin Frobenius Ledermüller) in den physikalischen Beobachtungen der Samenthierchen durch die allerbesten Vergrößerungsgläser und bequemlichsten Mikroskope betrachtet, mit einer unpartheyischen Untersuchung und Gegeneinanderhaltung der Büffonischen und Leeuwenhökischen Experimenten. Nürnb. 1756. 4. p. 10. 12. 25. 27.

hen. Denn er liefert uns bloße Umstriche vo
Kügelchen oder Eyerchen, daran nicht Kopf ode
Schwanz, nicht Glieder oder Füße, geschweig
Mund oder Augen, wahrzunehmen sind. Und d
Herr Needham mit Herrn Büffon zugleich, durc
einerley Mikroskopium, einerley Gegenstand betrach
tet, so sind sie doch nicht eins, was dasjenige gewe
sen, welches beyde gesehen haben; indem es Need
ham für völlige lebendige Thiere, Büffon nu
für organische Theile eines Thieres angesehen. Ei
Zeichen, daß keiner von beyden das vorgestellte kla
und deutlich gesehen, und ein jeder bloß seine eigen
Einbildung und willkührliche Hypothese in di
Stelle der Erfahrung gesetzet habe. Eben so we
nig enthält ihre beobachtete Bewegung klare ode
deutliche Merkmaale einer willkührlichen thierisch
Bewegung. Denn das Schwanken eines kugel
förmigen Körpers, der in einem flüssigen Wesen durc
einen dünnen Faden an anderer Materie hängt, wa
ja wohl mechanisch, und von dem Schwanken der Flüs
sigkeit, worinn er schwebete, entstanden. Daß in den
flüssigen Wesen viele Kügelchen in ordentlichen Rei
hen, einträchtig nach einer Richtung, einherzogen,
war vielmehr einer willkührlichen Bewegung entge
gen, und kam bloß von dem Aufschwellen der zähe
Materie, welche die vordersten aufgelösten und zer
trennten Theilchen von sich schob. Wenn auch diese
Herren ihre Kügelchen zuweilen unordentlich durc
einander schwärmend gesehen: so weis man doc
auch, daß in den Flüssigkeiten eine stete wim
melnde Bewegung sey, die von mancherley innere
und äußeren Ursachen leicht entstehen und verän
der

ert werden, und den festeren Theilen allerley Dre-
hungen geben kann. Man sehe nur, was die Son-
nenstäubchen in einem Sonnenstrale, die kleineren
Fettaugen auf einer warmen Fleischbrühe, die Bläs-
chen eines feinen Schaumes, die Theilchen eines
süßen Weines, der zum Sauren geschüttet ist, u. s. w.
für seltsame Bewegungen machen: so wird man
wohl erkennen, daß ein kläreres und mehr entschei-
dendes Merkmaal der willkührlichen Bewegung
bey solchen überaus kleinen Körperchen erfordert
werde, als was diese Herren angeben. Wie denn
auch Herr **Needham** selbst gesteht, daß die Be-
wegung überhaupt nur ein zweydeutiges Kennzei-
chen sey, wenn man daraus das Daseyn eines le-
bendigen Dinges schließen will, dessen rege Kraft
die Wirkungen eines natürlichen Mechanismi über-
steige. *) Und wir haben in den Philosophical
Transactions ein Beyspiel von dem Herrn Henry
Miles, wie leicht man sich in solchen Wahrneh-
mungen

*) Needham l. c. p. 187. *Le mouvement en general n'étant qu'un argument équivoque qui ne demontre pas l'existence d'un principe de vie superieur au mecanisme naturel.* Ein neuerer Auctor (Wrisberg) schreibt: *Nimis omnino faciles sumus, cuilibet particulae, quae movetur, vitam omniaque animalium attributa adscribendi. Multi sane dantur in natura motus, ubi ne minimum quidem animalium vestigium est; fere in uniuscujuscunque aquae purissimae guttulae superficie, magisque autem ubi superis quicquam admixtum est, particularum exilissimarum observamus motum, quamvis rationem illius vix reddere possimus: animalculorum certe nulla oriri poterit suspicio.*

mungen von Kleinigkeiten betriegen könne, ihnen die erforderliche Klarheit und Deutli fehlet. †

Man halte die Beobachtungen eines Leeu hoeks, eines Ledermüllers, und anderer, gen: so wird man vollends überführet, daß Hr. fon und Needham, und mit ihnen vielleich andere, nicht diejenigen sind, deren mikroskopi Wahrnehmungen man sicher trauen könne. wenhoek hatte nichts als einfache Mikrosk aber ich erinnere mich selbst einige Kleinigl bey ihm dadurch in solcher Klarheit und Deu keit gesehen zu haben, daß das bloße Auge in ßen und nahen Körpern nichts klärers und d chers wünschen kann. Und in der That sir sich die einfachen Mikroskopia weit besser, b mer und reiner, als alle zusammengesetzte; wenig thut die Stärke der Vergrößerung nichts zur

† Henry Miles hatte in den Phil. Trans. Vol. n. 469. p. 118. sq. seiner Meynung nach, ein b deres unbekanntes Wasserinsect gesehen und gebildet; aber Vol. XLIII. num. 476. fin. p. wiederruft er es, auf die Erinnerung des Hill. *He thinks proper to rectify a Mistake be made, in supposing certain Bodies to have been mal substances, from their seeming to have a taneous Motion in Water: it having since app to him, that they were only the Seeds of the B foliis tripartito divisis Cæsalp. 488. Tournef. p. Tab. 261. that had fallen into the Water, and possibly possess'd by some Insects, which might them that Motion.* Vid. Hill's Review of the W of the Roy. Society of London, p. 79. sqq.

e, wenn sie der Klarheit und Deutlichkeit etwas entnimmt. Die Leeuwenhökischen Figuren der Samenthierchen scheinen unterdessen doch mehr als zu groß zu seyn, so, daß sie dem Herrn Büffon, der Leeuwenhöks Abbildungen als Einbildungen ansieht, auch wegen der Größe verdächtig geschienen: und Herr Ledermüller, als ein eifriger Vertheidiger des Leeuwenhöck, weis ihm nicht anders zu helfen, als daß er muthmaßet, derselbe müsse schon ein Sonnenmikroskop gehabt, und die Größe der Thierchen darnach gebildet haben. *) Aber in dem Stücke widerspricht ihm Herr Lulofs so wohl in seinen Briefen an mich, als in den Anmerkungen, womit derselbe dieses Werkchen in der holländischen Uebersetzung beehret hat; † theils weil man in ganz Holland, und in England wohin er seine Mikroskopia vermacht, nichts davon weis, theils weil die Erfindung der Sonnenmikroskope später ist. Er erkläret die Größe der mikroskopischen Figuren wahrscheinlicher, von der verschiedenen Beschaffenheit der Augen, und von einem stillschweigenden Vorurtheile des Wahrnehmers, in welchem

*) Ledermüller l. c. pag 20.

† pag. 92. (d) *Zekerlyk heeft Leeuwenhoek geen zonnestelsels gebruikt; deeze zyn van latere uitvindinge; maar de zigtbaare Grootte der Voorwerpen hangt veel af van de gestelteheit der oogen, en van een stillzwygend Vooroordeel in den waarneemer omtrent den afstand, waarin de voorwerpen gezien worden, gelyk ik duizend maalen in my zelven heb ondervonden; niet alleen onder het zien door vergrootglasen, maar ook door lange af stork vergrootende verrekykers.*

welchem Abstande er die Dinge zu sehen glaube. A
den Ledermüllerschen Wahrnehmungen ist so w
nig, was die Vergrößerung, als was die Klarhe
und Deutlichkeit betrifft, etwas auszusetzen. E
bediente sich des besten Cuffischen Mikroskopii, we
ches einen Durchmesser auf 180 Mal vergrößer
und hat eine besondere Stellung desselben erfunde
welche den Gegenständen eine solche Klarheit un
Deutlichkeit giebt, daß er in den Schlänglein de
Kleisters und Essigs lebendige Jungen mit ihr
Bewegung, und viele Eyer und Embryones wah
nahm, und da er ein solches Schlänglein zerschnit
so sah er 3 junge lebendige Schlänglein und 12 Em
bryones aus dem Leibe kommen. *) Durch solc
vortheilhafte Stellung des allerbesten heutigen Mi
kroskopii hat Herr **Ledermüller** dennoch die kno
gen Aeste und Perlenschnüre in dem thierische
Samen nimmer wahrnehmen können. Und dah
hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß solche Ersche
nung des Herrn **Büffon** und **Needham** trü
lich gewesen. Ferner hat derselbe den Schwan
der Samenthierchen, nahe am Leibe, nach Propor
tion, so breit wie bey den Laichfröschen, und ha
ihn bey allen und jeden Samenthierchen, und i
einer schlängelnden Bewegung gesehen. Folgli
ist dieser Schwanz ein natürlicher Theil des Thie
chens, und es ist unrichtig, was Hr. **Büffon** sage
daß es nur ein allerwärts gleich dünner Faden se
der ihnen von einer fremden klebrichten Materi
anhänge, und endlich abfalle. Herr **L.** saget, da
di

*) S. denselben p. 10. 11. 14. 15. 26. sq.

die Thierchen ja wohl zuweilen mit ihrem Schwanze irgend wo bekleben bleiben; allein das entstehe bloß, wenn die Samenmaterie ausgedunstet und zähe geworden war; sobald er aber etwas Wasser dazu gemischet, hätten sie ihren Schwanz bald los gemachet, und wären damit frey herumgeschwommen. Was aber das vornehmste ist, so hat Herr L. die Samenthierchen in frischem Samen alsobald, aber nicht länger, als etwa 2 Stunden, sehen können; hernach wurden es todte Globuli so wie im Geblüte sind, und wie sie Herr Büffon nach vielen Stunden ja Tagen gesehen hätte. † Es hat also Herr

 Büffon

† Wollte man dem Herrn Ledermüller allein darinn nicht trauen, so kann ich mich auf die völlig einstimmige Erfahrung des jüngeren Herrn Alexander Monro berufen, die in dessen Diss. inaugurali de testibus et semine in variis animalibus, Edimb. 1755. 8. p. 60. not. mit diesen Worten beschrieben wird. *Corpuscula hæc, (quæ ex motu vario, nunc tardiore, nunc citatiore, nunc antrorsum, nunc ad latera, nunc retrorsum, ex concursus vitatione, ex caudæ actione, quam instar gyrinorum vibrant, animalcula non dubie dixerim,) intra paucissima saltem minuta secunda, si non illico, visuntur, et corporis figura ——— gyrinos non parum referunt ——— Sub vitæ aut motus exitum, dum multum languent, caudis liquori lento vel exsiccato fere affixis, motu quidem oscillatorio, ob virium defectum, corpora agitantur. Post 4 horas emortua nostris experimentis reperiuntur. Et hominis 24 horis emortui vesiculis seminalibus semen extractum nulla animalcula exhibuit: nec adhuc corpuscula variis formis et figuris, majora et minora, bipartita, alia minora e primis mortuis resuscitata, unquam mihi observabantur; et semen putredine solutum nulla animalcula exhibet.*

Büffon die wahren lebendigen Samenthiere gar nicht gesehen noch sehen können. Und daher fällt auch die Hauptsache weg, als ob er nebst Herrn Needham ihre Erzeugung aus einer rohen Materie beobachtet habe.

§ 5.

Allein, dieß sey genug von der Herren Buffon und Needham ihren unrichtigen Wahrnehmungen und darauf gebauten Hypothesen. Die Sache selbst ist jedoch dadurch noch nicht entschieden. Es fraget sich: sind denn wirklich lebendige Thierlein in dem Samen der Thiere, in dem Schabels an unsern Zähnen, in dem faulenden Blute, und in andern Säften von Fleische oder Pflanzen? und wenn dergleichen sind, woher entstehen sie?

Es ist kein Wunder, da dergleichen mikroskopische Thierchen zuerst durch Leeuwenhoeks Briefe bekannt gemachet wurden, daß manche sonst vortreffliche Naturkündiger seinen Wahrnehmungen nicht trauen wollten, und ihnen so gar aus ihren eigenen mikroskopischen Wahrnehmungen widersprachen. Denn es hatte fast niemand so gute Mikroskopien, als Leeuwenhoeck, und man leugnete daher, was man durch die vorräthigen Vergrößerungsgläser nicht sehen konnte; zumal, da die Sache an sich paradox schien, und eine ganz neue unsichtbare Welt einführete. Wenn auch gleich seitdem die mikroskopischen Werkzeuge sehr verbessert, und zum gemeinen Gebrauche gekommen wären; so erforderte es doch Kunst, Anweisung, und viele Uebung, sich derselben vortheilhaft zu bedienen.

Und

Und ich kann daher noch jetztlebende berühmte Männer anführen, welche dergleichen Thierchen mit einem lieberkühnischen und kampischen Mikroskopio vergeblich gesuchet, und also für ein Blendwerk erkläret haben *). Ich will auch wohl gestehen, daß

*) Es hat noch im J. 1756. Herr Petrus Ern. Asch aus Petersburg eine Diss. zu Göttingen edirt, de natura spermatis observationibus microscopicis indagata, worinn er seine Wahrnehmungen vermittelst eines kampischen Mikroskops an dem Samen der Menschen, Hunde, Katzen, Kaninichen, Hähne, Fische, und an den Säften der thierischen Theile und Pflanzen beschreibt, und dadurch allerwärts nichts beobachtet hat, als einerley Kügelchen ohne Schwanz, welche keine andere Bewegung geäussert, als die vom beygemischten Wasser und dessen Erschütterung, oder von der Luft, Sonne, Fäulniß und Schärfe entstanden seyn konnte. S. Göttingsche Anzeigen 1756. p. 417. sq. Es hat auch Herr Jo. Gustav Wahlbom, oder vielmehr sein Präses, der Herr Archiater von Linné, ein wahrhaftig großer Mann in der Naturgeschichte, in der Disp. de Sponsalibus plantarum § 13. (Amoenitt. Academ. T. I. p. 79. sq. nach der Leidenschen Ausgabe) diese Thierchen mit einem Lieberkühnischen Mikroskopio nicht entdecken können, und hält daher das, was Leeuwenhoek für Thiere angesehen, für nichts anders als für ölichte Theilchen, welche auf dem warmen Samen einher geschwommen. Ja er saget ganz dreist in dem II Vol. Amoenitatum p. 434. (collato Vol. VI. p. 4. sq.) *Verbo dicam: Vermiculi dicti in genitura à Leeuwenhoekio detecti et pro animalculis motu proprio gaudentibus salutati, mera commenta sunt. Corpuscula enim hæc motu proprio destituuntur, carentque attributis vitæ propriis.* Man sehe aber, was in dem allgemeinen Magazin IV. Th. p. 195.

im Gegentheil einige von denjenigen, die sehr g
mit Mikroskopiis umzugehen gewußt, zuweil
solche Wahrnehmungen mit einstreuen, welche d
Verdacht erwecken, daß sie durch ihre schöpferisc
Einbildungskraft manches, was sie nicht klar u
deutlich genug sahen, ausgebildet haben möchte
Dergleichen scheinen auch in des Herrn Jobl
und Hill ihren sonst vortrefflichen mikrosko
schen Wahrnehmungen mit unterzulaufen; die wo
in den besondern Fällen ein Mistrauen erweck
können †. Allein, diese geschickten mikroskopisch
Beoba

p. 195. sq. in der Anmerkung, dagegen erinn
wird: unter andern, daß Lieberkühn selbst, na
dem Briefe, welchen Hamberger seiner Physiolo
eingerücket hat, die Leeuwenhoekischen Thierch
allezeit für wahre Thiere gehalten habe. Das
ein lehrreiches Beyspiel, wie behutsam man se
müsse, aus dem Mangel seiner eigenen Erfahru
einen solchen Schluß zu ziehen, daß des andern se
Erfahrung falsch sey.

† Herr Joblot hat ein schönes Werk herausgegebe
Observations d'Histoire naturelle faites avec le M
croscope sur un grand nombre d'Insectes, et sur
Animalcules qui se trouvent dans les liqueurs pré
rées, et dans celles qui ne le sont pas. Paris 17
4. II Tomes. So viel gutes und wahres aber a
in dem Buche enthalten ist, so hat er doch hin u
wieder seiner mahlerischen Ausbildung zu viel na
gegeben. Davon ist dasjenige Thierchen (T. I. P.
p. 57. sq. Tab. VI. n. 12.) ein ausnehmender B
weis, auf dessen Rückenschilde ein fürchterlich
Schnurbartsgesicht so deutlich abgebildet ist, als
es nach dem Leben eines Menschen geschildert wä
Ich gestehe auch gern, daß es meinen Begriff üb
steigt, was Herr Jo. Hill in seinem sechsten mik
skopisch

Beobachter der kleinen Welt stimmen, nebst vielen andern, doch überhaupt an allen Orten, darinn vollkommen überein, daß sie in den Säften der Thiere, besonders des männlichen Samens, in den Säften des thierischen Fleisches und der Pflanzen, in dem Kleister, dem Heuwasser, Pfefferwasser, u. s. w. eine Menge verschiedener wirklich lebendiger und sich willkührlich bewegender Thierchen aufhalten. Und so viele einstimmige Zeugnisse geübter Männer, an verschiedenen Orten, von einer und derselben Sache, müssen auch für diejenigen, welche selbst bisher keine Augenzeugen davon werden kön-

kopischen Versuche (Hamb. Mag. XII B. p. 377. sq.) unter andern mikroskopischen Thierchen, (deren er 8 verschiedene Arten beobachtet,) an einem Thierchen einer Infusion gesehen haben will. Er hat daran alle Theilchen haarklein entdecket, und wahrgenommen, wie es mit seiner sägenförmigen Krebsscheere etwas von einem Samentheilchen der Pflanze ordentlich abgesäget, solches abfallende Stück mit der Scheere ergriffen und es auf die flache Seite des andern Gelenkes der gegenseitigen Klaue geleget, und da mit Ueberschlagung der ersten Klaue, als einer Feile zerrieben und gemahlen, endlich aber mit den zusammengefaltenen Gelenken in den Mund geschoben habe. Das heiße ich genau sehen können! Der Kunsttrieb an sich ist mir nicht zu wunderbar: wir haben dergleichen an der Siebbiene. Aber ich sage noch, es sey mir zu hoch, daß einer dergleichen Werkzeuge und verschiedene Handlungen an einem so kleinem Infusionsthierchen sollte so genau unterscheiden können, und ich weis mich nicht zu entsinnen, daß Leeuwenhoek irgendwo dergleichen subtile Wahrnehmungen von sich gerühmt hätte.

können, höchst glaubwürdig seyn. Und überhaup giebt das argumentum negans, ceteris paribus, i der Erfahrung, besonders der Kunsterfahrung, we nig wider ein argumentum affirmans. Wer saget ich habe es gesehen, erfahren, und mit Fleiß au diese Weise beobachtet, verdienet mehr Glauben als wer bloß saget, ich hab es nicht gesehen, erfahre oder beobachtet.

Wenn wir denn die Wahrheit der mikroskop schen Thierchen billig voraussetzen; woher sollte doch dieselben wohl entstanden seyn? Wir möge die Augen noch so sehr schärfen und stärken: wird die Frage doch durch eine bloße Erfahrun nicht zu beantworten seyn, sondern es wird au Schlüsse aus den gesehenen Umständen ankomme Denn selbst die geschicktesten Beobachter mikrosk pischer Thierchen, welche in ihren Wahrnehmun gen vollkommen übereinstimmen, geben uns gar verschiedene und wieder einander laufende Erkl rungen ihres Entstehens. Herr **Büffon** sah ebe das nur für organische Theile eines Thieres a was **Needham** für völlige Thierchen ansah Beyde, nebst **Bonanni**, **Hill** und **Wrisberg** de ten das gesehene als eine generationem spontanea aus, was **Poblot**, **Bonnet** und andere für ein Entwickelung der Eyerchen halten. Ein Zeiche daß ihre Erklärung keine reine Erfahrung, sonder eine Schlußfolgerung sey. Und wie wollte auch i gend ein Mensch die Kräfte der Dinge, welche a sich was Geistiges sind, und zumal Kräfte, welc in den kleinesten Urstoffen, Atomen oder Monade stecken, und deren unmittelbare Art zu wirken, od

d

rste Zusammenfügung der allerkleinsten Kör-
hen, mit Mikroskopiis sehen können? Das ist
alles viel zu grob, was wir durch Mikroskopia
n. Lasset uns aufrichtig handeln: wir schließen
aus den gesehenen Umständen. Welche sind
aber die Umstände? Ich will sie aus den
neuesten Wahrnehmungen des Göttingischen
rn Professors Henr. Aug. Wrisberg entleh-
*) ungeachtet derselbe, bey solchen kleinen
erchen, der Erzeugung aus einer faulenden Ma-
geneigt zu seyn scheint. Er gesteht Sect. III.
einer Epicrisi, daß zur Erzeugung dieser Thier-
, Luft, eine mäßige Wärme und Wasser, oder
mehr vegetabilische und animalische Theile in
Wasser, schlechterdings nöthig sind: und führet
Bon[illegible]ni an, welcher schreibt, daß ohne Luft
ursprüngliche Erzeugung von Thierchen setzen,
öglich sey, und daß er einen Versuch mit Kalb-
che in einem hermetisch sigillirten Gefäße gemacht,
es zwar nach Monaten in eine weiche Päppe
angen, aber keine Spur von einem lebendigen
erchen darinn anzutreffen gewesen: ja daß nicht
nal eine jede Luft, sondern ein aer debitus ap-
que ad nascendum, vegetandum et conservan-
n, dazu erfordert werde; welches ich nicht an-
s verstehen kann, als daß die Luft mit fremden
tikeln müsse geschwängert seyn: so wie eben

G 5 derselbe

*) Henr. Aug. Wrisberg D. Med. Anat. atque Artis obstetriciae Prof. regii Observationum de Animalculis infusoriis Satura (eine Preisschrift) Gött. 1765. 8.

derselbe mit dem reinen Quellwasser gar kei
Thierchen, aber mit dem Regenwasser die Men
Thierchen hervorbringen konnte. Und Jobl
(T. I. P. II. p. 3) schreibt gleichfalls, daß er au
einem wohlverwahrten Gefäße mit dem reinst
Weinessige kein einziges Schlänglein bekomm
habe. Und so ist mir auch von dem vortrefflich
Muschenbroek berichtet worden, daß er sei
Versuche wegen der Infusionsthierchen gar beh
sam so angestellet, daß er die Materie zuvor m
siedendem Wasser präparirt, das Glas wohl m
Stöpsel und Kütte verschlossen, dann nach gera
mer Zeit bey der Eröffnung in der faulen Mate
alles Leblos gefunden habe; aber eben darum ha
er die übrige faule Materie in dem eröffnetem Gla
nachdem er einen Theil davon besichtiget, soglei
weggeschüttet, damit nichts fremdes unvermerk
hineingetragen werden könnte. Fast eben diesel
Erscheinung hat auch Herr Wrisberg selbst g
habt, da er über das Regenwasser, welches son
so leicht Thierchen erzeuget, eine Linie hoch Oliven
gegossen, und es damit achtzehn Tage im Sommer s
hen lassen, und dennoch nach der Zeit weder Fä
lung noch Thierchen darinn wahrgenommen; hi
gegen habe er, mit einem sparsamer zugegossen
Mandelöle, das nur einige abgesonderte Augen a
der Oberfläche setzete, die gewohnte Fäulung un
Thierchen in dem Wasser gefunden. Unterdesse
da dieser erfahrne Mann dennoch in andern Ma
rien eine Fäulung bey abgeschlossener Luft zuste
worinn jedoch hernach gar keine Thierchen befin
lich sind: sollten wir denn nicht vielmehr schli

se

i, daß die Fäulung an sich keine Ursache der Er-
gung der Thierchen seyn könne, woferne nicht
on vorher die organischen Entwürfe eines Thier-
ns in der Feuchtigkeit sind, oder nachmals mit
r Luft hineingetragen werden, daß sie sich in der
renden Materie entwickeln können? Er beruft
fleissig auf Hrn. Büffons und Needhams
ahrnehmungen, wie die ersten Entwürfe der
ierchen nach und nach durch die Gährung und
lung entstünden. Ich möchte aber wünschen,
er auch den Herrn Ledermüller dabey gezo-
hätte, was der von diesen Herren ihren mikro-
pischen Beobachtungen urtheilet: oder daß er
errn Lulofs Urtheil zu der Uebersetzung dieser
ahrheiten p. 86. (b) gelesen hätte, da er saget, er
durch die einfachen Mikroskopia überzeuget wor-
n, daß Leeuwenhoek die Samenthierchen ganz
cht gesehen habe, Herr Büffon aber sehr ver-
hrt. Herrn Wrisbergs eigene Abbildun-
n stellen uns nur Entwickelungen von Polypen
r, welche doch bekannter maßen von andern
olypen oder deren belebten Theilen entstehen. Ich
eifele aber, daß sich alle Arten der Jufusions-
ierchen zu den Polypen reduciren lassen, und daß
h überhaupt der erste organische Bau eines
hieres durch ein bloßes Principium assimilationis
ilosophisch erklären lasse. Daher wird auch wohl
e Anschießung der Salze in einerley determinir-
n Figuren hier keine Genüge thun. Daß
flanzen verschiedener Art jede ihren dienlichen
ahrungssaft an sich ziehen, geschieht, so wie bey
hieren, vermittelst des organischen Baues der

schon

schon da ist; und folglich erläutert es unse
gar nicht. Wenn der Schimmel, ohne
und Mutter, zu einer Pflanze gediehe: so w
selbe näher zur Sache kommen; aber ich w
ob Herr Linnäus, Gleditsch und ande
nici damit einig seyn möchten, welche dess
ganische Pflanzenstruktur und wirkliche B
darlegen. Und eben dieses Beyspiel a
Pflanzenreiche ist wider die generationem
neam im Thierreiche. Können unsichtbare
von Schimmelpflanzen durch die Luft alle
ausgestreuet werden, und sich in einer d
Materie geschwind entwickeln: warum kön
auch eben so kleine unsichtbare Thierchen
ren Eyer die Luft, wie einen Samenstau
wärts hinträgt? Es wäre im Pflanzenreic
der die allgemeine Regel und Ordnung der
daß alles aus dem Samen entsprießt,)
geschlossen: ich sehe nicht, ich begreife ni
hier ein Schimmelsamen hätte herkommen
also giebt es doch auch zuweilen Pflanzen,
Mutter und Samen entstehen. Eben so wü
auch zu voreilig geschlossen: ich sehe, ich begre
wie ein Thierey in der Luft hat herumflieg
in diese Materie kommen können; also
doch auch einige Thierchen, welche wider
gemeine Ordnung, ohne Mutter und
durch bloße Fäulung aus roher Materie
werden. Herr Wrisberg sieht dieses gar
aber dieß setzet ihn in die Nothwendigkeit,
allgemeine Regel und Ordnung der Natur
esse ex ovo, Zweifel zu machen. Er ni

... eben diesen infusoriis corpusculis her, davon
... Frage ist, 2) von den vegetabilibus, als mu-
..., muscis, fungis, davon ich schon gesaget habe,
... 3) gar von grösseren vierfüßigen und andern
...ieren und Fischen. Ich bin aber völlig ver-
...rt, daß Herr W. nach seiner scharfen Einsicht,
... er eine Welle auf die Antworten eines Ge-
...s denken wollte, sich selbst leicht eine zureichende
...wort auf diese Zweifel geben könnte. Summa,
... ist von Niemanden bisher weder gewiß noch
...scheinlich, weder aus der Erfahrung, noch aus
...cipiis physico-metaphysicis erwiesen, daß es in
... ganzen Natur, im Pflanzen- oder Thierreiche,
... Großen oder Kleinen, eine ursprüngliche Erzeu-
...ng neuer einzelnen Pflanzen oder Thiere oder wie-
... Arten davon, aus einer rohen Materie, durch
...e Fäulung und Gährung, geschehe oder gesche-
...n könne; sondern Erfahrung, Analogie und Ver-
...unft sind dagegen, und aller Schein des Gegen-
...ils beziehet sich auf unsichtbare Kleinigkeiten, die
...er entweder an sich unrichtig beobachtet sind, oder
...raus unrichtig ex argumento ignorantiæ geschlos-
...n wird; so wie man vor Zeiten auch von größe-
...n Thieren, die den bloßen Augen sichtbar sind,
...s Mangel richtiger Erfahrungen und Schlüsse,
...e generationem aequivocam glaubete. Warum
...get die Natur, wenn sie Millionen neue Thiere
...rvorbringen kann, ihre ungeheure Fruchtbarkeit
...cht sichtbarlich in der Schöpfung eines ein-
...gen neuen größeren Insekts, oder vierfüßigen
...hieres?

§ 6.

§ 6.

Es ist also wenigstens von allen organ
bildeten Thieren in der That und Erfahrung
falsch, daß jemals aus faulender roher M
durch Gährung, ein organischer Körper u
lebendiges Thier entstanden wäre; oder d
Vermögen und eine Kraft zu solcher Erzeu
der ganzen Welt und deren Natur zu fin
Wenn die Natur solches jemals fähig und
het gewesen wäre, zu thun, und wirklich getha
so würden wir auch noch jetzt, hie und da,
ten Schlamme, an der Sonnenhitze, halb od
gebildete, gestaltete oder ungestaltete, neue u
bekannte oder alte und bekannte Thiere an
Denn die Natur ist sich selbst allezeit ähnlich
von gleichen Kräften, Laufe und Ordnung.
dieselbe Erde, davon sich nicht das geringste
chen entfernet hat; und sie wird von eb
Sonne, mit gleicher Wärme, in einerley A
selung beschienen, wie vorhin. Wenn al
Natur eine solche Zeugung der Thiere n
brächte: so müßte sie auch noch geschehen.
gen können wir sicher schließen: wenn ihre
dergleichen Zeugung jetzt nirgend wirket ode
so hat sie es auch zu keiner Zeit gethan.
aber das Land, der Morast, der Schlam
auch nur Misgeburten von Menschen, Elep
Kameelen, oder von Pegasen, Sphyngen u
pocentauren, ja wo kleinere Thiere und J
aus dem Kothe gebrütet würden? Keiner wi
tiges Tages so unverschämt, oder so dum
daß er dergleichen, zumal von größeren T

wirklich gesehen zu haben, vorgeben sollte. Demnach kann es auch nimmer in der Welt durch die Natur geschehen seyn.

Was bleibt denn noch weiter für eine Ausflucht übrig? Keine, als diese, welche, zu aller vernünftigen Leute Erstaunen, ein neuer **Demetrius** aus dem rohen Alterthume wieder entlehnet, und aus seiner Feder fließen lassen: Die Natur sey nunmehr alt, sie habe an Kräften abgenommen, sie habe einmal aufgehöret, zu gebähren. [4] Wie? ist denn der darinn liegende Widerspruch nicht offenbar? Die Welt, die Natur, soll das erste selbständige, nothwendige, ewige Wesen seyn: und doch soll sie veränderlich seyn, abnehmen, ihre Kraft verlieren, unvollkommen werden? Dieses letztere hebt das erstere auf. Ein Ding, das sich verändert, kann nicht nothwendig, das abnimmt und aufhöret, nicht ewig, und, vermöge beydes, nicht selbständig seyn. Und wie kann man sich in dem Ewigen eine Jugend

4 De la Mettrie Systeme d' Epicure § 10. *Mais la Terre n'est plus le berceau de l' Humanité! ou ne la voit point produire d' Hommes! Ne lui reprochons point sa sterilité actuelle; elle a fait sa portée de ce coté la. Une vieille Poule ne pond plus: une vieille femme ne fait plus d' enfans.*
Lucretius II, 1150.
Jamque adeo affecta est ætas, effoetaque tellus.
Vix animalia parva creat, quæ cuncta creavit
Sæcla, deditque ferarum ingentia corpora partu.
V. 824.
Sed quia finem aliquam pariendi debet habere,
Destitit, ut mulier spatio defessa vetusto etc.

Jugend und ein Alter gedenken? Es kömmt n
dazu, daß diese Ausflucht selbst wider alle Erf
rung ist: indem keine körperliche Kraft in der g
zen Natur, so weit menschliche Nachricht in
vorigen Zeiten reichet, im geringsten abgenomme
alles sich jetzo in derselben Art und Stärke re
und fortpflanzet, wie sonst geschehen ist. We
auch dieses möglich wäre: so würde die Welt, v
ewigen Jahrhunderten her, längst in ein wüst
Chaos, oder in einen trägen Klumpen verf
len seyn.

§ 7.

Es ist aber noch eine andere Ungereimtheit
dieser Meynung, welche ich nicht mit Stillschw
gen übergehen kann. Man hat nicht genug,
Natur voriger Welt, wider alle Erfahrung u
Vernunft, eine jetzt veraltete Zeugungskraft an
dichten; sondern eben dieselbe Zeugungskraft
auch ohne Regeln der Ordnung, blindlings, u
auf ein Ungefähr gewirket haben. Eine bloße B
wegungskraft, die ohne Leben, ohne Verstand u
Absicht handelt, die in ihrer wesentlichen Besch
fenheit keinen Grund der Ordnung und Uebere
stimmung eines thierischen Körpers enthält,
erst, durch eine wüste Gährung, millionen mal
gestalte Misgeburten erzeuget haben, bis es einm
durch einen ungefähren Zusammenfluß der U
stände gelungen, daß ein gesundes, wohlgebilde
Thier herausgekommen: welcher Fall, wie sie m
nen, unter so vielen unnützen Verbindungen,
der ungefähre Zufall enthält, doch auch e

Mögli

Möglichkeit habe, und in so vielen tausend Jahren auch einmal zur Wirklichkeit habe kommen können. [5]

Die Leute müssen ja wohl durchaus allem dem, was Verstand ist und heißt, gram seyn, weil sie lieber alles wüste und wilde in der Welt, als eine verständige Kraft, leiden können, und auch das ordentlichste lieber aus der Unordnung, als aus Absichten, erklären. [6] Die mehresten der Alten waren doch in dem Stücke klüger, daß sie noch einen Verstand, der sich durch die ganze Natur erstrecket, (Mentem per rerum naturam intentam) zuließen. Auch die, welche eine Seele der Welt gesetzet, die ihren Körper in vielerley Gestalten verändere und bilde

5 Lucretius V. 835. sqq.

6 De la Mettrie Systeme d'Epicure § 4. *Comment prendre la Nature sur le fait? Elle ne s'y est jamais prise elle-même. Denuée de connoissance et de sentiment, elle fait de la soye, comme le Bourgeois-Gentilhomme fait de la Prose, sans le savoir: aussi aveugle, lorsqu'elle donne la vie; qu'innocente lorsqu'elle la détruit.* § 18. *La Nature n'a pas plus songé à faire l'oeil pour voir, que l'eau pour servir de miroir à la simple Bergére.* § 19. *N'y a-t-il pas eu un Peintre, qui ne pouvant représenter à son gré un cheval écumant, réussit admirablement, fit la plus belle écume en jettant de dépit son pinceau sur la toile? le hazard va souvent plus loin que la prudence.* § 24. *Un arrangement fortuit donnant les mêmes privileges q'un arrangement fait exprès avec toute l'industrie possible, a valu à cette commune mère un honneur que meritent les seules loix du mouvement. etc.*

bilde, scheinen doch alle Wege erträglicher zu sey
Warum soll aber die erste Kraft fühl- und lebl
unverständig, blind, und ohne Regeln der Or
nung seyn? da doch lebendige, empfindende u
verständige Geschöpfe, die mit einem künstl
gebauten Leibe begabet sind, ja, da alle Ordnu
und Uebereinstimmung in der ganzen Welt, v
ihr erzeuget, auch bis jetzo noch erhalten worden

§ 8.

Es haben sich vernünftige Männer Mühe g
geben, die Ungereimtheit solcher ungefähren E
zeugung der thierischen oder auch größeren We
körper aus dem wilden Zusammenlaufe der Urst
fen auf mathematische Weise zu berechnen; da
der Schluß etwa dieser ist, daß der eine Fall ei
ordentlichen Zusammenfügung, der durch das U
gefähr möglich seyn soll, gegen die Vielheit der u
ordentlichen Zusammenfügungen, sich wie ein u
endlich kleiner Theil (pars infinitesima) gegen ei
unendlich große Zahl verhalte, und daher als g
nichts zu achten sey. [7] Und dieses ist so ferne
reichend, den Unverstand zu zeigen, wenn ei
dennoch lieber einen blinden Zufall, als Weish
und Absicht, zur Ursache der Ordnung annimm
da jenes unendlich weniger möglich ist, als dies
Es beweist vollkommen, daß wir, die wir We
heit und Absichten zur Ursache der Ordnung a
geb

7 Siehe Herrn Samuel Hollmanns überzeugen
Vortrag von Gott und der Schrift, C. I. Sect. I
§ 4. p. 106. sq.

ben, nur um ein einziges unendlich kleines Theil-
en, (partem infinitesimam) von der allergrößten
ewißheit, daß dieses wahr, und das Gegentheil
lsch sey, entfernet sind.

Wir setzen nämlich als bekannt voraus, daß
einem thierischen Körper Millionen-Theile, ver-
hiedener Art, zu solcher Uebereinstimmung ge-
acht sind, welche aller Menschen Erfindung,
Witz, Verstand und Weisheit unendlich weit über-
eigt, wenn sie ::.-h die Absicht gehabt hätten,
en thierischen Körper zu entwerfen und zu bilden.
aß es nun höchst ungereimt sey, diese Ueberein-
mmung in einer solchen Menge von Theilen
is einem ungefähren Zufalle abzuleiten, das
ag uns ein bekanntes Gedicht des Virgils,
eneis genannt, erklären. Es ist zwar viel zu we-
g, wenn wir die Buchstaben in Virgils Aeneis,
it der Menge der körperlichen Theile eines Thie-
s, und den Verstand, den ein virgilisches Gedicht
verfertigen erfordert, mit der Weisheit, welche
r Bildung eines thierischen Körpers gehöret, in
ergleichung stellen. Unterdessen mag' fürs erste
es in die Stelle des andern treten, und wir
ollen eine Weile zustehen, daß durch ein Unge-
hr, in beyden Fällen, unter unendlich vielen ver-
hrten Verbindungen der Buchstaben und Theile,
ch auch eine übereinstimmende möglich wäre.
Würde es nicht dennoch höchst ungereimt seyn,
enn einer gefraget würde, wie das virgilische
edicht entstanden wäre, daß er lieber einen un-
fähren Wurf der Buchstaben, als einen Ver-
and, zur Ursache annähme? Ich dächte, man

würde denjenigen, der das sagete, für unsinn
halten, weil der einzige mögliche Fall in dem Ung
fähr, gegen so unendlich viele unmögliche, von k
nem vernünftigen Menschen in Betrachtung z
ziehen, vielweniger der anderen offenbaren und be
nahe einzig nothwendigen Ursache vorzuz
hen wäre.

Man rechnet, daß 24 Buchstaben über ta
send Quinquillionen mal versetzet werden könne
Da nun die Aeneis ungefähr 363780 Buchstab
enthält, so sind darinn die möglichen Versetzunge
gegen die Versetzungen von 24 Buchstaben, f
für unendlich wenig, und die einzige unter dens
ben, welche sich wirklich in der virgilischen Aen
befindet, als eine pars infinitesima, oder ein unendli
kleiner Theil der unendlich vielen möglichen Ve
bindungen zu halten. Wenn man nun ein
Schriftkasten nähme, darinn eben dieselben, u
eben so viel Buchstaben, als in der Aeneis vo
kommen, enthalten wären; man schüttete aber di
Buchstaben in einen Sack durch einander, u
griffe sie blindlings nach einander heraus: so wä
der einzige Fall, da die virgilische Ordnung v
ungefähr durchaus getroffen werden sollte, geg
die unendlich vielen, da es unmöglich wäre, g
nicht in Betrachtung zu ziehen. Was ist aber d
Zahl von 363780 Buchstaben gegen die Vielh
der Theile im thierischen Körper, und noch vi
mehr gegen die Vielheit der Theile in der gan
Welt? Wie viel unendlicher ist demnach ihre mö
liche Versetzung? Wie viel unmöglicher, folglic
da

daß ein Ungefähr die einzig übereinstimmende Ordnung hervorbringen sollte? *)

§ 9.

Allein, ich halte dafür, daß man schon zu viel einräumet, ob sollte jemals eine Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen durch ein Ungefähr möglich seyn. Denn, wenn möglich so viel heißen soll, als was wirklich werden kann: so gehöret zweyerley Möglichkeit dazu, daß etwas wirklich werde, nicht allein eine innere, sondern auch eine äussere. Die innere Möglichkeit, daß nämlich etwas dem Wesen eines Dinges nicht widerspricht, ist allein nicht genug, daß es wirklich werde; sondern es muß auch eine äussere hinzukommen, die den völligen Grund der Wirklichkeit in sich halte.

Ich will es durch das Beyspiel der virgilischen Aeneis erklären. Wenn in einem Schriftkasten nicht allein 363780 Buchstaben wären, sondern auch ein jeder Buchstab des Alphabets so vielmal, als er in des Virgils Aeneis vorkömmt: so hätte es, vermöge der Buchstaben, eine innere Möglichkeit, daß dieses virgilische Gedicht ganz

 damit

*) Cic. de Nat. Deor. II. 37. *Mundum effici ornatissimum et pulcerrimum ex corporum concursione fortuita: hoc qui existimat fieri potuisse, non intelligo, cur non idem putet, si innumerabiles unius et viginti formae litterarum, vel aureae, vel quales libet, aliquo conficiantur, posse ex his in terram excussis annales Ennii, ut deinceps legi possint, effici: quod nescio anne in uno quidem versu possit tantum valere fortuna.*

damit gesetzet werden, und gesetzet stehen bleiben könnte. Die äussere Möglichkeit aber müßte auch hinzu kommen, nämlich ein verständiger Setzer, der das Vermögen und den Willen hätte, solches zu verrichten: wozu denn, ausser vielen andern Umständen, auch gehörete, daß er keine Fehler im Setzen machete, oder, so er welche gemachet, dieselben alsobald verbesserte.

Wenn hergegen entweder die innere oder die äussere Möglichkeit, oder gar alle beyde zugleich fehlen: so kann ich die Sache nicht möglich, sondern ich muß sie unmöglich nennen, in so ferne sie nicht zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn also, nach dem gegebenen Beyspiele, in dem Schriftkasten ganze Buchstaben fehleten, oder von manchen zu wenig, von andern zu viel wären, oder statt der Buchstaben viele Ziffern, Noten, Calenderzeichen, oder sonst etwas im Kasten läge: so hätte es keine innere Möglichkeit, die Aeneis damit auf solche Art zu setzen. Oder, wenn zwar die Buchstaben ihre Richtigkeit hätten; es fehlete aber am Setzer, oder dessen Vermögen, oder dessen Willen, oder an allen diesen: so wird keine äussere Möglichkeit da seyn; die Buchstaben werden nicht von selbst aus dem Kasten kommen, und sich in die Ordnung dahin stellen.

Deuten wir dieses auf den gegebenen Fall; so sieht man wohl, daß sich derselbe in zwo Fragen entwickelt: Einmal, ob es in Betrachtung des Schlammes eine innere Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweytens, ob es, in Betrachtung der Sonnenwärme, und der dazu

kommen-

kommenden ungefähren Gährung, eine äussere Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamme entstehe? Ich behaupte aber, daß keines von beyden, weder innere noch äussere Möglichkeit, da sey, daß jemals aus einem Schlamme oder fauler Materie durch Wärme und Gährung ein Thier erwachse.

§ 10.

Was die innere Möglichkeit betrifft, so müßte alles, was zum Thiere gehöret, nicht allein das körperliche, sondern auch, was wir zu seiner Seele rechnen, im Schlamme enthalten seyn. Sollen also Fleisch, Knochen, Knorbel, Sehnen, Häute Klauen, Haare, Federn, Blut, Galle und andere Säfte, aus einer Materie entstehen: so müssen die verschiedenen Bestandtheile derselben schon alle in der Materie vorhanden seyn; sonst werden sie auch nimmer können heraus gebracht werden. Nun enthält ja ein Schlamm und eine Erde nicht alle Bestandtheile eines thierischen Körpers, so wie er auch den Thieren, die daraus erwachsen seyn sollen, zur Nahrung untauglich ist.

Dazu sind die wenigen Theilchen, welche etwa für thierische Körper darinn stecken, durch mehrere undienliche von einander getrennet, und an sich in keinem geschickten Verhältnisse; von dem einen zu viel, von dem andern zu wenig, von manchem gar nichts. Es ist ein Schriftkasten, worinn die meisten Buchstaben gar fehlen, andere im Ueberflusse, andere zu sparsam sind, viele fremde Zeichen mit unterlaufen. Gleichwie daraus die virgilische

Aeneis zu setzen unmöglich ist: so ist auch aus dem Schlamme, natürlicher Weise, einen thierischen Körper heraus zu bringen, unmöglich. Und wo stecken vollends in solchem Breye die Seelen, das Leben, die Empfindungs- und Vorstellungskräfte, die eingepflanzeten Künste und Fertigkeiten der Thiere? das Gedächtniß, der Witz und Verstand, die Einbildungskraft und die Vernunft und Freyheit der Menschen?

§ 11.

Die äussere Möglichkeit einer solchen Erzeugung ist eben so wenig in der Natur vorhanden. Denn, wenn wir nach dem vorigen bedenken, daß die Bestandtheile eines thierischen Körpers, die etwa im Schlamme oder in fauler Materie stecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüssig und zu viel, theils mit ganz fremden vermischet, theils in gänzlicher Unordnung sind: so ist ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend sey, Theile des thierischen Körpers, die in dem Schlamme fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemessenem Verhältnisse hinein zu tragen; oder die überflüssigen und fremden, welche die irdischen und schwerensten sind, hinaus zu schaffen; oder auch die dienlichsten Theile in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorstellung, und andere höhere Kräfte, oder gar Künste und Fertigkeiten, einzuprägen.

Niemand wird sich ja so gröblich irren, daß er sich auf die Ausbrütung der Eyer durch bloße Sonnen-

nnen = oder Ofenwärme beriefe. Denn dadurch
de voraus gesetzet, als ob das Ey nur einen
ten Klumpen roher Materie in sich hielte, und
n würde so schließen: Wenn die bloße Wärme
Eyern einen Vogel, oder eine Schlange oder
hildkröte bildete, so könne die Sonnenwärme
h aus einer andern rohen Materie wohl die übri-
Thiere gebildet haben. Allein, das ist weit ge-
et. Ein jeder weis, daß das Weiße nebst dem
tter, und insonderheit die Cicatricula in dem
gel des Eyes, † schon alles in sich begreife,
s zu dem Thiere und dessen Nahrung gehöret;
nichts überflüssiges und unnützes darunter sey,
daß jedes schon solche Ordnung und Lage habe,
der ganze Bau des Körpers, nach allen ver-
edenen, auch den kleinesten Theilän, und nach
künstlichen Stellung, welche es in einem solchen
ume haben muß, erfordert. Wenn denn eine
äßigte Wärme den Funken des Lebens in dem
uptpunkte (puncto saliente) rege gemachet: so
mmt alles in Bewegung, das zarte Urbild ent-
kelt sich, und gedeyet nach gerade zu einer Fe-
keit, indem das Flüssige zu dessen Nahrung ein-
ogen wird. Schüttelt man hingegen das Ey
her, und bringet dadurch die Theile in Unord-
ng: so kann keine Wärme mehr aus eben den
eilen etwas Lebendiges herausbringen. Aber

 in

† Siehe des Marcelli Malpighii Opera, die zu London 1686. fol. herausgekommen; da er Tomo I. de ovo incubato, Tomo II. de formatione pulli in ovo handelt.

Jugend und ein Alter gedenken? Es kömmt noch dazu, daß diese Ausflucht selbst wider alle Erfahrung ist: indem keine körperliche Kraft in der ganzen Natur, so weit menschliche Nachricht in die vorigen Zeiten reichet, im geringsten abgenommen; alles sich jetzo in derselben Art und Stärke reget und fortpflanzet, wie sonst geschehen ist. Wenn auch dieses möglich wäre: so würde die Welt, von ewigen Jahrhunderten her, längst in ein wüstes Chaos, oder in einen trägen Klumpen verfallen seyn.

§ 7.

Es ist aber noch eine andere Ungereimtheit in dieser Meynung, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Man hat nicht genug, der Natur voriger Welt, wider alle Erfahrung und Vernunft, eine jetzt veraltete Zeugungskraft anzudichten; sondern eben dieselbe Zeugungskraft soll auch ohne Regeln der Ordnung, blindlings, und auf ein Ungefähr gewirket haben. Eine bloße Bewegungskraft, die ohne Leben, ohne Verstand und Absicht handelt, die in ihrer wesentlichen Beschaffenheit keinen Grund der Ordnung und Uebereinstimmung eines thierischen Körpers enthält, soll erst, durch eine wüste Gährung, millionen mal ungestalte Misgeburten erzeuget haben, bis es einmal durch einen ungefähren Zusammenfluß der Umstände gelungen, daß ein gesundes, wohlgebildetes Thier herausgekommen: welcher Fall, wie sie meynten, unter so vielen unnützen Verbindungen, die der ungefähre Zufall enthält, doch auch eine Möglich-

lichkeit habe, und in so vielen tausend Jahren einmal zur Wirklichkeit habe kommen en. [5]

Die Leute müssen ja wohl durchaus allem dem, Verstand ist und heißt, gram seyn, weil sie alles wüste und wilde in der Welt, als eine ändige Kraft, leiden können, und auch das orlichste lieber aus der Unordnung, als aus Abn, erklären. [6] Die mehresten der Alten waach in dem Stücke klüger, daß sie noch einen tand, der sich durch die ganze Natur erstrecket, ntem per rerum naturam intentam) zuließen. die, welche eine Seele der Welt gesetzet, die Körper in vielerley Gestalten verändere und bilde

cretius V. 835. sqq.

la Mettrie Systeme d'Epicure § 4. *Comment rendre la Nature sur le fait? Elle ne s'y est jamais rise elle-même. Denuée de connoissance et de sentiment, elle fait de la soye, comme le Bourgeois-Gentilhomme fait de la Prose, sans le savoir: aussi aveugle, lorsqu'elle donne la vie; qu'innocente lorsqu'elle la détruit.* § 18. *La Nature n'a pas plus songé à faire l'oeil pour voir, que l'eau pour servir miroir à la simple Bergére.* § 19. *N'y a-t-il as eu un Peintre, qui ne pouvant représenter à son ré un cheval écumant, réussit admirablement, fit la plus belle écume en jettant de dépit son pinceau sur toile? le hazard va souvent plus loin que la prudence.* § 24. *Un arrangement fortuit donnant les mêmes privileges qu'un arrangement fait exprès avec toute l'industrie possible, a valu à cette commune mère honneur que meritent les seules loix du mouvement. etc.*

bilde, scheinen doch alle Wege erträglicher zu sey
Warum soll aber die erste Kraft fühl- und lebl
unverständig, blind, und ohne Regeln der Or
nung seyn? da doch lebendige, empfindende u
verständige Geschöpfe, die mit einem künstl
gebauten Leibe begabet sind, ja, da alle Ordnu
und Uebereinstimmung in der ganzen Welt, v
ihr erzeuget, auch bis jetzo noch erhalten worden

§ 8.

Es haben sich vernünftige Männer Mühe g
geben, die Ungereimtheit solcher ungefähren E
zeugung der thierischen oder auch größeren We
körper aus dem wilden Zusammenlaufe der Urst
fen auf mathematische Weise zu berechnen; da
der Schluß etwa dieser ist, daß der eine Fall ei
ordentlichen Zusammenfügung, der durch das U
gefähr möglich seyn soll, gegen die Vielheit der u
ordentlichen Zusammenfügungen, sich wie ein u
endlich kleiner Theil (pars infinitesima) gegen ei
unendlich große Zahl verhalte, und daher als g
nichts zu achten sey. [7] Und dieses ist so ferne z
reichend, den Unverstand zu zeigen, wenn ein
dennoch lieber einen blinden Zufall, als Weish
und Absicht, zur Ursache der Ordnung annimm
da jenes unendlich weniger möglich ist, als dies
Es beweist vollkommen, daß wir, die wir We
heit und Absichten zur Ursache der Ordnung a
geb

7 Siehe Herrn Samuel Hollmanns überzeugend
Vortrag von Gott und der Schrift, C. I. Sect. I
§ 4. p. 106. sq.

t, nur um ein einziges unendlich kleines Theil (partem infinitesimam) von der allergrößten ißheit, daß dieses wahr, und das Gegentheil sey, entfernet sind.

Wir setzen nämlich als bekannt voraus, daß iem thierischen Körper Millionen-Theile, verener Art, zu solcher Uebereinstimmung get sind, welche aller Menschen Erfindung, Verstand und Weisheit unendlich weit über-, wenn sie auch die Absicht gehabt hätten, thierischen Körper zu entwerfen und zu bilden. es nun höchst ungereimt seyn, diese Uebereinnung in einer solchen Menge von Theilen einem ungefähren Zufalle abzuleiten, das uns ein bekanntes Gedicht des Virgils, is genannt, erklären. Es ist zwar viel zu wewenn wir die Buchstaben in Virgils Aeneis, er Menge der körperlichen Theile eines Thie- und den Verstand, den ein virgilisches Gedicht fertigen erfordert, mit der Weisheit, welche Bildung eines thierischen Körpers gehöret, in leichung stellen. Unterdessen mag fürs erste in die Stelle des andern treten, und wir n eine Weile zustehen, daß durch ein Unge- in beyden Fällen, unter unendlich vielen veren Verbindungen der Buchstaben und Theile, auch eine übereinstimmende möglich wäre. de es nicht dennoch höchst ungereimt seyn, einer gefraget würde, wie das virgilische cht entstanden wäre, daß er lieber einen unren Wurf der Buchstaben, als einen Ver-, zur Ursache annähme? Ich dächte, man

 würde

würde denjenigen, der das sagete, für unsinnig halten, weil der einzige mögliche Fall in dem Ungefähr, gegen so unendlich viele unmögliche, von keinem vernünftigen Menschen in Betrachtung zu ziehen, vielweniger der anderen offenbaren und beynahe einzig nothwendigen Ursache vorzuziehen wäre.

Man rechnet, daß 24 Buchstaben über tausend Quinquillionen mal versetzet werden können. Da nun die Aeneis ungefähr 363780 Buchstaben enthält, so sind darinn die möglichen Versetzungen, gegen die Versetzungen von 24 Buchstaben, fast für unendlich wenig, und die einzige unter denselben, welche sich wirklich in der virgilischen Aeneis befindet, als eine pars infinitesima, oder ein unendlich kleiner Theil der unendlich vielen möglichen Verbindungen zu halten. Wenn man nun einen Schriftkasten nähme, darinn eben dieselben, und eben so viel Buchstaben, als in der Aeneis vorkommen, enthalten wären; man schüttete aber diese Buchstaben in einen Sack durch einander, und griffe sie blindlings nach einander heraus: so wäre der einzige Fall, da die virgilische Ordnung von ungefähr durchaus getroffen werden sollte, gegen die unendlich vielen, da es unmöglich wäre, gar nicht in Betrachtung zu ziehen. Was ist aber die Zahl von 363780 Buchstaben gegen die Vielheit der Theile im thierischen Körper, und noch vielmehr gegen die Vielheit der Theile in der ganzen Welt? Wie viel unendlicher ist demnach ihre mögliche Versetzung? Wie viel unmöglicher, folglich, daß

aß ein Ungefähr die einzig übereinstimmende Ordnung hervorbringen sollte? *)

§ 9.

Allein, ich halte dafür, daß man schon zu viel inräumet, ob sollte jemals eine Uebereinstimmung n dem Mannichfaltigen durch ein Ungefähr mögch seyn. Denn, wenn möglich so viel heißen soll, ls was wirklich werden kann: so gehöret zweyrley Möglichkeit dazu, daß etwas wirklich werde, icht allein eine innere, sondern auch eine äussere. Die innere Möglichkeit, daß nämlich etwas dem Wesen eines Dinges nicht widerspricht, ist allein icht genug, daß es wirklich werde; sondern es uß auch eine äussere hinzukommen, die den völlien Grund der Wirklichkeit in sich halte.

Ich will es durch das Beyspiel der virgillichen Aeneis erklären. Wenn in einem Schriftasten nicht allein 363780 Buchstaben wären, sonern auch ein jeder Buchstab des Alphabets so vielal, als er in des Virgils Aeneis vorkömmt: so ätte es, vermöge der Buchstaben, eine innere Möglichkeit, daß dieses virgilische Gedicht ganz

H 3 damit

) Cic. de Nat. Deor. II. 37. *Mundum effici ornatissimum et pulcerrimum ex corporum concursione fortuita: hoc qui existimat fieri potuisse, non intelligo, cur non idem putet, si innumerabiles unius et viginti formae litterarum, vel aureae, vel quales libet, aliquo conficiantur, posse ex his in terram excussis annales Ennii, ut deinceps legi possint, effici: quod nescio anne in uno quidem versu possit tantum valere fortuna.*

damit gesetzet werden, und gesetzet stehen bleiben könnte. Die äussere Möglichkeit aber müßte auch hinzu kommen, nämlich ein verständiger Setzer, der das Vermögen und den Willen hätte, solches zu verrichten: wozu denn, ausser vielen andern Umständen, auch gehörete, daß er keine Fehler im Setzen machete, oder, so er welche gemachet, dieselben alsobald verbesserte.

Wenn hergegen entweder die innere oder die äussere Möglichkeit, oder gar alle beyde zugleich fehlen: so kann ich die Sache nicht möglich, sondern ich muß sie unmöglich nennen, in so ferne sie nicht zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn also, nach dem gegebenen Beyspiele, in dem Schriftkasten ganze Buchstaben fehleten, oder von manchen zu wenig, von andern zu viel wären, oder statt der Buchstaben viele Ziffern, Noten, Calenderzeichen, oder sonst etwas im Kasten läge: so hätte es keine innere Möglichkeit, die Aeneis damit auf solche Art zu setzen. Oder, wenn zwar die Buchstaben ihre Richtigkeit hätten; es fehlete aber am Setzer, oder dessen Vermögen, oder dessen Willen, oder an allen diesen: so wird keine äussere Möglichkeit da seyn; die Buchstaben werden nicht von selbst aus dem Kasten kommen, und sich in die Ordnung dahin stellen.

Deuten wir dieses auf den gegebenen Fall; so sieht man wohl, daß sich derselbe in zwo Fragen entwickelt: Einmal, ob es in Betrachtung des Schlammes eine innere Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweytens, ob es, in Betrachtung der Sonnenwärme, und der dazu

kommen-

ommenden ungefähren Gährung, eine äussere
Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem
Schlamme entstehe? Ich behaupte aber, daß kei-
es von beyden, weder innere noch äussere Mög-
chkeit, da sey, daß jemals aus einem Schlamme
der fauler Materie durch Wärme und Gährung
in Thier erwachse.

§ 10.

Was die innere Möglichkeit betrifft, so müßte
lles, was zum Thiere gehöret, nicht allein das
örperliche, sondern auch, was wir zu seiner Seele
echnen, im Schlamme enthalten seyn. Sollen
lso Fleisch, Knochen, Knorbel, Sehnen, Häute
Klauen, Haare, Federn, Blut, Galle und andere
Säfte, aus einer Materie entstehen: so müssen die
erschiedenen Bestandtheile derselben schon alle in
er Materie vorhanden seyn; sonst werden sie auch
immer können heraus gebracht werden. Nun
nthält ja ein Schlamm und eine Erde nicht alle
Bestandtheile eines thierischen Körpers, so wie er
uch den Thieren, die daraus erwachsen seyn sollen,
ur Nahrung untauglich ist.

Dazu sind die wenigen Theilchen, welche etwa für
hierische Körper darinn stecken, durch mehrere
ndienliche von einander getrennet, und an sich in
einem geschickten Verhältnisse; von dem einen zu
iel, von dem andern zu wenig, von manchem gar
ichts. Es ist ein Schriftkasten, worinn die mei-
en Buchstaben gar fehlen, andere im Ueberflusse,
ndere zu sparsam sind, viele fremde Zeichen mit
nterlaufen. Gleichwie daraus die virgilische

Aeneis zu setzen unmöglich ist: so ist auch aus dem Schlamme, natürlicher Weise, einen thierischen Körper heraus zu bringen, unmöglich. Und wo stecken vollends in solchem Breye die Seelen, das Leben, die Empfindungs- und Vorstellungskräfte, die eingepflanzeten Künste und Fertigkeiten der Thiere? das Gedächtniß, der Witz und Verstand, die Einbildungskraft und die Vernunft und Freyheit der Menschen?

§ 11.

Die äussere Möglichkeit einer solchen Erzeugung ist eben so wenig in der Natur vorhanden. Denn, wenn wir nach dem vorigen bedenken, daß die Bestandtheile eines thierischen Körpers, die etwa im Schlamme oder in fauler Materie stecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüssig und zu viel, theils mit ganz fremden vermischet, theils in gänzlicher Unordnung sind; so ist ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend sey, Theile des thierischen Körpers, die in dem Schlamme fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemessenem Verhältnisse hinein zu tragen; oder die überflüssigen und fremden, welche die irdischen und schweresten sind, hinaus zu schaffen; oder auch die dienlichsten Theile in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorstellung, und andere höhere Kräfte, oder gar Künste und Fertigkeiten, einzuprägen.

Niemand wird sich ja so gröblich irren, daß er sich auf die Ausbrütung der Eyer durch bloße Sonnen-

nen • oder Ofenwärme beriefe. Denn dadurch
de voraus gesetzet, als ob das Ey nur einen
en Klumpen roher Materie in sich hielte, und
würde so schließen: Wenn die bloße Wärme
Eyern einen Vogel, oder eine Schlange oder
ildkröte bildete, so könne die Sonnenwärme
aus einer andern rohen Materie wohl die übri-
Thiere gebildet haben. Allein, das ist weit ge-
t. Ein jeder weis, daß das Weiße nebst dem
ter, und insonderheit die Cicatricula in dem
el des Eyes, † schon alles in sich begreife,
zu dem Thiere und dessen Nahrung gehöret;
nichts überflüssiges und unnützes darunter sey,
daß jedes schon solche Ordnung und Lage habe,
der ganze Bau des Körpers, nach allen ver-
denen, auch den kleinesten Theilän, und nach
künstlichen Stellung, welche es in einem solchen
me haben muß, erfordert. Wenn denn eine
äßigte Wärme den Funken des Lebens in dem
ptpunkte (puncto saliente) rege gemachet: so
nt alles in Bewegung, das zarte Urbild ent-
elt sich, und gedeyet nach gerade zu einer Fe-
eit, indem das Flüssige zu dessen Nahrung ein-
gen wird. Schüttelt man hingegen das Ey
er, und bringet dadurch die Theile in Unord-
g: so kann keine Wärme mehr aus eben den
ilen etwas Lebendiges herausbringen. Aber

 in

iehe des Marcelli Malpighii Opera, die zu Lon-
lon 1686. fol. herausgekommen; da er Tomo I. de
vo incubato, Tomo II. de formatione pulli in ovo
andelt.

in dem Schlamme verhält es sich ganz anders, in einem schon gebildeten Eye. Da sind v Theile nicht, welche da seyn sollten; andere sind welche nicht da seyn sollten; alles aber ist in größten Unordnung.

Es sind also drey Verrichtungen, welche Sonnenwärme in einem Mischmasche grober Th zu leisten hätte. Sie müßte das Fehlende herb das Ueberflüssige wegschaffen, und dann alles in gehörige Ordnung so vieler tausend thierischen V dungen bringen. Wie wollte aber die Sonne Fehlende aus hundert entferneten Orten nach ein ziehen, da sie allenthalben gleich scheint? Aber setzt, wir wollten ihre Verrichtungen verminde und annehmen, daß zuweilen alles, was zum t rischen Körper gehöret, in einer Materie vorhan seyn könnte, und daß nur das Unnütze weggescha und das übrige in Ordnung gebracht werden dür Kann sie denn dieses beydes ausrichten? D was weggeschafft werden müßte, würde hauptsä lich die irdischen Theile betreffen; und die sind e die schweresten, würden also bey einer Gähr vielmehr die letzten seyn, welche nachblieben. W sich aber der Fall irgend gedenken ließe: so mü es bey dem verfaulten Grase, Heue, Frücht Wurzeln, Holze und andern Dingen seyn, wor gewisse Thiere ihre ganze Nahrung ziehen, und alle ihre Bestandtheile unterhalten und vermeh So wird ja wohl einmal aus vermoderten Blätt eine Raupe, aus verfaultem Holze ein Holzwu aus verdorbenen Nüssen ein Eichhorn, aus ül schwemmten und verrottetem Grase und Heue

kan

mm, ein Kalb, ein Reh, oder wenigstens Milch, utter und Käse geworden seyn, oder werden kön-n, wenn die Sonne fein warm darauf scheint? iese Einbildungen sind aber zu lächerlich, als ß sie einer ernsthaften Untersuchung oder Beant-ortung werth wären.

§ 12.

Ich will es endlich aufs äusserste nehmen, und nen ganz einfachen Fall setzen, der zwar nicht ist, ch seyn kann, der aber doch wohl eben derjenige , welchen man sich gegenseitig allein vorstellet, ne die obenangeregten Umstände zu bedenken. ch setze also, es soll nicht allein alles Nöthige m thierischen Körper an einem Orte beysammen, ndern auch nichts überflüssig seyn; die blosse Ord-ung soll nur fehlen. Nun will ich einem alle inde Bewegungskräfte in der Welt, Wärme, ähhrung, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Schütteln, Rütteln, was man will, einräumen, ß man denen das Geschäffte auftrage, daraus nen ordentlichen Bau eines thierischen Körpers sammen zu fügen. Ich will einem so viel Mil-onen vergeblicher Versuche zu Gute halten, als er erlanget. Dennoch, sage ich, können diese blinden Bewegungskräfte die Ordnung eines organischen Baues nicht ein einzigmal von ungefähr treffen. Der Beweis stecket kurz darinn, weil auch der Zufall ch allemal nach Regeln richtet, und zwar nach Re-eln, welche der Regel der Ordnung schnurstracks widersprechen.

Ich

Ich will es deutlich machen. In dem Mannichfaltigen haben beydes, die unordentlichen Verbindungen, und die ordentlichen, eine innere Möglichkeit; wie aus dem Schriftkasten mit den Buchstaben der Aeneis zu begreifen ist. Aber gleichwie nur eine Linie zwischen zweyen Puncten gerade, hingegen unzählige krumme seyn können: so ist auch die ordentliche und übereinstimmende Verbindung im Mannichfaltigen nur einzig; hingegen sind der unordentlichen Verbindungen unzählige. Die unordentlichen sind sich alle darinn ähnlich, daß sie von der Uebereinstimmung abweichen; die ordentliche hingegen ist von allen übrigen darinn unterschieden, daß sie eine Uebereinstimmung in allen und jeden Theilen beobachtet. Nun hat beydes, Ordnung und Unordnung, Uebereinstimmung und Abweichung von der Uebereinstimmung, seinen besondern Grund, seine Ursache und Regel. Da aber die Ordnung oder Uebereinstimmung einzig ist, und sich von allen unzählbaren unordentlichen Verbindungen unterscheidet: so muß auch die Regel, wornach sich die Ordnung richtet, und woraus sie entsteht, einzig seyn, und sich von allen Regeln, welche den Grund einer Unordnung in sich halten, unterscheiden. Jene muß von nichts als Uebereinstimmung Grund in sich halten: und daher kann keine Uebereinstimmung durch Regeln entstehen, welche den Grund einer Nichtübereinstimmung in sich halten; so wie nur das einzige gerade Linial die Regel einer geraden Linie seyn kann, aber kein einziges von allen unzählbaren krummen Linialen, von ungefähr, die Regel einer geraden Linie zu werden

den

den vermag. Der Zufall, oder das Ungefähr, richtet sich nach Regeln, welche alle darinn ähnlich sind, daß sie einen Grund der Unordnung oder Abweichung von der Uebereinstimmung in sich halten. Die Absicht aber ist es allein, welche die Regel der Ordnung und Uebereinstimmung in allen Stücken giebt. Folglich kann der Zufall nimmer eine Ordnung oder Uebereinstimmung des Mannichfaltigen gebähren; sondern dieser einzige Fall aus allen möglichen Verbindungen hat seine besondere von allem Zufalle unterschiedene Regel, welchen die Absicht giebt.

Wer das Beyspiel von dem Schriftkasten hierben wiederholen will, der kann sich die Sache bald lebhafter vorstellen. In den 363780 Buchstaben der virgilischen Aeneis stecken unzählige mögliche Verbindungen; aber eine einzige unter allen möglichen stimmet nur mit des Virgils Aeneis überein. Die Regel, woraus diese einzige einstimmige Verbindung entspringt, kann keine von denen seyn, welche den Grund der Unordnung und Abweichung in sich halten; sondern sie fließt allein aus der Regel und Absicht, die Buchstaben in der Ordnung und Abtheilung zu setzen, wie sie die Wörter und Verse der virgilischen Aeneis nach einander ausdrucken. Hingegen alle zufällige oder ungefähre Verbindungen richten sich nach Regeln, welche einen Grund der Unordnung und Nichtübereinstimmung in sich halten. Eine einzige Regel des Zufalles kann uns statt aller gelten: Alle Buchstaben unter einander in einen Sack werfen, und fleißig umschütteln, dann blindlings hinein

greifen,

greifen, und bey jedem Griffe den Buchstaben heraus nehmen, welcher zum ersten unter die Finger kömmt; er mag mit den vorhergehenden können ausgesprochen werden, oder nicht; er mag mit andern ein übliches und bedeutendes Wort, oder einen leeren Ton geben; er mag ein lateinisches, oder fremdes Wort, zuwege bringen; das Wort mag mit andern einen Verstand und Zusammenhang haben, oder ungereimt seyn; es mag der Prosodie gemäß oder zuwider seyn; es mag mit dem Zwecke übereinstimmen, oder dem entgegen laufen; Virgil mag es gedacht haben, oder nicht. Da nun diese Regel der zufälligen Verbindung den Grund der Unordnung und Nichtübereinstimmung in sich hält; und derjenigen, woraus die Uebereinstimmung entstehen kann, gänzlich widerspricht: so kann sie nimmer diejenige seyn, welche eine übereinstimmende Ordnung erzeuget. Und wenn eine ganze Armee viele Jahre mit blinden Griffen in den Schriftsack zubrächte: so bin ich daher fest versichert, daß alle solche Griffe in aller der Zeit fehl schlagen müssen, und keine einzige Reihe derselben nur den ersten verständlichen Satz der virgilischen Aeneis ununterbrochen herausbringen wird.

So unmöglich nun, als dieses ist: so unmöglich ist es auch, daß durch eine blinde Bewegungskraft in der Natur ein lebendig Thier, auch nur ein Floh, ja nur ein Fuß vom Flohe, hervorgebracht werde. Die kleinsten Thiere haben eben einen so vollkommenen Körper, als die großen, und bestehen aus eben so mannichfaltigen Theilen, deren keines umsonst ist, sondern jedes sich zu jedem, und

alle

alle endlich zu einer gewissen Art des Lebens schicken. Wenn wir diese Art des Lebens, dazu ein jedes Thier in seinem Geschlechte bestimmt ist, als die Absicht annehmen: so giebt dieselbe eine Regel, welche den Grund der Uebereinstimmung in den mannichfaltigen Theilen des Thieres in sich fasset. Hergegen mögen wir nach Belieben eine oder mehrere blinde Kräfte der Bewegung in der Natur nehmen, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Wärme, Gährung, und wie sie sonst Namen haben: so richten sie sich alle nach Regeln, welche der Uebereinstimmung der mannichfaltigen Theile nothwendig so lange zuwider laufen müssen, als sie dem Zufalle, oder ungefähren Zusammenlaufe, überlassen sind, und von keinem Verstande nach einer Absicht geleitet werden.

§ 13.

Es erkennen auch wohl die meisten heutiges Tages, daß sie mit dem ungefähren Zusammenflusse einer rohen Materie nicht fortkommen werden, da derselbe so offenbar gegen alle Erfahrung und Vernunft streitet. Sie haben aber statt dessen eine feinere und künstlichere Erfindung, welche ich noch mit wenigem berühren muß. Sie setzen keine rohe Materie, woraus die ersten Thiere durch ein Ungefähr entstanden wären; sondern Samen-Eyer aller Thiere, welche von Ewigkeit in der Welt verstreuet, und in welchen die ganze Bildung der Thiere schon enthalten gewesen. Da hätte sichs einst fügen müssen, daß jedes jetzigen Thieres Samenen von ungefähr an seine rechte Stelle gerathen wäre,

wäre, wo es Wärme und Nahrung gefunden, und zu dem Wachsthume eines lebendigen Thieres gediehen sey.

Allein auch diese Künsteley will der Sache nicht besser helfen. Wer hat sie befugt, Sameneyer, worinn das ganze Thier schon im Kleinen gebildet, und sorgfältig in dem Behältnisse einer Hülse zusammen geleget war, als ewig anzunehmen? Sind wir dadurch von dem Ursprunge der Thiere besser unterrichtet, daß wir sie ins Kleine bringen? Wo sind denn die Eyer her? Oder sind sie an und für sich selbst nothwendig, und selbständig? oder könnte die Welt ohne diese Eyer nicht bestehen? Muß diese künstliche Zusammenfügung, diese Einwickelung im Kleinen, nicht ja so wohl, als das Entstehen der Thiere selbst im Großen, eine zureichende Ursache haben? Und hätte man nicht noch mehreren Grund, als bey großen Thieren, zu fragen, woher denn die Urbilder der Thierchen so weislich in eine rundliche Figur zusammen gefaltet seyn, die sich doch hernach in tausenderley ganz andere Figuren mit hervorragenden Gliedmaßen entwickeln? wer sie so sorgfältig mit einem in der Mitte enthaltenen Nahrungssafte versehen, und alles in eine zwey- oder mehrfache Hülse eingepacket habe?

Allein, gesetzt, wir wollen solche Sameneyer ohne weitere Nachfrage annehmen: so wäre doch nicht zu begreifen, was sie von Ewigkeit, bis auf die Zeit ihrer Geburt, vor dem Verderben und der Fäulung geschützet? Denn, da sie aus eben der Art, und aus eben so mancherley Theilen, wie die Körper selbst im Großen, zusammengesetzet waren:

ren: so hatten sie, theils in sich, theils ausser
, eben denselben Grund der Gährung und Fäu-
g, wie die großen Körper, und eine noch feinere
terie konnte die Verbindung der Theile durch-
gen, und trennen.
Und wenn sie auch der Ewigkeit getrotzet hät-
was befruchtete jedes Ey? da es ja die Wär-
allein nicht ausmachet, und auch große Hühner-
, wenn sich die Mutter mit dem Hahne nicht
attet, taub sind, und von der Wärme nur desto
verfaulen? In welchem Erdenkloße oder
lamme hat ferner eine bequeme Bährmutter
Thiere seyn können, da das geplatzte Samenev
rzel schlagen, und durch seine Nabelschnur
hrung ziehen können? Wer hat die zarte Brut
ach aus der Erde geholet? Wer hat ihr die
belschnur abgebunden, oder abgebissen? wo war
Mutter, die dem ersten Kinde, das vor allen
ltern gewesen, die Milch gab, oder dem ersten
chen die halb verdaute Speise aus dem Kropfe
Schnabel schüttete, oder sonst zuschleppete?
Und wenn alle diese Unmöglichkeiten könnten
lich gemachet werden: warum kommen, seit so
tausend Jahren, keine herumflatternde Samen-
irgend eines Thieres mehr an einem Orte des
bodens zur Reife, noch ein solches auf die Art
ngtes Thier zum Vorscheine? warum werden
nun alle von Aeltern durch die Zeugung in der
hrmutter empfangen und genähret? Es ist ja
einem jeden begreiflich und offenbar genug,
diese gekünstelte Erfindung dem Vorgeben nicht
helfe, sondern es noch abgeschmackter darstelle.

wäre, wo es Wärme und Nahrung gefunden, zu dem Wachsthume eines lebendigen Thieres g hen sey.

Allein auch diese Künsteley will der Sache n besser helfen. Wer hat sie befugt, Samene worinn das ganze Thier schon im Kleinen gebil und sorgfältig in dem Behältnisse einer Hülse sammen geleget war, als ewig anzunehmen? E wir dadurch von dem Ursprunge der Thiere be unterrichtet, daß wir sie ins Kleine bringen? sind denn die Eyer her? Oder sind sie an und sich selbst nothwendig, und selbständig? oder kon die Welt ohne diese Eyer nicht bestehen? Muß d künstliche Zusammenfügung, diese Einwickelung Kleinen, nicht ja so wohl, als das Entstehen Thiere selbst im Großen, eine zureichende Urs haben? Und hätte man nicht noch mehreren Gru als bey großen Thieren, zu fragen, woher denn Urbilder der Thierchen so weislich in eine rundli Figur zusammen gefaltet seyn, die sich doch hern in tausenderley ganz andere Figuren mit hervor genden Gliedmaßen entwickeln? wer sie so sorg tig mit einem in der Mitte enthaltenen Nahrun safte versehen, und alles in eine zwey- oder me fache Hülse eingepacket habe?

Allein, gesetzt, wir wollen solche Samene ohne weitere Nachfrage annehmen: so wäre d nicht zu begreifen, was sie von Ewigkeit, bis a die Zeit ihrer Geburt, vor dem Verderben u der Fäulung geschützet? Denn, da sie aus eb der Art, und aus eben so mancherley Theilen, w die Körper selbst im Großen, zusammengese

ware

aren: so hatten sie, theils in sich, theils ausser
ch, eben denselben Grund der Gährung und Fäu-
ng, wie die großen Körper, und eine noch feinere
Materie konnte die Verbindung der Theile durch-
ringen, und trennen.

Und wenn sie auch der Ewigkeit getrotzet hät-
en, was befruchtete jedes Ey? da es ja die Wär-
ne allein nicht ausmachet, und auch große Hühner-
yer, wenn sich die Mutter mit dem Hahne nicht
egattet, taub sind, und von der Wärme nur desto
her verfaulen? In welchem Erdenkloße oder
Schlamme hat ferner eine bequeme Bährmutter
ie Thiere seyn können, da das geplatzte Samenen
Wurzel schlagen, und durch seine Nabelschnur
Nahrung ziehen können? Wer hat die zarte Brut
ernach aus der Erde geholet? Wer hat ihr die
Nabelschnur abgebunden, oder abgebissen? wo war
ie Mutter, die dem ersten Kinde, das vor allen
Müttern gewesen, die Milch gab, oder dem ersten
Vögelchen die halb verdaute Speise aus dem Kropfe
n den Schnabel schüttete, oder sonst zuschleppete?

Und wenn alle diese Unmöglichkeiten könnten
möglich gemachet werden: warum kommen, seit so
iel tausend Jahren, keine herumflatternde Samen-
yer irgend eines Thieres mehr an einem Orte des
Erdbodens zur Reife, noch ein solches auf die Art
rzeugtes Thier zum Vorscheine? warum werden
e nun alle von Aeltern durch die Zeugung in der
Bährmutter empfangen und genähret? Es ist ja
... einem jeden begreiflich und offenbar genug,
... diese gekünstelte Erfindung dem Vorgeben nicht
...helfe, sondern es noch abgeschmackter darstelle.

I § 14

§ 14

Aus allem, was bisher vorgestellet ist, kann ein jeder deutlich sehen, daß der Ursprung der Menschen und übrigen Thiere des Erdbodens auf keine Weise natürlich erkläret werden könne; und daß alles, was zu solchem Ende erdacht ist, aus grober Unwissenheit der Alten geflossen sey, wider alle richtige Erfahrung und Grundsätze der Vernunft laufe, und, zumal in neuerer Zeit, nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit, sondern bloß aus Leichtsinnigkeit, vertheidiget werden könne. Wer sich selbst auf diese Frage, woher Menschen und Thiere sind, im Ernste Genüge thun will, der wird finden, daß er, nach vielen vergeblichen Ausflüchten, dennoch genöthiget sey, seinen Abgott, die Welt, vom obersten Throne herunter zu setzen, und den ersten Ursprung der entstandenen Lebendigen höher zu suchen.

Es erhellet denn besonders aus obigen, daß die Erde fälschlich unser aller Mutter genannt werde. Sie ist nichts, als unsere Säugamme, und die Sonne unsere Pflegerinn. Nachdem wir erst von einer höheren Hand gebildet und auf die Erde gesetzet sind: so giebt diese uns die nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung, und die Sonne die erforderliche Wärme; aber die Erde hat die ersten Menschen und Thiere nicht durch Beschwängerung der Sonne empfangen und geboren.

Es erhellet ferner, daß wir, in diesem ersten Ursprunge der Menschen und Thiere, auch das Ende, oder vielmehr den Anfang der Natur und natür-

natürlichen Ursachen absehen. Denn die einzige natürliche Ursache des Entstehens der Menschen und Thiere ist die Erzeugung von Aeltern; sonst ist keine in der Welt. Wenn nun die Reihe der Voraltern nicht ins Unendliche gehen kann: so kann auch die natürliche Erzeugung nicht ewig seyn. Wo wir also das erste Paar Menschen oder Thiere setzen, da höret die Natur oder natürliche Kraft auf, eine Ursache der Menschen und Thiere zu seyn, und nimmt selbst von einer höheren Ursache ihren Anfang.

Es erhellet weiter, daß eben dasselbe, was wir von unserm Erdboden, und der Natur in diesem Theile der Welt, geschlossen haben, von der ganzen Natur und Welt, das ist, von allen großen Weltkugeln, gelten müsse. Denn wenn in den übrigen Planeten um unsere Sonne, oder um andere Fixsterne, gleichfalls lebendige Einwohner sind, wie zum Theil die Alten schon gemuthmaßet, und alle Vernünftige neuerer Zeit höchst wahrscheinlich gehalten haben: so wird, nach obigen Gründen, dort eben so, wie auf unserm Erdboden, folgen, daß jedes Geschlecht einen Anfang gehabt haben müsse, und daß ihr erster Ursprung dort eben so wenig, wie hier, von jedem Planeten, und dessen Sonne, oder auch beyder Natur, könne abgeleitet werden. Daher wir den allgemeinen Schluß machen, daß nichts Lebendiges in der ganzen Welt und Natur ursprünglich von der körperlichen Welt und Natur entstanden sey.

Weil denn dasjenige nicht das erste Wesen seyn kann, von welchem nicht alle entstandene Dinge

ihren ersten Ursprung haben: so folget, daß die ganze körperliche Welt und ganze Natur noch nicht das erste selbständige, nothwendige, ewige Wesen seyn könne, sondern, so wie die Lebendigen selbst, von einem andern wahrhaftig ersten und selbständigen Wesen entstanden seyn müsse. Und so hat der Mensch an sich selbst, und an andern Lebendigen, ein untrüglich Merkmaal, wodurch er die Welt und Natur von dem Schöpfer aller Dinge unterscheiden kann.

Ich will nur den Zusammenhang meiner Folgerung mit kurzem wiederholen. Ich schliesse so:

Wenn Menschen und Thiere einen Anfang ihrer Geschlechter gehabt haben; und doch nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden sind: so ist die Welt und deren Natur nicht das erste selbständige Wesen.

Denn dasjenige kann das erste selbständige Wesen nicht seyn, welches den ursprünglichen Grund entstandener Dinge nicht in sich hält. (I Abh. § 3.)

Nun haben alle Menschen und Thiere einen Anfang ihres Geschlechtes gehabt;

weil alle die, welche vor uns gelebet, keinen einzigen ausgenommen, entstanden sind, und also, vor allen entstandenen, eine andere Ursache gewesen seyn muß, die das erste Paar jedes Geschlechtes hervorgebracht hat: (§ 4. 5.) und, weil unendliche gewesene Reihen voriger Geburten nicht vernünftig zu denken sind, (§ 6—9.) auch alle Geschichte von dem Anfange der Menschen zeuget. (§ 10—16.)

sie

sie sind aber doch ursprünglich nicht von der Welt oder deren Natur entstanden.

Denn die Sonnenwärme brütet keine Thiere aus dem Schlamme oder roher Materie durch Gährung; (II Abh. § 1—6.) und ein blindes Ungefähr kann keine künstlich gebildete Körper erzeugen; (§ 7—12.) aber ewige Sameneyer aller Thiere sind eben so wenig zu setzen. (§ 13.)

Demnach ist die Welt und deren Natur nicht das erste selbständige Wesen; sondern ist, wie die Thiere selbst, von einem wahrhaftig ersten selbständigen Wesen hervorgebracht.

Die dritte Abhandlung.

Daß die körperliche Welt an sich leblos: und daher keiner innern Vollkommenheit fähig sey: folglich auch nicht selbständig, ewig, nothwendig; sondern von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht seyn müsse.

§ 1.

Was bisher von der Welt und deren Natur aus dem ersten Ursprunge der Menschen und Thiere geschlossen ist, das zeiget auch die Betrachtung der körperlichen Welt und ihrer Natur an und für sich selbst. Denn wenn wir die lebendigen von der körperlichen Welt absondern, wie wir nach dem vorigen thun müssen; und wenn die

übrige Materie, und deren Kraft nach der Gegner eigenen Meynung, ohne Leben, Empfindung und Verstand ist: so bleibt nunmehro der leblosen körperlichen Welt und ihrer Natur keine innere, eigene, wesentliche Vollkommenheit mehr übrig, sondern bloß eine äussere: und ich schließe daraus, daß ihre Wirklichkeit nicht durch ihr eigen Wesen, und nothwendig von Ewigkeit bestimmet sey; sondern daß sie von einem andern, um eines andern, nämlich um der Lebendigen willen, hervorgebracht sey.

Wenn man diesen Schluß nur nach gemeiner klaren Vorstellung der Begriffe betrachtet: so fällt der Zusammenhang schon jedem in die Augen. Denn, da ein jedes Ding seine wesentliche Vollkommenheit haben muß: so ist offenbar, daß besonders dem selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesen die allergrößte Vollkommenheit eigenthümlich gebühre. Wenn dieses keine eigene innere Vollkommenheit hätte, so könnte es weder für sich selbst bestehen, noch auch denen von ihm entstandenen zufälligen Dingen eine Vollkommenheit mittheilen. Nun erkennet ein jeder, daß ohne Leben, Empfindung und Verstand seyn, und handeln, keine innere Vollkommenheit, sondern vielmehr eine Unvollkommenheit zu nennen sey. Eine todte, fühllose Materie, und blinde Natur, weis von sich selbst nicht, und kann ihr eigen Daseyn nicht genießen noch empfinden, sondern es ist für sie einerley, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so oder anders ist. Wie kann man sich denn doch ein ewiges Ding vorstellen, das seiner Wirklichkeit von Ewigkeit her nicht froh geworden, noch in alle Ewigkeit

werden

erden wird? Wie kann man es als nothwendig edenken, da es sein selbst wegen auch nicht da seyn, der anders geartet seyn möchte? Wie kann es lbständig seyn, da in ihm selbst nichts ist, das ine Wirklichkeit erfordert oder bestimmet? So ann es ja denn auch nicht von sich selbst, oder um in selbst willen da seyn; sondern wenn es ist, so uß es von einem andern, um eines andern willen, ervorgebracht seyn.

Allein, ich will diesen Zusammenhang auch eutlich machen, wenn ich zuvor die beyden Sätze erde erörtert haben, welche ich voraus setze: nämlich, daß ich berechtiget sey, die körperliche Welt, hne die lebendigen Thiere, an und für sich zu betrachten; und daß ich diese körperliche Welt nicht hne Grund als leblos annehme.

§ 2.

Daß man die körperliche Welt, an und für ch, ohne die lebendigen Thiere, zu betrachten betigt sey, und auch so betrachten müsse, folget nothwendig aus dem vorigen Beweise. Denn ob zwar ie Lebendigen in der Welt sind, so sind sie doch icht allezeit darinn gewesen, noch ursprünglich von er Welt und deren natürlichen Kräften hervorgebracht, oder entstanden. Folglich schließt das Wesen der körperlichen Welt und die Natur, an nd für sich, die Lebendigen nicht in sich. Die Materie der Weltkörper, ihre Bildung, Eintheilung, Stand, Kraft, Regeln, Bewegung, Veränderung, könnte alles für sich seyn und fortdauren, hne, daß Thiere darauf wären, oder angenommen

würden.

würden. Warum könnte nicht die Erde, nebst dem Saturnus, Jupiter, Mars, Venus, Merkurius, ohne alle lebendige Einwohner, da seyn, und eben so gut um die Sonne herum trollen; Sommer und Winter, Tag und Nacht, Regen und Dürre, Bluhmen und Früchte haben, wie jetzt, da sie mit Lebendigen besetzet sind? Wir tragen ja alle nichts zu solchen großen Veränderungen bey. Die Planeten erhalten durch unser Leben keine mehrere Bewegungskraft, und verlieren auch mit demselben nichts von ihrer Schwere: gleichwie hergegen auch die Kräfte und Veränderungen unser Leben nicht nothwendig in sich fassen. Wir sind so wenig ein wesentlich Stück oder Theil der körperlichen Welt, als der Einwohner von einem Hause ist, ob wir uns gleich in dem einen sowohl, als der andern, befinden. Was hinderts also, daß man nicht die Welt so gut, als etwa ein Haus, ohne ihre Einwohner betrachtet? Oder verlanget man ein Beyspiel, das noch mehrere Aehnlichkeit hat: so mag man meinethalben den Erdboden mit einem Käse und die lebendigen Einwohner mit den Maden vergleichen. Sollte man nicht befugt seyn, den Käse an und für sich ohne Maden zu betrachten, ja solches zu thun gemüßiget seyn, wenn man die Natur und Beschaffenheit des Käses nach der Wahrheit kennen will? Warum nicht auch die Erde, und die übrigen Weltkörper, die uns eben so wenig, als der Käse die Maden, erzeuget haben, ob wir uns gleich darauf nähren?

§ 3.

§ 3.

Daß ich aber, zweytens, die großen Weltkör- er, und die ganze übrige Natur, an und für sich, lsseeblos, unempfindlich, und ohne Verstand an- ehme; solches geschieht nach den eigenen Lehrsätzen erer, mit welchen ich hier spreche. Daher brauchet s in so ferne keines Beweises.

Zwar habe ich oben schon gesaget, daß viel- er Alten in der körperlichen Welt, statt Gottes, inen Verstand oder vernünftige Seele angenom- ien haben, welche mit der Welt, als ihrem Kör- er, wesentlich verbunden wäre, und ihre Kraft urch die ganze Natur erstreckete, und also die Welt belebete, und mit Einsicht ordnete. Ich abe auch schon angezeiget, daß unsere neueren Pantheisten alle Veränderungen in der Welt, nach lcher Meynung, weit erträglicher und vernünfti- er erklären würden. Ich füge nur noch hinzu, aß sie es, nach ihren eigenen Grundsätzen, unge- indert thun könnten. Denn ob sie wohl nichts, ls lauter Materie, in der Welt leiden wollen: stehen sie doch zu, daß auch die Materie, zumal i einem organischen Körper, leben, empfinden nd denken könne; weil die Menschen sich nämlich essen in ihrem Körper bewußt sind. Es stritte lso mit ihren eigenen Lehrsätzen nicht, daß auch eine urchdringende Kraft den ganzen Körper der Welt elebete und mit Verstande regierete. Allein, es heint, daß sie ohne alle Ursache, und wider allen lugenschein, durchaus allen Verstand, alle Ver- unft, alle Absicht und Weisheit, es sey in oder

ausser der Welt, wollen verbannet wissen, und eine unvernünftige Freude darinn suchen, alles lieber fühllosen, dummen Kräften einer todten Materie, und mithin sich selbst einem blinden Schicksale, oder ungefähren Zufalle zu übergeben.

Was aber die Frage selbst betrifft: ob, ausser den lebendigen Thieren, alle übrige Materie der Weltkörper leb- und fühllos sey: so weis ich wohl, daß einige, ohne alle böse Absicht, Gott mit der Welt zu vermengen, ausser Gott eine allgemeine Weltseele angenommen, oder sich auch die großen Weltkörper, als eben so viel beseelte, und vielleicht verständige Thiere vorgestellet haben, darauf wir kleine Thiere, wie die Läuse auf eines Menschen Kopfe, herum wanderten. Allein, ich sehe dazu nicht den geringsten Grund oder Wahrscheinlichkeit. Die Weltseele, welche, neben dem höchsten Wesen, als eine natürliche Ursache der Begebenheiten in der Welt angenommen wird, erkläret doch nichts: und ist, so wie andere dergleichen Erfindungen, (von einem Archæo, Natura plastica, Principio hylarchico, Ideis formatricibus &c.) eine verborgene Beschaffenheit, (qualitas occulta) das ist, ein leerer Ton, und eine bloße Zuflucht der Unwissenheit. Von den großen Weltkörpern aber ist offenbar, daß sie nichts mit denen, die wir Thiere nennen, gemein haben, da sie nicht geboren werden, noch ihr Geschlecht vermehren; nicht Nahrung genießen, noch wachsen; nicht Werkzeuge der Sinne, noch Glieder zur Handlung besitzen. Aber das ist der Meynung hauptsächlich zuwider, daß hier keine willkührliche Bewegung erscheint, welche man von

einem

nem beseelten Körper erwarten müßte, sondern
eständig alles, seit vielen tausend Jahren, nach
nerley Regeln, Richtung, Zeitmaaße, Ordnung
nd Laufe, ohne alle Abwechselung und Verände-
ung, wie in einer leblosen Maschine, oder viel-
ehr, wie in einem Perpetuo Mobili, beweget
ird. Ich will nicht einmal sagen, daß wir Men-
hen tief genug in die Erde graben, um derselben
ihrer Haut oder Schale eine Empfindung zu er-
ecken, wenn sie eine hätte; und daß noch tiefer,
ls wir Menschen dringen können, unterirdische
euer in ihrem Eingeweide wühlen, welche oft
usbrechen, und zuweilen ganze Inseln und Felsen
us dem tiefsten Boden der See heraustreiben.
Es äußert sich aber bey allem dem nicht das geringste
Zeichen eines Schmerzes oder einer willkührlichen
Bewegung.

Andere haben lieber den kleineren Theilen der
Materie, insonderheit allen und jeden Pflanzen,
der wohl gar allen kleinesten Urstoffen, ein beson-
eres Leben zuschreiben wollen. Und anfangs
öchte einem dieser Einfall groß und edel dünken,
eil dadurch das Leben vervielfältiget, die ganze
Natur belebet, und desto vollkommener zu werden
cheint. Allein, wie wir uns in unserm eigenen
Körper nur eines einzigen Wesens bewußt sind,
elchem Leben, Empfindung, Denken und Wollen ei-
entlich und alleine zukömmt; alle übrige Theile
nsers Körpers aber, für sich, keine innere und be-
sondere Empfindung haben, weswegen man ihnen
in Leben zuschreiben könnte: so läßt sich solches
och vielweniger von Pflanzen und andern Körpern

oder

oder Urstoffen sagen. Die Erfahrung entdec
uns nicht die geringste Spur davon; sondern w
auch für Veränderungen in solcher Materie, sel
mit dem Feuer, erwecket werden, so zeiget sie
dabey fühllos und gleichgültig. Wollte aber jema
eine jede rege Kraft der Materie und der Körp
wenn sie gleich unempfindlich ist, ein Leben heiß
so würden wir nur von der Bedeutung des Wort
nicht aber von der Sache, verschiedene Meynung
haben. Das eigentliche Leben erfordert wenigst
eine Empfindung. Wenn aber die Materie gle
unempfindlich und leblos ist, so ist sie dennoch ni
umsonst, noch ohne Nutzen; und demnach ist
Vollkommenheit, welche man sich in dem Leben
ganzen Natur und aller ihrer kleinsten Theile v
stellet, eben sowohl eine ungegründete Einbildun
als wenn man die vollkommenste Welt von lauter
Golde und von Edelgesteinen haben wollte.

§ 4.

Man hat also nicht die geringste Ursache,
große körperliche Welt, an und für sich selbst, o
die Thiere betrachtet, für was anders, als e
leblose Materie anzusehen, die bloß gewisse Be
gungskräfte hat, welche in dieser Eintheilung u
Zusammenfügung, nach ihren wesentlichen Rege
alle in der körperlichen Welt erscheinende Verän
rungen hervorbringen. Wer sieht aber nicht,
hierinn alles, und auch nichts weiter liege,
was man in einer jeden Maschine wahrnimm
Man darf nur eine Uhr zum Beyspiele nehm
Denn die besteht auch aus einer leblosen Mater

wel

welche in gewisse Theile unterschieden ist, die eine Verknüpfung mit einander haben. Die bewegende Kraft (als die Schwere des Bleyloths) bringet darinn nach den Bewegungsregeln, der Verknüpfung gemäß, alle Veränderungen (der Räder, des Zeigers, der Glocken) hervor. Die körperliche Welt ist also nichts anders, als eine große Maschine. Die großen Weltkörper, Sonnen und Planeten, sind die Theile und Räder dieser Maschine. Die Stellung der Planeten, gegen ihre Sonnen, giebt die Art der Zusammenfügung. Die Veränderung in diesen zusammengefügeten Theilen geschieht durch gewisse Bewegungskräfte, nach gewissen Gesetzen der Bewegung. Es geht also alles, was in der körperlichen Welt geschieht, mechanisch zu, es kann und muß aus den Bewegungskräften, und ihren Regeln, nach Beschaffenheit der Zusammenfügung in den Theilen, verständlich erkläret werden.

Von dieser großen Maschine der körperlichen leblosen Welt sage ich nun, daß sie an sich, wegen ihrer Leblosigkeit, 1) überhaupt keiner innern, sondern bloß einer äußern Vollkommenheit fähig sey; folglich 2) daß sie vielweniger selbständig, nothwendig und ewig seyn könne: sondern 3) von einem andern, um eines andern, nämlich der lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse.

Man schreibt einem Dinge überhaupt eine Vollkommenheit zu, soferne alles, was an demselben ist, in Einem übereinstimmet. Daher hält der Begriff dreyerley in sich: 1) etwas Mannichfaltiges; 2) Eins; 3) die Uebereinstimmung des Mannich-

Mannichfaltigen mit dem Einen. Diese Ueber
stimmung besteht aber darinn, daß jedes von
Vielen seinen zureichenden Grund in dem E
hat, warum es da ist, und warum es von der
schaffenheit ist. Folglich wird in aller Vollk
menheit Eins gesetzet, welches die Bestimmung
Daseyns und der Beschaffenheit von dem vi
enthält, und worauf sich das Viele beziehet.

Man kann sich aber dreyerley Art von V
kommenheit gedenken: eine Metaphysische,
Physische, und eine Moralische. Nach dem
taphysischen Begriffe ist ein jedes Ding, was
nur gedenken läßt und eine innere Möglichkeit
vollkommen. Denn da ist das Wesen, oder
erste innere Möglichkeit, dasjenige Eins, wel
den zureichenden Grund der Möglichkeit alles Ue
gen enthält, und wodurch alles Uebrige bestim
wird, daß es da seyn und nicht anders seyn k
Die Eigenschaften des Dinges und die Möglich
der zufälligen Abänderungen, sind also das V
oder Mannichfaltige, welches mit dem einen W
übereinstimmen muß, wofern das gesetzte Ding
wahres Ding seyn, und nicht durch den inn
Widerspruch ein Unding oder Nichts werden
So nimmt der Mathematicus in den Figur
z. B. eines Dreyecks, einen ersten Begriff von
sich schließenden Linien an, und bestimmet dad
alle nothwendige Eigenschaften und zufällige m
liche Arten des Dreyecks. Aber von solcher m
physischen Vollkommenheit ist hier nicht die R
in Absicht auf die körperliche Welt, welche in
metaphysischen Verstande vollkommen seyn kön

w

wenn sie gleich keine physische oder moralische Vollkommenheit enthielte, genug, wenn sie möglich wäre.

Man sieht auch gar leicht, daß hier die Rede nicht von einer **moralischen Vollkommenheit** sey. Denn in einem körperlichen leblosen Dinge, oder in einer Maschine an sich betrachtet, kann man keine moralische Vollkommenheit, oder eine Uebereinstimmung freyer Handlungen mit deren äussersten Zwecke suchen. Unterdessen kann die leblose körperliche Maschine wohl eine moralische Vollkommenheit des Werkmeisters ausdrucken, wenn sie in allen Stücken, so viel möglich zu einem weisen und gütigen Zwecke gerichtet ist. Aber diese Vollkommenheit haftet doch nicht in der Maschine selbst an sich betrachtet, sondern in dem Werkmeister. Bey denkenden und freyen Wesen aber, als wir Menschen sind, hat eine Uebereinstimmung aller willkührlichen Handlungen mit einem äußersten Zwecke, welchen uns die Natur selbst zum Ziele setzet, Statt: und die Seele wird alsdenn innerlich in ihrem Denken, in den Neigungen und Fertigkeiten, verständiger, klüger, weiser, liebreicher, tugendhafter, zufriedener.

Die Frage ist also bey einer an sich leblosen Welt bloß von der **physischen Vollkommenheit**. Durch physische Vollkommenheit versteht man die Uebereinstimmung des wirklichen Daseyns, gewisser Naturkräfte und natürlicher Beschaffenheiten mit einem äussersten oder letzten Ziele. Der Begriff setzet also das Mannichfaltige 1) in den wirklichen und wirksamen Naturkräften. Dergleichen können bey den Körpern mancherley Bewegungskräfte,

kräfte, nach mancherley Regeln der Bewegung, und bey den Seelen mancherley Vorstellungskräfte und Neigungen seyn. 2) in den wirklichen natürlichen Beschaffenheiten. Dergleichen sind etwa bey Körpern die innere Mixtur der Bestandtheile, die Textur der Fibern, die Structur oder Zusammensetzung des ganzen Körpers aus gewissen Haupttheilen; dahin denn auch die Ordnung, Proportion, Figur und Grösse gehören. Bey den Seelen sind die verschiedenen Beschaffenheiten ihrer sinnlichen und bewegenden Werkzeuge in Betrachtung zu nehmen, welche ihren eigenthümlichen Kräften der Vorstellung und Neigung dienen. Es können auch äusserliche Beschaffenheiten in Betrachtung kommen, wenn die Naturkräfte ohne dieselbe nicht zu ihrer Wirksamkeit gelangen können. Dergleichen sind z. B. in den Thieren das Element, die Luft, die Nahrungsmittel und bey manchen, als bey Bienen, auch die Gesellschaft unter einer Mutterbiene. Alle diese innere und äussere Beschaffenheiten heissen darum natürliche Beschaffenheiten, weil sie mit der Natur oder den Kräften in einer solchen Verbindung stehen, daß die Naturkräfte nicht allein durch ihre innere Regeln, sondern auch durch gewisse Beschaffenheiten der Dinge die Schranken ihrer Wirksamkeit bekommen.

Wenn man sich nun in diesem Mannichfaltigen eine physische Vollkommenheit, oder eine Uebereinstimmung mit einem gewissen Etwas gedenken will, so setzet man 1) aus mancherley möglichen Kräften und Beschaffenheiten gewisse bestimmte als wirklich. Denn man redet ja nicht von einer idealischen abstrac-

bstrackten Vollkommenheit, sondern von der physischen, die in wirklichen und wirksamen Kräften besteht, und nichts kann eher wirksam seyn, als es wirklich da ist, und auf eine gewisse Weise bestimmet ist. Hiernächst sieht man 2) auf ein gewisses letztes Ziel der Kräfte, welches den Grund der Bestimmung und der Uebereinstimmung aller Naturkräfte und natürlichen Beschaffenheiten in sich hält. Denn alle wirkliche Kräfte bestehen in einem Vermögen und steten Bemühen, etwas gewisses nach ihren Regeln und Beschaffenheiten zur Wirklichkeit zu bringen: und alles Bemühen hat ein gewisses Ziel der Wirksamkeit, ohne welches gar keine Kräfte, nach deren Uebereinstimmung mit Etwas, d. i. gar keine physische Vollkommenheit zu gedenken ist. Denn es wäre ein Widerspruch: ein Bemühen zur Wirklichmachung von Etwas gewissem setzen, und doch nichts setzen, wohin das Bemühen zielete. Dieß Ziel muß also bestimmend seyn, daß wir daraus die physische Vollkommenheit verständlich erklären, und zureichenden Grund geben können, warum so wohl das ganze Daseyn, als diese gewissen Naturkräfte mit ihren gewissen Regeln der Wirksamkeit, und gewissen natürlichen Beschaffenheiten, sonst aber keine, mit dem Ziele übereinstimmen.

Ich nenne es mit einem allgemeinen Worte ein Ziel der Bemühungen: weil das sich nicht allein von den Kräften der Lebendigen, die mit einer Empfindung, Bewußtseyn und Absicht verknüpfet sind, sondern auch von blinden Kräften, die ohne Empfindung, Bewußtseyn und Absicht handeln, sagen läßt. Denn der Magen und die Gedärme bemü-

 hen

hen sich, ohne unser Wissen und Denken, Speisen und Getränke zu verdauen. Das Herz mit seinen Arterien bemühet sich, das Geblüt in einen Kreislauf zu bringen, ohne daß wir uns bey Tage oder bey Nacht darum bekümmern: und beyde Theile verrichten das Ihrige in gesunden Körpern, ohne [illegible] sich selbst ein Gefühl von ihrer Verrichtung zu haben. Dennoch eignet man ihnen billig eine physische Vollkommenheit zu, so ferne sie ihr Ziel erreichen. Die großen Weltkörper sind im steten aber blinden und bloß mechanischen Bemühen, sich um ihre Axe und um die Sonne zu drehen, und dadurch den Wechsel von Tag und Nacht und von den Jahreszeiten zu Wege zu bringen: und die Uebereinstimmung mit diesem Ziele erkläret die physische Vollkommenheit des Weltsystems. Ich setze aber auch billig ein äusserstes oder letztes Ziel zum allgemeinen Mittelpunkte der physischen Vollkommenheit des Ganzen. Denn aus mittleren Zielen der natürlichen Bemühungen, läßt sich wohl die Ueberein[illegible] stimmung einiger Theile oder einiger Kräfte und Beschaffenheiten, nicht aber aller Theile, Kräfte und Beschaffenheiten erklären. Der Bau des Magens und der Gedärme mit ihrer Verdauungskraft, könnten mit ihrem besondern Ziele der Verdauung übereinstimmen, und der ganze Mensch könnte doch in andern Theilen, Kräften und Beschaffenheiten eine Unvollkommenheit an sich haben, die ihm Gesundheit und Leben raubete, wenn z. B. das Herz mit einem Polypo, das Auge mit einem schwarzen Staare behaftet wäre.

Nun wird denn auch begreiflich seyn, was zwischen der inneren und äusseren physischen Vollkommenheit für ein Unterschied sey. Wenn nämlich das äusserste oder letzte Ziel aller natürlichen Wirksamkeit und Beschaffenheit, woraus die physische Vollkommenheit des ganzen Dinges erkläret werden kann, in dem Dinge selbst ist: so nenne ich es eine innere Vollkommenheit der Natur. Ist dieß Ziel aber, womit alle natürliche Kräfte und Beschaffenheiten eines Dinges übereinstimmen, nicht in dem Dinge selbst, sondern in Etwas ausser dem Dinge zu setzen: so nenne ich es eine äussere oder relative Vollkommenheit. Die Beyspiele der inneren physischen Vollkommenheit sehen wir an uns selbst und an allen Thieren. Denn in denen stimmen alle Naturkräfte und natürliche Beschaffenheiten mit jedes eigener Art des Lebens und der Glückseligkeit überein: sie haben das äusserste oder letzte Ziel aller natürlichen Bemühungen, wodurch die Uebereinstimmung ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheiten, und also ihre physische Vollkommenheit verständlich erkläret werden kann, in sich selbst; sie sind sich selbst vollkommen, und haben einen Genuß ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheit. Was hingegen eine äussere und relative Vollkommenheit sey, das läßt sich fürs erste durch die Beyspiele unserer Werkzeuge, Maschinen und aller Werke der Kunst erläutern. Denn alle diese Dinge sind zwar einer Vollkommenheit fähig; aber bloß einer äussern und relativen. Das letzte Ziel, womit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit übereinstimmet, und weswegen man sie vollkommen nennet, ist

nicht in ihnen selbst, sondern in dem Nutzen u
Vergnügen der Menschen. Das gilt von ein
Zirkel, Quadranten, Mikroskop und Tubo, v
einer Uhr, Mühle, Orgel, von einem Ha
Spiegel, Bilde, und was man sich sonst zum Beysp
vorstellen will. Alle ihre Vollkommenheit bezi
sich auf den menschlichen Gebrauch, zur Verb
serung ihres Erkenntnisses, zur Nothwendigk
Bequemlichkeit und Ergötzung des menschlic
Lebens. Ich bitte aber zu merken: die Vollko
menheit aller dieser Werkzeuge und Maschi
wird hier nicht darum äusserlich genannt, weil
Ursache ihrer Vollkommenheit der Werkmeis
ausser ihnen ist; sondern weil das letzte Ziel, w
mit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit üb
einstimmet, ausser ihnen ist. Und so ferne sie d
nicht als Werke der menschlichen Kunst, sond
nach der Uebereinstimmung mit einem letzten Zi
betrachtet werden: so läßt sich eben dasselbe von
Körpern oder Werken der Natur sagen, daß
bloß eine äussere Vollkommenheit haben, we
das letzte Ziel der Uebereinstimmung ihrer wirk
chen Kräfte und Beschaffenheiten nicht in ihn
selbst, sondern ausser ihnen ist, oder seyn kann

§ 5.

Lasset uns denn die körperliche leblose Welt,
und für sich selbst, nach ihrem inneren Wesen, n
ihren Naturkräften und natürlichen Beschaffenheit
ohne Beziehung auf die Lebendigen ansehen: ob
dann darinn eine innere Vollkommenheit mögl
sey. Es erhellet sogleich aus dem gesetzten Begrif
E

Ein bloß körperlich lebloses Ding kann, wenn es wirklich ist, sein eigen Daseyn, seine natürlichen Bemühungen und natürlichen Beschaffenheiten gar nicht empfinden. Denn wenn wir ihm eine Empfindung von sich selbst beylegen wollten: so würden wir ihm eben dadurch ein Leben zuschreiben, und folglich wieder aufheben, was zuerst gesetzet war, daß es leblos sey. Nun muß es einem Dinge, das gar keine Empfindung von seinem eigenen Daseyn, und von seiner eigenen Natur und natürlichen Beschaffenheit hat oder haben kann, vermöge seines leb- und fühllosen Wesens und seiner Natur schlechterdings einerley seyn, ob es wirklich ist oder nicht ist, ob es von Gestern oder von Ewigkeit gewesen, ob es Morgen aufhören wird, zu seyn, oder in Ewigkeit fortdauren wird: es ist ihm an sich, vermöge seines Wesens und seiner Natur einerley, ob es wirksam oder unwirksam ist, ob es diese oder jene Bewegungskraft hat, ob es sich ost- oder westwärts, in geraden oder krummen Linien, geschwind oder langsam beweget. Es ist ihm an sich, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley, ob es diese oder jene Figur an sich trägt, ob seine Theile in einer Ordnung stehen, oder alles unordentlich ist, ob sie unter einander eine Proportion und ein Verhältniß haben, oder ungestalt und monströs sind: es ist ihm endlich ganz einerley, ob aus seinen Kräften und Beschaffenheiten einstimmige oder wider einander streitende Wirkungen erfolgen. Daraus folget denn offenbar, daß in eines leblosen Dinges eigenem Wesen, Natur und natürlichen Beschaffenheit, an und für sich selbst, nichts Bestimmendes ist, noch

seyn kann, welches den Grund in sich hielte, warum es vielmehr ist, als nicht ist, warum es vielmehr diese als jene Kräfte und Beschaffenheiten hat, warum sich seine Wirksamkeit nach diesen oder jenen Regeln richtet, diese oder jene Veränderungen hervorbringet. Wo aber in einem Dinge an sich nichts bestimmendes ist, da kann auch das letzte Ziel seiner Uebereinstimmung nicht in ihm selbst seyn, da hat keine innere physische Vollkommenheit Statt. Die körperliche leblose Welt ist also an sich selbst, vermöge ihres eigenen Wesens, Natur und Beschaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen inneren und physischen Vollkommenheit fähig.

Um dieses völlig aus einander zu setzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die sinnliche Vorstellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerket in den leblosen Dingen gewisse Beschaffenheiten, die auf unsere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Lust erwecken; nämlich, weil der Eindruck, nach dem Urtheile unserer Empfindung, mit dem Tone unserer Nerven übereinstimmet. Nun sind wir gewohnt, durch unsere Vorstellung alles, was in uns geschieht, ausser uns zu setzen. Daher legen wir den Dingen ausser uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unsere Empfindung ist. Wir sagen, die Luft ist warm, der Zucker schmecket süß, die Blume riecht balsamisch, die Violine klingt lieblich, die Farbe sieht schön aus. Da doch die Empfindungen des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs und Gesichts in uns allein sind, und den leblosen Dingen ausser uns nichts

ichts weiter beygeleget werden kann, als daß sie
iese Veränderungen in uns durch ihre bewegenden
kräfte und Beschaffenheiten verursachen. Wir se-
en also die süße Uebereinstimmung mit unsern
Sinnen, und die Vollkommenheit, welche in uns
urch den Eindruck sinnlicher Dinge entsteht, die
st, welche von uns empfunden wird, in die äusse-
n Dinge selbst hinein, und legen ihnen etwas bey,
as ihnen nicht zukömmt noch zukommen kann: so
ie wir die Speisen gesund heißen, welche uns ge-
und erhalten. So sind auch gewisse Dinge, wel-
e ein verständiges Auge oder Ohr rühren: eine
ute Mischung von Farben und Figuren, eine
ehnlichkeit in verschiedenen Dingen, die zugleich
nd oder auf einander folgen, welche wir Ordnung,
roportion und Harmonie nennen. Das sind al-
s Beschaffenheiten, die uns Menschen nach der
nneren Empfindung gefallen: theils weil sie die
eistliche Vollkommenheit des Werkmeisters, des
Mahlers, des Bildhauers, des Baumeisters, des
omponisten und Musici, oder so man will, des
Werkmeisters der Natur, ausdrücken; theils, weil
auch unsern Geist, durch die confuse Vorstellung
eser Beschaffenheiten, zu einer Uebereinstimmung
iner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und
ns folglich, der Seele nach, vollkommener ma-
en. Solche innere Empfindung der geistigen
Vollkommenheit, die uns durch sinnliche Dinge
itgetheilet wird, bessert dann unsern Geschmack
r Seele. Wir würden aber sehr irren, wenn
ir diese geistige Vollkommenheit, durch unsere
orstellung, den körperlichen leblosen Dingen an

sich zueigneten. Das wäre noch eine größe
wirrung, als wenn wir die Annehmlichkei
Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindun
die körperlichen Dinge selbst hinein stellen,
Luft warm, das Feuer heiß, den Käse sal
Wermuth bitter nennen. Wie die Ueber
mung mit unsern Nerven nicht in den Ding
ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven
so ist noch vielweniger die Uebereinstimmu
unserer inneren geistigen Empfindung der S
den leblosen körperlichen Dingen an sich zu
Die Verschiedenheit und Mischung von
und Figuren, die Abwechselung des Schal
Aehnlichkeit in der Ordnung und Propor
Theile, ist freylich in den Dingen selbst.
wird das leugnen? Aber dasjenige, womit d
schaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in de
sen körperlichen Dingen selbst, sondern in
geistigen Empfindung; es ist also für sie l
nere, sondern eine äussere Vollkommenheit.
die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischun
nung, Proportion und Wechsel von Töne
ley: alles bezieht sich auf ein verständiges A
Ohr, und auf den Verstand des Werkn
der es für lebendige eingerichtet hat. A
alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtun
äusseren Vollkommenheit noch relativ. De
ist für die Schweine eine wohlriechende un
schmeckende Nahrung; für uns keineswege
so verhält es sich mit den Farben, dem
Geruche und Gefühle verschiedener Thiere.
Krummholz ist für den Schiffbau vollkomme

er geradeste schönste Balken. Ein concentrisch gebackener Stein schicket sich zu einem Gewölbe besser, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den Dingen referiret, wo sie sich schicken. Der prächtigste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein schlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beylegen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ohne die Seele betrachtet. Denn wenn wir dem Körper die Seele und mit derselben die Empfindung nähmen, und bloße künstliche Maschinen daraus macheten: so räumten wir das Ziel von allem Bemühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, womit alles übereinstimmen könnte. Die Körper der Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß sie bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinstimmen. Sobald man eine gewisse Art Seelen und Art des Lebens setzet: so wird dadurch bestimmet, wie ihr Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beschaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns scheußlichen Figuren und Proportionen sind ihnen in ihrem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben schicklich und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element

und ihr Lebensart: so ist derselbe Körper m
nen Werkzeugen unvollkommen. Wie vi
können wir Körpern und Maschinen, t
ganz und gar leblos sind, eine innere
und eigenthümliche Vollkommenheit beyl
Setzet also Fixsterne, Planeten,
Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Sil
gesteine; setzet Sehröhren, Vergrößeru
Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten
Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen,
wollet: aller dieser leblosen Dinge Vol
heit besteht bloß in dem äußerlichen N
Vergnügen, welche sie den Lebendig
Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Verg
Lebendigen aufhebe: so bleibt in den gr
kleinen Weltkörpern, in den Maschinen u
zeugen der Menschen selbst nichts übri
alles übereinstimmete. Sonne und Fix
zwar die Quellen des Lichtes und der Wär
sie sind sich selbst nicht helle oder warm.
neten haben Tag und Nacht, Sommer u
ter; aber ihnen selbst ist aller Zustand
Die Pflanzen, die Bluhmen zeigen uns eine
Bildung, Proportion und Ordnung de
aber diese ihnen selbst gleichgültige Besch
ten machen ihre eigene und innere
menheit noch nicht aus, indem sie derselben,
als ihres schönen Geruches, Geschmackes
deren Nutzens, selbst genießen. So spi
der Vaukanssonsche Mann nicht seinen eig
ren; die Sehröhre und Vergrößerungsg
chen ihrem eigenen Gesichte nichts sichtbar

n Uhren schlagen und weisen sich selbst die Zeit
cht: sie sind alle nur für Menschenohren, Augen,
d Verstand vollkommen, und mit diesem äusseren
iele stimmet alles in denselben überein; in ihnen
lbst ist nichts zu gedenken, womit alles überein-
mmen könnte.

Diesen Mangel der inneren Vollkommenheit
hließt die Leblosigkeit einer jeden Materie und
Maschine nothwendig in sich. Denn das Leblose
enießt seiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weise,
eder durch Empfindung, Vorstellung, Bewußt-
yn, noch durch Lust und Glückseligkeit. Für das
blose Ding also selbst ist seine Wirklichkeit eben
gut, als ob sie nicht wäre: es ist ihm an und
ir sich gleich und einerley, ob es da ist, oder nicht
, ob es so oder anders beschaffen ist: folglich ist in
iner eigenen Natur und in seinem Wesen nichts, wo-
urch seine Wirklichkeit vielmehr, als das Nicht-
yn, gesetzet würde; auch nichts, wornach viel-
ehr diese Art der Wirklichkeit, als eine andere,
estimmet werden möchte. Daraus ist denn auch
ffenbar, daß in einem leblosen Dinge selbst nichts
gedenken sey, womit alles, was in ihm ist,
bereinstimmen könnte, das ist, daß es keiner in-
eren Vollkommenheit fähig sey. Es würde für
ch nicht unvollkommener werden, wenn es gar auf-
örete, zu seyn, oder wenn es lauter übel zusam-
enstimmende Beschaffenheiten hätte. Ja, wenn
möglich wäre, daß ein lebloses Ding, als ein
Sandkorn, auf einen Augenblick sich bewußt wer-
en könnte; würde es nicht selbst sagen: Was hilft
ir das, daß ich so viel tausend Jahre, ja

von

von Ewigkeit, gewesen? Ich bin ja mir nicht
wesen; meinethalben möchte ich auch in alle
tige Ewigkeit nicht seyn, wenn ich nichts von
wissen soll. Was ist mir auch daran gelegen,
ich so, und nicht anders bin? alle schönen D
ausser mir sind doch für sich nichts besser da
wie ich.

Die ganze körperliche Welt ist, als leblos,
sich selbst, nichts vollkommener, als ein S
korn, oder als ein wüstes Chaos. Sie hat
allerdings eine überaus große Vollkommen
aber der Punkt ihrer Uebereinstimmung ist
in der leblosen Materie selbst, und findet a
nicht Statt. Wir können das nicht besser e
nen, als wenn wir ihr die Lebendigen insgesam
wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere Ein
tung lassen: so muß sich zeigen, was sie für V
kommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so blei
wie es jetzt ist. Die Sonne, der Mond,
Sterne gehen ordentlich auf und unter; es
Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst
Winter; es wechseln Regen und Sonnensch
Wärme und Kälte, Wind und Stille mit ei
der ab; alles Gras, Kraut, Bluhmen, Pflan
Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, wie
Aber in der ungeheuren Maschine ist kein A
welches das sieht, betrachtet, forschet; kein M
der die Früchte genießt oder brauchet; kein
gel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen
den kann. Vom Elephanten bis zum Mäus
vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem I

n bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit,
der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der
elt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten
ernen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne
en, Empfindung und Verstand, ohne Lust,
rgnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit die-
körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchter-
en und scheußlichen Welt? wo dasjenige, womit
Materie, die Abtheilung in so viele große lichte
finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf
Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und
iten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige
gen und Bewegen der Natur übereinstimmet?
ozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre
durch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist
Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was
affet sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder
ht; ob sie in große Kugeln vertheilet, oder ob
es ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles
hellen Lichte strahlete, oder in ewiger Finsterniß
graben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte,
r alles ruhig und stille an einem Orte bliebe;
die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder,
Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde ge-
leudert würden, und alles durch einander wühlete
tobete; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäu-
n und Kräutern bedecket wären, oder als nackete,
iste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten.
wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne
leblos ist, womit entweder das eine übereinstim-
mete,

mete, und dem es zu Gute käme, oder de
andere zuwider wäre und schadete. Denn die
Welt und Natur fühlet, weis und genießt
Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht
wenn es möglich wäre, daß sie sich auf eine
genblick bewußt werden könnte, so würde sie
gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob un
lange sie vorher gewesen, oder ins Künftig
würde, und was in ihr geschehen sey, ode
ferner geschehen werde.

§ 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der kö
chen leblosen Welt an sich selbst, vermöge
Natur und ihres Wesens, nichts ist, noch seyn
welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtseyn, ur
Beschaffenheit mehr, als die andere, bestim
mithin ist auch von ihr keine innere Vollkon
heit oder Uebereinstimmung alles dessen, w
ihr ist, mit einem gemeinschaftlichen inneren
telpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grun
rer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkon
heiten nicht in ihr selbst ist, so kann sie auc
erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern e
get im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wi
keit, Eigenschaften und Vollkommenheit auß
nämlich in dem ersten, selbständigen Wese
suchen sey. Die Welt ist also von einem sell
digen Wesen, als einer wirkenden Ursache
ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, ode
vorgebracht worden.

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der Welt, bestätiget auch ihre Dauer und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von mancherley Zustande und Begebenheit besteht. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmachet: so ist folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Dauer, oder das Alter der Welt, ist mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist dem andern gleich, eins mißt das andere aus. Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folget: so werden ja den Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugesetzet. Nun ist dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer unendlich werden, sondern ist und bleibt immer endlich. Demnach sind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derselben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn sie gleich ins Unendliche fortwähren, sondern sind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach einander besteht: so wird klar seyn, daß sie endlich seyn oder Schranken haben müsse, weil eine jede Zahl vermehret werden kann, und die verflossenen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche

seyn kann, welches den Grund in sich hielte, warum es vielmehr ist, als nicht ist, warum es vielmehr diese als jene Kräfte und Beschaffenheiten hat, warum sich seine Wirksamkeit nach diesen oder jenen Regeln richtet, diese oder jene Veränderungen hervorbringet. Wo aber in einem Dinge an sich nichts bestimmendes ist, da kann auch das letzte Ziel seiner Uebereinstimmung nicht in ihm selbst seyn, da hat keine innere physische Vollkommenheit Statt. Die körperliche leblose Welt ist also an sich selbst, vermöge ihres eigenen Wesens, Natur und Beschaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen inneren und physischen Vollkommenheit fähig.

Um dieses völlig aus einander zu setzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die sinnliche Vorstellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerket in den leblosen Dingen gewisse Beschaffenheiten, die auf unsere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Lust erwecken; nämlich, weil der Eindruck, nach dem Urtheile unserer Empfindung, mit dem Tone unserer Nerven übereinstimmet. Nun sind wir gewohnt, durch unsere Vorstellung alles, was in uns geschieht, ausser uns zu setzen. Daher legen wir den Dingen ausser uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unsere Empfindung ist. Wir sagen, die Luft ist warm, der Zucker schmecket süß, die Blume riecht balsamisch, die Violine klingt lieblich, die Farbe sieht schön aus. Da doch die Empfindungen des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs und Gesichts in uns allein sind, und den leblosen Dingen ausser uns nichts

hts weiter beygeleget werden kann, als daß sie
se Veränderungen in uns durch ihre bewegenden
räfte und Beschaffenheiten verursachen. Wir se-
n also die süße Uebereinstimmung mit unsern
innen, und die Vollkommenheit, welche in uns
rch den Eindruck sinnlicher Dinge entsteht, die
st, welche von uns empfunden wird, in die äusse-
n Dinge selbst hinein, und legen ihnen etwas bey,
s ihnen nicht zukömmt noch zukommen kann: so
n wir die Speisen gesund heißen, welche uns ge-
nd erhalten. So sind auch gewisse Dinge, wel-
e ein verständiges Auge oder Ohr rühren: eine
ßte Mischung von Farben und Figuren, eine
hnlichkeit in verschiedenen Dingen, die zugleich
d oder auf einander folgen, welche wir Ordnung,
oportion und Harmonie nennen. Das sind al-
Beschaffenheiten, die uns Menschen nach der
neren Empfindung gefallen: theils weil sie die
stliche Vollkommenheit des Werkmeisters, des
ahlers, des Bildhauers, des Baumeisters, des
mponisten und Musici, oder so man will, des
erkmeisters der Natur, ausdrücken; theils, weil
auch unsern Geist, durch die confuse Vorstellung
ser Beschaffenheiten, zu einer Uebereinstimmung
ner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und
s folglich, der Seele nach, vollkommener ma-
n. Solche innere Empfindung der geistigen
llkommenheit, die uns durch sinnliche Dinge
getheilet wird, bessert dann unsern Geschmack
Seele. Wir würden aber sehr irren, wenn
diese geistige Vollkommenheit, durch unsere
rstellung, den körperlichen leblosen Dingen an

sich zueigneten. Das wäre noch eine größe[r]
wirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit
Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindun[g]
die körperlichen Dinge selbst hinein stellen, [.]
Luft warm, das Feuer heiß, den Käse salz[.]
Wermuth bitter nennen. Wie die Ueber[.]
mung mit unsern Nerven nicht in den Ding[e]
ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven [.]
so ist noch vielweniger die Uebereinstimmu[ng]
unserer inneren geistigen Empfindung der S[.]
den leblosen körperlichen Dingen an sich zu
Die Verschiedenheit und Mischung von
und Figuren, die Abwechselung des Schall[.]
Aehnlichkeit in der Ordnung und Proport[.]
Theile, ist freylich in den Dingen selbst.
wird das leugnen? Aber dasjenige, womit d[.]
schaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in de[.]
sen körperlichen Dingen selbst, sondern in
geistigen Empfindung; es ist also für sie k[.]
nere, sondern eine äussere Vollkommenheit.
die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischung
nung, Proportion und Wechsel von Töne[n]
ley: alles bezieht sich auf ein verständiges A[.]
Ohr, und auf den Verstand des Werkm[.]
der es für lebendige eingerichtet hat. Au[.]
alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtun[g]
äusseren Vollkommenheit noch relativ. De[.]
ist für die Schweine eine wohlriechende un[d]
schmeckende Nahrung; für uns keinesweg[e]
so verhält es sich mit den Farben, dem G[.]
Geruche und Gefühle verschiedener Thiere.
Krummholz ist für den Schiffbau vollkomme[n]

er geradeste schönste Balken. Ein concentrisch gebackener Stein schicket sich zu einem Gewölbe besser, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den Dingen referiret, wo sie sich schicken. Der prächtigste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein schlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beylegen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ohne die Seele betrachtet. Denn wenn wir dem Körper die Seele und mit derselben die Empfindung nähmen, und bloße künstliche Maschinen daraus macheten: so räumten wir das Ziel von allem Bemühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, womit alles übereinstimmen könnte. Die Körper der Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß sie bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinstimmen. Sobald man eine gewisse Art Seelen und Art des Lebens setzet: so wird dadurch bestimmet, wie ihr Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beschaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns scheußlichen Figuren und Proportionen sind ihnen in dem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben schicklich und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element

und ihr Lebensart: so ist derselbe Körper mit al
nen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel n
können wir Körpern und Maschinen, die
ganz und gar leblos sind, eine innere, a
und eigenthümliche Vollkommenheit beylege

Setzet also Fixsterne, Planeten, Co
Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber,
gesteine; setzet Sehröhren, Vergrößerungs
Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten,
Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, w
wollet: aller dieser leblosen Dinge Vollko
heit besteht bloß in dem äußerlichen Nutze
Vergnügen, welche sie den Lebendigen
Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnü
Lebendigen aufhebe: so bleibt in den groß
kleinen Weltkörpern, in den Maschinen und
zeugen der Menschen selbst nichts übrig,
alles übereinstimmete. Sonne und Fixstern
zwar die Quellen des Lichtes und der Wärme
sie sind sich selbst nicht helle oder warm. Di
neten haben Tag und Nacht, Sommer und
ter; aber ihnen selbst ist aller Zustand ei
Die Pflanzen, die Bluhmen zeigen uns eine ge
Bildung, Proportion und Ordnung der
aber diese ihnen selbst gleichgültige Beschaff
ten machen ihre eigene und innere Vol
menheit noch nicht aus, indem sie derselben, so
als ihres schönen Geruches, Geschmackes un
deren Nutzens, selbst genießen. So spielet
der Vaukanssonsche Mann nicht seinen eigene
ren; die Sehröhre und Vergrößerungsgläse
chen ihrem eigenen Gesichte nichts sichtbar; d

en Uhren schlagen und weisen sich selbst die Zeit
icht: sie sind alle nur für Menschenohren, Augen,
nd Verstand vollkommen, und mit diesem äusseren
iele stimmet alles in denselben überein; in ihnen
lbst ist nichts zu gedenken, womit alles überein-
ommen könnte.

Diesen Mangel der inneren Vollkommenheit
chliesst die Leblosigkeit einer jeden Materie und
Maschine nothwendig in sich. Denn das Leblose
geniesst seiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weise,
weder durch Empfindung, Vorstellung, Bewußt-
eyn, noch durch Lust und Glückseligkeit. Für das
eblose Ding also selbst ist seine Wirklichkeit eben
o gut, als ob sie nicht wäre: es ist ihm an und
ür sich gleich und einerley, ob es da ist, oder nicht
st, ob es so oder anders beschaffen ist: folglich ist in
einer eigenen Natur und in seinem Wesen nichts, wo-
durch seine Wirklichkeit vielmehr, als das Nicht-
eyn, gesetzet würde; auch nichts, wornach viel-
mehr diese Art der Wirklichkeit, als eine andere,
estimmet werden möchte. Daraus ist denn auch
ffenbar, daß in einem leblosen Dinge selbst nichts
u gedenken sey, womit alles, was in ihm ist,
bereinstimmen könnte, das ist, daß es keiner in-
neren Vollkommenheit fähig sey. Es würde für
ich nicht unvollkommener werden, wenn es gar auf-
hörete, zu seyn, oder wenn es lauter übel zusam-
menstimmende Beschaffenheiten hätte. Ja, wenn
s möglich wäre, daß ein lebloses Ding, als ein
Sandkorn, auf einen Augenblick sich bewußt wer-
en könnte; würde es nicht selbst sagen: Was hilft
mir das, daß ich so viel tausend Jahre, ja
von

von Ewigkeit, gewesen? Ich bin ja mir nicht
wesen; meinethalben möchte ich auch in alle
tige Ewigkeit nicht seyn, wenn ich nichts
wissen soll. Was ist mir auch daran gelegen,
ich so, und nicht anders bin? alle schönen
ausser mir sind doch für sich nichts besser
wie ich.

Die ganze körperliche Welt ist, als
sich selbst, nichts vollkommener, als
korn, oder als ein wüstes Chaos. Sie
allerdings eine überaus große Vollkom
aber der Punkt ihrer Uebereinstimmung
in der leblosen Materie selbst, und findet
nicht Statt. Wir können das nicht besser
nen, als wenn wir ihr die lebendigen
wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere
tung lassen: so muß sich zeigen, was sie
kommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt
wie es jetzt ist. Die Sonne, der
Sterne gehen ordentlich auf und unter;
Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst
Winter; es wechseln Regen und Sonne
Wärme und Kälte, Wind und Stille mit
der ab; alles Gras, Kraut, Bluhmen,
Bäume, Früchte, wachsen noch reicher,
Aber in der ungeheuren Maschine ist kein
welches das sieht, betrachtet, forschet; kein
der die Früchte genießt oder bräuchet; kein
gel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen
den kann. Vom Elephanten bis zum Mä
vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem

n bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit,
d der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der
elt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten
ternen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne
ben, Empfindung und Verstand, ohne Lust,
ergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit die-
körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchter-
hen und scheußlichen Welt? wo dasjenige, womit
Materie, die Abtheilung in so viele große lichte
d finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf
Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und
iten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige
egen und Bewegen der Natur übereinstimmet?
ozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre
rdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist
Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was
afft sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder
cht; ob sie in große Kugeln vertheilet, oder ob
es ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles
hellen Lichte strahlete, oder in ewiger Finsterniß
rgraben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte,
er alles ruhig und stille an einem Orte bliebe;
die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder,
Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde ge-
leudert würden, und alles durch einander wühlete
d tobete; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäu-
en und Kräutern bedecket wären, oder als nackete,
iste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten.
s wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne
leblos ist, womit entweder das eine übereinstim-
mete,

mete, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und schadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlet, weis und genießt ihres Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht: und wenn es möglich wäre, daß sie sich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, so würde sie selbst gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob und wie lange sie vorher gewesen, oder ins Künftige seyn würde, und was in ihr geschehen sey, oder noch ferner geschehen werde.

§ 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der körperlichen leblosen Welt an sich selbst, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, nichts ist, noch seyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtseyn, und eine Beschaffenheit mehr, als die andere, bestimmete; mithin ist auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, mit einem gemeinschaftlichen inneren Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheiten nicht in ihr selbst ist, so kann sie auch das erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern es folget im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheit außer ihr, nämlich in dem ersten, selbständigen Wesen, zu suchen sey. Die Welt ist also von einem selbständigen Wesen, als einer wirkenden Ursache außer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, oder hervorgebracht worden.

Diese

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der
Welt, bestätiget auch ihre Dauer und fortwährende
Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von
mancherley Zustande und Begebenheit besteht.
Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit
ausmachet: so ist folglich auch die Wirklichkeit der
Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze
Dauer, oder das Alter der Welt, ist mit der gan-
n Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist
em andern gleich, eins mißt das andere aus.
Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begeben-
eiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die
orher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und
Jahrhundert dem andern folget: so werden ja den
Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich
waren, noch immer mehrere hinzugesetzet. Nun
t dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen
ißt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil
s ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer
nendlich werden, sondern ist und bleibt immer
ndlich. Demnach sind die Begebenheiten in der
Welt, und die Folge derselben, mithin auch die
eit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch
immer unendlich werden, wenn sie gleich ins Un-
ndliche fortwähren, sondern sind und bleiben alle
ege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der
Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die
us einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach
nander besteht: so wird klar seyn, daß sie end-
ch seyn oder Schranken haben müsse, weil eine
de Zahl vermehret werden kann, und die verflos-
nen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche
zu

zu dehnen sind, sondern eine bestimmte Zahl a
machen. Es ist also vor der bestimmten Zahl
rer wirklichen Jahre, und vor allen ihren wi
chen Begebenheiten eine Zeit zu gedenken, da
nicht wirklich war, das ist, sie ist nicht ewig w
lich, sie hat einen Anfang ihrer Wirklichkeit:
ist also von dem ersten selbständigen Wesen
Wirklichkeit gebracht, oder geschaffen worden.

§ 7.

Die alten Weltweisen haben sich fast alle
Welt, wo nicht in dieser Einrichtung, jedoch n
ihren Urstoffen, als ewig vorgestellet. Denn
konnten zwar begreifen, daß aus einer Mate
die schon da ist, etwas gebildet werden, herv
wachsen, zunehmen und sich vermehren könne; a
wie eine Materie oder Substanz, die noch gar ni
war, aus Nichts sollte hervorgebracht seyn, d
schien ihnen ganz unbegreiflich und ungereimt.

Allein, so ferne der Zweifel auf bloße Unw
senheit und Mangel der Einsicht gegründet i
so muß er gegen klare und deutliche Einsicht o
Wissenschaft nicht gehöret werden. Was ist k
rer und deutlicher, als der Begriff von Zahlen u
von dem Zählbaren, daß keines derselben unverg
ßerlich, und also unendlich seyn könne? Was
offenbarer, als daß eine leblose Welt keine inn
Vollkommenheit, und folglich keinen Grund ihr
Wirklichkeit in sich habe? Wohin aber würden w
gerathen, wenn man die offenbaresten Beweise d
mit umstoßen könnte: ich begreife nicht, wie i
möglich ist, also ist es auch nicht?

Daß Pflanzen und Thiere im Samen gebildet
rden, begreifen wir auch nicht anders, als weil
r vor Augen sehen, daß es wirklich geschehen sey.
posteriori.) Allein, wie das zugehe, das hat
ch kein Mensch aus mechanischen Kräften und
ren Regeln erklären können. Wenn man es also
ht in der Erfahrung gegründet fände, so würde
uns eben so unbegreiflich dünken, als daß eine
aterie oder Substanz, die noch gar nicht war,
rst hervorgebracht worden. Können wir des-
gen eins oder das andere leugnen? Wir Menschen
ben kein anderes Vermögen, als Veränderun-
n in Dingen, die schon sind, zur Wirklichkeit zu
ingen, indem wir sie durch unsere körperlichen
äfte und Werkzeuge zusammen fügen oder tren-
n: und wir wissen auch das kaum, wie es zugeht,
mlich, wie wir unsere Gliedmaßen bewegen,
e die Bewegung von einer Materie in die andere
rgeht. Auch können wir von manchen erstaun-
hen Ueberbleibseln des Alterthumes uns keinen
egriff machen, durch welche Kraft oder Kunst
che denen Vorfahren aufzuführen möglich gewe-
sey. Dennoch werden wir nicht in Abrede seyn,
ß sie durch Menschenhände zu Stande gebracht
d. Sollen wir denn, wegen unsers Unvermö-
ns, neue Dinge zu schaffen, und deren Schö-
ng zu begreifen, leugnen, daß eine Kraft sey,
lche die Dinge, die gar nicht waren, hervorzu-
ngen fähig gewesen? Unser Geist hat wenigstens
s Vermögen, Dinge, die noch nicht sind, als
glich zu gedenken, und gleichsam, dem Wesen
ch, in seinem Verstande zu schaffen. Warum

sich zueigneten. Das wäre noch eine grössere Verwirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit, oder Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindungen in die körperlichen Dinge selbst hinein stellen, und die Luft warm, das Feuer heiß, den Käse salzig, den Wermuth bitter nennen. Wie die Uebereinstimmung mit unsern Nerven nicht in den Dingen selbst ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven machen: so ist noch vielweniger die Uebereinstimmung mit unserer inneren geistigen Empfindung der Seelen in den leblosen körperlichen Dingen an sich zu suchen. Die Verschiedenheit und Mischung von Farben und Figuren, die Abwechselung des Schalles, die Aehnlichkeit in der Ordnung und Proportion der Theile, ist freylich in den Dingen selbst. Wer wird das leugnen? Aber dasjenige, womit diese Beschaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in den leblosen körperlichen Dingen selbst, sondern in unserer geistigen Empfindung; es ist also für sie keine innere, sondern eine äussere Vollkommenheit. Für die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischung, Ordnung, Proportion und Wechsel von Tönen einerley: alles bezieht sich auf ein verständiges Auge und Ohr, und auf den Verstand des Werkmeisters, der es für lebendige eingerichtet hat. Auch sind alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtung ihrer äusseren Vollkommenheit noch relativ. Der Koth ist für die Schweine eine wohlriechende und wohlschmeckende Nahrung; für uns keinesweges; und so verhält es sich mit den Farben, dem Schalle, Geruche und Gefühle verschiedener Thiere. Das Krummholz ist für den Schiffbau vollkommener, als

der

r geradeste schönste Balken. Ein concentrisch backener Stein schicket sich zu einem Gewölbe bes., als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, guren, Ordnungen und Proportionen können cht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den ingen referiret, wo sie sich schicken. Der prächste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein lechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkomenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, id allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beylen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ne die Seele betrachtet. Denn wenn wir dem örper die Seele und mit derselben die Empfindung hmen, und bloße künstliche Maschinen daraus acheten: so räumten wir das Ziel von allem Beühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, omit alles übereinstimmen könnte. Die Körper r Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Nar oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer t des Lebens, übereinstimmen. Sobald man eine wisse Art Seelen und Art des Lebens setzet: so ird dadurch bestimmet, wie ihr Körper, ihre Aun, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns ...lichen Figuren und Proportionen sind ihnen in ... Elemente und für die Art ihres Lebens, eben recht und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne d Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des bens. Verändert aber in Gedanken ihr Element

und ihr Lebensart: so ist derselbe Körper mit allen seinen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel weniger können wir Körpern und Maschinen, die an sich ganz und gar leblos sind, eine innere, absolute und eigenthümliche Vollkommenheit beylegen.

Setzet also Fixsterne, Planeten, Cometen, Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber, Edelgesteine; setzet Sehröhren, Vergrößerungsgläser, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: aller dieser leblosen Dinge Vollkommenheit besteht bloß in dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welche sie den Lebendigen geben. Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnügen der Lebendigen aufhebe: so bleibt in den großen und kleinen Weltkörpern, in den Maschinen und Werkzeugen der Menschen selbst nichts übrig, womit alles übereinstimmete. Sonne und Fixsterne sind zwar die Quellen des Lichtes und der Wärme; aber sie sind sich selbst nicht helle oder warm. Die Planeten haben Tag und Nacht, Sommer und Winter; aber ihnen selbst ist aller Zustand einerley. Die Pflanzen, die Bluhmen zeigen uns eine geschickte Bildung, Proportion und Ordnung der Theile; aber diese ihnen selbst gleichgültige Beschaffenheiten machen ihre eigene und innere Vollkommenheit noch nicht aus, indem sie derselben, so wenig als ihres schönen Geruches, Geschmackes und anderen Nutzens, selbst genießen. So spielet auch der Vaukanssonsche Mann nicht seinen eigenen Ohren; die Sehröhre und Vergrößerungsgläser machen ihrem eigenen Gesichte nichts sichtbar; die besten

n Uhren schlagen und weisen sich selbst die Zeit
ht: sie sind alle nur für Menschenohren, Augen,
d Verstand vollkommen, und mit diesem äusseren
ele stimmet alles in denselben überein; in ihnen
bst ist nichts zu gedenken, womit alles überein-
mmen könnte.

Diesen Mangel der inneren Vollkommenheit
ließt die Leblosigkeit einer jeden Materie und
aschine nothwendig in sich. Denn das Leblose
nießt seiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weise,
eder durch Empfindung, Vorstellung, Bewußt-
yn, noch durch Lust und Glückseligkeit. Für das
blose Ding also selbst ist seine Wirklichkeit eben
gut, als ob sie nicht wäre: es ist ihm an und
r sich gleich und einerley, ob es da ist, oder nicht
, ob es so oder anders beschaffen ist: folglich ist in
iner eigenen Natur und in seinem Wesen nichts, wo-
rch seine Wirklichkeit vielmehr, als das Nicht-
yn, gesetzet würde; auch nichts, wornach viel-
ehr diese Art der Wirklichkeit, als eine andere,
stimmet werden möchte. Daraus ist denn auch
enbar, daß in einem leblosen Dinge selbst nichts
gedenken sey, womit alles, was in ihm ist,
ereinstimmen könnte, das ist, daß es keiner in-
ren Vollkommenheit fähig sey. Es würde für
h nicht unvollkommener werden, wenn es gar auf-
rete, zu seyn, oder wenn es lauter übel zusam-
enstimmende Beschaffenheiten hätte. Ja, wenn
möglich wäre, daß ein lebloses Ding, als ein
andkorn, auf einen Augenblick sich bewußt wer-
n könnte; würde es nicht selbst sagen: Was hilft
r das, daß ich so viel tausend Jahre, ja

von

von Ewigkeit, gewesen? Ich bin ja mir nicht
wesen; meinethalben möchte ich auch in alle k
tige Ewigkeit nicht seyn, wenn ich nichts vo
wissen soll. Was ist mir auch daran gelegen,
ich so, und nicht anders bin? alle schönen D
ausser mir sind doch für sich nichts besser
wie ich.

Die ganze körperliche Welt ist, als leblos
sich selbst, nichts vollkommener, als ein
korn, oder als ein wüstes Chaos. Sie hat
allerdings eine überaus große Vollkomm
aber der Punkt ihrer Uebereinstimmung ist
in der leblosen Materie selbst, und findet
nicht Statt. Wir können das nicht besser
nen, als wenn wir ihr die Lebendigen insg
wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere E
tung lassen: so muß sich zeigen, was sie für
kommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so bl
wie es jetzt ist. Die Sonne, der Mond
Sterne gehen ordentlich auf und unter; es
Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst
Winter; es wechseln Regen und Sonnens
Wärme und Kälte, Wind und Stille mit ei
der ab; alles Gras, Kraut, Bluhmen, Pfl
Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, wie
Aber in der ungeheuren Maschine ist kein
welches das sieht, betrachtet, forschet; kein
der die Früchte genießt oder brauchet; kein
gel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen
den kann. Vom Elephanten bis zum Mäus
vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem D

chen bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit, und der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der Welt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten Sternen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verstand, ohne Lust, Vergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit dieser körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchterlichen und scheußlichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in so viele große lichte und finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige Regen und Bewegen der Natur übereinstimmet? Wozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre herdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist die Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was schaffet sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder nicht; ob sie in große Kugeln vertheilet, oder ob alles ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte strahlete, oder in ewiger Finsterniß vergraben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und stille an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geschleudert würden, und alles durch einander wühlete und tobete; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedecket wären, oder als nackete, wüste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne sie leblos ist, womit entweder das eine übereinstimmete,

mete, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und schadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlet, weis und genießt ihres Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht: und wenn es möglich wäre, daß sie sich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, so würde sie selbst gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob und wie lange sie vorher gewesen, oder ins Künftige seyn würde, und was in ihr geschehen sey, oder noch ferner geschehen werde.

§ 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der körperlichen leblosen Welt an sich selbst, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, nichts ist, noch seyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtseyn, und eine Beschaffenheit mehr, als die andere, bestimmete; mithin ist auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, mit einem gemeinschaftlichen inneren Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheiten nicht in ihr selbst ist, so kann sie auch das erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern es folget im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheit außer ihr, nämlich in dem ersten, selbständigen Wesen, zu suchen sey. Die Welt ist also von einem selbständigen Wesen, als einer wirkenden Ursache außer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, oder hervorgebracht worden.

Diese

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der
Welt, bestätiget auch ihre Dauer und fortwährende
Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von
mancherley Zustande und Begebenheit besteht.
Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit
ausmachet: so ist folglich auch die Wirklichkeit der
Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze
Dauer, oder das Alter der Welt, ist mit der gan-
zen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist
dem andern gleich, eins mißt das andere aus.
Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begeben-
heiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die
vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und
Jahrhundert dem andern folget: so werden ja den
Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich
waren, noch immer mehrere hinzugesetzet. Nun
ist dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen
läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil
es ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer
unendlich werden, sondern ist und bleibt immer
endlich. Demnach sind die Begebenheiten in der
Welt, und die Folge derselben, mithin auch die
Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch
nimmer unendlich werden, wenn sie gleich ins Un-
endliche fortwähren, sondern sind und bleiben alle
Wege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der
Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die
aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach
einander besteht: so wird klar seyn, daß sie end-
lich seyn oder Schranken haben müsse, weil eine
jede Zahl vermehret werden kann, und die verflos-
senen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche

zu

zu dehnen sind, sondern eine bestimmte Za
machen. Es ist also vor der bestimmten Z
rer wirklichen Jahre, und vor allen ihren
chen Begebenheiten eine Zeit zu gedenken,
nicht wirklich war, das ist, sie ist nicht ewi
lich, sie hat einen Anfang ihrer Wirklichk
ist also von dem ersten selbständigen Wes
Wirklichkeit gebracht, oder geschaffen worde

§ 7.

Die alten Weltweisen haben sich fast
Welt, wo nicht in dieser Einrichtung, jedoc
ihren Urstoffen, als ewig vorgestellet. D
konnten zwar begreifen, daß aus einer M
die schon da ist, etwas gebildet werden, h
wachsen, zunehmen und sich vermehren könne
wie eine Materie oder Substanz, die noch ga
war, aus Nichts sollte hervorgebracht seyn
schien ihnen ganz unbegreiflich und ungereimt

Allein, so ferne der Zweifel auf bloße U
senheit und Mangel der Einsicht gegründ
so muß er gegen klare und deutliche Einsich
Wissenschaft nicht gehöret werden. Was i
rer und deutlicher, als der Begriff von Zahl
von dem Zählbaren, daß keines derselben unv
ßerlich, und also unendlich seyn könne? W
offenbarer, als daß eine leblose Welt keine
Vollkommenheit, und folglich keinen Grund
Wirklichkeit in sich habe? Wohin aber würd
gerathen, wenn man die offenbaresten Beweis
mit umstoßen könnte: ich begreife nicht, w
möglich ist, also ist es auch nicht?

Daß Pflanzen und Thiere im Samen gebildet
rden, begreifen wir auch nicht anders, als weil
r vor Augen sehen, daß es wirklich geschehen sey.
posteriori.) Allein, wie das zugehe, das hat
h kein Mensch aus mechanischen Kräften und
en Regeln erklären können. Wenn man es also
)t in der Erfahrung gegründet fände, so würde
uns eben so unbegreiflich dünken, als daß eine
aterie oder Substanz, die noch gar nicht war,
rst hervorgebracht worden. Können wir des-
zen eins oder das andere leugnen? Wir Menschen
en kein anderes Vermögen, als Veränderun-
in Dingen, die schon sind, zur Wirklichkeit zu
ngen, indem wir sie durch unsere körperlichen
äfte und Werkzeuge zusammen fügen oder tren-
: und wir wissen auch das kaum, wie es zugeht,
nlich, wie wir unsere Gliedmaßen bewegen,
die Bewegung von einer Materie in die andere
rgeht. Auch können wir von manchen erstaun-
en Ueberbleibseln des Alterthumes uns keinen
griff machen, durch welche Kraft oder Kunst
he denen Vorfahren aufzuführen möglich gewe-
sey. Dennoch werden wir nicht in Abrede seyn,
sie durch Menschenhände zu Stande gebracht
. Sollen wir denn, wegen unsers Unvermö-
s, neue Dinge zu schaffen, und deren Schö-
ng zu begreifen, leugnen, daß eine Kraft sey,
che die Dinge, die gar nicht waren, hervorzu-
igen fähig gewesen? Unser Geist hat wenigstens
Vermögen, Dinge, die noch nicht sind, als
glich zu gedenken, und gleichsam, dem Wesen
h, in seinem Verstande zu schaffen. Warum

kann nicht auch eine Kraft seyn, welche den
gen, die möglich sind, und gedacht worden,
sich auch die Wirklichkeit giebt?

Saget nicht, es sey keine bloße Unwisse
wie die Schöpfung aus Nichts möglich sey;
dern man könne auch die Unmöglichkeit un
Widerspruch klar und deutlich einsehen.
werdet euren Widerspruch schwerlich damit b
sen können, daß ihr sprechet, aus Nichts
Nichts. Ja! wenn einer behaupten wollte, N
wäre die Materie, woraus alles geschaffen wo
oder Nichts wäre die Ursache, welche alles ge
fen hätte: so würde er das Nichts zu Etwas m
und einen Widerspruch begehen, so ferne er
lich glaubete, ein Nichts hätte die Welt aus
Materie, die ein Nichts war, erbauet. Abe
von der Wirklichkeit der Dinge nichts Wirk
setzet, und diesen Zustand des Nichtseyns al
Gränze und den Punkt gedenket, von Welche
Wirklichkeit (als von einem termino a quo
Anfang genommen: der widerspricht sich nicht
dern dessen Gedanken stimmen vielmehr gar
mit einander überein. Er gedenket sich nich
Nichts als ein Etwas, als eine materiam ex
oder als eine causam efficientem, sondern viel
im Gegentheil, wie es ist, als Nichts, als
Mangel der Wirklichkeit, (einen terminum a c
Und man ist eben so gut dazu berechtiget, als
man sich vor einer Reihe Zahlen, und vor
Eins, womit die Reihe anfängt, eine Ziffer
Null gedenket.

Wenn also ein Wesen ist, das den Grund aller Wirklichkeit in sich hält, so kann, durch dessen Verstand, Willen und Macht, eben so gut etwas wirklich werden, was vorhin nicht wirklich war, als ein Mensch, der vorhin keine Zahl gedacht hat, by Eins angefangen hat zu zählen. Es muß aber ein selbständiges Wesen seyn, und dasselbe muß den Grund der Wirklichkeit alles entstandenen ursprünglich in sich halten. Demnach muß auch dasselbe ein Vermögen haben, die Welt, wo sie anders entstanden ist, zur Wirklichkeit zu bringen, da sie vorher nicht war. Es ist aber ganz klar, daß die Welt entstanden ist, weil ihre Wirklichkeit in einer Reihe und Zahl von Begebenheiten besteht, welche nicht unendlich seyn kann, und mithin einen Anfang haben muß; und weil sie den Grund ihrer Wirklichkeit nicht selbst in sich enthält.

§ 8.

Ich will hiebey nicht verheelen, daß ich mich selbst lange gegen obigen Satz, vom Anfange der Welt, gesperret habe. Denn es ist uns natürlich, daß wir alles gern begreifen wollen; und hier soll man etwas unbegreifliches gelten lassen, weil es eine andere klare Einsicht erfordert. Ich gab mir so viele Mühe, ob nicht eine ewige abhängige Schöpfung der Welt zu gedenken wäre. Denn ich sah, daß große Männer die Sache so in ihrer Vorstellung zusammengereimet hatten. Sie sprechen nämlich, es sey Gott von Ewigkeit möglich gewesen, eine Welt zu schaffen, weil er selbst ewig sey, und das Vermögen und den Willen zu schaffen

von Ewigkeit gehabt habe, nicht aber erst in
Zeit habe bekommen können: es wäre also
Gott fast nicht zu gedenken, daß er die Schöpf
in einer Zeit angefangen, da er vorher nichts
than: sie meynen, es würde dennoch ein gr
Unterschied bleiben zwischen der Ewigkeit Got
die ohne Zeit und Veränderung sey, und von ni
äusserlichem abhienge, und zwischen der Ewig
der Welt, welche in einer unendlichen Zeit und
ten Abhängigkeit von dem selbständigen Wesen
stünde. Und so schien mir auch eine Zeitlang a
begreiflicher zusammen zu hängen.

Allein, so oft ich auch diese Begriffe unte
chete, so fand ich, daß sie betrügerisch waren,
auf leere Töne hinaus liefen. Ich fragete m
selbst: was heißt doch das, von Ewigkeit sch
fen? was denkest du dabey? Ist schaffen so
als zur Wirklichkeit bringen, was vorher nicht w
lich war: so hebt ja das die Ewigkeit des gesc
fenen auf, und setzet vielmehr einen Anfang se
Wirklichkeit. Und was will doch die Redens
von Ewigkeit, sagen? stellest du dir nicht
rinn die Ewigkeit als eine Folge der Zeit vor,
von einem Punkte ihren Anfang genommen?
wie reimet sich das mit der Ewigkeit? Wie k
denn ein Wesen etwas von Ewigkeit wirklich
chen? Daß ein Ding ewig sey, ist begreiflich, w
man sichs ohne Folge und Wechsel gedenket;
eine Zeit des Wirklichen, die sich von Ewigkeit
gefangen, ist ja was unverständliches. Wie w
du dir auch eine unendliche Zeit vorstellen? köm
du nicht abermal in den Widerspruch hinein,

›as unendlich sey, was doch immer größer wird
› werden kann? daß eine bestimmte Zahl wirk-
· verflossener Jahre unbestimmt sey, und ins Un-
·liche gedehnet werden könne?

Ich verwarf also dieses Spielwerk leerer Worte,
mich unvermerkt in einen Labyrinth von Wider-
üchen geführet hatten. Es war nur übrig, daß
mir auf den scheinbaren Einwurf, von Gottes
igem Vermögen und Willen, eine Welt zu schaf-
, Genüge thäte. Ich verwandelte also densel-
ı in einen deutlichen Schluß, damit ich von der
chtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Folgerung bes-
e Einsicht bekäme. Ich konnte aber keinen an-
n Schluß herausbringen, als diesen: Wenn
ttes Vermögen und Willen, eine Welt zu schaf-
, ewig ist, so ist auch die Welt ewig (oder von
›igkeit) geschaffen. Nun ist jenes; also auch
ses. Hier sah ich nun ganz deutlich, daß, nach
n Obersatze, die Unendlichkeit der Eigenschaften
ttes, und besonders seiner unwandelbaren Dauer,
ch die Schöpfung in das Geschöpf hineinge-
cht werde; gleich als ob dem auch die Eigen-
ıften des Schöpfers mit hätten anerschaffen wer-
ı können und müssen; welches grundfalsch ist,
› einen offenbaren Widerspruch in sich schließt.

Ist die Welt ausser Gott, und sein Werk:
muß sie dem Wesen und den Eigenschaften nach
ı ihm unterschieden seyn. Sie kann also eben
wenig ewig, als unerschaffen, oder ein Gott seyn.
ıtt selbst kann seine Eigenschaften einem Ge-
öpfe nicht mittheilen. Sein Verstand ist unend-
): aber werden dadurch die ausser ihm möglichen

L 3 Dinge,

Dinge, welche sein Verstand sich vorstellet, une
lich? muß er sie sich nicht vielmehr, eben daru
weil sie von ihm unterschieden sind, als endlich v
stellen? Sein Wille, oder seine Neigung zum Gut
zur Lust und Glückseligkeit, ist ohne Schrank
aber können dadurch auch die ihrem Wesen n
eingeschränkten Dinge ausser ihm seiner unendlic
Vollkommenheit und Glückseligkeit theilhaftig n
den? Seine Kraft ist unermeßlich; müssen a
darum auch die Kräfte der Dinge ausser ihm
ermeßlich seyn? haben sie nicht alle ihr Maaß
ihre Zahl? Eben dieses läßt sich von der Selbstänl
keit und Nothwendigkeit Gottes sagen; die kön
unmöglich in ein Geschöpf durch die Schöpf
übergetragen werden. Gotte kömmt auch die Fr
heit, in Absicht auf die zufälligen Dinge außer ih
absolut und nothwendig zu; darum aber bekön
das Gewählte nicht eine absolut nothwendige W
lichkeit. Wenn also auch gleich der ewige unw
delbare Gott ein ewiges Vermögen und einen ewi
Vorsatz hat, eine Welt zu schaffen: so wird d
durch die Ausrichtung seines Willens die Ewig
und Unwandelbarkeit nicht in das Geschöpf ül
tragen: er schaffet doch allemal Dinge, die n
ewig waren, und veränderlich sind. Die Zeit g
mit der Schöpfung an, und besteht in einer Fo
von wirklichen Veränderungen endlicher Din
Vorher, und ausser diesen, ist keine Zeit: u
wenn man in Gottes Dauer vor der Schöpfu
auch eine Folge von Jahren und Jahrhunder
annehmen wollte, so würde man auf solche
nimmer eine wahre Ewigkeit des selbständi

Wes

Wesens gedenken. Fraget also nicht: was hat Gott vor der Schöpfung gethan? warum ist die Welt nicht viele tausend Jahre eher geschaffen? Die Fragen haben keinen Verstand, und lassen sich nicht gedenken.

§ 9.

Es kann uns also nichts die Wahrheit verdunkeln, daß eine leblose körperliche Welt, die keine innere Vollkommenheit hat, den Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht in sich selbst enthalten, das ist, nicht selbständig noch ewig seyn könne; sondern daß sie von einem wahrhaftig selbständigen ewigen Wesen ihre Wirklichkeit, und mit derselben ihre Beschaffenheit und Vollkommenheit, in der Zeit, empfangen haben müsse; wie es die Folge ihrer Veränderungen weist, die sich ohne Anfang nicht gedenken läßt.

Da sie aber dennoch ist, und als leblos keine innere Vollkommenheit hat; so folget auch ferner, daß sie um eines andern willen, und nicht um ihr selbst willen, hervorgebracht und auf diese Weise bestimmt sey. Denn, so ferne die Welt wirklich ist, so ist alles in ihr bestimmet; sie hat eine gewisse Materie, Figur, Größe, Eintheilung, Zusammenfügung, Kraft und Regel der Veränderungen. Und weil sie eine Verknüpfung hat, und, alle Theile und Bestimmungen zusammen genommen, eine Welt ausmachen: so muß auch Eins seyn, welches den Grund aller Bestimmungen in sich hält, oder worinn alle Beschaffenheiten übereinstimmen. In so ferne aber das Leblose keine innere

Vollkommenheit enthält noch leidet, so ist auch d
Eine, womit alles in der leblosen Welt übere
stimmen kann, nicht in ihr selbst, sondern au
ihr, in einem andern zu suchen. Wenn ein Di
von einem andern hervorgebracht ist, und doch da
jenige, wornach alles in ihm bestimmet word
ausser ihm ist: so saget man, daß es um eines a
dern willen hervorgebracht sey. Demnach ist off
bar, daß die leblose, körperliche Welt nicht um
selbst willen, sondern um eines andern willen, h
vorgebracht seyn müsse. Wenn aber etwas au
der leblosen Welt seyn muß, um deswillen sie h
vorgebracht, und alle ihre Beschaffenheit auf gew
Weise bestimmet worden: wo können wir dasse
anders suchen, als im Reiche der Lebendigen? D
Leblosen ist ja nichts, als das Lebendige, entgeg
zu setzen. Die sind es demnach, welche den Gru
aller Bestimmungen oder Beschaffenheiten der W
in sich halten müssen. Denn daß es der lebendi
Gott selbst nicht sey, um dessen Willen die körperli
Welt da ist, oder mit dessen Wesen sie eine nothwe
dige wesentliche Verbindung hätte, erhellet schon a
dem Gegensatze des nothwendigen Daseyns Got
und der zufälligen Wirklichkeit der Welt. Es wi
aber in der vierten Abhandlung, § 4, ausführlic
dargethan werden.

Es ist oben angezeiget worden, daß die kör
liche Welt an sich nichts als eine Maschine
und im Großen eben das an sich habe, was mens
liche Maschinen haben; nämlich, daß darinn vi
Theile in einer Verbindung stehen, worinn ei
den

bewegende Kraft, nach gewissen Regeln, und nach der Art der Verbindung, gewisse Veränderungen hervorbringet. Ja, man mag sagen, daß die Welt, ob sie gleich nur eine ganze Maschine ausmachet, dennoch wiederum aus Millionen, theils größeren, theils kleineren Maschinen zusammen gesetzet sey. Woher kömmt es aber, daß wir, ohne den Nutzen und Gebrauch einer Maschine für Lebendige zu wissen, gar keinen Begriff haben, was ein jedes für eine Maschine, und welcher Art sie sey? Daher, weil in allem dem Leblosen, was an einer Maschine ist, in aller Figur, Zusammensetzung und räumlichen Bewegung, noch das Eine nicht enthalten ist, welches ihr Wesen, ihre Art und Beschaffenheit, geschweige ihre Wirklichkeit, bestimmen kann, und womit so dann alles übrige übereinstimmet. Denn dem Leblosen ist alle mögliche Figur, Zusammensetzung und Bewegung, ja das Daseyn selbst, für sich, einerley: es genießt seiner Wirklichkeit und Beschaffenheit selbst nicht: der Nutzen für die Lebendigen kann allein den Grund der wesentlichen Beschaffenheit und Einrichtung einer leblosen Maschine bestimmen, folglich allein erklären, was und welcher Art sie sey, warum sie da ist, warum jedes in ihr so, und nicht anders ist. Daher fließt der Gebrauch, welchen Lebendige von der Maschine machen sollen in den Begriff ihres Wesens, in die Erklärung oder Definition der Maschine mit hinein. Wer den Gebrauch der Maschine noch nicht weis, der weis auch nicht, was es für eine Maschine sey. Man versuche es, eine Uhr, eine Mühle, Pumpe, u. s. w. zu erklären;

so wird man finden, daß es unmöglich ist, o
einen gewissen Gebrauch für Lebendige zu nenn
einen Begriff von jeder zu haben, oder denselben
nem andern beyzubringen.

Lasset einem Hottentotten den Gebrauch u
Nutzen einer Uhr unbekannt seyn; weist ihm a
dennoch alles übrige, die inwendige Triebfeder,
Kette, Räder, kurz alle Theile und deren Zus
menfügung; ich will noch mehr sagen, thut ihn
einem Uhrmacher in die Lehre, daß er selbst mit
Zeit Uhren verfertigen kann: dennoch behaupte
so lange ihr ihm nicht saget, wozu die Masch
nutzet und gebrauchet wird, so weis der Hottent
noch nicht, was seine Uhr für ein Ding sey;
kennet das Wesentliche, den Grund ihrer Wirkl
keit und aller Beschaffenheit noch nicht. D
wenn der Nutzen nicht vorher von dem ers
Werkmeister, als möglich, gedacht wäre: so w
die Uhr nimmer zur Wirklichkeit gekommen, n
auf solche Art eingerichtet und bestimmet worden

Mit den natürlichen Maschinen verhält es
nicht anders, als mit den Kunstmaschinen.
lange wir derselben Gebrauch und Nutzen in
Verknüpfung der Dinge nicht wissen, müssen
gestehen, daß wir nicht das Wesentliche dessel
sondern nur sein Aeußerliches, kennen. Die al
Zergliederer wußten daher nicht, was sie aus
Leber und Milz für Dinger machen sollten, t
ihnen die Verrichtung und der Nutzen derselben
menschlichen Körper unbekannt war. Und w
unsere neuen Zergliederer in der Zerlegung von
lerley Thieren auf solche Gefäße kommen, de

Gebra

uch sie aus der Aehnlichkeit mit andern be-
en nicht errathen können: so gestehen sie ganz
htig, sie wissen nicht, was es für ein Gefäß
Dagegen sind uns Augen, Ohren, Magen,
engefäße, Bährmutter, Harnblase, imglei-
ie Kiefen der Fische, die Spiegelpunkte der
ten, u. s. w. bekannte Theile, weil wir deren
und nützliche Wirkung erforschet haben, und
durch erklären können.

s ist wahr: wenn wir andere Dinge in der
r sehen, deren Nutzen und ersten Grund ihres
ns und ihrer Beschaffenheit wir nicht erfin-
önnen, daß wir uns, aus Noth, mit ihrer
i äußerlichen Gestalt begnügen, und sie dar-
bezeichnen; aber es wird sich auch niemand
en, daß er dadurch das Wesentliche derselben
. Bey andern Dingen, als Pflanzen, Kräu-
nd Blumen, sehen wir den nächsten Nutzen
Gefäße ein; jedoch nur so, daß er noch in
blosen Natur und dem Pflanzenreiche selbst
chränket bleibt. Unterdessen wird auch nie-
sagen, daß diese Gewächse um ihr selbst
sind; oder daß er sie nun schon nach ihrer
nüpfung mit andern Dingen in der Natur
. Daß also Wurzeln, Saftröhren und Rinde
Innehmung und Umtreibung der Nahrung,
zur Auswickelung der Knospen, Blätter und
he, diese wiederum zur Ansetzung und Vergrö-
g der Frucht, die Frucht abermals zur Erhal-
des Samens für eine neue Pflanze dienen:
ben wir doch noch in einem Zirkel der leblo-
Pflanze, das ist, wir kennen den Samen daran,
daß

daß er diese Pflanze, und wiederum die S
daß sie diesen Samen, und dieser aberm
neue Pflanze derselben Art, und so ferner ei
andere in Ewigkeit erzeugen. Was kön
heraus? war die Pflanze für sich nothw
genießt sie ihres eigenen Daseyns und ihr
schaffenheit? oder kann sie der übrigen leblose
zu Statten kommen? Wenn wir alle Kräut
Pflanzen kenneten, wie der Bauer Gras,
Roggen, Weizen, Gersten, Erbsen, Bohn
mancher Mohr und Wilde die diensamen
mittel für Fieber, Krebsschaden, Quetsc
und Gift, wie die Thiere aller Art ihr Futt
nen: so wüßten wir was mehrers und wic
von dem Pflanzenreiche, in seiner Verknüpfu
dem vornehmsten Theile der Natur, als
Botanici uns durch die radices, folia,
corollas, stamina, pistilla, pericarpia, semi
erkennen geben. So wie die Natur im Thi
von uns Menschen durch alle mögliche Art
Stufen, bis zu dem geringsten herunter stei
jedem seine Nahrung und Nothdurft schaf
harmoniret auch das Pflanzenreich durch all
sen damit, daß kein Kraut, keine Pflanze ist,
nicht mit einer gewissen Art Thiere ihrem G
Geschmacke, ihrer Nahrung und ihren Noth
mitteln übereinstimmen. Und so ferne sind si
haupt als Maschinen anzusehen, die zum
der Lebendigen hervorgebracht sind.

Selbst das Ganze, die große Weltma
muß so betrachtet werden. So ferne sie
leblos ist, und keine innere Vollkommenheit,

rund ihrer Wirklichkeit und bestimmten Beschaf-
heit in sich selbst hat: so muß sie nicht allein von
iem andern Wesen, sondern auch um eines andern,
n der Lebendigen willen, hervorgebracht, und auf
e Weise bestimmet seyn. Und wer die Welt
nnen will, was sie für ein Ding sey, der muß
sen Nutzen für die Lebendigen mit zu ihrer Erklä-
ng und zu ihrem wesentlichen Begriffe ziehen,
il er den Grund aller Beschaffenheit der Welt,
d selbst aller Natur und mechanischen Bewe-
ngsgesetze in sich hält; sonst weis er noch nicht
ehr von der Welt, als der Hottentotte von
r Uhr.

§ 10.

Daß dieser Schluß von der Welt seine gute
[illegible]igkeit habe, erweist der Augenschein. Man
[illegible] dazu keine sonderbare Sternkunde und
[illegible]wissenschaft, vielweniger eine abgesonderte
[illegible]physische Vorstellung. Wir dürfen die Welt
[illegible] betrachten, wie sie in der That ist, und sich
[illegible] Sinnen darbietet. Da sehen wir alsobald
[illegible] ganze Anlage und Einrichtung des großen Welt-
[illegible], welche eine sehr einfache Aehnlichkeit in allen
[illegible]theilen und deren Ordnung und Bewegung
[illegible] sich hält: nämlich eine unzählbare Menge lichter
[illegible] zum Theile finsterer Kugeln, welche in einem
[illegible]flüssigen Aether ihre ordentliche Bewegung
[illegible].

Daß nun diese allgemeine Einrichtung des
[illegible] Weltbaues, in allen Stücken, mit dem
[illegible] der Lebendigen übereinstimme, ist leicht zu
erken-

erkennen. Der dünne, flüssige und durch
Aether ist für sich geschickt, Licht und W
überall durch die ganze Welt zu verbreiten; u
hin, da beydes den Lebendigen so nöthig
ganze Welt wohnbar, lebhaft und frucht
machen; auch zugleich denen, die eines ver
gen Erkenntnisses fähig sind, einen Abri
großen und mannichfaltigen Baues aus ei
staunlichen Ferne zu weisen, welchen sie zu
ley höheren Nutzen anwenden können. Di
sen Weltkörper hergegen haben an sich des
zu ihren Bewegungen nicht nöthig; sie kön
ren Weg im Finstern finden; ja das Licht
selbst finster und unsichtbar, das Feuer un
Wärme fühlet sich nicht.

In diesem weiten Aether liegt die grob
festere Materie nicht in einem ungeheuren
Klumpen zusammen, sondern sie ist in un
große Körper oder Kugeln vertheilet; welche
Oberfläche, und folglich mehreren Platz zur
nung giebt, auch zur Absonderung versch
möglichen Gattungen von Thieren bequem is
in einerley Luft, Wärme und Nahrung nich
bey einander auf einer Kugel seyn konnten
aber, nach der Verschiedenheit ihrer Natur,
verschiedene Wohnplätze, und also alle Rau
der Welt finden. Eben der Aether machet,
achtet seiner Dünnigkeit, die festeste Zwischen
zwischen den großen Weltkörpern, daß sie nic
ihrem Orte weichen, und in einander fallen kö
giebt aber dennoch den beweglichen Inseln,
rem Laufe und Drehen, eine ungehinderte

Und der Abstand der getheilten Kugeln ist so groß, daß sie sich an einander nicht stoßen, noch mit ihrem Drucke und Einflusse hindern. Alles dieses stimmet damit überein, daß es beständige Wohnungen der Lebendigen seyn und bleiben können. Das Gegentheil eines jeden Umstandes würde eine Verwirrung geben, die zwar der leblosen Welt einerley wäre; aber alle lebendige Geschöpfe, wenn sie schon sicher wohneten, wieder zerstörete und ausrottete.

Die Figur der festen Welttheile ist allenthalben, so viel man wahrnehmen kann, kugelhaft, und nicht, wie man etwa von einem ungefähren Zusammenlaufe der Urstoffen vermuthen möchte, eines dieser, das andere jener, und dabey unordentlichen Figur. Wir wissen aber von unserm Erdballe nunmehro, daß eine Kugel, vermöge der allgemeinen Schwere, auf allen Seiten wohnbar ist; und wir können leicht nachdenken, daß eine jede andere, auch sonst regelmäßige Figur, die festen Körper der Welt, zum bewohnen, entweder ganz, oder doch größten Theils, ungeschickt machen würde; daß folglich die Kugeln zum bewohnen die allergeschicktesten sind, und die ganze Welt so ferne wohnbar machen.

Diese Kugeln sind theils licht, theils finster. Eine von den lichten ist unsere Sonne, und die Fixsterne sind ihr ähnlich, und für eben so viel Sonnen zu achten. Gleichwie sich aber um unsere Sonne sechs Hauptplaneten, welche finster sind, und um den Saturnus, Jupiter und die Erde noch andere Nebenplaneten oder Monden herum wälzen: so glaubet heutiges Tages ein jeder

Stern-

Sternkundiger, daß alle Firsterne am Him
überhaupt, eben wie unsere Sonne, ihre Plan
um sich haben, welche sie herum drehen, erle
ten und wärmen. Es läßt solches die übrige A
lichkeit in der ganzen Anlage und Einrichtung
Welt nicht anders denken. Und warum sollte a
unsere Sonne, unter allen Firsternen, der ein
seyn, zu dem sich alle lichtsbedürftige Körper in
ganzen Welt gesellet hätten? Wenn bey uns
beständiger Tag wäre, so würden wir die Welt
klein halten, und meynen, daß sie bloß aus Son
Mond und Erde bestünde. Wir haben es also
Nacht und Finsterniß, die mit dem Tage wech
zu danken, daß wir die Welt in ihrer Größe
Mannichfaltigkeit besser kennen, und auch die ü
gen Planeten um unsere Sonne und so viele
send Sterne sehen. Hergegen machet es die F
sterniß und Ferne der Planeten um die Firste
daß jene uns mehrentheils unsichtbar sind. Je
zeigen sich zuweilen neben den Firsternen f
nicht gesehene Sterne, die nach Verlaufe eini
Zeit wieder verschwinden, und also keine and
als finstere Irrsterne, seyn können; die mit
auch durch Erfahrung bestätigen, daß sich gle
falls um jene Sonnen finstere Planeten her
wälzen; zu geschweigen, daß die Cometen, we
nach ihrer Erscheinung in vielen Jahren n
wieder zu Gesichte kommen, nichts anders si
als finstere Weltkörper aus entfernten Himm
gegenden, die ihren besonderen Lauf haben.

Man muß sich also alle Firsterne in der W
als lauter Sonnen, und um jeden derselben

Anz

nzahl gewirbelter Erdballen oder Planeten vor-
ellen, welche von ihren Sonnen erleuchtet und ge-
ärmet werden: so übersieht man den ganzen Bau
er Welt, und erkennet zugleich in der erstaunlichen
Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Haupttheile
ie einförmige Uebereinstimmung zur Wohnbarkeit
ür die Lebendigen. Denn daß ein jeder Planet
ine Erde sey, und Einwohner tragen könne, daran
ird heutiges Tages kein vernünftiger Mensch zwei-
eln. Ich weis aber auch keinen Grund, warum
an die Sonne und die Fixsterne zu bren-
enden Schwefelpfuhlen und Todtenmeeren, oder
ar zu lauter Höllen machet. Ich sehe sie als
lectrisirende Maschinen an, welche Licht und
Wärme geben können, ohne selbst zu brennen, oder
usserordentlich heiß zu seyn; wozu ich aus den
atürlichen Versuchen und Beobachtungen guten
Grund zu haben vermeyne.¹ Und so erblicke ich
auch

¹ Ich will nicht untersuchen, ob die alten Griechen der Sonnen eine electrische Kraft beylegen wollen, wenn sie ihr den Namen Ἠλέκτωρ gegeben. Dieses aber ist gewiß, daß schon Aristoteles de Cœlo lib. II. c. 7. T. I. p. 650 D. von allen Sternen behauptet hat, ὅτι οὔτε πύρινά ἐστιν, οὔτ' ἐν πυρὶ φέρεται, daß sie weder selbst aus Feuer bestehen, noch in einem Feuer beweget werden. Es haben aber auch neuere sehr verständige Naturkündiger dargethan, die Sonne sey kein feuriger oder brennender, sondern ein an sich kalter und finsterer Ballen, wie unsere Erde; der aber die Kraft habe, den umgebenden Aether in eine Bewegung zu setzen, welche Licht und Feuer giebt; als Nehemias Grew in seiner Cosmologia sacra, die zu London im Jahre

 1701.

auch in dieser Hälfte der Welt die allgemeine
einstimmung der Natur, daß sie nicht w

1701. fol. heraus kam, aus welcher Cleri
seiner Bibliotheque Choisie T. I. p. 247. eine
zug giebt; imgleichen Nic. Hartsoeker in
Conjectures. Physiques, davon Clericus
T. XI. p. 364. & 366. zu sehen. Mehrere
und Zeugnisse siehe in Mr. Colonne Histoire
telle de l'Univers T. I. p. 13 — 28. Stephan
hat zuerst im Februario 173⅞ (Philosoph.
actions Vol. XXXIX. n. 441. p. 220) in
Briefe an Granwill Weller, concerning the
lutions, which small pendoulons Bodies will
Electricity make round larger ones from W
East, as the Planets do round the Sun, zuerst
einen electrischen Versuch an kleinen bewe
Kugeln gezeiget, daß die Kraft, welche in der
Welt die Planeten um die Sonne herum
eine electrische Kraft sey. Er hat eben dies
Tag vor seinem Ende, seinem Freunde Cro
Mortimer weitläuftiger beschrieben, wie
durch neuere Experimenta bestätiget habe:
eine Theory lage, for accounting for the M
of the grand Planetarium of the Universe.
die Philos. Transact Vol. XXXIX. n. 444.
sqq In dem London-Magazine 1753. March
werden die Wißbegierigen an Mr. Rackstr
Fleet-street verwiesen, welcher dieses Expe
an einer electrisirten kupfernen Kugel, um
eine Glaskugel in einer zirkelrunden Rinne m
wälzung um ihre eigene Axe herumläuft,
Der um die Electricität besonders verdient
Professor Winkler in Leipzig hat auch schon
eine Maschine dieser Art erfunden, welche
Jahr 1750. in einem Programmate als eine
nem motuum coelestium viribus electricitat

ls ihre Planeten, zum Aufenthalte gewisser Leben-
igen dienen könne: und daß den Sonneneinwoh-
ern die Planeten nicht weniger zu Statten kom-
nen, als den Einwohnern der Planeten ihre
Sonnen.

§ 11.

Von unserer Erde wissen wir besonders, daß
ie durch die Bewegung um ihre Axe Tag und
Nacht bekömmt, und durch die Wälzung um die
Sonne in einem Thierkreise Jahreszeiten, Früh-
ing, Sommer, Herbst und Winter, wie auch
ie Ungleichheit von Tagen und Nächten erhält.
Jene Bewegung verursachet, daß nicht die eine
Halbkugel in beständiger Finsterniß und Kälte,
diese beständig in Licht und Wärme bleibt, welches
die ganze Kugel unwohnbar machen würde; son-

 dern

Raum beschreibt. Gleichwie aber Herrn Winklers Erdkugel auf dem äussern Ende eines horizontalen Stabes fest steht, welcher am innern Ende um eine senkrechte Axe beweglich ist: so liegt Raenstrow seine Erdkugel in einer kreisförmigen ausgehöhleten Rinne. Vielleicht möchte das Experiment noch vollkommener werden, wenn man der beweglichen Kugel keinen Zwang anthäte, sondern sie nach Grays Angabe frey hangen ließe, ob sie dem von selbst ihren Kreislauf und zwar, wie Gray sagte, mit einer Drehung um ihre Axe, von Westen nach Osten, und noch dazu mit einem Perigæo und Apogæo, verrichtete. Siehe von Grays Erfindung ein mehreres in den Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. 1 Th. p. 223 — 227. 234. sq. 243. sqq.

dern daß Licht und Schatten wechselsweise,
solch Drehen, der ganzen Kugel und dere
wohnern zu Statten kommen. Die ande
wegung aber bringt der Erde, durch ver
Witterung, die Fruchtbarkeit, und machet s
nur in den heissen, sondern auch kälteren G
chen wohnbar. Daß aber auch diese täglic
jährliche Bewegung, welche unserer Natur so
lich ist, der Bahn und Geschwindigkeit na
ständig einerley bleibt, und so viele tausend
herdurch nicht einen Daumen breit, nicht ein
nute gewanket hat, das hat alle Geschlech
Thiere, die jemals auf dem Erdboden gewese
erhalten.

Die übrige Einrichtung des Erdbodens l
gleichfalls den Thieren alle Wege zu S
Der Mond leuchtet uns auch des Nachts, b
Ebbe und Fluth zuwege, und giebt eine Richt
der Zeit. Der dickere Luftkreis bricht die
strahlen zum Mittelpunkte, und vermehr
Wärme: ausser, daß solche Luft durch ihre Pr
und Bewegung zur Festigkeit der Körper,
Wachsthume der Pflanzen, und zum Lebe
Thiere, und tausenderley andern Guten viele
trägt. Das Wasser unsers Erdbodens führ
nähret an sich Millionen Arten von Thiere
dünstet aber auch aus, schwebet in dem dicken
kreise, wird durch die Winde vertheilet, und
im Regen und Schnee, zur Befruchtung de
des, und zum Getränke der Thiere, hen
Die Berge dienen besonders, die Feuchtigkeite
der Luft zu verwahren, einzusaugen, zu seigen,

klare Brunnen, Bäche, Ströme und Seen zu geben, welche die ganze Erdfläche wässern, und das übrige schiffbar machen.

Wie vollkommen alles übrige auf dem Erdboden, mit der Bewohnung der Lebendigen, übereinstimme, erhellet daraus, daß fast nirgend auf dem Lande oder im Wasser ein Räumchen übrig geblieben ist, wo es nicht von Lebendigen, mancherley Art, wimmelte. Dieses eine will ich nur erwähnen: Da der Geschmack und die Natur so vieler und mancherley Thiere tausendfältig unterschieden ist, so findet sich doch für jedes eine Pflanze, Frucht, Wurzel oder andere Nahrung, die ihm schmecket und bekömmt, und zwar in der Gegend, deren Luft und Wärme es vertragen kann. Ja, wenn besonders Thiere sind, die nur ein einzig Kraut essen, und lieber todt hungern, als etwas anders anbeissen; siehe, so findet sich auch da, wo solche Thiere sind, dieses Kraut, das mit ihrer Zunge und ihrem Magen übereinstimmet. Demnach ist für tausendfältige Zungen und Körper, von ganz verschiedenem Geschmacke und verschiedener Natur, auch tausendfältige, jedem angenehme und dienliche Nahrung bereit.

§ 12.

Ob uns nun zwar von der besonderen Einrichtung der übrigen Planeten nicht viel bekannt ist; so findet sich doch dasjenige, was bisher davon entdecket ist, alles dem Nutzen der Lebendigen gemäß. Unser nächster Nachbar, der Mond, ist zwar nur ein Nebenplanete; allein seine Oberfläche sieht durch

Ferngläser einer Landcharte ganz ähnlich, da[s] das Weiße fürs Land, das Dunkele fürs Wass[er] halten; zumal, da man so gar Berge, und d[ie] beweglichen Schatten auf dem Lande, und in Seen Inseln bemerket hat. Er hat seine Tage Nächte, und seine Jahreszeiten; seinen Du[nst]kreis, *) und folglich Thau und Regen: un[d] Erde ist ihm ein großer Mond.

*) Was von der Planeten, und besonders von Mondes Aehnlichkeit mit unserer Erde in der [Be]wohnung gesaget ist, habe ich hier als Wahrsch[ein]lichkeiten angenommen, die schon von den me[isten] Mathematicis und Physicis, ja sogar Theologis erkannt werden, und so starke Gründe vor sich [ha]ben, daß ihnen schwerlich gleich starke werden gegen gesetzet werden können. Wer in derglei[chen] Dingen, die so weit von uns entfernet sind, ni[chts] wollte gelten lassen, als was er klar mit seinen [Au]gen sehen könnte, und z. B. die Einwohner Planeten bloß deswegen leugnete, weil sie ihm Fernrohr entdecket, der würde dem menschlichen [Er]kenntniß viele andere offene Wege versperren. Vernunft heißt uns dann dasjenige schliessen, das Auge nicht erreichen kann, und Schlüsse, [wel]che auf die Analogie der Erfahrung, im Zusam[men]hange mit allgemeinen sichern Wahrheiten, geb[aut] sind, haben den größten Grad der Wahrschein[lich]keit. Die völlige Uebereinstimmung mit al[lem,] was wir sonst von Gott, der Welt und beson[ders] unserm Erdboden wissen, deschifrirt dem Verst[ande] so gut, als ein gefundener Schlüssel zur verborg[enen] Schreibart, die Heimlichkeiten der Natur. [Von] dem Dunstkreise des Monden möchten nun wohl Schlüsse nicht gänzlich zu verwerfen [seyn.] Denn wenn doch, ausser der übrigen Aehnlic[hkeit]

Die Hauptplaneten, Jupiter und Saturnus, haben ihre Monden, jener vier, dieser fünfe, und

dieses finsteren Körpers mit unserer Erde, nach dem Anscheine, eine Verschiedenheit der Materie, und Berge, auf dem Monde sind: wie wäre es möglich, daß die Sonne und deren Wärme die loseren und flüssigen Theile des Mondes nicht auf eine gewisse Höhe erhübe? Und wie könnten Berge und Thäler einen wahrscheinlichern Ursprung haben, als bey uns, von der Gewalt des Wassers oder Feuers? Aber man verlanget doch billig, in solcher Nähe, als der Mond gegen die Erde hat, daß die Beobachtungen der Gestalt des Monden diese Muthmaßung bestätigen, wenigstens ihr nicht widersprechen. Und da sind bisher die Beobachter getheilet. Es ist bekannt, daß Hugenius in seinem Cosmotheoro p. 114. sq. dieselbe sowohl, als das Wasser, dem Monde abgesprochen. Die Herrn Grand Jean de Fouchy Philos. Trans. n. 455. p. 261. und Boscovich de Atmosphæra lunari; Rom. 1753. 4. sind ihm gefolget. Der Herr Lulofs saget in den Anmerkungen bey dieser Stelle, daß er viele Bedeckungen der Fixsterne und Planeten durch den Mond mit den besten Fernröhren zu Leyden und in Gelderland beobachtet habe, und nimmer an den Figuren und Farben, oder an der Verweilung der Sterne am Rande, Zeichen von einem Dunstkreise wahrgenommen habe; und verweist auf seine Beobachtung der Bedeckung der Venus, die im I Th. der Hollandschen Maatschappy p. 382. sqq. steht. Wir haben auch von dem berühmten Mathematico, Tobias Mayer, der so treffliche Tabellen von dem Monde geliefert, in den Kosmographischen Nachrichten und Sammlungen, Nürnb. 1750. 4. p. 397. sqq. einen Beweis, daß der Mond keinen Dunstkreis habe. Diesen grossen Männern will ich nicht so wohl andere grosse Männer, die ich nennen

dazu einen breiten Ring um sich; wel
alles den Lebendigen zu Gute kommen k

könnte, als vielmehr die Beobachtungen b
chen Sonnenfinsternissen von 1706, u
welche Derham Astrotheol VII. B. 3. C
Philos. Trans. n. 306, zum Beweise anfü
der annularis eclipsis solaris 1748. 25. J
Herr Euler in der Hist. de l' Acad. Roy.
im J. 1748. p. 103. die Atmosphæram lun
ingleichen der immersionis und emersio
mit seinem annulo, ad angulos rectos lu
Herr Sam. Dunn in den Philosoph.
Vol. LII. P. II. n. 94. p. 578. sq. besc
im Kupfer vorstellet, entgegen setzen. Bei
sen Wahrnehmungen streiten die Erschein
die Atmosphæram lunæ; so ferne sie in
nenfinsterniß die Strahlenbrechung und e
licht am Rande, des Monden, ja die A
der Sonnenhörner über ihren Zirkelkrei
dem Ein- und Austritte der Planeten b
Monde eine Veränderung der Gestalt
ungebührlichen Verweilung, deutlich sel
Vielleicht haben dennoch die gegenseitiger
ter auch recht gesehen, und es brauch
Betrachtung sie mit einander zu verglei
sehr geschickter holländischer Mathematic
servator cœli, Herr Nicolaas Struyk g
seiner Inleiding tot de algemeene Geograp
vens eenige sterrekundige en andere Verha
Amst. 1740. 4. 1 Deel, 2 Afdeeling, pag.
een Onderzoek over de Maans Atmo
Dampkring, und zugleich ein Licht zur
rung beyderley Beobachtungen. Er
bey, welche aus dem Aufhalten der C
Rande des Monden, wenn sie schon sollt
seyn, die Atmosphæram schließen; und
dem nicht entgegen sey, wenn sich die S

ey der gewaltigen Entfernung von dem Sonnen-
ichte, dadurch desto mehreres Licht erhalten. Man

allemal so am Rande verweilen, weil die hohen Berge im Monden, welche über dessen niedrige Atmosphæram giengen, den Stern, der etwa da einträte, ohne Verweilen bedeckten, dagegen sich der Stern zu verweilen scheine, wenn er bey einer Fläche des Monden, wo die Atmosphæra merklich ist, eintritt. Ich erinnere mich dabey, daß unser berühmter Herr Professor **Kästner**, wie er noch in Leipzig war, eine ähnliche Bemerkung bey der Bedeckung des Jupiters durch den Mond gehabt, die im Hamb. Magazin VIII B. p. 57. sqq. steht. Er selbst hat den Jupiter nur beym Austritte beobachtet, da er als ein unförmlicher Klumpe aussah, als wenn sich ein Berg vom Monde abgesondert hätte; je weiter er sich aber vom Monde entfernte, desto förmlicher und runder ward er, bis man endlich auch drey seiner Trabanten sehen konnte. Der Herr Baumann hingegen hatte eben auch in Leipzig bloß den Eintritt gesehen, da Jupiter völlig und scharf rund, auch von Farben befreyt gelassen. Indem sie beyderseits über die widrige Erscheinung bestürzet sind, kömmt Herr **Gärtner**, ein fleissiger Beobachter des Himmels, dazu und erzählet ihnen, ohne von ihren Beobachtungen zu wissen, daß er den Eintritt wie Herr **Baumann**, den Austritt wie Herr **Kästner** gesehen. Es ist nur der Unterschied zwischen Herrn **Struyks** und **Kästners** Erklärung, daß dieser es aus den Dünsten, welche damals zufällig im Monde an der Seite des Austrittes vom Jupiter aufgestiegen seyn müßten, herleitet. Wir sehen denn doch einen Weg vor uns, da wir die Wahrheit nicht aus den Augen verlieren können, und uns durch die widrige Erscheinungen auf der andern Seite nicht irre machen lassen dürfen. Der Dunstkreis des Monden hat auch

hat in der Venus, dem Mars und Jupiter, v
änderliche Flecken wahrgenommen, und man m
daraus schliessen, daß es Wolken sind, die in ihr
Dunstkreise aufsteigen, und in Regen wieder h
unter fallen, und daß folglich Land und Wasser
diesen Planeten sey; welches auch ihre beständig
Flecken beweisen. In der Venus sind so g
Berge zu sehen. Von eben diesen Planeten w
man aus dem Umlaufe ihrer beständigen Fleck
die Zeit, in welcher sie sich um ihre eigene Axe d
hen, und folglich Tag und Nacht haben. D
Saturnus ist nur zu weit von uns, und der M
curius der Sonne zu nahe, als daß man ihre F
cken sehen, und daraus ihren Umlauf bestimm
könnte. Jedoch ist gar nicht zu zweifeln, daß
eben so wie die andern Planeten, Tag und Na
haben; da sie gewiß alle um die Sonne herı
gehen, und also ihre Jahre und Jahreszeit
halten.

Alle sechs Planeten, und zehn Nebenplanet
sind demnach lauter wohnbare Erden, und
ganze Welt enthält an festen Körpern nichts a
ders, als lauter unzählbare Wohnhäuser für Leb
dige, darinn es ihnen an Licht, Luft, Wärm
Nahrung, Kleidung, an Wechsel von Tag u
Nac

in der Erfahrung seinen guten Grund; und die übr
vielfache Aehnlichkeit mit unserm Erdboden, da
Berge und Thäler, Länder und Meere enth
und des Wechsels von Tagen und Nächten, Wär
und Kälte genießt, läßt uns kaum zweifeln, daß v
seiner Oberfläche Dünste in die Höhe steigen müss

Nacht, von Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter, an süßer Empfindung, Augenweide, Wohlschmacke, Harmonie und zärtlichen Reizungen, und so weit jedes dessen fähig ist, an Unterrichte und Ergötzung des Verstandes, an Mustern der Weisheit und Kunst, an Bewegungsgründen zur Tugend und Sittsamkeit, mit einem Worte, an Lust und Glückseligkeit, nach eines jeden Art, eben so wenig, als auf unserm Erdboden, fehlen kann.

§ 13.

So ist denn offenbar genug, daß alles, was in der körperlichen Welt ist, die Materie, deren Eintheilung, Figur, Eigenschaft, Zusammenfügung, Kräfte, Bewegungsgesetze und Veränderungen, alles mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme. Die Erfahrung und der Augenschein bewähret demnach, was ich aus dem Begriffe der Leblosigkeit geschlossen hatte, daß die Welt als leblos, und als Maschine betrachtet, keine innere Vollkommenheit, keinen Mittelpunkt, womit alle ihre Beschaffenheit übereinstimmet, in sich selbst haben könne, mithin von einem andern Wesen, und um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse. Auch sind die Begriffe, welche ich zum Grunde geleget, nämlich von dem Lebendigen und Leblosen, der Maschine, der innern und äussern Vollkommenheit alle von wirklichen Dingen abgesondert, und enthalten also nichts Willkührliches oder Erdichtetes, sondern bloß, was sich in den Dingen ausser uns wirklich befindet.

Spinoza

Spinoza hingegen, der ganz anders v
Welt gedacht, setzet in seinen Gedanken will
liche Begriffe, nach willkührlichen Bedeut
der Wörter, zusammen; darinn dasjenige,
er sich zu beweisen vorgenommen hatte, scho
borgen liegt. Dadurch wird nicht allein das
wiesene selbst willkührlich und unbewiesen; so
es ist auch so beschaffen, daß es der Erfahrun
der wirklichen Welt widerstreitet.

Eine Substanz, spricht er, [2] ist d
nige, was in sich selbst ist, und durch
selbst begriffen wird; das ist, dessen Be
keinen Begriff eines andern Dinges n
hat, aus welchem er gefasset werden m
Ferner: [3] Durch das Wort Gott, ver
ich dasjenige, was schlechterdings unend
ist, das ist, eine Substanz, die aus une
chen Eigenschaften besteht, deren jede
ewiges unendliches Wesen ausdrü
Daraus schließt er: Alles, was ist, ist in G
und nichts kann ausser Gott seyn, oder
dacht werden. Das heißt so viel: Die W
die einzige Substanz, welche ich (zum Sch
Gott nenne, und ausser derselben ist nichts.

Beyde Erklärungen sind nicht allein du
zweydeutig, willkührlich, und wider allen Gebr
der Wörter, sondern auch in sich irrig, wenn
sie so versteht, wie sie verstanden werden mü

2 Ben de Spinoza in Opp. post. Ethic. Defin. III.
3 Id. ibid. Defin. VI.

aß der Schluß daraus folgen kann. Denn in der
rsten Erklärung wird schon erschlichen, daß Seyn,
nd Selbständig seyn; in sich selbst seyn, und
urch sich selbst begriffen werden, einerley,
nd stets mit einander verknüpft sey. In sich
lbst ist jede Substanz; aber daraus folget nicht,
aß sie auch durch sich selbst begriffen werde, oder
einen Begriff eines andern Dinges nöthig habe,
m zu verstehen, daß sie sey, und daß sie so, und
icht anders, sey: das ist, es folget nicht, daß
ine jede Substanz selbständig sey. In der an-
ern Erklärung nimmt er willkührlich und irrig an,
aß unendlich seyn, und (der Zahl nach) unend-
che Eigenschaften haben, das ist, alle Eigen-
haften alles dessen, was ist, in eins, und in sich
llein haben, einerley sey: imgleichen, daß alle Ei-
enschaften alles dessen, was ist, ihrer Wirklich-
it nach, ewig und nothwendig seyn. Was machet
r Mann denn für ein Blendwerk mit seinen ma-
ematischen Beweisen, wenn er das, was er be-
eisen will, schon in seinen ersten Begriffen will-
ührlich zum Grunde leget?

Wenn man nun seinen wahren Schlußsatz,
ß die Welt die einzige Substanz sey, nach sei-
r Erklärung versteht, nämlich, daß sie durch
h selbst begriffen werde, und daß kein anderer
Begriff nöthig sey, um sich eine Erklärung von
r Welt zu machen: so sehe man nur die wirk-
che Welt nach der Erfahrung an, ob sich das bey
r in der That und Wahrheit finde, was Spinoza
schlossen hat. Da zeiget sich offenbar, daß der
Mann in seinem Gehirne eine ganz andere Welt

erbauet, als wirklich ist; und daß er, aus se
willkührlich zusammen gesetzten Begriffen,
Welt etwas andichtet, was sich in ihr ganz an
verhält.

Der Begriff einer körperlichen Welt, die
sich leblos, aber doch so beschaffen ist, daß
allen Kugeln Lebendige wohnen, und wohnen
nen, der ist es, welcher, der Erfahrung und
Augenscheine gemäß, ächt und wahr ist. Und
ser Begriff hat allerdings eines andern Begri
nöthig, um zu verstehen, theils daß leben
Thiere darinn entstanden sind, theils daß die üb
leblose Welt mit der Lebendigen Aufenthalt
Wohl übereinstimme. Denn wenn wir uns ni
anders, als die Welt selbst, vorstellen, so l
sich nicht begreifen, woher die Thiere in dersel
sind, weil sie allerdings haben entstehen müs
und doch keine Kraft in der ganzen Welt und N
tur gefunden wird, wodurch sie hätten entste
können. Desgleichen ist in der übrigen Welt,
ferne sie leblos ist, der Grund ihrer Wirklich
und ihrer Beschaffenheit, Einrichtung, Natur u
Uebereinstimmung nicht zu finden; vielweniger
zu gedenken, daß sich die Thiere eine Welt, n
ihrem Sinne und ihrer Nothdurft, bereitet, und
die Kräfte gegeben hätten. Wenn also der B
griff eines andern Wesens ausser der Welt nöt
ist, um mit Verstand und Wahrheit zu begreif
daß die leblose Welt lebendige Thiere habe, u
daß sie mit dem Nutzen dieser Thiere übereinstimm
so ist die Welt nicht das selbständige Wesen, od

n

ch der Sprache des Spinoza, nicht die einzige
ubstanz, nicht Gott.

§ 14

So fällt denn auch des Spinoza fatale und
bedingte Nothwendigkeit weg, welche er der
elt, ihrer Natur und ihren Begebenheiten beymißt.
enn wenn dieses wäre, so müßte ihre Wirklich-
t und Beschaffenheit durch ihr eigen Wesen be-
mmet, und das Gegentheil, vermöge ihres We-
ns, unmöglich seyn. Nun ist aber der Welt, so
ne sie leblos ist, vermöge ihres Wesens, einer-
, ob sie ist, oder nicht ist, ob sie so, oder an-
rs ist. Demnach ist weder das eine, noch das
dere, durch ihr Wesen bestimmet, und also ihre
zige Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht schlech-
dings nothwendig. Sie ist von einem andern
Wesen zur Wirklichkeit gebracht, und ihre Be-
haffenheit durch eben dasselbe bestimmet worden.
nd weil beydes seinen Grund, ausser ihr und ih-
m Werkmeister, in den Lebendigen hat, um de-
n willen sie hervorgebracht, und mit solchen Ei-
nschaften versehen ist, die mit dem Wohl der
bendigen übereinstimmen: so ist sie auch von ih-
m Werkmeister nicht aus Nothwendigkeit seines
Wesens, sondern unter der äusseren Bedingung
schaffen, daß sie den Lebendigen zum bequemen
Wohnplatze dienen soll; da sie sonst nicht seyn,
er für andere Arten der Lebendigen anders einge-
htet seyn würde. Es verhält sich nicht anders
it ihr, als mit einer jeden Maschine, deren Da-
n und Einrichtung weder in ihr selbst, noch in

ihrem

ihrem Werkmeister, nothwendigen Grund
sondern sich bloß auf die gesuchte Uebereir
mung mit dem Nutzen der Lebendigen gründe

Ich weis nicht, was sich einige Leute unt
ner Nothwendigkeit vorstellen, oder vor Zeiten
gestellet haben. Denn sie scheinen fast ein vo
len Dingen abgesondertes, und für sich besteh
Wesen daraus zu bilden, das die Dinge durch
allerhöchste Macht, und durch ein ewiges, fa
unbedingtes Muß, seyn heißt, und nur auf
einzige Weise möglich machet. Bey ihnen i
nicht die Möglichkeit, sondern die Nothwendi
das erste, welches sich von einem Dinge, oder viel
vor allen Dingen gedenken läßt; und nichts
ten sie für möglich, als was schlechterdings n
wendig ist. Dergleichen, ausser und wider
Wesen der Dinge, angenommene Nothwendigk
eben so wohl ein eiteles Hirngedicht, ein l
Schall und Abgott, als der bloße Zufall, oder
abgesonderte Natur. Alle Nothwendigkeit,
nicht in den Dingen selbst oder deren Ursachen
die ohne und wider die Eigenschaften und
Wesen der Dinge gedacht wird, hat keinen Gr
und ist ein Blendwerk.

Was ist aber offenbarer, als daß die u
dingte Nothwendigkeit von der körperlichen W
ohne und wider ihr Wesen und ihre Eigensch
angenommen werde? Der körperlichen leb
Welt ist es, vermöge ihres Wesens und ihrer
genschaften, einerley, ob sie ist oder nicht ist, o
so, oder anders ist: folglich ist ihre Wirklic
und Beschaffenheit nicht in ihr selbst gegrün

sol

olglich ist sie nicht schlechterdings nothwendig, son-
ern sie hängt in ihrer Wirklichkeit und Beschaffen-
eit von einer äusseren wirkenden Ursache ab, wel-
he sie noch dazu nicht um ihr selbst willen, sondern
m der lebendigen willen, hervorgebracht. Dieses
st die äussere Bedingung, unter welcher allein al-
es, was an ihr ist, nothwendig heißen kann. Wenn
iese Bedingung nicht wäre, oder anders wäre, so
önnte sie für sich, und ihrer selbst halber, entwe-
er gar nicht, oder auch anders seyn.

Wir sind vermögend, aus einer jeden Maschine
ie Beschaffenheit der ganzen Welt zu beurtheilen.
Die Maschine besteht aus einer gewissen Mate-
ie: die Welt auch. Die Materie der Maschine
enießt ihres Daseyns nicht: die körperliche Welt
ben so wenig. Es hätte eine andere und mancher-
ey Materie zu der Maschine dienen können; ein
edes Stück des Metalles einer Art, und auch ver-
schiedene Art von Metall zu dieser Uhr: so auch in
er Welt. Der Regentropfen, welcher diese
Pflanze wässert und nähret, ist es nicht allein, der
ie hätte nähren können: ein jeder war dazu ge-
schickt; und eine jede Materie von gleicher Schwere
nd Festigkeit hätte das Innere der Erden ihrent-
halben ausfüllen können. Betrachten wir die
Größe und Vielheit der Materie, daraus eine Ma-
schine besteht: so liegt in der Materie derselben
elbst kein Grund der bestimmten Größe. Denn
kein Theil weis von seinem Nachbarn etwas, und
eines Gegenwart schließt die andere nicht nothwen-
dig in sich; es giebt kleine, es giebt große Uhren.
Desgleichen lassen sich in der Welt Lilliputter und

Brobdinjaker, eine Erde, eine Welt im kleinen,
und auch größer gedenken, wenn nur alles dieselbe
Proportion hätte; oder es könnte alles übrige in
der körperlichen Welt in seinem Gange bleiben,
und doch keine lebendige Seele, kein Thier darinn
seyn. Die Eintheilung einer Maschine hat in
ihrer Materie und ihrem Wesen keinen zureichen-
den Grund: eine jede Materie kann auf tausend-
fältige Art getrennet und getheilet werden. So ist
demnach in der lichten und finsteren Materie der
Welt, an und für sich, nichts, das eben so viele,
und nicht mehrere Sonnen und Planeten erforderte.
Was bestimmet die Figur der Theile einer Ma-
schine? Kann eine jede Materie nur einerley Figur
haben? oder hat sie von selbst die Figur, welche der
Maschine zukömmt? Die Figur der Welttheile ist
eben so wenig durch die Materie selbst, oder noth-
wendig bestimmet. Hat sich doch die Figur der
Erdfläche, nach aller Geständniß, geändert. Und
gehen nicht unsere neuen Weltbaumeister mit ih-
ren Cometen, als der Zimmermann mit seiner
Axt, um, den großen Welttheilen eine beliebige
Figur zu geben? Der Ort eines jeden Theils der
Maschine ist ihm an und für sich gleich, und die
Ordnung und Zusammenfügung stecket nicht in
ihrer Materie und ihren Kräften; ja, nachdem die
Theile schon zusammen gefüget sind, so verändern
sie doch ihre Lage gegen einander, können aufge-
halten oder fortgerücket, können gar wieder aus ein-
ander genommen werden. In der Naturlehre
überhaupt ist es auch ein ausgemachter Satz, daß
ein jedes Ding seinen Ort verändern könne, und
nicht

cht nothwendig an einem Orte sey. Ein jeder
genwärtiger Ort eines jeden Dinges hat nicht in
m selbst alleine, sondern hauptsächlich in seinen
achbarn Grund, das ist, in dem Verhältnisse und
leichgewichte seiner Kräfte, zu den Kräften der
nachbarten Theile; sonst wird es von einem zum
ndern fortgestoßen. Und fraget man, was der Ort
r benachbarten wieder für Grund habe: so hängt
abermals von ihren Nachbarn ab, und dieses
ht in einem fort, durch die ganze körperliche
Welt, und ist folglich ein jedes nur wegen der äus-
ern Bedingung seiner Nachbarn an dem Orte,
o es ist. Und mich verlanget zu wissen, ob man
ese äussere Bedingung, von einem Theile zum
ndern, vom andern zum dritten, vom dritten zum
erten, und so weiter ins Unendliche schieben kann.
Das wäre meines Erachtens so viel, als gar kei-
en Grund von dem Orte geben; und dazu eine
nendliche wirkliche Reihe und Zahl der körperli-
chen Welttheile setzen.

§ 15.

Endlich muß die liebe Natur eine Nothhelfe-
rin werden. Weil alles in der ganzen körperlichen
Welt natürlich zugeht, und natürlicher Weise nichts
nders entstehen kann, als was wirklich geschieht:
o schließt man, sey alles schlechterdings nothwen-
ig. Allein, es ist leicht zu sehen, daß aus dem
rausgesetzten zu viel geschlossen werde. Wenn
leich zugestanden würde, daß alles in der Welt
atürlich zugeht, und was natürlich zugeht, nicht
nders seyn könne: so folget doch keine unbedingte

Nothwendigkeit, sondern nur eine bedingte mechanische Nothwendigkeit daraus. Denn wenn ich einmal eine gewisse Maschine, mit bestimmter Zusammenfügung der Theile und Kräfte, setze, und überlasse sie denn ihr selbst, ohne von aussen was darinn zu ändern: so geht auch in der Maschine alles natürlich zu, und kann, vermöge der Kräfte und ihrer Regeln in der Verbindung der Theile, unmöglich etwas anders darinn entstehen, als wirklich entsteht. Dennoch aber ist dieses, was entsteht, nicht schlechterdings nothwendig; sondern es hängt von einem Werkmeister und dem Nutzen der Menschen ab. Ich menne aber, daß ich eben dasselbe von der ganzen leblosen Welt und Natur so offenbar erwiesen, als möglich ist. Woher will man denn das Gegentheil von der Natur erhärten?

Wenn wir die Natur in dieser Absicht besonders untersuchen wollen: so ist wohl zuvörderst nöthig, den Begriff deutlich zu bestimmen, welchen man mit diesem Worte verknüpfet. Denn es scheint, als ob man noch nicht aufhöre, unter diesem Schleyer eine Isis zu verheelen, das ist, unter einem unbestimmten und schwebenden Worte ein Unding für Etwas, eine verborgene Beschaffenheit (qualitatem occultam) für eine Ursache auszugeben.

Wer klare Begriffe suchet, kann durch das Wort Natur nichts anders, als die wesentliche Kraft einer jeden wirklichen Substanz, verstehen. Diese Bedeutung ist dem Sinne der Alten, und jedes gemeinen Mannes, geschweig

vernünf-

vernünftiger Weltweisen, gemäß. † So haben Sonne, Mond, Sterne, Mineralien, Pflanzen, Thiere, ja jedes Stäubchen in der Welt, ihre besondere Natur, oder eine jedem eigene und von andern unterschiedene Kraft zu wirken. Erfahrung und Weltweisheit lehren, daß des einen Dinges Kraft und Natur dem andern entgegen seyn, und dessen Bemühen widerstreben könne. Die ganze Welt, im Großen und Kleinen, besteht aus lauter gegen einander arbeitenden Kräften. Dieses beweist genugsam, daß wir eigentlich so viel verschiedene Naturen in der Welt, als verschiedene wirkliche Substanzen erkennen müssen, und daß es in der That nicht eine einzelne Kraft sey, die alles in allen natürlich wirket.

† Es giebt einige Weltweise, welche das Wesen der Materie, oder wenigstens ihre vornehmste wesentliche Eigenschaft, in der vi inertiæ, d. i. in der Trägheit zur Bewegung setzen, und daraus folgern, daß die lebendigen wirksamen Kräfte nicht von der Materie selbst herkämen, sondern unmittelbar von eines höheren geistigen Wesens Einflusse zeugeten. Dieses wäre eine kurze Art, einen Materialisten und Atheisten zu widerlegen, wenn sie bestehen könnte. Allein, heißt dieses nicht die Natur gänzlich aufheben, und Gott alles in allen alleine und unmittelbar wirken lassen? Wird ein Materialiste den Grundsatz einräumen? Läßt sich die Trägheit der Materie nicht als zufällig betrachten, wenn sie bloß von dem gleichen Widerstande lebendiger Kräfte entstünde, welche an sich allezeit, und alsobald wirksam seyn würden, wenn nur kein Widerstand vorhanden wäre?

Weil jedoch alle diese widrigen Kräfte in der Welt durch eine weise Verknüpfung zur Uebereinstimmung gebracht sind, und so ferne auch die ganze Welt zum Eins machen, und als ein solches erhalten: so nimmt man auch die ganze Sammlung aller besondern Kräfte in der Welt, wegen dieser Uebereinstimmung, für Eins, und nennet sie entweder schlechthin **Natur**, oder die ganze **Natur**, naturam rerum universam. Diese Uebereinstimmung so vieler Kräfte hat aber weder in den einzelnen Kräften, noch in allen zusammen genommen Grund: weil eine jede der andern Daseyn nicht in sich schließt noch erkennet; alle zusammen genommen aber ganz wild und streitend wirken würden, wenn sie eine andere Ordnung hätten. Ihre Uebereinstimmung hebt demnach den wirklichen Unterschied so vieler Millionen Kräfte eben so wenig auf, als man den Unterschied so vieler Millionen Menschen oder Soldaten aufhebt, wenn man sie alle mit den Wörtern, der **Mensch**, **der Soldat**, zusammen fasset. Ein jeder einzelne Mensch in der Welt behält doch für sich seine eigene Natur, oder sein Naturell, ob er gleich mit andern in einer Verbindung und Gesellschaft steht; und ein jeder Kerl in dem Kriegsheere hat seine Stärke für sich, ob er sie gleich, nach eines Winke, mit allen andern vereinet und einstimmig anwendet.

Hieraus ist leicht zu erkennen, daß das Wort Natur sehr gemisbrauchet, ja zum leeren Tone wird, wenn man darunter, ich weis nicht was für eine einzige Kraft der Welt versteht, die alles in allem wirken soll, von allen Dingen unterschieden

ist,

und doch weder von einer Seele der Welt, noch
ser derselben von Gott herkömmt. Was ist sie
in? wo ruhet sie? muß sie nicht auf solche
eise gar verschwinden und zum Undinge werden?
er machet man etwa den allgemeinen Begriff der
tur, als eines Geschlechtes, welcher von den ein-
nen Naturen der Dinge abgesondert worden, zu
em wirklichen besonderen Dinge? so ist doch sol-
s nicht weniger ein Hirngespenst, als wenn ich
eine allgemeine menschliche Natur als wirklich
ächte, die von allen einzelnen Naturen der Men-
n unterschieden seyn, und ihren Einfluß in alle
ondere Menschen wirken lassen sollte. Auf diese
eise möchte die allgemeine Natur höchstens zur
elhaften Gottheit gedeyen, wie bey den Römern
des. Virtus, Honor, Pavor, Pallor,) Treue, Tu-
d, Ehre, Furcht, Schrecken rc. unter dem Bilde
Gottheiten verehret wurden, ob es gleich nur
emeine abgesonderte Begriffe von der Gemüths-
haffenheit einzelner Menschen waren. Aber man
ngt wohl bey solchen Leuten, die mit dem Worte
tur spielen, vergeblich auf eine deutliche Erklä-
g. Sie wissen selbst nicht, was sie damit ha-
wollen, als daß es ihnen dienen soll, diesen lee-
Ton statt des ersten zureichenden Grundes aller
nge zu setzen.

§ 16.

Wenn wir nun die Kräfte der Dinge in der
elt, es sey einzeln, oder vereinet und zusammen
nommen, betrachten: so kann ihnen, und also
Natur, aus vielen Ursachen, keine andere, als

eine bedingte Nothwendigkeit zukommen. Denn erstlich sind diese Kräfte der Materie, als deren wesentliche Eigenschaft, wie die Materie selbst, leblos. Wenn nun die leblose Materie selbst nicht nothwendig wirklich ist, sondern von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht seyn muß; so sind auch derselben Kräfte oder Natur, zugleich in und mit der Materie, auf gleiche Weise, um der Lebendigen willen hervorgebracht. Was kann eine leblose blinde Kraft, die sich ihres Bemühens nicht bewußt ist, sondern der alle Wirkung ihres Bemühens schlechterdings einerley wäre, für sich schlechterdings nothwendig machen? Warum müßte sie die erste, ewige, selbständige und vollkommenste Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen, und ein Nichts bliebe, und nichts zu ihrer eigenen Vollkommenheit wirkete, auch von den Wirkungen ausser sich nichts empfände?

Zweytens, sind die Kräfte jedes Dinges, in den kleinen sowohl als großen Welttheilen, von dem Verhältnisse der Kräfte ihrer Nachbarn abhängig. Wenn nun diese Abhängigkeit ohn Ende in einem fortgehen sollte, so wäre eine äussere Abhängigkeit der ganzen Natur da, die doch von Nichts ausser der Natur abhienge, und sich auf Nichts gründete. Es muß also eine höhere Kraft ausser der Welt und Natur seyn, von welcher sie abhängt: und so ist sie nicht schlechterdings nothwendig.

Drittens, stehen die Kräfte der ganzen Welt in einer Verbindung und Einstimmung mit einander.

se Uebereinstimmung aber stecket nicht in
n an und für sich. Denn betrachtet man
so enthält keine derselben das Daseyn
eschaffenheit der andern; keine weis von
, oder von deren Vorhaben. Nehmen
alle zusammen gefasset schon als wirk-
folget auch noch nicht daraus, daß sie
übereinstimmen müssen; sondern eben
Kräfte könnten auch wider einander strei-
nur ein anderer Ort eines jeden Dinges,
ndere Ordnung unter allen gesetzet wür-
s man, vermöge der Naturgesetze selbst,
annehmen muß. Dann würde eben
r der Dinge auch wider sich selbst wüten,
n ein wüstes Chaos verwandeln können.
...die Natur, so ferne sie eine Ueber-
ng mit sich selbst hat, die nicht in ihr
ndet ist, daß sie nicht schlechterdings
seyn, sondern von einem andern Wesen
diese Uebereinstimmung erhalten habe.
ns, weil jede Wirkung der Kraft, die in
le der Welt ist, von seinen benachbarten
so setzet die ganze Natur eine gewisse
nd Ordnung der Theile voraus, welche
t werden, und wirklich seyn mußte, ehe
ndere, und so wie jetzt, wirken konnte.
ie Natur von etwas abhängt, welches
e selbst, zu setzen ist, und welches in sich
einmal nothwendig ist; so kann die Na-
schlechterdings nothwendig seyn.
...ns, setzen auch alle Regeln der Kräfte,
e Natur, es sey in Körpern oder See-

 len,

len, wirket, eine Bedingung voraus; keine ist in sich und schlechterdings nothwendig; keine läßt sich geometrisch beweisen. Man nehme in den Körpern die Regeln einer anziehenden oder ausdehnenden Kraft, oder alle beyde, oder was man sonst für Gesetze der Bewegung in der Erfahrung gegründet sieht, woraus alle Begebenheiten in der Natur herzuleiten sind: es sind doch keine solche ewige und in sich selbst nothwendige Wahrheiten, als daß zweymal zwey viere sey, oder daß ein Dreyeck drey Winkel habe, welche zwey rechten gleich sind. Man muß ausser den Regeln der Naturkräfte, ja ausser der Materie selbst, immer etwas annehmen, woraus man versteht, warum die Regeln so, und nicht anders sind [4]. Sie leiden daher auch nur eine äussere Uebereinstimmung und äussere Vollkommenheit, und können bloß um der Lebendigen willen,

folg-

4 Leibniz Essais de Theodicée, §. 345. *J'ay decouvert en même temps, que les loix du mouvement, qui se trouvent effectivement dans la nature, et sont verifiées par les experiences, ne sont pas à la verité absolument demonstrables, comme seroit une proposition Geometrique, mais il ne faut pas aussi, qu'elles le soient. Elles ne naissent pas entierement du principe de la necessité, mais elles naissent du principe de la perfection et de l'ordre; elles sont un effet du choix et de la sagesse de Dieu. Je puis demontrer ces loix de plusieurs manieres, mais il faut toujours supposer quelque chose, qui n'est pas d'une necessité absolument Geometrique. De sorte que ces belles loix sont une preuve merveilleuse d'un Etre intelligent et libre, contre le systeme de la necessité absolue et brute de Straton ou de Spinoza.*

glich unter einer Bedingung, nothwendig seyn. elbst die Regeln, wornach sich so manche Seelen nz verschiedener Art richten, sind nicht anders thwendig, als in so ferne sie eine gewisse Art des bens und der Glückseligkeit zum Ziele haben. enn wir aber setzen, daß diese, daß jene mögliche t des Lebens und der Glückseligkeit hat sollen zur irklichkeit kommen: so verstehen wir erst, war- i ein jedes Thier solche Natur bekommen, und in seinen Handlungen nach diesen Regeln rich- ; warum die Spinne ein Netz webet, warum Vogel ein Nest bauet, warum die Schildkröte gegen den Winter vergräbt, u. s. w. Unter der edingung einer gewissen Lebensart waren jedem Regeln und Fertigkeiten seiner Natur, so und cht anders zu handeln, nöthig; in sich selbst und lechterdings sind sie nicht nothwendig.

Sechstens, die Misgeburten, welche zwar sel- , aber jedoch zuweilen, in der Welt wirklich ent- hen, nebst anderen größeren Unfällen, von Ueber- ömungen, Erdbeben, Orcanen, Unfruchtbarkeit, lenschen- und Viehsterben, lehren uns, daß alles eses natürlicher Weise möglich ist. Wenn nun eses allerdings nach den Regeln der Kräfte in der usammenfügung der Welt geschieht: so folget, ß auch eine Ordnung und Regel in der Natur öglich sey, wodurch mehrmals, ja allezeit, derglei- en Unfälle zur Wirklichkeit gebracht würden; folg- h sind die gegenwärtigen Regeln und Ordnung r Natur nicht schlechterdings nothwendig.

§. 17.

§. 17.

Inzwischen zeiget die Erfahrung, daß die jetzt angeregten Unfälle nur sehr selten entstehen, und also bloße unumgängliche Abfälle von Regeln seyn müssen, welche sonst durchgehends zu der Lebendigen Besten übereintreffen. Alle Kräfte der körperlichen Welt, und alle Regeln der Bewegung sind, vermöge unleugbarer Erfahrung, wirksame Ursachen von dem Wohl der Lebendigen. Die ganze körperliche Natur ist, ohne ihr eigen Wissen, ohne ihre Empfindung oder ihr Vergnügen, zu unserm Nutzen stets geschäfftig und arbeitsam; und sie hätte sich, wenn sie den größten Verstand hätte, keine bessere Maaßregeln dazu nehmen können.

Die Meßkünstler und Naturkündiger neuerer Zeit haben ein großes gethan, daß sie die Gesetze der Bewegung, welche die Natur am Himmel und auf den Erden beobachtet, theils schon entdeckt, theils weiter zu erforschen auf der Spur sind. Allein, man wird aus allem, was entdeckt ist, leicht einsehen, daß der Grund aller der Gesetze in dem Wohl der Lebendigen enthalten sey. Die Gesetze, welche Kepler, Newton, Leibnitz, in den Bewegungen der Planeten beobachtet, sind eben diejenigen, welche uns Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit gewähren. Das Gesetz der Schwere giebt unserer Erdkugel die Festigkeit, und machet sie auf allen Seiten wohnbar. Und die Wasserwageregeln ergiessen uns die Ströme und Seen über den ganzen Erdboden, und machen ihn schiffbar. Die Spannung

der

der Lufttheilchen ist das Mittel zur geschwinden Fortpflanzung des Lichtes und Schalles, des Wachsthumes der Pflanzen und des Lebens der Thiere. Der Bruch der Lichtstralen und ihre Zurückprellung, nebst allen optischen Regeln, geben uns tausend Vortheile im * Sehen. Es wäre aber der Mühe werth, daß ein verständiger Mann alle die Gesetze der Natur, welche uns die Meßkunst und Naturlehre an die Hand giebt, auf die Weise deutlich und umständlich erklärete, daß ein jeder den vielfachen Nutzen, welcher dadurch den Lebendigen geschaffet wird, und den Schaden, welchen eben dieselbe haben würden, wenn die Regeln anders wären, begreiflich erkennen könnte.

Diese Betrachtung füllet die große Lücke, welche wir noch in der Weltweisheit haben, und verknüpfet nicht allein die Meßkunst mit der Naturlehre, sondern auch die Naturlehre mit der Metaphysik, die wirkenden Ursachen mit den Endursachen; und zeiget den ganzen Zusammenhang der Dinge aus einer Quelle der Vollkommenheit und Weisheit. Es ist allerdings vernünftig, daß man die Wirkungen selbst aus sicheren Erfahrungen lerne; und daß man den nächsten Grund der Wirkungen in den wirkenden Ursachen und deren Kräften und Regeln suche: allein, es ist auch nicht weniger vernünftig, wenn die wirkenden Ursachen und deren Regeln nicht in sich und schlechterdings nothwendig, und nicht durch sich selbst verständlich sind, sondern eine Bedingung voraus setzen, warum sie so wirken, daß man darnach forsche; weil sonst unserm Ver-

stande

stande kein Genüge geschieht, so lange er keinen zureichenden Grund findet.

Dasjenige, um deßwillen ein Ding ist oder geschieht, nennet man eine Endursache oder Absicht. Da nun die körperliche Welt und ihre Natur keine innere Nothwendigkeit ihres Seyns und ihrer Beschaffenheit hat, sondern von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn muß: so müssen wir nicht allein eine wirkende Ursache, von welcher die Welt hervorgebracht ist, sondern auch eine Endursache oder Absicht dieser Wirkung annehmen, und dieselbe in dem Wohl der Lebendigen suchen, wo wir anders unserm Verstande durch zureichenden Grund Genüge thun wollen.

Die vierte Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Absichten in der Welt.

§ 1.

Wir können also, vernünftiger Weise, mit unserm Forschen nach der ersten Ursache, bey der Welt und deren Natur nicht stehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen ursprünglich erzeuget haben, noch an sich selbst begriffen werden, ohne einen Werkmeister zu setzen, der diese leblose Maschine um der Lebendigen willen hervorgebracht hat. Die Welt und Natur ist folglich nicht das erste, selbständige, ewige, nothwendige Wesen; sondern

solches

muß ausser der Welt seyn, und die Welt in
auf die Lebendigen hervorgebracht haben.
ses selbständige, ewige, nothwendige We-
ches die ganze Welt, und darinn die leblo-
ge um der Lebendigen willen geschaffen hat,
was wir mit dem Worte, Gott, andeuten.
so ein Gott, und wir können unserer gesun-
nunft, ohne den Begriff von einem solchen
nicht einmal in den gemeinsten Erfahrun-
unserm Ursprunge, und der körperlichen
Welt ausser uns, Genügen thun.

llen wir nun die Eigenschaften dieses erha-
Wesens, von dem die ganze Welt, und wir
t allen Lebendigen abhängen, weiter erfor-
stehen uns nur zween Wege offen. Wir
versuchen, was aus dem ersten Begriffe
t durch genaue Vernunftschlüsse zu erkennen
: können auch seine Vollkommenheiten in
Werke, als einem sinnlichen Spiegel der
n Kräfte und Eigenschaften, wahrnehmen.
eydes seine zureichende Klarheit und Deut-
at, und mit einander übereinstimmet: so
wir desto sicherer seyn können, daß wir uns
em so unermeßlichen Wesen, mit unserer
n Vernunft, wenigstens keine falsche Vor-
gemachet haben; wenn sie gleich sehr un-
nen seyn wird.

bleibt zwar unserm Verstande, zumal in
die so erhaben und von dem Sinnlichen so
sind, vieles verborgen, wie und auf was
ieses und jenes beschaffen oder möglich sey:
n Zweifel, der bloß auf Mangel der
Ein-

Einsicht und auf Unwissenheit gegründet i[st]
hat gegen klare und deutliche Einsicht d[er]
Einstimmung oder des Widerspruchs kei[ne]
Statt. Wenn wir so folgern wollten, ich begrei[fe]
nicht, wie es zugeht, also ist es nicht: so würd[en]
wir die offenbaresten Dinge, selbst in der Natu[r]
als Licht, Bewegung, Fortpflanzung, thierisch[e]
Fertigkeiten, ja unsere eigenen Handlungen verleu[g]
nen müssen. Und gewiß, wer die Naturlehre m[it]
der Lehre von Gott unpartheyisch vergleicht, [der]
wird in jener eben so viel unerforschliches für sein[en]
Verstand, als in dieser, finden. Man muß d[a]
her stets die Gränzen der menschlichen Vernunf[t]
welche uns die klare und deutliche Einsicht des Z[u]
sammenhanges der Dinge bezeichnet, wohl beme[r]
ken; und das, was man im hellen Lichte sieh[t]
darum nicht verleugnen, weil noch eins und ander[s]
übrig bleibt, das man nicht so klar und deutlich e[r]
kennen kann.

§ 2.

Gott ist, vermöge des ersten Begriffes, sel[bst]
ständig, ewig, und schlechterdings nothwendig [1]
Daher aber kann man ihn auch nicht anders, al[s]
unveränderlich, gedenken. Denn wäre er [so]
beschaffen, daß etwas in ihm entstünde, was vo[r]
mals in ihm noch nicht wirklich war: so liesse [sich]
nicht sagen, daß er in seiner wirklichen Beschaffen[-]
heit schlechterdings nothwendig sey; sondern, [er]
könnte sich auch anders verhalten, er würde bald i[n]
diesen

1 Siehe die I Abh. §. 1, 2.

diesem, bald in jenem Zustande seyn. Solcher verschiedene auf einander folgende Zustand würde auch sein Daseyn der Zeit unterwerfen; welches seine Ewigkeit aufhebt. Eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten bringet nimmer eine Ewigkeit heraus, wenn man sie auch noch so sehr vermehret [2]. Und wie könnte er denn selbständig seyn? das ist, wie könnte alle seine Wirklichkeit in seinem eigenen Wesen allein völligen Grund haben? Das Wesen ist unveränderlich: so muß auch eine Wirklichkeit, die darinn völligen Grund hat, zugleich mit dem Wesen da, und unveränderlich seyn. Gott ist demnach unveränderlich, ohne Zeit und Wechsel, stets derselbe, und sich vollkommen ähnlich.

Aus dieser Eigenschaft fließt weiter, daß er in allem, was sein Wesen in sich schließt, unendlich, oder ohne Schranken sey. Denn was Schranken hat, in dem ist ein mehreres, oder etwas anderes möglich, als es schon wirklich an sich hat. So hat unser Verstand Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes gedacht werden kann, als wir jetzt wissen und verstehen. Unsere Stärke hat Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes ausgerichtet werden kann, als wir durch unsere Stärke auszurichten vermögend sind. Wenn nun das, was in einem eingeschränkten Dinge über das Wirkliche möglich ist, entsteht: so geschieht eine Veränderung in demselben. Daher ist wechselsweise wahr: Alles, was Schranken hat, ist veränderlich; und alles, was veränderlich ist, hat Schranken. So ist

2 Siehe die I. Abh. §. 8. und die III. Abh. §. 6. sq.

wenn mehrere Götter wären, so müßten sie
einander und von einander unterschieden seyn.
nun nichts von dem andern unterschieden seyn
wenn nicht etwas ist, worinn sie unterschieden
so müßte auch etwas seyn, worinn zween oder
rere Götter von einander unterschieden
eine müßte etwas an sich haben, was der
nicht an sich hätte: der eine würde etwas
ken, wollen, können, was der andere nicht
te, wollte oder könnte. So wäre ausser dem
der eine gedächte, wollte oder könnte, noch
res zu gedenken, zu beschließen und aus
möglich. Wie würde man also sagen können
dieses letzteren Gottes Verstand, Willen und
mögen unendlich sey? Das ist, er wäre kein
Es ist daher ein sicherer Schluß: alles,
viele und verschiedene einzelne Dinge, Arten,
tungen und Stufen möglich sind, das ist
und eingeschränkt; weil ausser dem, was einem
wirklich zukömmt, noch ein anderes und me
der Art möglich ist. Hergegen ist das Une
nicht nur eins, sondern schlechterdings einzig,
unmöglich mehrere und andere unendliche
seyn können. Eben diese Eigenschaft Gottes
auch aus seiner Nothwendigkeit hergeleitet w
Denn eins ist nothwendig; ein selbständig

muß seyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, so ist kein zureichender Grund, warum eben zwey, drey, vier und nicht hundert, nicht tausend, und immer mehr gesetzet würden; wie auch die Vielgötterey der Heiden weist, die ihre Zahl der Götter immer vermehret haben, und nimmer recht bestimmen können oder wollen.

§ 3.

Wenn nun alles, was in Gott ist und seyn kann, in seinem einzigen selbständigen Wesen nothwendigen Grund hat: so stimmet alles, was in ihm ist, mit seinem eigenen Wesen überein. Diese Uebereinstimmung alles göttlichen, mit seinem eigenen Wesen, ist seine innere selbständige **Vollkommenheit**, welche mithin auch ewig, nothwendig, unendlich und einzig ist. Ein körperlich lebloses Ding kann weder selbständig seyn, noch innere Vollkommenheit haben. Es ist nichts in ihm selbst, welches sein Daseyn und seine Beschaffenheit bestimmet, oder womit alles in seinem Wesen übereinstimmen könnte [3]. Gott kann also nicht körperlich noch leblos seyn; sondern er muß ein unkörperlich Leben haben, das seinen übrigen Eigenschaften gemäß, folglich selbständig, nothwendig, ewig, unveränderlich, unendlich, einzig, und schlechterdings das allervollkommenste ist.

Ein jedes Leben begreift eine wirksame Kraft. Da nun Gottes Leben selbständig ist: so muß in demselben der erste Grund alles dessen gesuchet werden, was in und ausser ihm durch Kräfte zur Wirklichkeit

3 Siehe die III Abh. § 4. sqq.

ist, zeiget. Wenn nun ein Wesen Verstand
Willen hat, so rechnen wir es zu der Zahl der
ster. Gott ist also ein Geist; und weil er u
lich ist, so stellet sich sein Verstand alles mö
auf einmal in der größten Deutlichkeit vor;
sein Wille hat auf einmal gewollt und beschl
was er für gut finden kann.

Alles Lebens inneres Ziel und Mittelp
womit alle dessen Bemühungen übereinstimmen
steht in der Lust und Glückseligkeit. Da
die Lust nichts anders ist, als ein anschauendes
kenntniß der Vollkommenheit; Gott aber,
seinem unendlichen Verstande, sich unter allen
lichen auch seine eigene Vollkommenheiten
deutlichste vorstellet: so genießt er, durch solch
liches Bewußtseyn, seines eigenen Daseyns,
Eigenschaften, Kraft, Wirkung, und deren U
einstimmung, aufs vollkommenste, und lebet
für sich in ewiger, unendlicher, unveränderliche
und Glückseligkeit.

§. 4.

Es sind aber auch ausser Gott, durch
Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit

4 Siehe die I Abh. § 3.

dlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Er- hrung lehret, in der Welt wirklich geworden.)a nun die Welt entstanden ist, und in Gottes le- ndiger Kraft der erste Grund alles dessen zu su- en ist, was entsteht und wirklich wird: so muß ich in der göttlichen Kraft etwas seyn, woraus sich e Wirklichkeit und Beschaffenheit der Welt ver- ehen läßt.

Nun sieht man alsobald: weil zur Hervorbrin- ung eines wirklichen Dinges ausser sich eine Macht, der ein Vermögen, etwas wirklich zu machen, gehöret, aß man Gott eine solche Macht beylegen müsse, elche wenigstens ihrer Wirkung, oder der Größe er Welt, gleich ist. Allein, da auch sonst kein zu- illig Ding überhaupt möglich ist, welches nicht ur- prünglich von Gott, als dem ersten Wesen, ent- ünde: so muß in Gott eine Macht seyn, die alles Mögliche in sich fasset. Und das nennen wir eine **Allmacht**. Eben dieses erhellet auch aus der nendlichkeit Gottes. Denn wäre seine Macht ine Allmacht, so würde ja ausser derselben noch was möglich seyn, das sie nicht ausrichten könn- , und sie würde folglich Schranken haben. Da er die Welt, welche durch Gottes Allmacht wirk- ch geworden, nicht ewig ist, noch seyn kann: so lget, daß sie von Gott aus Nichts hervorgebracht y. Ich habe schon oben gezeiget, daß dieser Be- riff nichts widersprechendes in sich halte, und da- er nichts unmögliches vorstelle. Aber wir Men- hen haben freylich kein Vermögen, das diesem hnlich wäre; können also auch die Art und Weise, ie solches möglich ist, nicht begreifen, noch aus

solchem Mangel der Einsicht einen Zweifel wider die Sache selbst ziehen [5].

Daß er aber seine Macht zur Hervorbringung einer Welt, die er sich gedacht hatte, anwenden wollen; solches kann man keiner innern unbedingten Nothwendigkeit seiner Natur und seines Wesens beymessen. Sonst würde die Welt mit Gottes Wesen eine unzertrennliche Verknüpfung haben, und, so zu reden, eine Person mit ihm ausmachen: so würde alles, was in der Welt ist und geschieht, in Gott selbst seyn und geschehen: mit einem Worte, die Welt wäre sein Körper, und er die Seele der Welt. Das kann aber nicht seyn. Die Welt ist veränderlich; demnach würde auch Gott durch die Welt veränderlich werden, weil sie ein wesentlich Theil von ihm wäre. Die Welt, und alles was in der Welt ist, hat Schranken; demnach würde auch Gottes Wesen so ferne eingeschränkt und endlich seyn. Die Dauer der Welt besteht in einer Zeit, und sie kann nicht ewig seyn; demnach würde auch Gott der Zeit unterworfen und so ferne nicht ewig seyn. Die Welt ist größtentheils körperlich; demnach würde sich auch Gott in diesem Körper bewußt seyn, das ist, sinnlich fühlen, und vom Körper abhängen; folglich nicht das allervollkommenste Leben, und die allervollkommenste Glückseligkeit besitzen. Die Welt enthält Lebendige, die, wegen ihrer Schranken, bloß einer niedrigern Lust fähig sind, welche dazu noch durch Schmerz und Unlust gestöret wird, und oft aus der Unvollkommen-

5 Siehe die III Abh. § 6. sqq.

kommenheit eine betrügliche Nahrung suchet; demnach würde Gott, wenn er in den Lebendigen dieser Welt lebete, sich durch ihre Schöpfung unvollkommener und unglückseliger gemachet haben. Dieses alles widerspricht den göttlichen Eigenschaften, und folglich seinem Wesen. Demnach widerspricht es seinem Wesen und seinen Eigenschaften, daß er die Welt aus innerer unbedingten Nothwendigkeit seiner eigenen Natur hervorgebracht hätte.

Es bleibt also nichts übrig als daß die äusseren möglichen Dinge, welche er sich nach seinem unendlichen Verstande vorgestellet, seinem Willen einen Bewegungsgrund zur Schöpfung gegeben, und daß die Zufälligkeit und Mannichfaltigkeit möglicher Dinge ihm eine freye Wahl verstattet habe, welche jedoch mit seinen nothwendigen Eigenschaften übereinstimmete. Gott hat nämlich, vermöge seiner Natur, an seinen eigenen Vollkommenheiten Lust. Er stellet sich aber, nach dem Verstande, nicht allein sich selbst, sondern auch alle ausser ihm mögliche Dinge, mit ihrer verschiedenen Vollkommenheit vor. Nun wissen wir Menschen aus unserer eigenen Empfindung, daß ein Geist nicht allein an seiner eigenen, sondern auch an anderer Vollkommenheit und Glückseligkeit Lust haben kann. Demnach läßt sich auch begreifen, daß dieses gleichfalls dem größten Geiste ein Bewegungsgrund des Willens zur Schöpfung, die in seiner Macht war, hat werden können.

Wenn wir Menschen an der Vollkommenheit eines andern Lust haben: so ist doch allezeit bey uns eine Begierde nach unserer eigenen mehrern Voll-

kommenheit und Glückseligkeit, und also ein Mangel mit zum Grunde zu legen. Das läßt sich aber von Gott nicht sagen, als dessen Vollkommenheit und Glückseligkeit nichts kann hinzugesetzt werden, weil sie unendlich ist. Gott kann also die Welt, in dem Verstande, nicht um sein selbst willen geschaffen haben. Allein, auch die körperliche Welt ist, als leblos, keiner innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig, und kann ihres eigenen Daseyns nicht geniessen; sondern kann nur in so weit vollkommen genannt werden, als ihr Daseyn und ihre Beschaffenheit mit dem Wohl der Lebendigen übereinstimmet. Demnach kann Gott auch die körperliche Welt nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, geschaffen haben. Die Lebendigen aller Arten sind es demnach nur eigentlich, von welchen Gott den Bewegungsgrund zur Schöpfung genommen hat; weil sie einer innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig waren, und weil Gott sich ein Vergnügen daraus machte, aus seiner unendlichen Fülle denen ausser ihm möglichen Lebendigen die Wirklichkeit zu geben, und so viel Vollkommenheit und Glückseligkeit mitzutheilen, als jedes Art, in der Verknüpfung der Dinge, litte.

Dasjenige, um deß willen ein verständiges Wesen etwas zur Wirklichkeit bringet, wird seine Absicht oder sein Zweck genannt. Gott handelt also in der Welt mit Absicht, und diese ist auf das Wohl der Lebendigen gerichtet; alles aber in der Welt, was diese Absicht zur Wirklichkeit bringen kann, ist unter die Mittel der göttlichen Absicht zu zählen. Da nun

nun alles in der Welt durch die Kräfte der Dinge, das ist, durch die Natur, ihrem Wesen gemäß, zur Wirklichkeit kömmt, so ist das Wesen und die Natur der Dinge das Mittel göttlicher Absichten.

Ein unendlicher Verstand, der aller möglichen Dinge Vollkommenheit aufs deutlichste einsieht, weis seine Absichten und deren Mittel zu der völligsten Uebereinstimmung zu bringen: und das ist die größte **Weisheit.** Ein Wille, der an aller möglichen Lust und Glückseligkeit der Lebendigen Gefallen hat, wird auch geneigt seyn dieselbe zu bewirken: und das ist die größte Güte. Wir können also von Gottes Schöpfung und deren Absichten nicht anders denken, als daß sie eine unendliche Weisheit und Güte zu Tage legen werden; gleichwie sie durch seine unendliche Macht wirklich geworden sind.

§ 5.

Wie uns nun dieser Weg des Erkenntnisses Gottes von den ersten Begriffen seiner Selbständigkeit, Nothwendigkeit und Ewigkeit, zu seinen weisen und gütigen Absichten in der Schöpfung der Welt geführet hat: so werden wir rückwärts, durch die Betrachtung der Welt, vermitteist der darinn liegenden Absichten, zu eben dem Erkenntnisse des Daseyns Gottes und seiner Eigenschaften und Wirkungen gebracht.

Aus der Betrachtung der Welt sahen wir: da das Lebendige in der Welt einen Ursprung, und doch nicht von dem Leblosen gehabt, das Leblose aber auch den Grund seines Daseyns und seiner Beschaf-

Einsicht und auf Unwissenheit gegründet ist, hat gegen klare und deutliche Einsicht der Einstimmung oder des Widerspruchs keine Statt. Wenn wir so folgern wollten, ich begreife nicht, wie es zugeht, also ist es nicht: so würden wir die offenbaresten Dinge, selbst in der Natur, als Licht, Bewegung, Fortpflanzung, thierische Fertigkeiten, ja unsere eigenen Handlungen verleugnen müssen. Und gewiß, wer die Naturlehre mit der Lehre von Gott unpartheyisch vergleicht, der wird in jener eben so viel unerforschliches für seinen Verstand, als in dieser, finden. Man muß daher stets die Gränzen der menschlichen Vernunft, welche uns die klare und deutliche Einsicht des Zusammenhanges der Dinge bezeichnet, wohl bemerken; und das, was man im hellen Lichte sieht, darum nicht verleugnen, weil noch eins und anderes übrig bleibt, das man nicht so klar und deutlich erkennen kann.

§ 2.

Gott ist, vermöge des ersten Begriffes, selbständig, ewig, und schlechterdings nothwendig [1]. Daher aber kann man ihn auch nicht anders, als unveränderlich, gedenken. Denn wäre er so beschaffen, daß etwas in ihm entstünde, was vormals in ihm noch nicht wirklich war: so liesse sich nicht sagen, daß er in seiner wirklichen Beschaffenheit schlechterdings nothwendig sey; sondern, er könnte sich auch anders verhalten, er würde bald in diesem,

1 Siehe die I Abh. §. 1, 2.

diesem, bald in jenem Zustande seyn. Solcher verschiedene auf einander folgende Zustand würde auch sein Daseyn der Zeit unterwerfen; welches seine Ewigkeit aufhebt. Eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten bringet nimmer eine Ewigkeit heraus, wenn man sie auch noch so sehr vermehret [a]. Und wie könnte er denn selbständig seyn? das ist, wie könnte alle seine Wirklichkeit in seinem eigenen Wesen allein völligen Grund haben? Das Wesen ist unveränderlich: so muß auch eine Wirklichkeit, die darinn völligen Grund hat, zugleich mit dem Wesen da, und unveränderlich seyn. Gott ist demnach unveränderlich, ohne Zeit und Wechsel, stets derselbe, und sich vollkommen ähnlich.

Aus dieser Eigenschaft fließt weiter, daß er in allem, was sein Wesen in sich schließt, **unendlich**, oder ohne Schranken sey. Denn was Schranken hat, in dem ist ein mehreres, oder etwas anderes möglich, als es schon wirklich an sich hat. So hat unser Verstand Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes gedacht werden kann, als wir jetzt wissen und verstehen. Unsere Stärke hat Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes ausgerichtet werden kann, als wir durch unsere Stärke auszurichten vermögend sind. Wenn nun das, was in einem eingeschränkten Dinge über das Wirkliche möglich ist, entsteht: so geschieht eine Veränderung in demselben. Daher ist wechselsweise wahr: Alles, was Schranken hat, ist veränderlich; und alles, was veränderlich ist, hat Schranken. So ist

a Siehe die I. Abh. §. 8. und die III. Abh. §. 6. sq.

ist denn auch im Gegentheile alles Unendliche u
veränderlich, und alles Unveränderliche unendli
Gott ist also unendlich, so ferne alles, was in i
möglich ist, zugleich, und auf einmal da ist.

Ich folgere auch daraus, daß er einzig s
oder daß nicht mehrere Götter seyn können. De
wenn mehrere Götter wären, so müßten sie au
einander und von einander unterschieden seyn. W
nun nichts von dem andern unterschieden seyn ka
wenn nicht etwas ist, worinn sie unterschieden si
so müßte auch etwas seyn, worinn zween oder m
rere Götter von einander unterschieden wären;
eine müßte etwas an sich haben, was der and
nicht an sich hätte: der eine würde etwa was d
ken, wollen, können, was der andere nicht gedä
te, wollte oder könnte. So wäre ausser dem, w
der eine gedächte, wollte oder könnte, noch ein m
res zu gedenken, zu beschließen und auszurich
möglich. Wie würde man also sagen können, d
dieses letzteren Gottes Verstand, Willen und V
mögen unendlich sey? Das ist, er wäre kein G
Es ist daher ein sicherer Schluß: alles, wo
viele und verschiedene einzelne Dinge, Arten, G
tungen und Stufen möglich sind, das ist endl
und eingeschränkt; weil ausser dem, was einem je
wirklich zukömmt, noch ein anderes und mehre
der Art möglich ist. Hergegen ist das Unendli
nicht nur eins, sondern schlechterdings einzig, so d
unmöglich mehrere und andere unendliche Di
seyn können. Eben diese Eigenschaft Gottes ka
auch aus seiner Nothwendigkeit hergeleitet werd
Denn eins ist nothwendig; ein selbständig We

m

muß seyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, so ist kein zureichender Grund, warum eben zwey, drey, vier und nicht hundert, nicht tausend, und immer mehr gesetzet würden; wie auch die Vielgötterey der Heiden weist, die ihre Zahl der Götter immer vermehret haben, und nimmer recht bestimmen können oder wollen.

§ 3.

Wenn nun alles, was in Gott ist und seyn kann, in seinem einzigen selbständigen Wesen nothwendigen Grund hat: so stimmet alles, was in ihm ist, mit seinem eigenen Wesen überein. Diese Uebereinstimmung alles göttlichen, mit seinem eigenen Wesen, ist seine innere selbständige Vollkommenheit, welche mithin auch ewig, nothwendig, unendlich und einzig ist. Ein körperlich lebloses Ding kann weder selbständig seyn, noch innere Vollkommenheit haben. Es ist nichts in ihm selbst, welches sein Daseyn und seine Beschaffenheit bestimmet, oder womit alles in seinem Wesen übereinstimmen könnte [3]. Gott kann also nicht körperlich noch leblos seyn; sondern er muß ein unkörperlich Leben haben, das seinen übrigen Eigenschaften gemäß, folglich selbständig, nothwendig, ewig, unveränderlich, unendlich, einzig, und schlechterdings das allervollkommenste ist.

Ein jedes Leben begreift eine wirksame Kraft. Da nun Gottes Leben selbständig ist: so muß in demselben der erste Grund alles dessen gesuchet werden, was in und ausser ihm durch Kräfte zur Wirklichkeit

3 Siehe die III Abh. § 4. sqq.

lichkeit kömmt, und möglich ist [4]. Weil es aber eine unkörperliche Lebenskraft ist, so können wir sie innerlich nicht anders, als durch Verstand und Willen, wirksam gedenken; gleichwie auch die äusserliche Schöpfung, dadurch die Welt um der lebendigen willen, das ist, nach Absicht hervorgebracht ist, zeiget. Wenn nun ein Wesen Verstand und Willen hat, so rechnen wir es zu der Zahl der Geister. Gott ist also ein Geist; und weil er unendlich ist, so stellet sich sein Verstand alles mögliche auf einmal in der größten Deutlichkeit vor; und sein Wille hat auf einmal gewollt und beschlossen, was er für gut finden kann.

Alles Lebens inneres Ziel und Mittelpunkt, womit alle dessen Bemühungen übereinstimmen, besteht in der Lust und Glückseligkeit. Da nun die Lust nichts anders ist, als ein anschauendes Erkenntniß der Vollkommenheit; Gott aber, nach seinem unendlichen Verstande, sich unter allen Möglichen auch seine eigene Vollkommenheiten aufs deutlichste vorstellet: so genießt er, durch solch deutliches Bewußtseyn, seines eigenen Daseyns, seiner Eigenschaften, Kraft, Wirkung, und deren Uebereinstimmung, aufs vollkommenste, und lebet also für sich in ewiger, unendlicher, unveränderlicher Lust und Glückseligkeit.

§ 4.

Es sind aber auch ausser Gott, durch seine Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit einer endli-

4 Siehe die I Abh. § 3.

ndlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Er-
hrung lehret, in der Welt wirklich geworden.
Da nun die Welt entstanden ist, und in Gottes le-
endiger Kraft der erste Grund alles dessen zu su-
en ist, was entsteht und wirklich wird: so muß
uch in der göttlichen Kraft etwas seyn, woraus sich
e Wirklichkeit und Beschaffenheit der Welt ver-
ehen läßt.

Nun sieht man alsobald: weil zur Hervorbrin-
ung eines wirklichen Dinges ausser sich eine Macht,
der ein Vermögen, etwas wirklich zu machen, gehöret,
aß man Gott eine solche Macht beylegen müsse,
elche wenigstens ihrer Wirkung, oder der Größe
r Welt, gleich ist. Allein, da auch sonst kein zu-
illig Ding überhaupt möglich ist, welches nicht ur-
rünglich von Gott, als dem ersten Wesen, ent-
ünde: so muß in Gott eine Macht seyn, die alles
Mögliche in sich fasset. Und das nennen wir eine
Allmacht. Eben dieses erhellet auch aus der
nendlichkeit Gottes. Denn wäre seine Macht
ine Allmacht, so würde ja ausser derselben noch
was möglich seyn, das sie nicht ausrichten könn-
, und sie würde folglich Schranken haben. Da
er die Welt, welche durch Gottes Allmacht wirk-
ch geworden, nicht ewig ist, noch seyn kann: so
lget, daß sie von Gott aus Nichts hervorgebracht
y. Ich habe schon oben gezeiget, daß dieser Be-
riff nichts widersprechendes in sich halte, und da-
r nichts unmögliches vorstelle. Aber wir Men-
hen haben freylich kein Vermögen, das diesem
nlich wäre; können also auch die Art und Weise,
ie solches möglich ist, nicht begreifen, noch aus

solchem Mangel der Einsicht einen Zweifel n
die Sache selbst ziehen [s].

Daß er aber seine Macht zur Hervorbring
einer Welt, die er sich gedacht hatte, anwe
wollen; solches kann man keiner innern unbed
ten Nothwendigkeit seiner Natur und seines
sens beymessen. Sonst würde die Welt mit
tes Wesen eine unzertrennliche Verknüpfung ha
und, so zu reden, eine Person mit ihm ausmac
so würde alles, was in der Welt ist und gesch
in Gott selbst seyn und geschehen; mit einem
te, die Welt wäre sein Körper, und er die S
der Welt. Das kann aber nicht seyn. Die
ist veränderlich; demnach würde auch Gott d
die Welt veränderlich werden, weil sie ein we
lich Theil von ihm wäre. Die Welt, und
was in der Welt ist, hat Schranken; dem
würde auch Gottes Wesen so ferne eingeschr
und endlich seyn. Die Dauer der Welt be
in einer Zeit, und sie kann nicht ewig seyn;
nach würde auch Gott der Zeit unterworfen un
ferne nicht ewig seyn. Die Welt ist größten
körperlich; demnach würde sich auch Gott in
Körper bewußt seyn, das ist, sinnlich fühlen
vom Körper abhängen; folglich nicht das
vollkommenste Leben, und die allervollkom
Glückseligkeit besitzen. Die Welt enthält Leb
ge, die, wegen ihrer Schranken, bloß einer
gern Lust fähig sind, welche dazu noch durch S
und Unlust gestöret wird, und oft aus der Un
kom

s Siehe die III Abh. § 6. sqq.

kommenheit eine betrügliche Nahrung suchet; demnach würde Gott, wenn er in den Lebendigen dieser Welt lebete, sich durch ihre Schöpfung unvollkommener und unglückseliger gemachet haben. Dieses alles widerspricht den göttlichen Eigenschaften, und folglich seinem Wesen. Demnach widerspricht es seinem Wesen und seinen Eigenschaften, daß er die Welt aus innerer unbedingten Nothwendigkeit seiner eigenen Natur hervorgebracht hätte.

Es bleibt also nichts übrig als daß die äusseren möglichen Dinge, welche er sich nach seinem unendlichen Verstande vorgestellet, seinem Willen einen Bewegungsgrund zur Schöpfung gegeben, und daß die Zufälligkeit und Mannichfaltigkeit möglicher Dinge ihm eine freye Wahl verstattet habe, welche jedoch mit seinen nothwendigen Eigenschaften übereinstimmete. Gott hat nämlich, vermöge seiner Natur, an seinen eigenen Vollkommenheiten Lust. Er stellet sich aber, nach dem Verstande, nicht allein sich selbst, sondern auch alle ausser ihm mögliche Dinge, mit ihrer verschiedenen Vollkommenheit vor. Nun wissen wir Menschen aus unserer eigenen Empfindung, daß ein Geist nicht allein an seiner eigenen, sondern auch an anderer Vollkommenheit und Glückseligkeit Lust haben kann. Demnach läßt sich auch begreifen, daß dieses gleichfalls dem größten Geiste ein Bewegungsgrund des Willens zur Schöpfung, die in seiner Macht war, hat werden können.

Wenn wir Menschen an der Vollkommenheit eines andern Lust haben: so ist doch allezeit bey uns eine Begierde nach unserer eigenen mehrern Vollkommen-

kommenheit und Glückseligkeit, und also ein Mangel mit zum Grunde zu legen. Das läßt sich aber von Gott nicht sagen, als dessen Vollkommenheit und Glückseligkeit nichts kann hinzugesetzt werden, weil sie unendlich ist. Gott kann also die Welt, in dem Verstande, nicht um sein selbst willen geschaffen haben. Allein, auch die körperliche Welt ist, als leblos, keiner innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig, und kann ihres eigenen Daseyns nicht geniessen; sondern kann nur in so weit vollkommen genannt werden, als ihr Daseyn und ihre Beschaffenheit mit dem Wohl der Lebendigen übereinstimmet. Demnach kann Gott auch die körperliche Welt nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, geschaffen haben. Die Lebendigen aller Arten sind es demnach nur eigentlich, von welchen Gott den Bewegungsgrund zur Schöpfung genommen hat; weil sie einer innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig waren, und weil Gott sich ein Vergnügen daraus machte, aus seiner unendlichen Fülle denen ausser ihm möglichen Lebendigen die Wirklichkeit zu geben, und so viel Vollkommenheit und Glückseligkeit mitzutheilen, als jedes Art, in der Verknüpfung der Dinge, litte.

Dasjenige, um deß willen ein verständiges Wesen etwas zur Wirklichkeit bringet, wird seine Absicht oder sein Zweck genannt. Gott handelt also in der Welt mit Absicht, und diese ist auf das Wohl der Lebendigen gerichtet; alles aber in der Welt, was diese Absicht zur Wirklichkeit bringen kann, ist unter die Mittel der göttlichen Absicht zu zählen. Da

nun

nun alles in der Welt durch die Kräfte der Dinge, das ist, durch die Natur, ihrem Wesen gemäß, zur Wirklichkeit kömmt; so ist das Wesen und die Natur der Dinge das Mittel göttlicher Absichten.

Ein unendlicher Verstand, der aller möglichen Dinge Vollkommenheit aufs deutlichste einsieht, weis seine Absichten und deren Mittel zu der völligsten Uebereinstimmung zu bringen: und das ist die größte Weisheit. Ein Wille, der an aller möglichen Lust und Glückseligkeit der Lebendigen Gefallen hat, wird auch geneigt seyn dieselbe zu bewirken: und das ist die größte Güte. Wir können also von Gottes Schöpfung und deren Absichten nicht anders denken, als daß sie eine unendliche Weisheit und Güte zu Tage legen werden; gleichwie sie durch seine unendliche Macht wirklich geworden sind.

§ 5.

Wie uns nun dieser Weg des Erkenntnisses Gottes von den ersten Begriffen seiner Selbständigkeit, Nothwendigkeit und Ewigkeit, zu seinen weisen und gütigen Absichten in der Schöpfung der Welt geführet hat: so werden wir rückwärts, durch die Betrachtung der Welt, vermittelst der darinn liegenden Absichten, zu eben dem Erkenntnisse des Daseyns Gottes und seiner Eigenschaften und Wirkungen gebracht.

Aus der Betrachtung der Welt sahen wir: da das Lebendige in der Welt einen Ursprung, und doch nicht von dem Leblosen gehabt, das Leblose aber auch den Grund seines Daseyns und seiner Beschaf-

fenheit nicht in sich selbst haben, das ist, nicht selbständig, nothwendig und ewig seyn kann; daß die ganze Welt von einem wahrhaftig selbständigen, nothwendigen, ewigen Werkmeister, und zwar das Leblose um der Lebendigen willen, das ist, mit Absicht auf die Lebendigen und deren Wohl, hervorgebracht seyn müsse. Hierinn liegt unmittelbar seine **Macht**, welche die Welt mit allem dem, was darinn ist, zur Wirklichkeit gebracht: hernach seine **Güte**, welche die Lust und Glückseligkeit der möglichen Lebendigen zum **Zwecke** gehabt: und seine **Weisheit**, welche zu diesem gütigen Zwecke die Natur sowohl der leblosen Dinge, als der Lebendigen selbst, nach einstimmigen Regeln, als das kürzeste Mittel, erwählet hat. Und diese drey Eigenschaften des Schöpfers müssen der Wirkung gleich, das ist, **unermeßlich**, und nach der Art zu wirken **unendlich** seyn. Denn wir mögen die Welt, und was darinn ist, nach ihrer Größe und Mannichfaltigkeit, oder nach ihrer Uebereinstimmung und Vollkommenheit betrachten: so übersteigt sie in allen Stücken, alles Maaß, was wir erdenken können. In so ferne aber zwischen dem Seyn und Nichtseyn ein unendlicher Abstand ist, so setzet die Welt, welche das Seyn durch des Schöpfers Macht, Güte und Weisheit erhalten hat, da sie vorher nicht war, unendliche Eigenschaften und Vollkommenheiten voraus.

Ein solcher Schöpfer nun muß nicht allein eine unendliche **Kraft**, sondern auch, so ferne er dieselbe nach unendlicher Güte und Weisheit äussert, den vollkommensten **Verstand** und **Willen** haben: folg-

r größte Geist seyn, der ein ihm gemäßes
ıd innere Vollkommenheit, Lust und
gkeit besitzt. Weil nun die Welt durch
ıüpfung der wirkenden und Endursachen
es Ganzes ausmachet: und hergegen in
igen Wesen, das den vollkommensten
und Willen, und eine unendliche Kraft
lliger Grund des Daseyns der Welt zu
: so würden mehrere Schöpfer ohne zu-
Grund, und umsonst erdacht. Er ist
, und vermöge seiner Unendlichkeit kön-
nicht mehrere seyn: mithin ist er auch das
dige, ewige, selbständige, erste We-
n alle Wirklichkeit anderer Dinge abhän-
was wir Gott nennen.

§ 6.

e Wege des Erkenntnisses legen nichts
ıde, als was ein jeder Atheist zugestehen
imlich auf der einen Seite, daß etwas
ıes, nothwendiges, ewiges seyn müsse;
ndern aber, daß die Welt aus lebendi-
ıblosen Dingen bestehe. Beyde aber füh-
ennoch zu einerley Eigenschaften des ersten
wodurch die Wahrheit desto mehr bestär-
Besonders aber treffen sie in den Ab-
s einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte,
l. Denn fangen wir von den ersten Be-
ıes selbständigen, nothwendigen, ewigen
n: so läßt sich dasselbe nicht anders, als
und wenn es ausser sich wirksam ist, als
bendigen willen, das ist, mit Absicht auf
die

die Lebendigen, wirksam gedenken. Betrachten wir aber die Welt zuerst, so ferne sie aus lebendigen und leblosen Dingen besteht, die beyde den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich haben: so finden wir, daß das Leblose nicht um sein selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, also aus Absicht auf dieselbe, hervorgebracht seyn müsse. Demnach wird auch besonders die Lehre von den Absichten in der Natur, durch diese Uebereinstimmung, bestärket; wiewohl dieselbe schon für sich fest steht, ehe man noch zu den Eigenschaften des ersten Wesens hinauf gestiegen ist, weil sie allein auf der Leblosigkeit der körperlichen Welt gegründet bleibt.

Dieser allgemeine Beweis der Absichten fließt demnach nicht aus der äusserlichen Einrichtung der Welt, sondern aus einer inneren Beschaffenheit der Materie. Er gründet sich nicht auf ein tiefes oder weitläuftiges Erkenntniß der Natur, sondern auf etwas einfaches, das jedem in die Augen leuchtet; nicht auf was willkührliches und zweydeutiges, sondern auf was wesentliches. Er läßt auch keine Ausflucht über, daß etwa die vermeynte Absicht einem Ungefähr oder einer blinden Nothwendigkeit zuzuschreiben sey, sondern eben dieselbe Beschaffenheit der Materie, woraus die Absichten fließen, hebt zugleich Nothwendigkeit und Zufall auf. Es hat mir um so viel nöthiger gedünket, auf solchen Beweis zu denken, weil derjenige, den man bisher schlechthin aus der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge geführet hat, noch nicht hat verhindern können, daß nicht Leute, die gern eine jede Gelegenheit zu Ausflüchten ergreifen, alle die herrliche

Ordnung und Einrichtung der Welt lieber einem Ungefähr, die meisten einer blinden Nothwendigkeit zugeschrieben hätten.

Es sey ferne von mir, daß ich den Beweis von der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge verachten, oder für schwach halten sollte. Ich sehe ihn vielmehr für sehr gut und stark an: aber ich glaube auch, daß er bisher mehr dazu eingerichtet worden, daß er durch große Klarheit, als daß er durch Deutlichkeit, überzeugen sollte. Allerdings ist es einem jeden, der nicht frev什lich spitzfindig seyn will, offenbar, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen gemacht sey, und daß überhaupt alle und jede Einrichtung in der Welt, vom größten bis zum kleinsten, Weisheit und Absicht zeige, die einer gleichsam mit Händen greifen kann; so daß einer entweder die Natur nicht kennen, oder schamroth werden muß, wenn er sich und andere überreden will, daß solche Uebereinstimmung mit dem Nutzen der Lebendigen entweder von einem wüsten Zufalle, oder von einer blinden Nothwendigkeit, herrühre. Unterdessen fehlete es doch bisher, bey dieser Folgerung von der Uebereinstimmung in der Welt auf die Absichten, an einem allgemeinen und deutlichen Beweise, daß solche Uebereinstimmung nothwendig von einer Absicht eines Werkmeisters herrühren müsse, und sonst keinen Grund haben könne. Nun aber ist hier ein allgemeiner deutlicher Grund gegeben, warum eine körperliche leblose Welt sowohl von einem Werkmeister, als um der Lebendigen willen, und also aus Absicht, hervorgebracht

bracht seyn muß: und der ist leicht zu überdenken, und so ins Kurze zu fassen.

1. Die körperliche Welt ist an sich und ihrer Natur nach leblos.
2. Was an sich und seiner Natur nach leblos ist, das hat, vermöge seines Wesens und seiner Natur, keine Empfindung oder Bewußtseyn von seinem wirklichen Daseyn und von seinen wirklichen Beschaffenheiten, Kräften und Wirkungen.
3. Was, vermöge seines Wesens und seiner Natur, von seinem eigenen wirklichen Daseyn und von seinen wirklichen Beschaffenheiten, Kräften und Wirkungen keine Empfindung und kein Bewußtseyn hat, dem ist es, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley, ob es ist oder nicht ist, ob es so oder anders ist, ob es wirksam ist oder nicht.
4. Wem es, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley ist, ob es ist oder nicht ist, ob es so oder anders ist, ob es wirksam ist oder nicht dessen wirkliches Daseyn, Beschaffenheit und Wirksamkeit, hat in ihm selbst, d. i. in seinem Wesen und in seiner Natur, keinen zureichenden Grund der Wirklichkeit, und kann auch seinem eigenen Wesen und seiner Natur nicht gemäß bestimmet seyn.
5. Dasjenige, was den Grund seines wirklichen Daseyns, seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit nicht in sich selbst hat, noch seinem eigenen Wesen und seiner Natur gemäß bestimmet seyn kann, das muß den Grund seines wirklichen Daseyns und seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit in einem andern Dinge ausser sich haben, und nach

eines

eines andern Dinges Wesen und Natur bestimmet seyn.

6. Dasjenige, was den Grund seines wirklichen Daseyns, seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit in einem andern Dinge ausser sich hat, ist von einer wirkenden Ursache hervorgebracht: und da es von derselben nach eines andern Dinges Wesen und Natur bestimmet worden, so muß es um deswillen, und also aus Absicht seyn hervorgebracht worden.

7. Demnach muß die körperliche leblose Welt von einem Werkmeister aus Absicht auf andere, als leblose Dinge, und also nach Uebereinstimmung mit dem Wesen und der Natur der Lebendigen, hervorgebracht seyn.

Demnach muß auch alle Uebereinstimmung der körperlichen Welt mit dem Wesen der Lebendigen eine Absicht ihres Werkmeisters seyn. Steht nun dieses, als ein allgemeiner Obersatz, fest und unbeweglich, wie erwiesen: so können alle wunderwürdige Uebereinstimmungen der Dinge in der Welt, welche uns die Kenner der Natur und ihres Urhebers vorstellen, als lauter Untersätze aus einer klaren Erfahrung, oder als Beyspiele angesehen werden, welche nunmehro, vermöge des Obersatzes, einen sicheren Schluß gewähren, und so ferne allen Einwürfen Trotz biethen.

§ 7.

Man darf sich nicht wundern, daß Leute, die sich der Religion entreißen wollen, mit aller Macht gegen die Absichten in der Natur streiten. Man

sollte aber kaum denken, daß andere, die in d
That Religion haben, in dem Stücke jenen gefi
get wären. Allein, anstatt daß es leicht gewes
wäre, den klaren Mittelbegriff des Schlusses in e
nen deutlichen zu verwandeln, und den Beweis d
durch zu schärfen; so haben sich einige vielmehr b
mühet, den Begriff zu verdunkeln, mithin auch d
Folgerung als schwach und unzulänglich zu verwe
sen. Ihre Gründe sind zum Theil auch so beschaf
fen, daß sie ebenfalls einem Atheisten gerecht sey
können, wenn sie gleich, nach der Urheber Mei
nung, dazu nicht angewandt werden sollten. E
giebt noch andere, welche die Betrachtung der A
sichten von der Naturlehre, die Endursache von d
wirkenden, abgesondert wissen wollen. Und da
hat mehreren Schein. Jedoch gehen sie darü
wohl zu weit, wenn sie keine Verknüpfung un
beyden erkennen, allen Einfluß der Endursachen
das Erkenntniß der Natur leugnen, oder wohl g
von den Endursachen an sich verächtlich sprechen.

§ 8.

Was haben aber erstlich die großen Weltwe
sen, welche gar alle Absichten in der Natur verleug
nen, für einen scheinbaren Einwurf dagegen? De
wüsten Zufall, und die blinde Nothwendigkeit d
Natur habe ich ihnen schon benommen, und wi
das Gesagete hier nicht wiederholen. Können s
aber sonst beweisen, daß eine körperliche Welt, ve
möge ihrer Natur und ihres Wesens, keine Ein
richtung nach gewissen Absichten leide? Ich dächt
das wüßten sie aus menschlichen Maschinen besse

Dere

Deren Materie ist doch aus der Natur genommen, und also überhaupt einer Art mit der Materie der Welt. Nun war diese Materie der Maschine vorhin noch keine Maschine, war also nicht nothwendig, was sie werden kann; litte aber doch, daß sie, nach kluger Absicht, zum Nutzen der Menschen, in die Verknüpfung einer Maschine gebracht ward, und würde ohne solche Absicht nimmer eine solche Maschine geworden seyn. Ist aber die ganze körperliche Welt, an sich, was anders, als eine Maschine? Bewegen sich nicht ihre Theile durch gewisse Kräfte, nach gewissen Regeln, der Verknüpfung gemäß, und zwar zum Besten der Menschen und aller Lebendigen? Woher sollte denn hier eine Absicht unmöglich Statt finden, und dem Wesen und der Beschaffenheit der Welt widersprechen? Sie können auch nicht sagen, daß die Absichten ohne Noth, Grund und Ursache in die Natur eingeführet würden, und daß das, was natürlich zugeht, keines Verstandes und keiner Absichten bedürfe. Ich habe vielmehr überhaupt bewiesen, daß eine leblose Materie mit ihrer Wirklichkeit, Einrichtung und blinden Naturkraft, ohne Werkmeister, und ohne Absicht eines Werkmeisters, was unmögliches und unverständliches sey. Was kann denn für ein Einwurf überbleiben?

Ich will noch mehr sagen: daß sich die Leute, welche allen Verstand und alle Absicht in der Natur aufzuheben suchen, durch ihre eigene Empfindung und Denkungsart widerleget finden. Denn ich traue ihnen erstlich zu, daß sie in der Betrachtung und Forschung der Natur ein Vergnügen des

Verstandes finden. Und wer könnte so viehi[sch]
seyn, daß er davon keine Empfindung hätte, we[nn]
er die Natur einmal der Betrachtung gewürdi[get]
hat? Nun kann bey Menschen zwar wohl eine sin[n]-
liche Lust durch den Kützel unserer Nerven entstehe[n]
ohne daß man selber Verstand dabey brauchet, o[der]
in den körperlichen Dingen einen Verstand wa[hr]-
nimmt: Aber es kann kein Vergnügen des Ve[r]-
standes an körperlichen Dingen entstehen, als a[us]
der Einsicht desjenigen Verstandes, der sich in d[en]
Körpern zeiget, und der unsern Verstand selbst b[il]-
det und vollkommener machet. Das Auge wi[rd]
zwar durchs Licht, das Ohr durch die Harmoni[e]
die Zunge durch den süßen Geschmack gekitzelt: ab[er]
der Verstand ist allein für Verstand, und wa[s]
daraus fließt, empfindlich. Was also Mensch[en]
in der Proportion, Schönheit, Ordnung und U[e]-
bereinstimmung der Natur für Vergnügen d[es]
Verstandes finden, das beruhet lediglich darau[f,]
daß sie Verstand, Absicht, Kunst und Weishei[t,]
wenigstens undeutlich, in den Dingen erblicke[n,]
und von dieser Einsicht den angenehmsten Eindru[ck]
in ihrem Verstande bekommen. Ohne solche Ei[n]-
sicht des in der Natur herrschenden Verstande[s]
würde uns kein Vergnügen, als was von eine[m]
sinnlichen Kützel entsteht, übrig bleiben. Diejen[i]-
gen widerlegen und verleugnen sich also selbst, di[e]
ein vernünftiges Vergnügen an der Betrachtun[g]
der Natur zu finden gestehen, und doch keine[n]
Verstand in der Natur zu sehen vorgeben.

Wie aber? dünken sie sich nicht auch wege[n]
des Kenntnisses der Natur, wegen ihrer Wissen-

ten und Künste, die sie erlernet oder erweitert
n, verständig, weise, klug und gelehrt zu seyn?
allerdings ist es eine grosse Vollkommenheit
Verstandes, wenn ein Mensch den Bau der
, den Lauf der Sterne, die Regeln der Be-
ng, die Meßkunst, die Mechanik, die Hydro-
, die Optik weis; wenn er die Ursachen der
nderungen am Himmel, im Luftkreise, in den
ralien, Pflanzen und Thieren einsieht; wenn
onderheit auch sich selbst kennet, und wie sein
tand und Wille zu bessern, sein Thun zur
seligkeit einzurichten sey, versteht. Aber was
les dieses Wissen, und die daraus erfundene
t, was alle unsere Vollkommenheit des Ver-
es anders, als ein sehr schwacher Abdruck des-
en Verstandes, der Regeln, Wissenschaft,
t, Weisheit und Absichten, welche in der
ur herrschen? Da, da, in der Natur, ist die
iche Baukunst, die wirkliche Astronomie, Geo-
ie, Mechanik, Hydrostatik, Optik, Physik,
nd die wirklichen Regeln und Gesetze der Be-
ng, der Wahrheit, der Pflichten und Glück-
eit, wovon wir etwas weniges durch Denkbil-
efasset haben. Ist denn nun die unvollkom-
Abbildung des Wirklichen ein Verstand und
Weisheit; und in dem vollkommensten Urbilde
es keine seyn? Sie mögen sich also selber
ort geben, warum sie sich Verstand und
sheit zueignen, und diese dennoch ihrem einzi-
ehrmeister absprechen?

Ich möchte ferner wissen, ob sie nicht tausend-
ge Vollkommenheiten in den Dingen der Welt

wahrnehmen, und daran einen inniglichen Ge
haben, wenn sie gleich, für ihre einzelne Person
nen Nutzen davon schöpfen? Heben sie abe
Absichten in der Welt auf: so fällt alle Voll
menheit der Dinge weg, und das Vergnüge
denselben hat keinen Grund. Denn innere
kommenheit hat für sich in der leblosen M
keine Statt; weil nichts in ihr selbst ist, n
ihre Einrichtung, Beschaffenheit und Wü
übereinstimmen könnte; und weil es ihr
schlechterdings einerley ist, ob sie ist oder nic
so, oder anders ist. Was hätte man denn
ner Mühle oder Maschine für Gefallen, di
für sich ewig rund drehete, oder andere dergl
erzeugete, ohne daß sich selbst oder ihre Nac
men Empfindung oder Nutzen davon hätten?
äussere Vollkommenheit aber verschwindet, so
die Uebereinstimmung mit dem Wohl der Le
gen nicht nach Absicht bestimmet ist. Denn
jedes Ding, das zu meinem Nutzen dienet,
wie ein gefundener Stein, der eben in die
meines Gebäudes passet; dabey ich mich zwar
dessen Nutzen freuen, aber nicht über die Vol
menheit des Steins selbst vergnügen kann.
überlasse es also den Absichtsfreyen Herren, u
teyisch zu untersuchen, woher ihr Vergnügen
Vollkommenheit der Dinge entsteht, oder w
dieser ihre Vollkommenheit selbst bestehen soll,
sie weder innerlich noch äusserlich ist.

Allein, ich darf mich auch auf ihre eigenen
theile berufen, die sie aus keinem andern Gr
als aus den Absichten, folgern können. Wen

Pflanze sehen, die mit gewundenen Klammern
gerüstet ist: so schliessen sie, es sey ein Gewächs,
sich an andere halten muß. Wäre keine Ab-
in der Natur: so könnte das eben so gut un-
ig, als zu einem Nutzen seyn. Wenn sie ei-
unbekannten Vogel sehen, dessen Zehen mit
r Haut zusammen geheftet sind: so werden sie
bald sagen, das sey ein Wasservogel. Gewiß,
keinem andern Grunde, als aus dem Verhält-
des Mittels zur Absicht. Ueberhaupt zweifeln
a wohl nicht, daß die Thiere eine Seele, oder
n und Empfindung haben. Woher wissen sie
das? Sie schliessen es ex argumento analogiæ,
der Aehnlichkeit. Aber dieser Schluß kann
e Festigkeit haben, wenn sich die Aehnlichkeit
t auf eine und dieselbe allgemeine Absicht grün-
Nämlich, weil die Werkzeuge der Sinne um
Empfindung willen sind, so haben auch die
ere eine Empfindung, und folglich eine Seele.
werde ihnen auch zum Theil nicht Unrecht thun,
n ich sage, daß sie lebendige Einwohner in den
neten erkennen. Woher sind sie aber anders
die Gedanken gekommen, als aus der Absicht des-
was sie in den Planeten beobachten? Denn
bey uns Land und Wasser, Berge und Thä-
Regen und Sonnenschein, Tag und Nacht,
nmer und Winter, um der Lebendigen willen
, und dieselben Dinge sich auch auf den Plane-
befinden: so müssen diese Dinge auch in den
neten um der Lebendigen willen seyn. Ist dieses
t der Grund ihrer Meynung: so haben sie gar
en. Denn bey allen diesen Beyspielen läßt

sich nicht sagen, daß die Folgerung aus wirk
Ursachen entstehe. Keines hält den Grun
Wirklichkeit dessen, was daraus geschlossen
nothwendig in sich; sondern jedes könnte auch
den Nutzen für sich seyn. Es kann also die F
rung bloß nach den Endursachen gültig seyn.
her verwerfen sie denn die Endursachen, wei
sich derselben täglich in Schlüssen von natür
Dingen bedienen? Sie machen es wie dieje
welche den Satz des zureichenden Grundes a
ten, und ihn doch selbst allerwärts brauchen;
eben da, wo sie ihn anfechten, in den Regel
Verstandes und der Dinge selbst zureichenden G
suchen, woraus man verstehen soll, daß der
des zureichenden Grundes nicht gültig sey.
zeiget eine starke Unwissenheit der Regeln an,
nach man selber denket, und ein gewaltiges
urtheil, welches durch dunkele und verworrene
stellung unterstützet wird.

§ 9.

Für diejenigen, welche zwar vom Daseyn
tes aus andern Gründen überführet sind, ab
Beweis aus der Ordnung und Uebereinstim
der Dinge, und aus den Absichten, für sc
und unzulänglich erklären, will ich den berü
Herrn von Maupertuis sprechen lassen. De
hat unlängst alle Einwürfe, welche dagegen
chen sind, gesammlet, und nach seiner Sch
nigkeit ziemlich weit getrieben. [6] Diese m
de

[6] Siehe den Avant-Propos zu seinem Essay de C
logie: où l'on examine les preuves de l'ex

demnach, zumal da sie von einem großen Mathematico und verdienten Beförderer der Wissenschaften herkommen, bey vielen noch einen so frischen und starken Eindruck hinterlassen haben, daß ein jeder mich eines schlechten Vertrauens zu meiner Sache beschuldigen würde, wenn ich sie unberührt liesse.

Es ist bekannt, daß dieser angesehene Mann für gut gefunden hat, seinen neuen Beweis von dem Daseyn Gottes aus dem von ihm so genannten Gesetze der Sparsamkeit, oder der kleinsten Handlung in der Natur, [7] auf solche Art zu erheben,

de Dieu, tirées des Merveilles de la Nature, und die Histoire de l'Academie de Berlin. 1746. p. 268. sqq. Es wäre höchst unbillig, wenn man den Hrn. v. M. mit dem Verdachte beladen wollte, als ob er die Religion selbst umzustoßen oder zu schwächen suchete, worüber Er in der Vorrede zu seinem Werken klaget: man weis das Gegentheil, auch aus seiner Lebensart. Es scheint so gar aus einigen Stellen des angeführten Buches, daß er selbst die Merkmaale der Weisheit und Absichten in der Natur, zumal im Großen, erkennet, und nur dem Beweise, der aus den Absichten in den kleineren Theilen der Natur genommen ist, seinen rechten Werth und seinen Grad der Stärke bestimmen will. Aber in der That stellet er ihn überhaupt so schwach vor, daß aller Grund davon wegfällt, und selbst für sein Gesetz der Sparsamkeit nichts übrig bleibt.

7 Dieses Gesetz oder diese Regel drucket er in der Vorrede seiner Werke so aus: *que dans toutes les Distributions de mouvement qui se font dans la Nature, la Quantité d' Action (qui est la somme des produits des Masses par les Espaces qu'elles parcourent et par les vitesses avec lesquelles elles les parcourent)*

ben, daß er zuvor andere Beweise, insond[erheit] aber denjenigen, der sich auf die Ordnung

1

rent) étoit toûjours la plus petite qu'il fut po[ssible]. Que dans le Repos, les corps qui se tenoient en [équi]libre devoient être placés de maniere que s'il [ar]rivoit quelque petit mouvement, la Quantité d[e] [...] fut la moindre. Die Streitigkeiten, welch[e] dieses Principium entstanden sind, stehen noch [in] frischem Andenken, daß ich nicht nöthig finde [da]von einige Nachricht zu geben; zumal da [eine] große Menge kleiner Wechselschriften davon v[orhan]den ist, daß allein die Titel einen großen Ra[um] fordern würden. So viel wird jedem erin[nerlich] seyn, daß, ausser der Berlinschen Academi[e der] Wissenschaften, viele Mathematiker das Princ[ipium] selbst, (nämlich so wie es abgefasset ist) so g[ar für] falsch erkläret haben, weil die Fälle theils kei[n Mi]nimum, sondern ein Nihil, theils auch zu[weilen] ein Maximum geben: und so ferne man es al[s] zulassen könnte, würde man doch falsche S[chlüsse] machen müssen, um das Daseyn und die Vo[llkom]menheiten Gottes daraus herzuleiten. Ich [will die] algebraische Berechnung der Kräfte und Wi[rksam]keit in der Welt gerne andern überlassen, [die] besser davon urtheilen können. Aber in dem physischen Felde, wo aus diesem Principio ei[n wei]ser Stifter dieser Regel der Sparsamkeit gesch[lossen] werden soll, läßt es uns noch viele Blößen. Es ist 1) auszumachen, daß die kleinste Ha[ndlung] in der Natur nicht die einzig mögliche, un[d] nicht an sich und schlechterdings nothwendi[g sey;] und 2) wenn mehrere Wege und Mittel m[öglich] sind, daß die Natur nicht von ungefähr und [gleich]sam im Blinden auf den kürzesten Weg ge[rathen] können. Dann aber 3) wenn eine äussere Direction, une intelligence, une sagesse ord[ona]trice, daraus folgen soll, wird allemal erst

Uebereinstimmung der Dinge beruft, zu verklei-
nern und zu entkräften suchet. Er richtet seine
Einwürfe hauptsächlich wider den großen **New-
ton**, welcher diesen Beweis für einen der überzeug-
lichsten gehalten, und sich insonderheit auf die Gleich-
förmigkeit oder Ordnung in der Bewegung der
Planeten, nach einerley Richtung in fast concentri-
schen Kreisen, und auf die Aehnlichkeit und Ueber-
einstimmung in dem Baue der thierischen Körper
berufen hatte.

Der Herr von **Maupertuis** saget auf das er-
ste: [8] es wäre freylich keine Wahrscheinlichkeit,
daß ein Ungefähr diesen einen Fall der Ordnung
sollte hervorgebracht haben, da mehr als eine Million

weisen seyn, daß die Sparsamkeit einen Zweck oder
eine Absicht, und zwar etwas Gutes, und unter allen
Guten das Beste, zur Absicht habe. Denn auch
das Böse könnte durch die kürzesten Mittel ausge-
richtet werden; und das wäre keine Weisheit. Was
hatte denn Herr **Maupertuis** Ursache, die Absichten
in seinem cosmologischen Beweise zu verwerfen, und
so gar das Böse in der Welt zu vergrößern?

8 Oeuvres p 5. *Si l'on conçoit comme Newton, que tous les corps celestes attirés vers le Soleil, se meuvent dans le vuide; il est vrai qu'il n'étoit guères probable que le hazard les eût fait mouvoir comme ils se meuvent:* (Er hatte gesaget, daß sich die Unwahrscheinlichkeit der Stellung der Planeten in einer Zone, durch einen Zufall, verhalte, wie 17^5-1. das ist, wie 1419856 zu 1.) *il y restoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire que cette uniformité soit l'effet nécessaire d'un choix.*

unordentlicher Fälle möglich wären; unterde[illegible] bliebe doch noch einige Wahrscheinlichkeit ü[illegible] Und daher könne man nicht sagen, daß diese [illegible] nung nothwendig aus einer Wahl habe entste[illegible] müssen. Aber noch mehr, spricht er, [9] der Sch[illegible] des Hrn. Newtons gründet sich bloß auf sein [illegible] vermögen, eine natürliche Ursache der Ordnung [illegible] geben; dagegen andere Weltweise die Gleichförm[illegible] keit der Bewegung von einem Strome einer fl[illegible] gen Materie, wovon die Planeten fortgerissen w[illegible] den, erkläret hätten. Daher dürfte dabey we[illegible] ein Ungefähr, noch eine Wahl voraus gesetzt w[illegible] den: und es erhellete daraus das Daseyn Go[illegible] eben so wenig, als aus jeder andern der Ma[illegible] eigenen Bewegung.

Gegen die Aehnlichkeit und Uebereinstimm[illegible] im dem körperlichen Baue der Thiere erin[illegible] er, [10] man könne der Aehnlichkeit jedoch auch [illegible]

9 Oeuvres p. 6. *Mais il y a plus: l' alternative [illegible] choix ou d'un bazard extrème, n'est fondée que [illegible] l'impuissance, où étoit Newton, de donner une [illegible] physique de cette uniformité. Pour d'autres Phi[illegible] phes qui font mouvoir les Planètes dans un Fl[illegible] qui les emporte, ou qui seulement modere leur mo[illegible] ment, l'uniformité de leur cours ne paroit point [illegible] explicable: elle ne suppose plus ce singulier con[illegible] bazard, ou ce choix, et ne prouve pas plus l'exis[illegible] de Dieu, que ne feroit tout autre mouvement [illegible] primé à la Matière.*

10 Ibid. *Si l'uniformité qu'on observe dans plus[illegible] (Animaux) étoit une preuve, cette preuve ne s[illegible] elle pas démentie par la variété infinie qu'on ob[illegible] dans plusieurs? — Que l'on compare un aigle*

oße Unähnlichkeit entgegen stellen, welche zwi-
hen einem Adler und einer Fliege, einem Hirsche
nd einer Schnecke, einem Wallfische und einer
luster sey; so daß andere Weltweisen lieber aus
er Mannichfaltigkeit der Bildung einen Beweis
es Daseyns Gottes hätten nehmen wollen. Er
isse nicht, ob eins oder anderes besser gegründet
ey. Die Uebereinstimmung der Theile in dem
Baue der thierischen Körper gäbe einen gründli-
hern Beweis: [11] Denn es schienen allerdings ihre
Füße zum Gehen, ihre Flügel zum Fliegen, ihre
Augen zum Sehen, ihr Mund zum Essen, ihre
Zeugungsglieder zur Fortpflanzung von einem ver-
ständigen Urheber gebildet zu seyn, und es sey um-
sonst, daß die Feinde der Vorsehung darauf ant-
worte-

une mouche, un cerf avec un limaçon, une baleine avec une huitre; et qu'on juge de cette uniformité. En effet d'autres Philosophes veulent trouver une preuve de l'existence de Dieu dans la variété des formes et je ne sai lesquels sont les mieux fondés.

11 Ibid. *L'Argument tiré de la convenance des différentes parties des Animaux avec leurs besoins paroit plus solide. Leurs piés ne sont-ils pas faits pour marcher, leurs ailes pour voler, leurs yeux pour voir, leur bouche pour manger, d'autres parties pour reproduire leurs semblables? Tout cela ne marque-t-il pas une intelligence et un dessein qui ont présidé à leur construction? — C'est en vain que le plus grand ennemi de la Providence y répond, que l'usage n'a point été le but, qu'il a été la suite de la construction des parties des Animaux: que le hazard ayant formé les yeux, les oreilles, la langue, on s'en est servi pour entendre, pour parler.*

habt, was zur Erhaltung nöthig war:
wären allein überblieben, weil sie zum Gl
gehabt, was ihnen nöthig war.

Ueberhaupt, saget der Hr. von Maup
sey uns Menschen das Verhältniß der D

12 Ibid. p. 7. *Mais ne pourroit-on pas dire,*
combinaison fortuite des productions de la
il n'est pas merveilleux que cette convenanc
dans toutes les espèces qui actuellement ex
hazard, diroit-on, avoit produit une multitu
brable d'Individus; un petit nombre se tr
struit de maniere que les parties de l'An
voient satisfaire à ses besoins; dans un in
ment plus grand il n'y avoit ni convenance
tous ces derniers ont peri: — les seul
restes sont ceux où se trouvoit l'ordre d
nance.

13 Ibid. p. 8. *Les corps des Animaux et de*
sont des machines trop compliquées, dont l
res parties échappent trop à nos sens, et
ignorons trop l'usage et la fin, pour que
sions juger de la sagesse et de la puissance
lu pour les construire. Ibid. p. 12. *Ne*
tons donc pas à la simple speculation des
plus merveilleux. L'organisation des An
multitude et la petitesse des parties des
l'immensité des corps celestes, leurs dis
leurs revolutions, sont plus propres à éton
esprit qu'à l'éclairer.

Ganzen viel zu unbekannt, die Theile zu mannichfaltig, zu verwickelt, und zu klein, als daß wir ihren Nutzen und ihre Absicht einsehen und daraus von der Weisheit des Schöpfers urtheilen könnten. Es sey auch unanständig, und der größesten Wahrheit nachtheilig, wenn man, wie gemeiniglich, in die allergeringste Kleinigkeiten hinein gienge; wie ein gewisser Engeländer Gott auch in den Falten der Haut des Nashornthieres gesuchet hätte. Lasset uns, spricht er, dergleichen nichtswürdige Kleinigkeiten (bagatelles) denen überlassen, welche das läppische (Frivolité) derselben nicht merken. Man muß, nach seiner Meynung, [14] das höchste Wesen nicht

14 Ibid. p. 7. *Presque tous les Auteurs modernes, qui ont traité de la Physique ou de l'Histoire naturelle, n'ont fait qu'étendre les preuves qu'on tire de l'organisation des Animaux et des Plantes; et les pousser jusques dans les plus petits détails de la Nature. Pour ne pas citer des exemples trop indécens, qui ne seroient que trop communs, je ne parlerai que de celui qui trouve Dieu dans les plis de la peau d'un rhinoceros; parce que cet Animal étant couvert d'une peau très dure n'auroit pas pu se remuer sans ces plis. N'est-ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par des tels argumens? — laissons ces bagatelles à ceux qui n'en sentent pas la frivolité.* Hr. Maup. wiederholet eben dieses Tom. VIII. der Academie de Berlin, da er dem Herrn le Chevalier d'Arcy auf seine Reflexions sur le Principe de la moindre action in der Hist. de l'Acad. des Sciences 1749. antwortet: *Je ne pûs m'empecher de remarquer, qu'un principe universel, au quel sont assujetis tous les corps de la Nature, lorsqu'on y decouvre de la sagesse et du dessein.*

nicht in Kleinigkeiten, oder in den Thei
Welt, deren Verhältniß uns unbekannt i
dern in den großen Erscheinungen suchen,
allgemein sind, daß sie keine Ausnahme
und so einfach, daß wir sie ganz übersehen
Und dieses ist denn sein allgemeines Ge
Sparsamkeit.

§ 10.

Der erste Einwurf des Hrn. von M
tuis gegen Newtons Ordnung der T

desfein, étoit plus propre à nous faire conno
intelligence ordonatrice, que tous ces petits
sur la génération et la conservations d'
presqu' aussi souvent nuisibles qu'utiles, q
ques Naturalistes veulent nous faire valoir c
fortes preuvent de l'existence de Dieu. Ich
vorläufig erinnern, wenn Hr. Maupertui
ersten Stelle, auf den Brief des D. Parso
Philosophical Transactions Vol. XLII.
p. 523 — 541. containing the Natural Histo
Rhinoceros, zielet, da er, p. 536. im Vor
einen Beweisgrund der Weisheit des E
aus den Falten der Rhinoceroshaut nim
dieser Engeländer nicht so schlechtweg aus
ten der Haut auf die Weisheit Gottes
sondern bemerket, daß die Haut in den Fa
Natur so weich und sanft, als Seide, sey,
and soft as Silk) da alle übrige Haut des
dick, hart und rauh formiret worden; u
diese Falten nur an denen Stellen so biegs
leget sind, wo sie das Thier zu seiner B
brauchet. Herr Maupertuis entkräftet
Bemerkung mit Fleiß, um sie verächtlich un
lich zu machen.



heint fast einen Widerspruch zu enthalten, da
 gesteht, es sey beynahe nicht wahrschein-
ch, daß ein Zufall ihre ordentliche Bewe-
ung hervorgebracht; (il est vrai qu'il n'étoit
uères probable que le hazard les eût fait mou-
oir comme ils se meuvent) und doch unmittel-
ar darauf spricht: inzwischen bleibt doch ei-
ige Wahrscheinlichkeit über; und so bald
as ist, kann man nicht sagen, daß die
Gleichförmigkeit nothwendig von einer
Wahl herrühre. [15] (Il y restoit cependant
uelque probabilité, et dès lors on ne peut pas
ire que cette uniformité soit l'effet necessaire
'un choix.) Er hat aber vielleicht nur damit sa-
en wollen, es bliebe doch noch ein möglicher
Fall übrig; [16] und hat diesen Einen möglichen
Fall,

15 Ibid. p. 11. *Ce n'est donc point dans les petits détails, dans ces parties de l'Univers, dont nous connoissons trop peu les rapports, qu'il faut chercher l'Etre suprême: c'est dans les Phénomenes dont l'universalité ne souffre aucune exception, et que leur simplicité expose entierement à notre vuë.* Siehe auch Preface C. 2. a.

16 Nämlich ein einziger Fall gegen 1419856 unmögliche, nach Hrn. v. M. Berechnung, welche oben in der 8 Anmerkung angeführt worden. Und doch scheinen in der Berechnung lange nicht alle Umstände, die zur Ordnung der Planeten gehören, in Anschlag gebracht zu seyn. Der Herr Kulofs stimmet mir an dieser Stelle darinn bey, und zeiget noch umständlicher, daß man erstlich voraussetzen müsse, daß die Planeten eine Neigung hätten, sich dem Mittelpunkte der Sonne zu nähern, (worinn schon ein Wille und eine Bestimmung eines allmächtigen

Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung
gen, mit dem Namen der Wahrschein
beehret. Wenn wir aber eigentlich sprec
len, so ist wohl noch lange nicht wahrscheinl
eine bloße innere Möglichkeit hat, und wo
einziger möglicher Fall Millionen unmöglic
entgegen zu setzen ist. Daß aber auch al
lichkeit der Uebereinstimmung in dem Ma
tigen, durch ein Ungefähr, wegfalle, habe
her erwiesen, weil der Zufall, oder das U
auch nach Regeln wirket; aber nach solch
alle von der Regel der Ordnung und Ueber
mung abweichen, und derselben widersprec

Der zweyte Einwurf des Herrn von M
tuis scheint von größerer Wichtigkeit zu sey
Herr **Newton** schliesse bloß aus seiner U
heit der natürlichen Ursache auf eine Wahl
leicht würden die Planeten durch einen Wi
flüssigen Materie dahin gerissen, und so bew
gleichförmige Bewegung kein Daseyn Gotte
zweifele nicht, daß Herr **Newton** so viel
türlichen Ursachen eingesehen, als irgend

tigen Wesens liege, wodurch alle Erfinnun
zufälligen Combinationen wegfielen). D
müßte zweytens die Anzahl der Graden, i
welcher alle Planeten beschlossen würden,
Umkreise eines ganzen Zirkels verglichen
und so würde man anstatt 17^5 — 1.
26^5 — 1, das ist, statt 1'419856 .
11'881375 finden.

17 Siehe die II Abh. §. 9. sq. p. 105. sqq. u
p. 111. sqq.

us, oder andere, welche die Planeten durch Wir-
el herumdrehen. Aber zu geschweigen, daß der
Herr von Maupertuis diese Wirbel selbst für
alsch erkläret; so haben alle natürliche Ursachen,
ie sich geben lassen, eben das an sich, was die
Wirbel haben: sie verweisen uns ins Unendliche,
wo man nicht ausser der Natur eine andere Ursache
nnimmt. So wie hier die Frage bleibt: warum
muß sich denn das flüssige Wesen, worinn die Pla-
eten schwimmen, eben in einem Wirbel, und nach
ieser Seite drehen? warum haben die Planeten
n diesem Wirbel, welcher die ganze Luftkugel her-
mwälzet, gerade diese Stellung, welche sie insge-
ammt in eine gewisse Zone einschließt? so geht
s bey allen natürlichen Ursachen, und Ursachen der
Ursachen. Alles ist bloß willkührlich. Keine ein-
ige Wirksamkeit und Regel derselben hat in dem
Wesen der Materie an sich Grund; keine einzige ist
o beschaffen, daß man dabey stehen bleiben könne;
keine einzige leidet einen solchen geometrischen Be-
weis, wie die Eigenschaften der Linien und Figuren;
wie auch der Herr von Maupertuis selbst von sei-
nem Gesetze der Sparsamkeit gestehen muß [18].
Und dieses ist es, was Newton, was Leibnitz,
und

18 Preface C. 2. a. fin. *D'autres prennoient pour une demonstration Geometrique, celle que je tirois de mon principe. Je tomberois moi même en quelque sorte dans ce que je reprens, si je donnois à cette preuve un genre de force qu' elle ne peut avoir.* C. 3. a. *J'ai decouvert un principe Metaphysique.* C. 4. a. *Il s'agissoit de tirer toutes les Loix du Mouvement et du repos d'un seul principe Metaphysique.* Wiewohl der

und alle vernünftige Weltweise eingesehen habe und woraus sie auf ein höheres Wesen ausser d Welt schliessen, das durch weise Wahl bestimm habe, was nach dem Wesen der Dinge unbestimm ist. Damit man aber nicht sage, daß es denn ein Schluß der Unwissenheit bleibe: es könne was in dem Wesen eines Dinges nothwendig Grund haben, wenn gleich kein Mensch fähig w re, denselben zu erforschen: so habe ich mich auf ne wesentliche Beschaffenheit der Materie beruf die wir alle wissen und kennen. Die Materie an sich leblos, und daher ist es ihr, vermöge ih Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob so, oder anders ist. Ihre Wirklichkeit ist da so wenig, als ihre Natur, und ihre Regeln Bewegung durch ihr eigen Wesen bestimmt; so dern alles muß von einem Werkmeister um ei andern willen, und also nach Absicht und Wa bestimmt seyn.

§ 11.

Was der Herr von Maupertuis wegen Unähnlichkeit unter den Thieren einwendet, des Nachdruck bin ich nicht fähig einzusehen. Wir hen in den Thieren, Pflanzen, und was wir so in der Natur erkennen, eine Mannichfaltigkeit, w che alle mögliche Stufen durchzugehen und nic

der Herr v. M. p. 12. seinen Beweis aus der M thematik herholet, und ihm eine evidence mathem tique beyleget, auch denselben beydes denen metaph sischen und gemeinen Beweisen entgegen setzet.

n lassen scheint. Aber wir sehen auch in aller
Mannichfaltigkeit eine allgemeine Aehnlichkeit,
ung und Uebereinstimmung; welche (um es
zu machen) daraus erhellet, daß ein jedes sich
iner Art erhält und fortpflanzet. Beydes
nichfaltigkeit und Uebereinstimmung können
ach nicht allein bey einander bestehen; sondern
hr sich diese allgemeine Uebereinstimmung in
großen Mannichfaltigkeit zeiget, desto mehr
uns die Vollkommenheit der Welt offenbar,
e nicht anders, als von einem weisen Werk-
er, entstehen konnte. Denn die Lebendigen
weder von selbst, oder für sich nothwendig und
noch ursprünglich von der Welt und deren
r entstanden. Und die leblose Welt und leb-
Natur kann nach ihrem Wesen nichts in sich
n, wodurch ihre Wirklichkeit und eine gewisse
haffenheit vor andern bestimmet würde. Sie
also von einem Urheber hervorgebracht, und
ben demselben nach dem Wesen eines andern,
nicht leblos ist, bestimmet seyn. Da nun diese
chtung der Welt für so viele tausend Arten der
digen gleich bequem ist: so beweist sie eine
, Absicht und unendliche Weisheit des Urhe-
der Natur.

Die andere Ausflucht, gegen die Uebereinstim-
der Theile in den thierischen Körpern, kann
so vernünftigen Manne, als der Herr von
upertuis ist, nicht von Herzen gehen; und
e sich besser für einen la Mettrie geschickt ha-
Denn wie könnte er gestehen, daß es um-
sey, was Epikurus und Lucretius dieser

Uebereinstimmung in den thierischen Körpern entgegen setzen, ob wäre der Nutzen jedes Theils nicht der Zweck, sondern die Wirkung und Folge einer an sich ungefähr entstandenen Bildung? wie könnte er, sage ich, dieses gestehen, und doch im Ernste von eben dem Epikurus und Lucretius eine Hypothese borgen, woraus dasselbe fließt, was er umsonst zu seyn erkläret? Denn hätte ein Zufall, nach Millionen übel gerathenen Erzeugungen von thierischen Leibern, auch endlich einmal wohlgerathene treffen können: so wäre ja in der That der Nutzen jedes Theils nicht eine Absicht, sondern eine bloße Folge des glücklichen Zufalles. Da man nun für unmöglich halten muß, daß der Herr von Maupertuis so wenig Einsicht in den Zusammenhang der Gedanken haben könne, dadurch ihm verborgen bliebe, daß er eben dasjenige mit andern Worten setze, was er verworfen hatte: so muß man glauben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wider die Uebereinstimmung der Theile in dem Baue der thierischen Körper wüßten die Feinde der göttlichen Vorsehung nichts rechtes einzuwenden.

§ 12.

Wenn der Herr von Maupertuis überhaupt die menschliche Unwissenheit von dem Verhältnisse und von dem Nutzen und der Uebereinstimmung der Dinge, folglich auch von den göttlichen Absichten, vorschützet: so scheint er eines Theils diese Unwissenheit viel zu weit zu dehnen, andern Theils auch allzuviel daraus zu schließen. Es ist einmal zu weit getrieben, daß Menschen gar nichts von

dem

hältnisse der Dinge zum Ganzen, und von
ereinstimmung zum Nutzen und Gebrau-
bendigen erkennen könnten. Aristoteles
die Welt als eine große Stadt Gottes
[19]; und man erkennet genug, daß die
d finstern Kugeln, woraus sie besteht, zu
ohnungen für Lebendige geschickt und an-
nd. Niemand ist so unwissend und fühl-
er nicht die Einrichtung des Sonnen-Sy-
Q 3 stems,

eles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. ver-
den Einfluß Gottes in die Welt mit dem
sse eines Gesetzes in eine Stadt: und nach-
gewiesen, wie sich alles in einer Stadt nach
esetze richtet, so füget er hinzu: οὕτως ὑπο-
καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε
[illegible]. νόμος μὲν γὰρ ἡμῖν ἰσοκλινὴς, ὁ Θεὸς,
[illegible] ἐπιδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. so
man auch von der großen Stadt, ich mey-
Welt, denken. Darinn ist Gott unser Ge-
as alles im Gleichgewichte erhält, und kei-
besserung oder Veränderung leidet. Die
hielten dafür: *Mundum esse quasi communem
et civitatem hominum et Deorum*, wie Cicero
ib. 1. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca
in seiner Consolatione ad Marciam cap. 18.
*nascenti me tibi venire in consilium: intratura
m diis hominibusque communem, omnia com-
certis legibus aeternisque devinctam, indefa-
mplestium officia volventem.* Philo de Vita
p. 661. c. edit. Francf. saget, daß Moses die
ung der Welt, als einer großen Stadt (με-
[illegible]) zu erst beschrieben hätte, damit er in
Gesetzen für die Israeliten die Verfassung der
Welt abbilden möchte. (εἰκόνα τῆς κόσμου
[illegible])

stems, und die Vortheile, die wir auf dem Erdboden davon genießen, so weit einsehen und empfinden sollte, als genug ist, die weise und gütige Versorge seines Schöpfers zu preisen. Niemand ist so blind, daß er den Gebrauch der größeren Theile der thierischen und menschlichen Körper nicht finden könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen, die Hände zur Arbeit und Kunst aufs vollkommenste eingerichtet sind. Mit einem Worte, man sage mir, ob Derham, Nieuwentyt und andere dergleichen Naturkündiger, welche die Welt und ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinstimmung zum Nutzen für die Lebendigen betrachtet, gar nichts davon gewußt; oder ob sie was falsches für wahr angenommen haben; oder ob das noch nicht genug sey, die Weisheit und Absicht des Schöpfers daraus zu erkennen. Wenn man aber weder die gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntniß, das wir Menschen haben, und uns in so vielen Schriften vor Augen geleget ist, verleugnen, oder umstoßen kann: wie schicket es sich denn, daß man sich als ganz unwissend stellet, und überhaupt nichts zu verstehen vorgiebt? oder daß man so verächtlich von dergleichen Betrachtungen redet, als ob sie mehr dieneten, das Gemüth in Verwunderung und Erstaunen zu setzen, als mit Erkenntniß zu erleuchten?

Zwar, je mehr wir von der Uebereinstimmung der Dinge erkennen lernen, desto mehr sehen wir ein, daß noch ein größeres, ja unendliches Feld übrig sey, welches unsere engen Schranken des Verstandes nimmer ausmessen werden. Aber soll man daraus

nus schließen, daß wir auch das nicht sehen, uns vor den Füßen ist? Man sage mir lieber, wir uns in keinem Stücke etwas zu erforschen rfangen müssen, weil wir allenthalben noch eine meßliche Weite und unergründliche Tiefe unerhet lassen müssen. Wenn aber niemand Wahrheiten und Wissenschaften so abhold seyn: warum sollen wir uns dieser Wahrheiten den göttlichen Absichten, daran uns zu unserer müthsberuhigung am meisten gelegen ist, gänzentäussern, und nicht so viel, als uns möglich davon zu erkennen suchen? Und was wird endaus unserer Sittlichkeit und Tugend werden; n wir sie nicht als Pflichten ansehen, die der lichen Absicht gemäß sind? Heben wir diese rachtung auf: so bleibt nichts übrig, als eine e Eigennützigkeit.

Was besonders die Kleinigkeit der Dinge be: so weis ich nicht, wie weit der Herr von upertuis dieses will gedehnet wissen. Müsvir bis in die Uebereinstimmung aller Elemente Monaden hineinsehen, ehe wir etwas von der en Einrichtung der Dinge erkennen können? sehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht aufs äusserste scharfsichtig sind? Das hieße ich iel verlanget, zu hart geschlossen. Sonst aber ne ich, daß wir doch in neueren Zeiten durch Vergrößerungsgläser viel weiter in die kleine Theile hinein geschauet haben, als unsere Voren; aber auch dadurch aus dem Wahne gesetzet , als ob die Bildung der kleineren Thiere, und kleineren Theile aller Thiere und Pflanzen, nur

ein roher Zusammenfluß von allerley Urstoffen sey. Vielmehr sehen wir dabey deutlich vor Augen, daß die Käse-Miete eben so künstlich in allen Theilen gebildet sey, als der Elephant und Mensch; und daß ein Auge der Mücke, ein Federchen am Flügel des Schmetterlings, ein Samenstäubchen einer Blume, eben so genau ausgearbeitet sey, als das Ganze. Die Vernunft aber lehret uns überhaupt, daß keine Vollkommenheit im Ganzen seyn könne, wo sie nicht aus der Uebereinstimmung der kleinsten Theile erwächst.

Man pflegt sonst dieser Betrachtung entgegen zu setzen, daß wir uns in der Bestimmung der göttlichen Absichten sehr leicht betriegen könnten: theils, weil des höchsten Wesens Gedanken für unsern niedrigen Verstand so verborgen wären, als die geheimen Rathschläge eines Königes für einen Fuhrmann; theils, weil auch die sichtbarsten Dinge keinen sichern Schluß gewähreten, daß sie zu irgend einem Gebrauche und Nutzen, oder zu welchem sie bestimmet worden. Aber so scheinbar auch dieses lautet, so bauet es doch auf falschem Grunde zu viel.

Es ist eben so falsch, daß Gottes, als daß des Königes Absichten, lauter Geheimnisse für die Niedrigen bleiben sollen: es ist auch falsch, daß wir keine Regeln hätten, woraus von den göttlichen Absichten etwas sicheres zu schließen sey. Ein König machet doch auch verschiedene seiner Absichten durch Gesetze, Verordnungen, Herolde, Befehle, allen und jeden kund, so viel ihnen zu wissen nöthig und nützlich ist. Muß man auch eben seinem geheimen

imen Rathe mit beygewohnet haben, um aus sei-
n Anstalten zu sehen, daß er sein Reich groß
d mächtig, seine Unterthanen begütert und glück-
h machen will? Kann man nicht aus seinen Fe-
ngen und aus seiner Mannschaft, ohne in sein
abinet zu dringen, abnehmen, daß er das Land
r äusserlichem Angriffe in Sicherheit zu stellen
chet? Kann man nicht aus seinem Verbothe der Ein-
d Ausfuhre sehen, daß er Geld und Getraide im
nde behalten will? So hat sich auch Gott nicht
bezeuget gelassen. Es sind Dinge in der Natur,
e auch dem Einfältigsten eine leserliche Schrift
rden, daraus sie den Verstand und die Gesinnung
s Schöpfers erkennen können und sollen. Ja,
) dürfte wohl sagen: wie Staatskluge mehr von
nes Königes geheimen Absichten einsehen, so kön-
n auch wahre Weltweise manches in der Natur
tdecken, das den Unverständigen ein Geheimniß
ar.

Diese Deutung ist auch nicht wild und zügellos.
Wir haben eines Theils bey dem, was wir erfah-
n, die Regel, daß aller Nutzen der Dinge eine gött-
he Absicht sey *. Andern Theils steht überhaupt
st, daß nichts umsonst, sondern alles zum Nutzen
r Lebendigen sey ††: daß das Wesen und die Na-
r der Dinge Mittel göttlicher Absichten sind †††:
ß folglich die besondere Beschaffenheit eines jeden
inges, wenn das Gegentheil nicht Statt findet,
e besonderen Bestimmungen zu diesem oder jenem

Siehe oben § 6. am Ende. †† Siehe die III Abh. § 9.
††† Siehe oben § 4. am Ende.

Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung zu bringen, mit dem Namen der **Wahrscheinlichkeit** beehret. Wenn wir aber eigentlich sprechen wollen, so ist wohl noch lange nicht wahrscheinlich, was eine bloße innere Möglichkeit hat, und wo nur ein einziger möglicher Fall Millionen unmöglicher Fälle entgegen zu setzen ist. Daß aber auch alle Möglichkeit der Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen, durch ein Ungefähr, wegfalle, habe ich daher erwiesen, weil der Zufall, oder das Ungefähr, auch nach Regeln wirket; aber nach solchen, die alle von der Regel der Ordnung und Uebereinstimmung abweichen, und derselben widersprechen [17].

Der zweyte Einwurf des Herrn von **Maupertuis** scheint von grösserer Wichtigkeit zu seyn. Der Herr **Newton** schliesse bloß aus seiner Unwissenheit der natürlichen Ursache auf eine Wahl: vielleicht würden die Planeten durch einen Wirbel der flüssigen Materie dahin gerissen, und so beweise ihre gleichförmige Bewegung kein Daseyn Gottes. Ich zweifele nicht, daß Herr **Newton** so viel von natürlichen Ursachen eingesehen, als irgend Cartesius,

tigen Wesens liege, wodurch alle Erfindungen von zufälligen Combinationen wegfielen). Dann aber müßte zweytens die Anzahl der Graden, innerhalb welcher alle Planeten beschlossen würden, mit dem Umkreise eines ganzen Zirkels verglichen werden: und so würde man anstatt $17^5 - 1$. vielmehr $26^5 - 1$, das ist, statt 1'419856 vielmehr 11'881375 finden.

17 Siehe die II Abh. §. 9. sq. p. 105. sqq. und § 12. p. 111. sqq.

sius, oder andere, welche die Planeten durch Wirbel herumdrehen. Aber zu geschweigen, daß Herr von Maupertuis diese Wirbel selbst für falsch erkläret; so haben alle natürliche Ursachen, die sich geben lassen, eben das an sich, was die Wirbel haben: sie verweisen uns ins Unendliche, wo man nicht ausser der Natur eine andere Ursache annimmt. So wie hier die Frage bleibt: warum muß sich denn das flüssige Wesen, worinn die Planeten schwimmen, eben in einem Wirbel, und nach dieser Seite drehen? warum haben die Planeten in diesem Wirbel, welcher die ganze Luftkugel herumwälzet, gerade diese Stellung, welche sie insgesammt in eine gewisse Zone einschließt? so geht es bey allen natürlichen Ursachen, und Ursachen der Ursachen. Alles ist bloß willkührlich. Keine einzige Wirksamkeit und Regel derselben hat in dem Wesen der Materie an sich Grund; keine einzige ist so beschaffen, daß man dabey stehen bleiben könne; keine einzige leidet einen solchen geometrischen Beweis, wie die Eigenschaften der Linien und Figuren; wie auch der Herr von Maupertuis selbst von seinem Gesetze der Sparsamkeit gestehen muß [18]. Und dieses ist es, was Newton, was Leibnitz, und

[18] Preface C. 2. a. fin. *D'autres prennoient pour une demonstration Geometrique, celle que je tirois de mon principe. Je tomberois moi même en quelque sorte dans ce que je reprens, si je donnois à cette preuve un genre de force qu'elle ne peut avoir.* C. 3. a. *J'ai decouvert un principe Metaphysique.* C. 4. a. *Il s'agissoit de tirer toutes les Loix du Mouvement et du repos d'un seul principe Metaphysique.* Wiewohl der

und alle vernünftige Weltweise eingesehen habe und woraus sie auf ein höheres Wesen ausser d Welt schliessen, das durch weise Wahl bestimm habe, was nach dem Wesen der Dinge unbestimm ist. Damit man aber nicht sage, daß es denno ein Schluß der Unwissenheit bleibe: es könne was in dem Wesen eines Dinges nothwendig Grund haben, wenn gleich kein Mensch fähig w re, denselben zu erforschen: so habe ich mich auf ne wesentliche Beschaffenheit der Materie beruf die wir alle wissen und kennen. Die Materie an sich leblos, und daher ist es ihr, vermöge ihr Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob so, oder anders ist. Ihre Wirklichkeit ist daß so wenig, als ihre Natur, und ihre Regeln d Bewegung durch ihr eigen Wesen bestimmt; so dern alles muß von einem Werkmeister um ein andern willen, und also nach Absicht und Wa bestimmt seyn.

§ 11.

Was der Herr von Maupertuis wegen d Unähnlichkeit unter den Thieren einwendet, dess Nachdruck bin ich nicht fähig einzusehen. Wir s hen in den Thieren, Pflanzen, und was wir so in der Natur erkennen, eine Mannichfaltigkeit, we che alle mögliche Stufen durchzugehen und nich le

der Herr v. M. p. 12. seinen Beweis aus der M thematik herholet, und ihm eine evidence mathem rique beyleget, auch denselben beydes denen metaph sischen und gemeinen Beweisen entgegen setzet.

r zu lassen scheint. Aber wir sehen auch in aller
r Mannichfaltigkeit eine allgemeine Aehnlichkeit,
rdnung und Uebereinstimmung; welche (um es
rz zu machen) daraus erhellet, daß ein jedes sich
seiner Art erhält und fortpflanzet. Beydes
Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung können
mnach nicht allein bey einander bestehen; sondern
mehr sich diese allgemeine Uebereinstimmung in
r großen Mannichfaltigkeit zeiget, desto mehr
rd uns die Vollkommenheit der Welt offenbar,
lche nicht anders, als von einem weisen Werk-
eister, entstehen konnte. Denn die Lebendigen
d weder von selbst, oder für sich nothwendig und
ig, noch ursprünglich von der Welt und deren
atur entstanden. Und die leblose Welt und leb-
e Natur kann nach ihrem Wesen nichts in sich
lten, wodurch ihre Wirklichkeit und eine gewisse
eschaffenheit vor andern bestimmet würde. Sie
uß also von einem Urheber hervorgebracht, und
n eben demselben nach dem Wesen eines andern,
s nicht leblos ist, bestimmet seyn. Da nun diese
inrichtung der Welt für so viele tausend Arten der
bendigen gleich bequem ist: so beweist sie eine
Zahl, Absicht und unendliche Weisheit des Urhe-
rs der Natur.

Die andere Ausflucht, gegen die Uebereinstim-
ung der Theile in den thierischen Körpern, kann
nem so vernünftigen Manne, als der Herr von
Maupertuis ist, nicht von Herzen gehen; und
ürde sich besser für einen la Mettrie geschickt ha-
n. Denn wie könnte er gestehen, daß es um-
nst sey, was Epikurus und Lucretius dieser

Uebereinstimmung in den thierischen Körpern e
gegen setzen, ob wäre der Nutzen jedes Theils ni
der Zweck, sondern die Wirkung und Folge ei
an sich ungefähr entstandenen Bildung? i
könnte er, sage ich, dieses gestehen, und doch
Ernste von eben dem Epikurus und Lucret
eine Hypothese borgen, woraus dasselbe fließt,
er umsonst zu seyn erkläret? Denn hätte ein Z
nach Millionen übel gerathenen Erzeugungen
thierischen Leibern, auch endlich einmal wohlg
thene treffen können: so wäre ja in der That
Nutzen jedes Theils nicht eine Absicht, sondern d
bloße Folge des glücklichen Zufalles. Da man n
für unmöglich halten muß, daß der Herr von Ma
pertuis so wenig Einsicht in den Zusammenha
der Gedanken haben könne, dadurch ihm verbo
bliebe, daß er eben dasjenige mit andern Wor
setze, was er verworfen hatte: so muß man gla
ben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wider
Uebereinstimmung der Theile in dem Baue der th
rischen Körper wüßten die Feinde der göttlichen Vo
sehung nichts rechtes einzuwenden.

§ 12.

Wenn der Herr von Maupertuis überhau
die menschliche Unwissenheit von dem Verhältni
und von dem Nutzen und der Uebereinstimmun
der Dinge, folglich auch von den göttlichen Absi
ten, vorschützet: so scheint er eines Theils diese U
wissenheit viel zu weit zu dehnen, andern Thei
auch allzuviel daraus zu schließen. Es ist ein
zu weit getrieben, daß Menschen gar nichts vo
den

dem Verhältnisse der Dinge zum Ganzen, und von ihrer Uebereinstimmung zum Nutzen und Gebrauche der Lebendigen erkennen könnten. Aristoteles hat schon die Welt als eine große Stadt Gottes angesehen [19]; und man erkennet genug, daß die lichten und finstern Kugeln, woraus sie besteht, zu lauter Wohnungen für Lebendige geschickt und angeleget sind. Niemand ist so unwissend und fühllos, daß er nicht die Einrichtung des Sonnen-Systems,

19 Aristoteles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt mit dem Einflusse eines Gesetzes in eine Stadt: und nachdem er gewiesen, wie sich alles in einer Stadt nach dem Gesetze richtet, so füget er hinzu: οὕτως ὑπολητπτέον καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου, νόμος μὲν γὰρ ἡμῖν ἰσοκλινὴς, ὁ Θεὸς, οὐδεμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. so muß man auch von der großen Stadt, ich meyne der Welt, denken. Darinn ist Gott unser Gesetz, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbesserung oder Veränderung leidet. Die Stoici hielten dafür: *Mundum esse quasi communem urbem et civitatem hominum et Deorum*, wie Cicero saget lib. 1. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca schreibt in seiner Consolatione ad Marciam cap. 18. *Puta, nascenti me tibi venire in consilium: intratura es urbem diis hominibusque communem, omnia complexam, certis legibus æternisque devinctam, indefatigata cœlestium officia volventem.* Philo de Vita Mosis p. 661. c. edit. Francf. saget, daß Moses die Schöpfung der Welt, als einer großen Stadt (μεγαλοπόλεως) zu erst beschrieben hätte, damit er in seinen Gesetzen für die Israeliten die Verfassung der ganzen Welt abbilden möchte. (εἰκόνα τῆς κόσμου πολιτείας).

stems, und die Vortheile, die wir auf dem Erd
den davon genießen, so weit einsehen und empf
den sollte, als genug ist, die weise und gütige V
sorge seines Schöpfers zu preisen. Niemand ist
blind, daß er den Gebrauch der größeren Th
der thierischen und menschlichen Körper nicht fin
könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr z
Hören, der Mund zum Essen und Sprechen,
Hände zur Arbeit und Kunst aufs vollkommen
eingerichtet sind. Mit einem Worte, man f
mir, ob Derham, Nieuwentydt und and
dergleichen Naturkündiger, welche die Welt u
ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinsti
mung zum Nutzen für die Lebendigen betrachtet,
nichts davon gewußt; oder ob sie was falsches
wahr angenommen haben; oder ob das noch ni
genug sey, die Weisheit und Absicht des Schöpf
daraus zu erkennen. Wenn man aber weder
gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntn
das wir Menschen haben, und uns in so vie
Schriften vor Augen geleget ist, verleugnen, o
umstoßen kann: wie schicket es sich denn, daß m
sich als ganz unwissend stellet, und überhaupt nic
zu verstehen vorgiebt? oder daß man so verächtl
von dergleichen Betrachtungen redet, als ob sie m
dieneten, das Gemüth in Verwunderung und E
staunen zu setzen, als mit Erkenntniß zu erleucht

Zwar, je mehr wir von der Uebereinstimmu
der Dinge erkennen lernen, desto mehr sehen w
ein, daß noch ein größeres, ja unendliches F
übrig sey, welches unsere engen Schranken des V
standes nimmer ausmessen werden. Aber soll m

dara

daraus schliessen, daß wir auch das nicht sehen, was uns vor den Füßen ist? Man sage mir lieber, daß wir uns in keinem Stücke etwas zu erforschen unterfangen müssen, weil wir allenthalben noch eine unermeßliche Weite und unergründliche Tiefe unerforschet lassen müssen. Wenn aber niemand den Wahrheiten und Wissenschaften so abhold seyn wird: warum sollen wir uns dieser Wahrheiten von den göttlichen Absichten, daran uns zu unserer Gemüthsberuhigung am meisten gelegen ist, gänzlich entäussern, und nicht so viel, als uns möglich ist, davon zu erkennen suchen? Und was wird endlich aus unserer Sittlichkeit und Tugend werden; wenn wir sie nicht als Pflichten ansehen, die der göttlichen Absicht gemäß sind? Heben wir diese Betrachtung auf: so bleibt nichts übrig, als eine bloße Eigennützigkeit.

Was besonders die Kleinigkeit der Dinge betrifft: so weis ich nicht, wie weit der Herr von Maupertuis dieses will gedehnet wissen. Müssen wir bis in die Uebereinstimmung aller Elemente oder Monaden hineinsehen, ehe wir etwas von der weisen Einrichtung der Dinge erkennen können? und sehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht bis aufs äusserste scharfsichtig sind? Das hieße ich zu viel verlanget, zu hart geschlossen. Sonst aber meyne ich, daß wir doch in neueren Zeiten durch die Vergrößerungsgläser viel weiter in die kleineren Theile hinein geschauet haben, als unsere Vorfahren; aber auch dadurch aus dem Wahne gesetzet sind, als ob die Bildung der kleineren Thiere, und der kleineren Theile aller Thiere und Pflanzen, nur

Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung zu bringen, mit dem Namen der Wahrscheinlichkeit beehret. Wenn wir aber eigentlich sprechen wollen, so ist wohl noch lange nicht wahrscheinlich, was eine bloße innere Möglichkeit hat, und wo nur ein einziger möglicher Fall Millionen unmöglicher Fälle entgegen zu setzen ist. Daß aber auch alle Möglichkeit der Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen, durch ein Ungefähr, wegfalle, habe ich daher erwiesen, weil der Zufall, oder das Ungefähr, auch nach Regeln wirket; aber nach solchen, die alle von der Regel der Ordnung und Uebereinstimmung abweichen, und derselben widersprechen [17].

Der zweyte Einwurf des Herrn von Maupertuis scheint von größerer Wichtigkeit zu seyn. Der Herr Newton schliesse bloß aus seiner Unwissenheit der natürlichen Ursache auf eine Wahl: vielleicht würden die Planeten durch einen Wirbel der flüssigen Materie dahin gerissen, und so beweise ihre gleichförmige Bewegung kein Daseyn Gottes. Ich zweifele nicht, daß Herr Newton so viel von natürlichen Ursachen eingesehen, als irgend Cartesius,

tigen Wesens liege, wodurch alle Ersinnungen von zufälligen Combinationen wegfielen). Dann aber müßte zweytens die Anzahl der Graden, innerhalb welcher alle Planeten beschlossen würden, mit dem Umkreise eines ganzen Zirkels verglichen werden: und so würde man anstatt $17^5 — 1$. vielmehr $26^5 — 1$, das ist, statt 1'419856 vielmehr 11'881375 finden.

17 Siehe die II Abh. §. 9. sq. p. 105. sqq. und § 12. p. 111. sqq.

r andere, welche die Planeten durch Wir-
idrehen. Aber zu geschweigen, daß der
n Maupertuis diese Wirbel selbst für
läret; so haben alle natürliche Ursachen,
geben lassen, eben das an sich, was die
aben: sie verweisen uns ins Unendliche,
nicht ausser der Natur eine andere Ursache
. So wie hier die Frage bleibt: warum
denn das flüssige Wesen, worinn die Pla-
vimmen, eben in einem Wirbel, und nach
eite drehen? warum haben die Planeten
Wirbel, welcher die ganze Luftkugel her-
, gerade diese Stellung, welche sie insge-
n eine gewisse Zone einschließt? so geht
len natürlichen Ursachen, und Ursachen der
. Alles ist bloß willkührlich. Keine ein-
samkeit und Regel derselben hat in dem
r Materie an sich Grund; keine einzige ist
ssen, daß man dabey stehen bleiben könne;
ige leidet einen solchen geometrischen Be-
die Eigenschaften der Linien und Figuren;
der Herr von Maupertuis selbst von sei-
tze der Sparsamkeit gestehen muß [18].
es ist es, was Newton, was Leibnitz,
und

[18] C. 2. a. En. *D'autres prennoient pour une stration Geometrique, celle que je tirois de mon pe. Je tomberois moi même en quelque sorte ce que je reprens, si je donnois à cette preuve re de force qu'elle ne peut avoir.* C. 3. a. *decouvert un principe Metaphysique.* C. 4. a. *gissoit de tirer toutes les Loix du Mouvement et pos d'un seul principe Metaphysique.* Wiewohl

 der

und alle vernünftige Weltweise eingesehen haben und woraus sie auf ein höheres Wesen ausser de Welt schliessen, das durch weise Wahl bestimm habe, was nach dem Wesen der Dinge unbestimm ist. Damit man aber nicht sage, daß es dennoc ein Schluß der Unwissenheit bleibe: es könne e was in dem Wesen eines Dinges nothwendig Grund haben, wenn gleich kein Mensch fähig w re, denselben zu erforschen: so habe ich mich auf e ne wesentliche Beschaffenheit der Materie berufen die wir alle wissen und kennen. Die Materie i an sich leblos, und daher ist es ihr, vermöge ihre Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob s so, oder anders ist. Ihre Wirklichkeit ist dah so wenig, als ihre Natur, und ihre Regeln de Bewegung durch ihr eigen Wesen bestimmt; son dern alles muß von einem Werkmeister um eine andern willen, und also nach Absicht und W bestimmt seyn.

§ 11.

Was der Herr von Maupertuis wegen de Unähnlichkeit unter den Thieren einwendet, desse Nachdruck bin ich nicht fähig einzusehen. Wir s hen in den Thieren, Pflanzen, und was wir sons in der Natur erkennen, eine Mannichfaltigkeit, wel che alle mögliche Stufen durchzugehen und nich lee

der Herr v. M. p. 12. seinen Beweis aus der Ma thematik herholet, und ihm eine evidence mathema tique beyleget, auch denselben beydes denen metaphy sischen und gemeinen Beweisen entgegen setzet.

u lassen scheint. Aber wir sehen auch in aller
Mannichfaltigkeit eine allgemeine Aehnlichkeit,
ung und Uebereinstimmung; welche (um es
zu machen) daraus erhellet, daß ein jedes sich
iner Art erhält und fortpflanzet. Beydes
nichfaltigkeit und Uebereinstimmung können
ach nicht allein bey einander bestehen; sondern
hr sich diese allgemeine Uebereinstimmung in
großen Mannichfaltigkeit zeiget, desto mehr
uns die Vollkommenheit der Welt offenbar,
e nicht anders, als von einem weisen Werk-
er, entstehen konnte. Denn die Lebendigen
veder von selbst, oder für sich nothwendig und
, noch ursprünglich von der Welt und deren
r entstanden. Und die leblose Welt und leb-
Natur kann nach ihrem Wesen nichts in sich
n, wodurch ihre Wirklichkeit und eine gewisse
haffenheit vor andern bestimmet würde. Sie
also von einem Urheber hervorgebracht, und
ben demselben nach dem Wesen eines andern,
nicht leblos ist, bestimmet seyn. Da nun diese
ichtung der Welt für so viele tausend Arten der
digen gleich bequem ist: so beweist sie eine
l, Absicht und unendliche Weisheit des Urhe-
der Natur.

Die andere Ausflucht, gegen die Uebereinstim-
g der Theile in den thierischen Körpern, kann
i so vernünftigen Manne, als der Herr von
upertuis ist, nicht von Herzen gehen; und
e sich besser für einen la Mettrie geschickt ha-
Denn wie könnte er gestehen, daß es um-
sey, was **Epikurus** und **Lucretius** dieser

Uebereinstimmung in den thierischen Körpe
gegen setzen, ob wäre der Nutzen jedes Thei
der Zweck, sondern die Wirkung und Folg
an sich ungefähr entstandenen Bildung
könnte er, sage ich, dieses gestehen, und d
Ernste von eben dem Epikurus und Luc
eine Hypothese borgen, woraus dasselbe fließt
er umsonst zu seyn erkläret? Denn hätte ein
nach Millionen übel gerathenen Erzeugung
thierischen Leibern, auch endlich einmal wo
thene treffen können: so wäre ja in der T
Nutzen jedes Theils nicht eine Absicht, sonde
bloße Folge des glücklichen Zufalles. Da m
für unmöglich halten muß, daß der Herr von
pertuis so wenig Einsicht in den Zusamme
der Gedanken haben könne, dadurch ihm ver
bliebe, daß er eben dasjenige mit andern
setze, was er verworfen hatte: so muß man
ben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wid
Uebereinstimmung der Theile in dem Baue de
rischen Körper wüßten die Feinde der göttlichen
sehung nichts rechtes einzuwenden.

§ 12.

Wenn der Herr von Maupertuis über
die menschliche Unwissenheit von dem Verhä
und von dem Nutzen und der Uebereinstim
der Dinge, folglich auch von den göttlichen
ten, vorschützet: so scheint er eines Theils die
wissenheit viel zu weit zu dehnen, andern
auch allzuviel daraus zu schließen. Es ist e
zu weit getrieben, daß Menschen gar nicht

dem Verhältnisse der Dinge zum Ganzen, und von ihrer Uebereinstimmung zum Nutzen und Gebrauche der Lebendigen erkennen könnten. Aristoteles hat schon die Welt als eine große Stadt Gottes angesehen [19]; und man erkennet genug, daß die lichten und finstern Kugeln, woraus sie besteht, zu lauter Wohnungen für Lebendige geschickt und angeleget sind. Niemand ist so unwissend und fühllos, daß er nicht die Einrichtung des Sonnen-Systems,

19 Aristoteles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt mit dem Einflusse eines Gesetzes in eine Stadt: und nachdem er gewiesen, wie sich alles in einer Stadt nach dem Gesetze richtet, so füget er hinzu: οὕτως ὑπολεπτέον καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου. νόμος μὲν γὰρ ἡμῖν ἰσοκλινὴς, ὁ Θεὸς, οὐδεμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. so muß man auch von der großen Stadt, ich meyne der Welt, denken. Darinn ist Gott unser Gesetz, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbesserung oder Veränderung leidet. Die Stoici hielten dafür: *Mundum esse quasi communem urbem et civitatem hominum et Deorum*, wie Cicero saget lib. 1. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca schreibt in seiner Consolatione ad Marciam cap. 18. *Puta, nascenti me tibi venire in consilium: intratura es urbem diis hominibusque communem, omnia complexam, certis legibus æternisque devinctam, indefatigata cœlestium officia volventem.* Philo de Vita Mosis p. 661. c. edit. Francf. saget, daß Moses die Schöpfung der Welt, als einer großen Stadt (μεγαλοπόλεως) zu erst beschrieben hätte, damit er in seinen Gesetzen für die Israeliten die Verfassung der ganzen Welt abbilden möchte. (εἰκόνα τῆς κόσμου πολιτείας).

stems, und die Vortheile, die wir auf dem Erdb
den davon genießen, so weit einsehen und empf
den sollte, als genug ist, die weise und gütige V
sorge seines Schöpfers zu preisen. Niemand ist
blind, daß er den Gebrauch der größeren Th
der thierischen und menschlichen Körper nicht fin
könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr z
Hören, der Mund zum Essen und Sprechen,
Hände zur Arbeit und Kunst aufs vollkommen
eingerichtet sind. Mit einem Worte, man s
mir, ob Derham, Nieuwentydt und and
dergleichen Naturkündiger, welche die Welt u
ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinsti
mung zum Nutzen für die Lebendigen betrachtet, g
nichts davon gewußt; oder ob sie was falsches f
wahr angenommen haben; oder ob das noch ni
genug sey, die Weisheit und Absicht des Schöpfe
daraus zu erkennen. Wenn man aber weder
gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntn
das wir Menschen haben, und uns in so viel
Schriften vor Augen geleget ist, verleugnen, o
umstoßen kann: wie schicket es sich denn, daß m
sich als ganz unwissend stellet, und überhaupt nich
zu verstehen vorgiebt? oder daß man so verächtl
von dergleichen Betrachtungen redet, als ob sie me
dieneten, das Gemüth in Verwunderung und E
staunen zu setzen, als mit Erkenntniß zu erleuchte

Zwar, je mehr wir von der Uebereinstimmu
der Dinge erkennen lernen, desto mehr sehen n
ein, daß noch ein größeres, ja unendliches F
übrig sey, welches unsere engen Schranken des V
standes nimmer ausmessen werden. Aber soll m

dara

daraus schließen, daß wir auch das nicht sehen, was uns vor den Füßen ist? Man sage mir lieber, daß wir uns in keinem Stücke etwas zu erforschen unterfangen müssen, weil wir allenthalben noch eine unermeßliche Weite und unergründliche Tiefe unerforschet lassen müssen. Wenn aber niemand den Wahrheiten und Wissenschaften so abhold seyn wird: warum sollen wir uns dieser Wahrheiten von den göttlichen Absichten, daran uns zu unserer Gemüthsberuhigung am meisten gelegen ist, gänzlich entäussern, und nicht so viel, als uns möglich ist, davon zu erkennen suchen? Und was wird endlich aus unserer Sittlichkeit und Tugend werden, wenn wir sie nicht als Pflichten ansehen, die der göttlichen Absicht gemäß sind? Heben wir diese Betrachtung auf: so bleibt nichts übrig, als eine bloße Eigennützigkeit.

Was besonders die Kleinigkeit der Dinge betrifft: so weis ich nicht, wie weit der Herr von Maupertuis dieses will gedehnet wissen. Müssen wir bis in die Uebereinstimmung aller Elemente oder Monaden hineinsehen, ehe wir etwas von der weisen Einrichtung der Dinge erkennen können? und sehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht bis aufs äusserste scharfsichtig sind? Das hieße ich zu viel verlanget, zu hart geschlossen. Sonst aber meyne ich, daß wir doch in neueren Zeiten durch die Vergrößerungsgläser viel weiter in die kleineren Theile hinein geschauet haben, als unsere Vorfahren; aber auch dadurch aus dem Wahne gesetzet sind, als ob die Bildung der kleineren Thiere, und der kleineren Theile aller Thiere und Pflanzen, nur

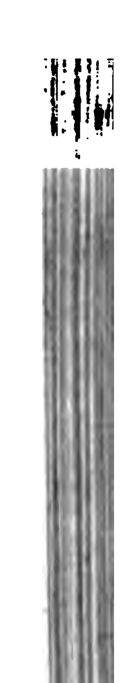
ein roher Zusammenfluß von allerley Urstoffen s
Vielmehr sehen wir dabey deutlich vor Augen, d
die Käse-Miete eben so künstlich in allen Theilen g
bildet sey, als der Elephant und Mensch; und d
ein Auge der Mücke, ein Federchen am Flügel d
Schmetterlings, ein Samenstäubchen einer Blum
eben so genau ausgearbeitet sey, als das Gan
Die Vernunft aber lehret uns überhaupt, daß kei
Vollkommenheit im Ganzen seyn könne, wo sie ni
aus der Uebereinstimmung der kleinsten Theile
wächst.

Man pflegt sonst dieser Betrachtung entgeg
zu setzen, daß wir uns in der Bestimmung der gö
lichen Absichten sehr leicht betriegen könnten: thei
weil des höchsten Wesens Gedanken für unsern n
drigen Verstand so verborgen wären, als die geh
men Rathschläge eines Königes für einen Fuh
mann; theils, weil auch die sichtbarsten Dinge k
nen sichern Schluß gewähreten, daß sie zu irgend
nem Gebrauche und Nutzen, oder zu welchem sie b
stimmet worden. Aber so scheinbar auch die
lautet, so bauet es doch auf falschem Grunde
viel.

Es ist eben so falsch, daß Gottes, als daß d
Königes Absichten, lauter Geheimnisse für die N
drigen bleiben sollen: es ist auch falsch, daß w
keine Regeln hätten, woraus von den göttlich
Absichten etwas sicheres zu schließen sey. Ein K
nig machet doch auch verschiedene seiner Absicht
durch Gesetze, Verordnungen, Herolde, Befeh
allen und jeden kund, so viel ihnen zu wissen nöth
und nützlich ist. Muß man auch eben seinem g
heim

sserlichem Angriffe in Sicherheit zu stellen
Kann man nicht aus seinem Verbothe der Ein-
usfuhre sehen, daß er Geld und Getraide im
ehalten will? So hat sich auch Gott nicht
uget gelassen. Es sind Dinge in der Natur,
h dem Einfältigsten eine leserliche Schrift
, daraus sie den Verstand und die Gesinnung
höpfers erkennen können und sollen. Ja,
ste wohl sagen: wie Staatskluge mehr von
Königes geheimen Absichten einsehen, so kön-
ch wahre Weltweise manches in der Natur
en, das den Unverständigen ein Geheimniß

iese Deutung ist auch nicht wild und zügellos.
aben eines Theils bey dem, was wir erfah-
e Regel, daß aller Nutzen der Dinge eine gött-
bsicht sey †. Andern Theils steht überhaupt
aß nichts umsonst, sondern alles zum Nutzen
endigen sey ††: daß das Wesen und die Na-



Nutzen anzeige; und daß solches durch die Aehnlichkeit anderer bekannten Dinge noch mehr bestätiget werde.

Gesetzt aber, daß wir uns zuweilen in besonderen Fällen mit Muthmaßungen zu weit wageten, wozu dieses oder jenes diene, und also irreten [20]; so

[20] Die allgemeine Absicht der Schöpfung der Welt, um der Lebendigen willen, ist sowohl durch Vernunft als Erfahrung ausser Gefahr des Irrthums gesetzt. Wenn aber die Frage von besonderen Dingen ist, wozu dieses, wozu jenes bestimmet sey, so ist hauptsächlich auf zweyerley Weise möglich zu irren: einmal, wenn man aus der blossen Geschicklichkeit eines Dinges zu einem gewissen Nutzen schliesst, daß solches die wirkliche Absicht sey. Denn eine und dieselbe Beschaffenheit eines Dinges kann mancherley Ursache, Nutzen und Absicht haben; und demnach ist auch das Gegentheil von dem, was man muthmaßet, möglich. Zweytens kann man irren, wenn man bloß aus der Aehnlichkeit anderer Dinge schliesst. Denn die Aehnlichkeit der Dinge in der Natur leidet öftere Abfälle; als z. B. in der Fortpflanzung der Thiere durch Begattung zweyer Geschlechter, und in vielen andern; wovon nachmals aus dem Gesetze der Stetigkeit (lege continuitatis) Grund gegeben werden soll. So hat der Herr von Hagedorn, dessen Anmerkungen so gute Muster sind, wie man mit Verstande lesen, als die Gedichte, wie man edel denken und schreiben soll, auf der 65 Seite, aus den Schriften der schwedischen Akademie, aus dem Reaumür und Gould angemerket, daß es Insecten mit Flügeln gebe, denen doch die Flügel in ihrem ganzen Leben zum Fliegen nicht dienen; und daß man sich [illegible]lich in Bestimmung der Endursachen leicht be[illegible] könne. Unterdessen würde man sich noch [illegible] vergehen, wenn man aus dergleichen Fällen schlösse:

o folget doch daraus nicht, daß wir gänzlich zur Entdeckung der göttlichen Absichten unfähig sind, und mit dieser Bemühung nur lauter Irrthümer häufe.

schlösse: also giebt es Dinge in der Natur, die gar keinen Nutzen haben, oder die höchstens nur zur Zierde dienen. Der Herr Reaumür saget gar wohl (Mem. pour les Insectes T. I. p. 30. edit. Amsterd. 1737. 8.) das hieße von der höchsten Weisheit allzu klein gedacht. So saget er Tom. II. P. I. p. 85. von den Schmetterlingen weiblichen Geschlechtes an der Eiche, welche große Flügel haben, wie die Männchen, und doch nimmer fliegen, sondern nur kriechen, und nicht einmal weit kriechen, als ob sie gar nicht wüßten, daß sie Flügel hätten: *Mais l'agitation des ailes lui est peut-être necessaire pour la fin que la Nature paroit avoir toujours en vue, pour la conservation de l'Espece.* Wenn man aber den besondern Endzweck gewisser Dinge auf obangeregte zwiefache Weise schließt, so giebt es nur Muthmaßungen, die jedoch um so viel mehr Wahrscheinlichkeit haben, als die Erfahrung mehr ähnliche Fälle darstellet. Daß dieses aber nicht gewiß sey, und triegen könne, das machet den Endursachen keinen besondern Vorwurf, weil man sich in Erforschung der wirkenden Ursachen, da, wo keine Gewißheit Statt findet, eben der Wege zu muthmaßen bedienet, und nothwendig bedienen muß: nämlich, daß man aus der Geschicklichkeit eines Dinges zur Wirkung, und aus der Aehnlichkeit anderer Fälle, die wirkende Ursache muthmaßlich abnimmt. Die Gewißheit entstehet bey den Endursachen, so wie bey den wirkenden, und allen Dingen, nicht anders, als wenn das Gegentheil unmöglich ist. So habe ich von den Planeten geschlossen, daß sie Einwohner haben, weil selbige als leblose Dinge nicht um ihrer selbst willen, und also bloß um der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn können. So schließ[illegible]

[illegible]

häufeten. Die Entdeckung der wirkenden Ursachen in der Natur ist ja so sehr den Vergehungen des menschlichen Verstandes unterworfen, als die Entdeckung der Endursachen; und niemand wird doch so übereilet schließen, daß die ganze Naturlehre über unsere Vernunft gehe, lauter Irrthümer hervorbringe, und gar nicht zu treiben sey. Soll man darum ein lehrreiches Buch gar nicht lesen, weil man nicht alles darinn verstehen kann? oder irret man desfalls allenthalben, weil man etwa bey ein und anderer dunkelen Stelle den Sinn des Urhebers falsch muthmaßet? Der Hauptzweck, und gleichsam der ganze Inhalt und allgemeine Titel des Buchs der Natur, und derer Capitel, die uns am meisten betreffen, steht uns doch allemal klar vor Augen. Die Möglichkeit des Irrthums in besonderen Fällen lehret uns nur behutsamer zu seyn, und die Regeln zu schließen genauer zu beobachten; auch mehrere Erfahrung abzuwarten.

§ 13.

Nun aber muß es auch unanständig, und an sich lächerlich heißen, die Weisheit des höchsten Wesens in solchen nichtswürdigen Kleinigkeiten, als in Insekten, in einer Falte vom Felle des Nashornthieres, und hundert andern dergleichen läppischen Dingen zu suchen.

De

insgemein, daß die Thiere ein Leben und eine Seele haben, weil ihre Werkzeuge der Sinne um keiner andern Ursache, als um der Empfindung willen, haben bestimmet seyn können.

Der Herr von Maupertuis hat uns vielleicht nur wollen zu verstehen geben, daß alle bisher angestellte Betrachtungen der Natur, gegen sein Gesetz der Sparsamkeit, nur Bagatellen wären. Daher mußte er aus allen Beyspielen etwas heraus suchen, das klein und verächtlich schien. Sonst wußte er wohl, daß Derham in seiner Astrotheologie und Physicotheologie, und andere dergleichen Weltweise, von dem Größten bis zum Kleinsten, von dem Ganzen bis zu seinen geringsten Theilen, herunter gestiegen waren, und allenthalben gleiche Weisheit des Schöpfers gezeiget hatten. Aber es war seinem Zwecke nicht gemäß, der größeren und allgemeineren Gegenstände solcher Untersuchung zu erwähnen.

Man möchte aber auch fragen: Müssen denn alle Menschen erst große Meßkünstler, Algebraisten, und tiefe Naturkündiger werden, ehe sie von ihres Schöpfers Daseyn und Weisheit überführet seyn können? Hat denn das neu entdeckte Gesetz der Sparsamkeit ein mehreres Licht, oder einen allgemeinen Beyfall, selbst unter den Gelehrten? Warum sollen wir die offenbare und jedermanns Einsicht gemäße Spuren der göttlichen Vollkommenheiten übergehen und verachten? Warum soll man die Wahl des Besten bloß in einem allgemeinen Gesetze suchen, in besondern Fällen aber die Augen verschließen oder irre werden? Ist es nicht beydes gut und diensam, das Göttliche in der Natur allenthalben, wo es zu entdecken ist, es sey im Kleinen oder im Großen, wahrzunehmen?

Aber ich möchte auch wissen, was wir für ei
Maaßstab oder für eine Wagschaale haben, wodu
wir etwas für groß und wichtig, oder für Klei
keiten und geringschätzige Dinge erklären. Auf
Ausdehnung wird es ja hier nicht ankommen, t
das nur allein groß wäre, was wir mit Klaft
und Zentnern ausmessen können. Wenn wir al
den Maaßstab der Weisheit nehmen, so weis
nicht, ob eine einzige Bagatelle in der ganzen N
tur zu finden ist; und ich fürchte, daß einer
nur selbst verächtlich machet, der das geringste in
Natur verachtet, weil es alles Muster der größ
Weisheit sind. Für unsern Verstand ist auch d
kleinste und geringste noch zu groß, zu wunderb
unbegreiflich, ja unendlich. An sich aber ist all
auf den größten und edelsten Zweck gerichtet, w
cher sich erdenken läßt, nämlich die Welt mit
ben, Lust und Glückseligkeit zu erfüllen; und d
Mittel, deren Verhältniß zu diesem Zwecke wir ei
sehen können, sind so vollkommen damit einstimmi
daß allenthalben ein unendlicher Verstand bey de
besten Willen hervorleuchtet.

In dieser Ordnung der Dinge kann also nich
klein seyn, was mit der grossen Absicht auf da
Wohl der Lebendigen eine weise Verknüpfung ha
Je vollkommener Gott selbst ist, desto weniger ist e
ihm anständig, auch nur das geringste in der gar
zen Naturkette ohne Absicht, unnöthig, unbedach
sam oder verkehrt zu thun, oder nur obenhin, in
Großen, und fürs Auge zu bilden. Derjenig
stellet demnach die Natur auf eine Gott anständig
Weise vor, der sie bis ins Innerste und Kleinste weis

lich

lich ausgearbeitet darstellet: und wir erkennen die Größe der göttlichen Weisheit in der Natur nicht eher deutlich, genau und gründlich, als bis wir in alle Arten der Thiere, und in die innere Einrichtung, Natur und Verrichtung der einfacheren Theile, so weit wir können, hinein gehen. Selbst die allgemeinen Regeln der Bewegung beweisen ihres Urhebers Weisheit nicht anders, als so ferne sich ihr Nutzen in jedem besonderen Falle, und ihr Zusammenhang mit dem Wohl aller Arten der lebendigen zeiget.

Der Herr von Maupertuis drucket sich selbst darüber gar schön mit diesen Worten aus [21]: **Alles ist in der Natur mit einander verknüpft. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Planeten gegen die Sonne zieht.** Aber ich kann ihm nicht beypflichten, wenn er hinzusetzet: **Allein, das Gewebe der Spinne ist es nicht, worinn wir die Beweise der Weisheit des Schöpfers suchen müssen.** Wie? wenn auch darinn unter andern eine zur Erhaltung des Thierleins unverbesserliche Kunst enthalten ist, welche die Spinne nicht selbst ersonnen, noch durch Unterweisung, Beyspiele und Uebung erlernet, sondern lediglich von ihrem Schöpfer, statt der Vernunft,

21 Oeuvres p. 25. *Tout est lié dans la Nature: l'Univers tient au fil de l'araignée, comme à cette force qui pousse ou qui tire les planetes vers le Soleil: mais ce n'est pas dans le fil de l'araignée, qu'il faut chercher les preuves de la sagesse de son Auteur.*

nunft, zum erblichen Besitze bekommen hat: um sollen wir nicht darauf achten [22]? Ist es durch einen andern Weg thunlich, die große W heit, daß Gott allen Lebendigen die zu ihrem dienlichsten Mittel gegeben, in ihrer Wirkli überzeuglich zu erkennen, als wenn wir jedes res Werkzeuge, Natur, Triebe und Fertigk aufmerksam betrachten?

Ich finde auch nicht, daß der Herr von M pertuis Ursache hatte, den Engländer läch zu machen, der von dem Rhinoceros, mit einem Worten, im Vorbeygehen, bemerkete, daß sonst so dick- und harthäutige Thier von dem sen und gütigen Schöpfer, bey den Gelenken, einer gefaltenen, sehr sanften und biegsamen versehen wäre. Denn da dieses bloß bey den gen der Glieder, wo sie sich regen und strecken len, nicht aber ausser den Gelenken beobachtet w und da das Thier diese Geschicklichkeit seiner zur Bewegung schon aus Mutterleibe mit auf Welt bringet, nicht aber durch wirkliches Bew und Dehnen der Haut erwirbt: was ist denn cherliches darinn, daß einer dieses, als einen stand, worinn sich die weise Vorsehung des S pfers für das Thier, und die Wahl der beq sten Mittel zum Zwecke äussern, bemerket? E eine ähnliche und schöne Anmerkung, die der von Haller in gleicher Absicht von der Härte

22 Ich werde die Kunst in dem Gewebe einer Sp einigermaßen in der folgenden Abhandlung § 2 schreiben.

Haut unter den Füßen der Thiere machet [23]. Warum,

23 Vorrede zu Büffons allgemeinen Historie der Natur, II Th. S. 1. a. Der berühmte Herr B. S. Albinus, Academicar. Annotat. lib. I. p. 27. Leidae 1754. 4. machet eben die Anmerkung: *Exuvias variis embryonibus de manibus pedibusque integras detraxi: detraxi etiam parvulis, qui assecuti nondum erant longitudinem digitalem. Pertenues inveni, totasque translucidas, qua parte ad dorsum manus pedisque pertinent, crassiores autem magisque opacas et albicantes, totasque firmiores, qua ad volam, quaque ad plantam et ad partes internas digitorum. Ex quo intelligitur, natura differre cuticulam iis in locis, et non pressione tantummodo continua et attritione solidari per aetatem et in crassitudinem crescere* Eben derselbe saget lib. III. p. 79. Er habe sich diese Beobachtung als die seinige zueignen können, weil er sie schon von 30 Jahren her öffentlich vorgetragen; und der Herr Raaw, ein Schwestersohn des grossen Boerhaaven habe sie im J. 1738. und Gravesands Frauen Bruder, Sacrelaire schon im J. 1727 in seiner Diss. inaug. de communibus corporis humani integumentis § 10. aus seinen Anweisungen bekannt gemachet. Das würde er nicht geschrieben haben, wenn er nicht der Meynung wäre, daß Entdeckungen, welche des Schöpfers Vorsehung zeigen, so klein sie auch scheinen möchten, dem Menschen, der sie zuerst gefunden, zur wahren Ehre gereichen. Und Galenus de usu Partium lib. III. cap. 10. sq. wo er eben von der Haut des Menschen an den Füßen geredet hatte, dachte gar nicht verächtlich von solchen Bemühungen, sondern schreibt: *se verum Conditoris nostri hymnum componere, et in hoc verum esse pietatem, non si taurorum ei plurimas sacrificaverit, et odoramenta suffumigaverit, sed si noverit et aliis exposuerit, quaenam sit ejus sapientia, quae virtus, quae bonitas.*

um, saget er, hat das Thier und nicht der Mensch, unter den vier Füßen, die es tragen sollen, schon im Mutterleibe Verhärtungen; da diesem nur unter den längeren Füßen, weil nur diese ihn zu tragen gewidmet sind, eine harte Ueberhaut anerschaffen ist? Nämlich auch hier ist zum voraus für den Gebrauch der Theile weislich gesorget, ehe wir gebohren werden. Mehrere dergleichen Umstände haben, auch andere vernünftige Männer bey der Haut und Schaale der Menschen und Thiere in großer Anzahl beobachtet, die deswegen sehr unzeitig würden belachet werden, weil sie von der Haut und von Thieren hergenommen sind; aber allezeit der Betrachtung würdig bleiben, weil sie offenbare Beyspiele der Weisheit und Güte des Schöpfers enthalten.

Jedoch der Herr von Maupertuis suchet diese Folgerung durch eine andere zu verspotten [24]. Was würde man, spricht er, von demjenigen sagen, der die Vorsehung deswegen leugnete, weil die Schale der Schildkröte weder Falten noch Gelenke hat? Aber die Folgerung dessen, der die Vorsehung durch die Haut des Rhinoceros beweist, hat nicht mehr Stärke. Drum

24 Oeuvres p. 7. *N' est-ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par de tels argumens? Que diroit-on de celui qui nieroit la Providence, parce que l' écaille de la tortue n' a ni plis, ni jointures? Le raisonnement de celui qui la prouve par la peau du rhinoceros est de la même force. Laissons ces bagatelles à ceux qui n' en sentent pas la frivolité.*

Drum lasset uns solche läppische Kleinigkeiten denen anheim geben, die deren Nichtswürdigkeit nicht einsehen. Der Herr von Maupertuis hat so weit Recht: die Folgerung von der Schildkröte, welche er jemanden in den Mund leget, ist läppisch und nichtswürdig genug. Aber kann er im Ernste glauben, daß ein einziger vernünftiger Mensch die andere Folgerung dieser ähnlich, und die Vergleichung für aufrichtig halten wird? Er bürdet dem Engeländer auf, als ob er schlechthin so geschlossen hätte: weil ein Thier Falten in der Haut hat, so muß eine Vorsehung seyn. Auf die Weise, spricht denn Herr Maupertuis, müßte auch aus dem Gegentheile das Gegentheil folgen: weil die Schildkröte keine Falten in ihrer Schale hat, so giebt es keine Vorsehung. Der Unterschied aber ist: der Rhinoceros hat biegsame Falten in seiner dicken Haut bey den Gelenken, wo es zum Bewegen der Glieder nöthig war; aber die Schildkröte hat keine Falten und Gelenke in der harten Schale, wo es zum Bewegen unnöthig war. Denn ein anderes ist es mit dem Armadill, der Falten in seiner harten Decke auf dem Rücken hat, weil er sich in eine Kugel zusammen rollet; aber die Schildkröte brauchte dergleichen nicht, sondern vielmehr eine feste Schale, worunter das Thier auch gegen Lastwagen gesichert ist. Dieses ist der eine Fehler in der Vergleichung, daß es nicht entgegengesetzte Fälle sind, und daß der Herr von Maupertuis, solches zu verbergen, diejenigen Umstände mit Fleiß weggelassen, welche solches entdecken konnten. Denn eigentlich konnten dem Falle vom Rhi-

noceros nur zweene entgegen gesetzet werden, wenn entweder ein Thier in der Haut biegsame Falten hätte, wo es unnöthig war, oder wenn eines keine biegsame Falten hätte, wo es doch nöthig war. Dann würde auch die Folgerung richtiger seyn: also zeiget sich darinn keine Vorsehung. Aber solcher Folgerung hat der Schöpfer schon vorgebeuget, indem keines der gegenseitigen Fälle in der Natur zu finden ist. Demnach verfällt auch der Hr. von Maupertuis in einen zweyten Fehler, daß er auf seiner Seite übel schließt: weil die Schildkröte keine Falten und Gelenke hat, (wo es nicht nöthig war:) also giebt es keine Vorsehung. Vielmehr, da sie auf dem Rücken keine unnöthige Falten, sondern eine feste Schutzwehre, hat, darunter sie sich ganz verbergen kann; übrigens aber, am Leibe, Kopfe und Füßen, mit biegsamer Haut und Gliedern, so viel als nöthig war, versehen ist: so läßt sich auch daraus, wie aus tausend andern Dingen, wahrnehmen, daß der Schöpfer, zur Erhaltung seiner Geschöpfe, nichts versäume und doch auch nichts umsonst gemachet habe. Nun lasse ich jeden urtheilen, auf wen die Beschuldigung des Läppischen und Lächerlichen in der Folgerung des Hrn. von Maupertuis falle.

§ 14

Ja, spricht der Herr von Maupertuis, [25] wenn ich auch alle die Beweise von Ordnung und Ueber-

25 Oeuvres p. 8. sq. *Que sert-il, dans la construction de quelque Animal, de trouver des apparences d'ordre et de convenance? lorsqu' après nous sommes arrêtés* ...

Uebereinstimmung in den Theilen der thierischen Körper gelten lasse: so werde ich doch jähling durch eine schlimme Folgerung gestöret. Eine Schlange ist künstlich gebildet; aber wozu dienet sie, als den Menschen zu tödten? Eine Mücke und Ameise heißen uns die Sorge der Vorsehung für ihre Eyer und Jungen bewundern; aber wozu das? um ein Insect hervorzubringen, das dem Menschen beschwerlich ist, und von dem ersten Vogel aufgefressen, oder von einer Spinne bestrickt wird. Ueberhaupt, saget er, [26] hat vielen großen Geistern gedünkt

tout à coup par quelque conclusion facheuse? Le serpent, qui ne marche ni ne vole, n'auroit pu se derober à la poursuite des autres Animaux, si un nombre prodigieux de vertebres ne donnoit à son corps tant de flexibilité, qu'il rampe plus vite que plusieurs Animaux ne marchent etc. Tout cela n'est-il pas admirable? Mais à quoi tout cela sert-il? à la conservation d'un Animal, dont la dent tuë l'homme. — Suivez la production d'une Mouche ou d'une Fourmi: il vous font admirer les soins de la Providence — tout cela aboutit à produire un Insecte incommode aux hommes, que le premier oiseau devore, ou qui tombe dans les filets d'une Araignée,

26 Oeuvres p. 9. *De très grands Esprits —— n'ont pu s'empêcher d'avouer, que la convenance et l'ordre ne paroissent pas si exactement observés dans l'Univers, qu'on ne fût embarassé pour comprendre comment ce pouvoit être l'Ouvrage d'un Etre tout sage et tout puissant. Le mal de toutes les especes, le desordre, le crime, la douleur, leur ont paru difficiles à concilier avec l'Empire d'un tel Maitre. Regardez, ont-ils-dit, cette Terre; les mers en couvrent la moitié, dans le reste, vous verrez des rochers escarpés, des regions glacées, des sables brulans. Examinez les*

dünkt, daß die Ordnung und Uebereinstimm
Dinge so genau nicht beobachtet wäre, da
nicht in Verwirrung gerathen sollte, wie di
eines höchstweisen und mächtigen Wesens
seyn könnte. Die Erdfläche sey zur Häl
dem Meere bedecket; auf der Erde sähe man
Felsen, gefrorne Landschaften, brennenden
viel giftige Pflanzen und schädliche Thier
untersuchete man die Sitten der Einwohn
finde man Lügen, Diebstahl, Todtschlag,
lerley Laster viel häufiger, als die Tugend.
dem wären die unglückseligen Menschen mit
Plagen, als Podagra, Steinschmerzen, u
dern Krankheiten, wenigstens mit Sorge
Verdrusse, überhäuft. Ob das eine Welt se
che ihres Schöpfers Weisheit und Güte ze

Wi

les mœurs de ceux qui l'habitent; vous trou menfonge, le vol, le meurtre, et par tout l plus communs que la vertu. Parmi ces Etre tunés, vous en trouverez plusieurs desespérés tourmens de la goutte et de la pierre, plusie guissans dans d'autres infirmités que leur du insupportables; presque tous acablés de soucis chagrins.

27 Oeuvres p. 11. *Tant de Plantes venimeuses a maux nuisibles, produits et conservés soigneu dans la Nature, sont-ils propres à nous fair tre la sagesse et la bonté de celui qui les l'on ne decouvroit dans l'Univers que de choses, il pourroit n'être que l'Ouvrage mons. — il vaudroit autant, que l'Univers origine à un destin aveugle, que s'il étoit d'une telle Intelligence.*

ielmehr möchte man, wenn sonst nichts bessers rinn wäre, gedenken, daß sie ja so wohl ein Werk r bösen Geister, oder eines blinden Schicksales n möchte, als eines so vollkommenen Geistes. enn [28] die blosse Absicht sey zum Beweise der eisheit und Güte des Schöpfers nicht genug, enn der Bewegungsgrund und äusserste Zweck cht auch was Gutes sey. Man würde einen ünstler nicht bewundern oder loben, der mit vie- r Geschicklichkeit und Verstande eine Maschine ge- acht hätte, die entweder niemanden nützlich, oder ohl gar schädlich wäre.

Man sieht daraus genugsam, wie der Herr on **Maupertuis**, um den Werth seines neuen esetzes der Sparsamkeit zu erhöhen, zuletzt alle inwürfe selbst gegen die Vollkommenheit der Welt, und gegen die Vorsehung des Schöpfers nd dessen weise und gute Absichten, in den bitter- ten Auszug gebracht hat. Man wird also zuerst on ihm mit Verwunderung erwarten, wie er diese on ihm selbst geschärften Einwürfe heben werde, und ihm besondern Dank schuldig seyn, wenn er es

 auf

28 Ibid. *Que cet Univers dans mille occasions nous présente des suites d' effets concourans à quelque but, cela ne prouve que de l'Intelligence et des desseins; c'est dans le but de ces desseins qu'il faut chercher la sagesse. L'habilité dans l'exécution ne suffit pas; il faut que le motif soit raisonnable. On n'admireroit point, on blâmeroit l' Ouvrier; et il seroit d' autant plus blâmable, qu'il auroit employé plus d'adresse à construire une machine qui ne seroit d' aucune utilité, ou dont les effets seroient dangereux.*

auf eine noch deutlichere und gründlichere Art thun kann, als es bisher geschehen ist. Er versichert uns wenigstens, [29] wenn wir sein Gesetz der Sparsamkeit annehmen, so sollten wir nur die Augen aufthun, und die ganze Welt durchgehen; dann würden alle die Erscheinungen, welche vorhin, bey der Unwissenheit der weisesten Gesetze, wovon sie entspringen, nur einen dunkelen und undeutlichen Beweis von dem Daseyn Gottes gewährten, zur Demonstration werden; und was sonst hätte Aergerniß erregen können, das würde nichts, als eine nothwendige Folge der Gesetze seyn, die zu errichten waren: man würde ohne Anstoß sehen, daß Misgeburten erzeugt, und Laster begangen würden, und wir würden den Schmerz mit Geduld aushalten.

Hier haben wir also den größten Zweifelsknoten, nach dem Gesetze der Sparsamkeit, kurz und gut durchgeschnitten. Allein, ich möchte fragen, wie wird nun alles durch die kleinste Bewegung des Hrn. von Maupertuis so leicht zur Demonstration

29 Oeuvres p. 25. *Ouvrons les yeux; parcourons l'Univers; livrons nous hardiment à toute l'admiration que ce spectacle nous cause; tel Phénomene qui, pendant qu'on ignoroit la sagesse des loix à qui il doit son origine, n'étoit qu'une preuve obscure et confuse de l'existence de celui qui gouverne le Monde, devient une demonstration: et ce qui auroit pu causer du scandale, ne sera plus qu'une suite necessaire des loix qu'il falloit établir. Nous verrons, sans en être ébranlés, naître des Monstres, commettre des Crimes, et nous souffrirons avec patience la Douleur.*

ration des Daseyns Gottes und seiner Weisheit und Güte? Lasset uns einen Schluß machen: Wenn alles in der Welt mit der kleinsten Handlung oder Bewegung geschieht, so muß ein Gott seyn, der nach weiser Wahl das Beste erkohren. Wie? wenn die kleinste Handlung an sich die einzige mögliche, und also schlechterdings nothwendig wäre: woher folgert man denn, daß sie durch eine weise Wahl eines Urhebers gestiftet worden? Oder, wenn man sie auch nur als natürlich nothwendig annehmen will: was verweist uns auf einen freyen Geist, der es so geordnet hat? Der Hr. von Maupertuis hatte dem Hrn. Newton diesen Einwurf gemachet, und er machet ihn sich auch nun selber. Seine Antwort darauf aber lautet so: [30] **Wenn es wahr ist, daß die Gesetze der Bewegung und Ruhe eine unausbleibliche Folge der Natur der Körper sind: so beweist eben dieses die Vollkommenheit des höchsten Wesens**

[30] Oeuv. p. 13. *Mais, pourroit-on dire, quoique les règles du mouvement et du repos n'ayent été jusqu' ici démontrées que par des hypothèses et des experiences, elles sont peut-être des suites necessaires de la nature des corps; et n'y ayant rien eu d'arbitraire dans leur établissement, vous attribuez à une Providence, ce qui n'est l'effet que de la Nécessité. S'il est vrai que les loix du mouvement et du repos soient les suites indispensables de la nature des corps, cela même prouve encore la perfection de l'Etre suprême: c'est que toutes choses soient tellement ordonnées qu'une Mathématique aveugle et nécessaire exécute ce que l'intelligence la plus éclairée et la plus libre prescrivoit.*

sens, da nämlich alle Dinge so geordnet sind, daß eine blinde nothwendige Mathematik dasjenige ausrichtet, was der verständigste und freyste Geist vorschrieb. Das ist eine vortreffliche Demonstration, nur daß man ihren Grund nicht finden kann: Die natürliche Nothwendigkeit der kleinsten Handlung beweist die weise Wahl eines höchsten Wesens: warum? weil sie des verständigsten und freysten Geistes Vorschrift ausrichtet. Setzet dieses nicht eben dasjenige voraus, was zu beweisen war? Oder wenn dieses eine gültige Antwort heißen soll: warum konnte sie dem Hrn. von Maupertuis nicht eben denselben Einwurf gegen Newtons Ordnung der Planeten heben? [31]

Allein, wir wollen annehmen, das Gesetz der kleinsten Handlung beweise den verständigsten und freysten Geist: so würde es doch, nach des Hrn. von Maupertuis eigenem Urtheile, noch gar nicht dessen Weisheit und Güte beweisen, wenn der Zweck und Bewegungsgrund nicht etwas Gutes ist. [32] Und wie kann er denn doch die Betrachtung der göttlichen Absichten in der Natur verwerfen oder belachen; da sein eigener Grundsatz keinen Beweis von eines höheren Wesens Weisheit und Güte giebt, wo er nicht gewisse Absichten voraus setzet? Denn in der körperlichen Bewegung liegt an sich nichts Gutes, sie mag klein oder groß seyn; sondern sie ist höchstens nur ein Mittel, das

sowohl

31 Siehe oben die 9te Anmerkung.

32 Siehe die 28 Anmerkung.

·f zum Bösen als Guten angewandt werden
. Könnte denn nicht auch lauter Böses oder
;stens viel Böses, durch die kleinste Bewe-
ausgerichtet werden? Wie kann also das
ß der kleinsten Bewegung an sich selbst die
sheit und Güte des Schöpfers darthun, so
: man nicht sieht, daß es zum Guten ange-
)t sey, oder wie könnte es eine Antwort gegen
Böse, das wirklich in der Welt ist, geben?
d darum Misgeburten, giftige Thiere und
nzen, Laster, Schmerz und Tod nichts Böses,
sie durch die kleinste Bewegung hervorgebracht
en? Würde nicht das menschliche Herz, wenn
Sache bloß auf Bewegung ankäme, wünschen,
doch der so verständige und freye Geist lieber
Bösen sparsamer, und in der Bewegung etwas
jebiger gewesen wäre?

Es läßt sich aber auch nicht begreifen, daß das
e in der Welt eine nothwendige Folge dieses
:tzes seyn sollte. Sind denn Stürme, Erdbe-
Ueberströmungen, Kriege, Mord, Brand,
alle Laster, Früchte der kleinsten Bewegung?
nn alle schädliche Thiere und Kräuter gar nicht
haffen wären, so würde desto weniger Bewe-
g in der Welt seyn. Ja, man möchte viel-
r aus diesem Gesetze folgern, daß sehr viel
es und alle Lebendige hätten wegbleiben müs-
damit ja nicht so viel Regens und Bewegens,
:äusches und Lärmens in der Welt entstünde,
dern alles todt und stille wäre, und die ganze
tur fein geruhig und sanfte schliefe.

Man

Man hätte also wünschen mögen, daß d
von Maupertuis uns auf der einen Seite
cher erkläret hätte, wie das Gesetz der Spars
das Gute nothwendig erzeuge, und sich dadu
eine Regel der Weisheit erweise; auf der
aber so wenig Böses, als nur möglich war,
Denn an sich scheint weder Böses noch
daraus zu folgen. Wenn nämlich nicht wei
gütige Absichten vorausgesetzt werden, wo
Gesetz der Sparsamkeit, als ein Mittel, ang
worden, so kann man aus diesem Gesetze
keine Weisheit, oder Wahl des Besten erk
noch das zugelassene Böse damit zusammen r
Um so viel weniger ist zu begreifen, wie der H
Maupertuis wider den Beweis aus der
und der Uebereinstimmung in der Natur
da er ihn ja so sehr, als andere, nöthig hat.
schlimmste ist, daß der Hr. von Mauperti
Betrachtung des Guten in der Welt verb
schwächet, verkleinert, verlachet, des Bös
häufet und schärfet; und uns alsdenn, w
uns mitten in bekümmerte Gedanken hinein
ret hat, verläßt.

§ 15.

Es erhellet aus des Hrn. von Maup
eigenem Beyspiele, daß man sowohl von der
kommenheit und Unvollkommenheit der W
ihrer Theile, als auch von dem ganzen Zusa
hange der Dinge, und was derselbe mit sich b
imgleichen von der Weisheit und Güte des
bers sehr verkehrt urtheile, wenn man nich

ie Absicht oder Endursache fest gesetzet hat. Wie
h nun dieses bereits überhaupt gethan habe: so
wird auch daraus klar seyn, daß die äusserste Ab-
icht der Schöpfung so gütig, groß und edel sey,
ls möglich; und daß die ganze Anlage und Ein-
ichtung der Welt, nebst den Gesetzen und Regeln
er Natur, damit übereinstimme; welches denn
iberhaupt genug ist, die Vollkommenheit sowohl
es Werkes, als des Werkmeisters, zu erkennen.
Ehe ich aber die Einwürfe von besondern Theilen
erständlich heben kann, so wird auch zuvor nöthig
seyn, daß ich die besonderen Absichten bey den Thie-
ren und Menschen auf unserm Erdboden ausführ-
licher darthue. Dann wird sich besser erklären las-
sen, daß ihnen so viel Vollkommenheit und Gutes
von dem Schöpfer angediehen sey, als nach jedes
Wesen in der Verknüpfung der Dinge möglich war;
und daß der Mangel einer mehreren Vollkommen-
heit, oder das Böse, keine göttliche Absicht sey,
sondern theils in dem eingeschränkten Wesen der
verknüpften Dinge unvermeidlichen Grund der
Möglichkeit habe, theils in seiner wirklichen Zu-
lassung neue Beweise der Weisheit und Güte des
Schöpfers darreiche.

Ich werde also hier noch auf keine Einwürfe gegen
die Weisheit und Güte des Schöpfers antworten.
Es kann uns fürs erste genug seyn, daß man über-
haupt schon sieht, wie unzeitig und unbillig sie an-
gebracht, und wie schlecht sie daher gehoben sind.
Denn wie kann man von eines Dinges und seines
Urhebers Vollkommenheit urtheilen, ohne es we-
der im Zusammenhange, und nach seiner Absicht,
noch

noch in seinen Theilen, der Betrachtung werth [illegible]
halten? Wie könnte man sich mit jemanden einla[illegible]
sen, der hie und da aus des weisesten König[illegible]
Verordnungen etwas ergriffe, das ihm wid[illegible]
schiene, um es zu tadeln; und wenn er gefrag[illegible]
würde, ob er denn die übrigen, so viel möglic[illegible]
in ihrem Zusammenhange betrachtet hätte, [illegible]
Antwort gäbe, er verstünde theils nichts da[illegible]
theils handelten sie von allerley nichtswürdigen Kl[illegible]
nigkeiten, die einem Könige unanständig, und [illegible]
Mühe nicht werth wären. Man würde ihn [illegible]
mehr ersuchen, daß er sich nicht übereilen, sond[illegible]
erst Zeit und Geduld geben möchte, die besond[illegible]
Absichten der Verordnungen, zur Erhaltung je[illegible]
Standes, ohne Vorurtheil aus den allgemeinen [illegible]
erforschen, und hiernächst alles in der Verknüpfu[illegible]
des Ganzen zu betrachten; und wenn er denn [illegible]
und jeder Anstalten ihren Grund noch nicht v[illegible]
begreifen könnte, seine Unwissenheit der Weish[illegible]
des Königes nicht zur Last zu legen. Sollten [illegible]
nicht so billig und bescheiden von den göttlichen W[illegible]
ken urtheilen, als Sokrates von den dunkel[illegible]
Schriften des Heraklitus? Er las sie doch oh[illegible]
Verachtung; er bemühete sich um ihre wahre Me[illegible]
nung; er suchete keine widrige aus schweren Stell[illegible]
zu erzwingen; sondern wie er gefraget ward, wa[illegible]
er davon hielte, gab er zur Antwort: was ich ve[illegible]
stehen kann, das ist vortrefflich; darum vermuth[illegible]
ich, das andere wird gleicher Art seyn, was i[illegible]
nicht verstehe.[33]

§ 1[illegible]

33 Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα· οἶμαι δὲ, καὶ ἃ μὴ συνῆκα.

§ 16.

, sprechen andere, als Naturkündiger:
ure Endursachen unsernthalben für euch,
e nur nicht mit in die Naturlehre, wo sie
n Nutzen haben, und oft zum Irrthume
Es ist bekannt, was Cartesius und
wider gesaget; [34] und viele der Neueren
inn noch weiter, so daß sie die Endursa-
allein aus der Naturlehre als unfrucht-
rieglich verweisen, sondern sie auch an sich
d in der Metaphysik, kaum mehr wollen
sen; ja aus Vorurtheile, oder vielmehr
gen dieselben, fast alle erste Begriffe und
ze der Wahrheit, als unnütze Grillen
.

eine meynet: [35] die Vollkommenheit,
die Absicht gerichtet sey, und der zurei-
rund, den man darinn suche, wären nur
e Wesen, die nach menschlichen Absichten
wären; willkührliche Verhältnisse, die
nein gemachet hätten; Gegenstände unse-
ungen und Leidenschaften, die anstatt, daß
Wirkliches hervorbringen sollten, nur das
e veränderten, und mit unsern Neigungen
en: aus Endursachen etwas schliessen wol-
len,

, was Cudworth im Systemate Intellectuali
V. Sect. I. § 59. sqq. und Parker de Deo et
. Diss. III. Sect. 16. p. 283. sqq. dagegen erin-
haben.
Büffon in seiner allgemeinen Historie der Na-
Th. II Band p. 45. sq. und p. 20.

len, sey nichts anders, als die Wirkung fü
Ursache annehmen. Es heißt bey einem ander
Man nennet ein Système der Endursa
denjenigen Theil der Physik, oder viel
Metaphysik, (oder vielleicht weder der e
noch der andern) welcher den Zweck hat,
Gesetze der Natur, vermittelst der Absich
welche der Urheber der Natur sich d
vorgesetzet hat, zu entdecken. Diese Th
gründet sich auf so wahre, aber so unfr
bare, und so oft triegliche Säze, als
nichts ohne zureichenden Grund gesch
daß die Natur durch die einfachsten W
handelt, und auf einige andere, die eb
gewiß, aber auch eben so unnüze sind.
Kanzler Baco, welcher wohl einsah,

36 Der Hr. Verfasser von den Melanges de Litte
re, d'Histoire et de Philosophie Vol. I. p. 257.
von dem Systeme des causes finales: *On appelle
cette partie de la Physique, ou plûtôt de la M
physique (ou peut-être ni de l'une ni de l'autre)
pour but de decouvrir les lois de la Nature par
que son auteur s'est proposée en établissant ces
Cette Theorie est fondée sur des axiomes si v
mais si peu fécons, et souvent si trompeurs,
rien ne se fait sans raison suffisante, que la n
agit toûjours par les voies les plus simples, e
quelques autres aussi certains, et aussi inutiles.
Chancelier Bacon, qui avoit senti, combien cette
niere de philosopher étoit une voie sterile pour le
couvertes, la comparoit avec beaucoup de finesse
verité, à une vierge consacrée à Dieu, qui ne
duit rien.*

eit, der seine besonderen Ursachen hatte.
Absichten in der Natur, und alle Spuren
chen Weisheit zu streiten, saget nicht allein
zureichenden Grunde *), daß es bloß ein
der zum gewissen Lehrgebäude erfunden
und der in der Erforschung von Wahrhei-
und gar keinen Nutzen habe; sondern er füget
it er ja allen Zügel gesunder Vernunft abwer-
: **Die Leibnitzische Philosophie füh-**
) zu einem andern Grundsatze, der
nützer ist; das ist der Satz des Wi-
ches.
will ich den ersteren Herren des la Met-
e Ausschweifungen gar nicht beymessen;
es zur Behauptung ihrer Meynung nö-
e Sprache zu führen, die den Atheisten
cht ist? Denn wer Gott aus der Natur
n, und alle Ehrbarkeit unter Menschen
will, der muß sich durch keine Widersprü-
lten lassen, und um keinen zureichenden

Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sätze bekümmern. Konnten die Endursachen gar nicht aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die ersten Regeln der Vernunftkunst und Grundwissenschaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meynung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Oder ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was anders, als eine Erforschung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Wesen der Dinge ohne Widerspruch besteht? Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze können nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Samen aller übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren sie dennoch bey einigen, gleichsam als die geweiheten Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schuld entweder an deren Unvermögen seyn, bey welchen sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde gethan haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren diesen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nicht zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrieden, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, was Absichten hat. Ein Unglück für Leibnitz, da er entdeckete, daß sie auch mit Absichten schwanger gehen [38].

Aber

38 Ich bediene mich dieser Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz suchete, sondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alembert

Aber im Ernste: lasset uns den Wortstreit, ob
ie Endursachen ein Theil der Physik oder Meta-
S 2 physik

bert Urtheil. witzig seyn soll: daß sich die Wahrheit
durch so genannte bon mots so wenig umstoßen als
beweisen lasse. Lord Bolingbroke saget in seinen
Works Vol. III. p. 403. nicht unbillig von diesem
Ausdrucke Bacons, *that the Chancellor expresses
himself rather prettily than truly.* Es ist über dieß
nichts leichter, als denen Herren, welche die Sätze des
zureichenden Grundes und des Widerspruches als un-
nütz verwerfen, aus ihren eigenen Schriften zu zei-
gen, daß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so
verfahren, als hätten sie sich beständig die Regeln
vorgeschrieben, es sey nichts ohne zureichenden
Grund, und widersprechende Dinge seyn unmöglich,
oder lassen sich nicht gedenken. Dieses hat der Herr
Kästner dem Herrn Büffon bey dem I Th. II B.
p. 45. sq. der Historie der Natur, was den Satz
des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte
vorgehalten. Aber es geht manchem, wie dem
Bourgeois-Gentilhomme, er redet Prose, und weis
es selbst nicht. Wenn man also nicht nach deutli-
chen Begriffen von den Regeln seines Denkens, und
von deren Gebrauche und Nutzen, verfährt, so ist
die Verachtung der Regeln nicht anders anzusehen,
als eines Menschen, der die Grammatik und Optik
für unnütz erkläret, weil er, auch ohne diese Wis-
senschaften, sprechen und sehen kann. Das ist
wahr; aber er kann auch desto leichter irren, desto
weniger die Wahrheit erfinden und einsehen, desto
weniger sich und andere davon überführen. Der
Herr Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er
von dem zureichenden Grunde nicht allein keinen
deutlichen, sondern auch einen irrigen Begriff ge-
habt, wenn er meynet, Leibnitz hätte unter diesem
Namen bloß die Endursachen verstanden und erhe-
ben wollen; wie Herr Kästner abermals p. 44.
sehr

physik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fi
gen, theils, ob sie an sich Grund haben; theils,

sehr wohl bemerket. La Mettrie nennet es das
auch ein Principe de Systeme. Man sieht aber da
aus, warum die Herren dem zureichenden Grund
oder vielmehr der Vernunft, selbst feind werde
weil sie fürchten, sie möchten dadurch auch zum E
kenntnisse der Endursachen geführet werden. I
bedaure, daß ich diesen Satz auch noch vielen me
ner ungegründeten Landesleute verständlich zu m
chen Ursache habe. Leibnitz saget mit diesem Au
drucke des zureichenden Grundes, oder desjenige
woraus sich völlig verstehen läßt, warum etwa
sey, nichts anders, als was das Wort Princi
überhaupt undeutlich saget: erstlich, alles dasjen
ge, woraus man völlig verstehen kann, warum e
was in einem Dinge innerlich möglich oder noth
wendig sey; (das ist, ein Principium essendi, od
das Wesen und Wesentliche;) imgleichen dasjenig
woraus man völlig verstehen kann, warum etwa
wirklich sey oder werde; (Principium fiendi, od
die wirkenden Ursachen mit ihren Kräften und d
ren Regeln und Maaße,) ferner, dasjenige, worau
man völlig verstehen kann, warum etwas wahr se
oder warum unsere Gedanken mit den Dingen, un
mit einander übereinstimmen; (Principium cogitan
di, oder die Grundsätze aller Wahrheiten;) endlic
dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, war
um man etwas wolle oder wollen müsse; (Princi
pium volendi, oder die Gründe der freyen Hand
lungen und Sittlichkeit.) Meynet nun jemand
daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i
ohne Verstand und Einsicht, was einem beliebet, von
den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß
dieser Zwang nur ein Principe de Systeme sey: s
kann man ihm seine wilde Philosophie gern lassen
Will man noch eine nähere Erklärung haben, wa
völlig

Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas
n können; theils, ob sie mit denselben in
ltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

§ 17.

habe oben gezeiget, daß die Endursachen
sichten in dem Wesen körperlicher Dinge
et sind, weil kein lebloses Ding als wirk.
icht werden kann, wo nicht sein Wesen, sei.
haffenheit, nebst seiner Wirklichkeit, aus
auf die Lebendigen bestimmet worden. Der
aber giebt die Endursachen, oder die Ab.
uf die Vollkommenheit, für moralische We.
die bloß nach menschlichen Absichten er.
sind; für willkührliche Verhältnisse, die wir
n gemacht haben; für moralische Ueberein.
igen mit unsern Neigungen, wodurch die
keit der Dinge verkehrt vorgestellet wird.
ht denn doch so viel, daß es ein Verhält.
eine Uebereinstimmung mit menschlichen
n und Neigungen gebe, weswegen wir den
eine Vollkommenheit beylegen. Und wer
s leugnen? Wir suchen Augen, Ohren,

 Nase,

g verstehen heiße; so dienet zur Nachricht, es
so viel, als klar und deutlich einsehen, ob eins
dem andern einerley sey oder nicht, dem andern
rspreche oder nicht. Durch diese deutliche
irung des zureichenden Grundes werden alle
ipia brauchbarer und gewisser; und es zeiget
daß Metaphysik, Mathematik, Physik, Logik,
. zusammen hängen, und eine gemeinschaftli=
Regel haben.

Man hätte also wünschen mögen, daß der Herr von Maupertuis uns auf der einen Seite deutlicher erkläret hätte, wie das Gesetz der Sparsamkeit das Gute nothwendig erzeuge, und sich dadurch als eine Regel der Weisheit erweise; auf der andern aber so wenig Böses, als nur möglich war, zulasse. Denn an sich scheint weder Böses noch Gutes daraus zu folgen. Wenn nämlich nicht weise und gütige Absichten vorausgesetzt werden, wozu das Gesetz der Sparsamkeit, als ein Mittel, angewandt worden, so kann man aus diesem Gesetze an sich keine Weisheit, oder Wahl des Besten erkennen, noch das zugelassene Böse damit zusammen reimen. Um so viel weniger ist zu begreifen, wie der Hr. von Maupertuis wider den Beweis aus der Absicht und der Uebereinstimmung in der Natur streitet, da er ihn ja so sehr, als andere, nöthig hat. Das schlimmste ist, daß der Hr. von Maupertuis die Betrachtung des Guten in der Welt verdunkelt, schwächet, verkleinert, verlachet, des Bösen aber häufet und schärfet; und uns alsdenn, wenn er uns mitten in bekümmerte Gedanken hineingeführet hat, verläßt.

§ 15.

Es erhellet aus des Hrn. von Maupertuis eigenem Beyspiele, daß man sowohl von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Welt und ihrer Theile, als auch von dem ganzen Zusammenhange der Dinge, und was derselbe mit sich bringet, imgleichen von der Weisheit und Güte des Urhebers sehr verkehrt urtheile, wenn man nicht zuvor

di

der Endursache fest gesetzet hat. Wie
bereits überhaupt gethan habe: so
klar seyn, daß die äusserste Ab-
Schöpfung so gütig, groß und edel sey,
ich; und daß die ganze Anlage und Ein-
der Welt, nebst den Gesetzen und Regeln
it, damit übereinstimme; welches denn
genug ist, die Vollkommenheit sowohl
es, als des Werkmeisters, zu erkennen.
über die Einwürfe von besondern Theilen
kann, so wird auch zuvor nöthig
besonderen Absichten bey den Thie-
Menschen auf unserm Erdboden ausfüh-
thue. Dann wird sich besser erklären las-
ihnen so viel Vollkommenheit und Gutes
Schöpfer angediehen sey, als nach jedes
der Verknüpfung der Dinge möglich war;
der Mangel einer mehreren Vollkommen-
r das Böse, keine göttliche Absicht sey,
theils in dem eingeschränkten Wesen der
ten Dinge unvermeidlichen Grund der
heit habe, theils in seiner wirklichen Zu-
neue Beweise der Weisheit und Güte des
s darreiche.

werde also hier noch auf keine Einwürfe gegen
heit und Güte des Schöpfers antworten.
uns fürs erste genug seyn, daß man über-
on sieht, wie unzeitig und unbillig sie an-
, und wie schlecht sie daher gehoben sind.
kann man von eines Dinges und seines
Vollkommenheit urtheilen, ohne es we-
nsammenhange, und nach seiner Absicht,
noch

noch in seinen Theilen, der Betrachtung we
halten? Wie könnte man sich mit jemanden
sen, der hie und da aus des weisesten K
Verordnungen etwas ergriffe, das ihm
schiene, um es zu tadeln; und wenn er g
würde, ob er denn die übrigen, so viel m
in ihrem Zusammenhange betrachtet hätt
Antwort gäbe, er verstünde theils nichts
theils handelten sie von allerley nichtswürdige
nigkeiten, die einem Könige unanständig, u
Mühe nicht werth wären. Man würde ih
mehr ersuchen, daß er sich nicht übereilen, s
erst Zeit und Geduld geben möchte, die bes
Absichten der Verordnungen, zur Erhaltun
Standes, ohne Vorurtheil aus den allgeme
erforschen, und hiernächst alles in der Verkn
des Ganzen zu betrachten; und wenn er den
und jeder Anstalten ihren Grund noch nich
begreifen könnte, seine Unwissenheit der W
des Königes nicht zur Last zu legen. Sollt
nicht so billig und bescheiden von den göttliche
ken urtheilen, als Sokrates von den d
Schriften des Heraklitus? Er las sie doc
Verachtung; er bemühete sich um ihre wahr
nung; er suchete keine widrige aus schweren
zu erzwingen; sondern wie er gefraget war
er davon hielte, gab er zur Antwort: was i
stehen kann, das ist vortrefflich; darum ve
ich, das andere wird gleicher Art seyn, n
nicht verstehe. [33]

33 Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν συνῆκα, γεν
-ναῖα δὲ, καὶ ἃ μὴ συνῆκα.

§ 16.

Aber, sprechen andere, als Naturkündiger: haltet eure Endursachen unsernthalben für euch, ischet sie nur nicht mit in die Naturlehre, wo sie ar keinen Nutzen haben, und oft zum Irrthume erleiten. Es ist bekannt, was **Cartesius** und Baco dawider gesaget; [34] und viele der Neueren ehen darinn noch weiter, so daß sie die Endursa- jen nicht allein aus der Naturlehre als unfrucht- ar und trieglich verweisen, sondern sie auch an sich lbst, und in der Metaphysik, kaum mehr wollen elten lassen; ja aus Vorurtheile, oder vielmehr Hasse gegen dieselben, fast alle erste Begriffe und Grundsätze der Wahrheit, als unnütze Grillen erwerfen.

Der eine meynet: [35] die Vollkommenheit, vorauf die Absicht gerichtet sey, und der zureichende Grund, den man darinn suche, wären nur moralische Wesen, die nach menschlichen Absichten rschaffen wären; willkührliche Verhältnisse, die wir allgemein gemachet hätten; Gegenstände unserer Neigungen und Leidenschaften, die anstatt, daß sie was Wirkliches hervorbringen sollten, nur das Wirkliche veränderten, und mit unsern Neigungen verwirreten: aus Endursachen etwas schliessen wollen,

34 Siehe was **Cudworth** im Systemate Intellectuali Cap. V. Sect. I. § 59. sqq. und Parker de Deo et Provid. Diss. III. Sect. 16. p. 283. sqq. dagegen erinnert haben.

35 Herr Büffon in seiner allgemeinen Historie der Natur, I Th. II Band p. 45. sq. und p. 20.

len, sey nichts anders, als die Wirkung fü
Ursache annehmen. Es heißt bey einem ander
Man nennet ein Systême der Endursa
denjenigen Theil der Physik, oder viel
Metaphysik, (oder vielleicht weder der e
noch der andern) welcher den Zweck hat,
Gesetze der Natur, vermittelst der Absich
welche der Urheber der Natur sich d
vorgesezet hat, zu entdecken. Diese The
gründet sich auf so wahre, aber so unsi
bare, und so oft triegliche Säze, als
nichts ohne zureichenden Grund gesch
daß die Natur durch die einfachsten W
handelt, und auf einige andere, die eben
gewiß, aber auch eben so unnüze sind.
Kanzler Baco, welcher wohl einsah,

36 Der Hr. Verfasser von den Melanges de Litté
re, d'Histoire et de Philosophie Vol. I. p. 257.
von dem Systeme des causes finales: *On appelle
cette partie de la Physique, ou plûtôt de la M
physique (ou peut-être ni de l'une ni de l'autre)
pour but de decouvrir les lois de la Nature par
que son auteur s'est proposée en établissant ces
Cette Theorie est fondée sur des axiomes si v
mais si peu féconds, et souvent si trompeurs,
rien ne se fait sans raison suffisante, que la na
agit toûjours par les voies les plus simples, e
quelques autres aussi certains, et aussi inutiles.
Chancelier Bacon, qui avoit senti, combien cette
niere de philosopher étoit une voie sterile pour le
couvertes, la comparoit avec beaucoup de finesse
verité, à une vierge consacrée à Dieu, qui ne
duit rien.*

zu philosophiren für Entdeckungen
ichtbar sey, verglich sie mit einer
weiheten Jungfrau, die nichts gebie-
lches mit eben so feinem Witze, als
esaget ist. Ein berüchtigter Epikurus
eit, der seine besonderen Ursachen hatte,
Absichten in der Natur, und alle Spuren
hen Weisheit zu streiten, saget nicht allein
zureichenden Grunde [37], daß es bloß ein
der zum gewissen Lehrgebäude erfunden
nd der in der Erforschung von Wahrhei-
nd gar keinen Nutzen habe; sondern er füget
it er ja allen Zügel gesunder Vernunft abwer-
Die Leibnitzische Philosophie füh-
zu einem andern Grundsatze, der
nützer ist; das ist der Satz des Wi-
hes.

will ich den ersteren Herren des la Met-
Ausschweifungen gar nicht beymessen;
es zur Behauptung ihrer Meynung nö-
e Sprache zu führen, die den Atheisten
cht ist? Denn wer Gott aus der Natur
n, und alle Ehrbarkeit unter Menschen
will, der muß sich durch keine Widersprü-
lten lassen, und um keinen zureichenden
Grund,

e la Mettrie Abregé des Systemes § 3. nennet
rincipe de la Raison suffisante, *un Principe de*
ie, et fort inutile dans la recherche de la ve-
nd füget hinzu: *la Philosophie de Mr. Leibnitz*
encore sur un autre principe, mais moins, et
plus inutile, c'est celui de contradiction. Wel-
Philosophe!

Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sätze bekümmern. Konnten die Endursachen gar nicht aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die ersten Regeln der Vernunftkunst und Grundwissenschaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meynung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Oder ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was anders, als eine Erforschung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Wesen der Dinge ohne Widerspruch besteht? Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze können nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Samen aller übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren sie dennoch bey einigen, gleichsam als die geweiheten Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schuld entweder an deren Unvermögen seyn, bey welchen sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde gethan haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren diesen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nicht zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrieden, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, was Absichten hat. Ein Unglück für Leibnitz, da er entdeckete, daß sie auch mit Absichten schwanger gehen [38].

Aber

38 Ich bediene mich dieser Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz suchete, sondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alembert

im Ernste: lasset uns den Wortstreit, ob
rsachen ein Theil der Physik oder Meta-
 physik

rtheil, witzig seyn soll: daß sich die Wahrheit
so genannte bon mots so wenig umstoßen als
en lasse. Lord Bolingbroke saget in seinen
Vol. III. p. 403. nicht unbillig von diesem
ucke Bacons, *that the Chancellor expresses
rather prettily than truly.* Es ist über dieß
leichter, als denen Herren, welche die Sätze des
enden Grundes und des Widerspruches als un-
erwerfen, aus ihren eigenen Schriften zu zei-
ß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so
ren, als hätten sie sich beständig die Regeln
chrieben, es sey nichts ohne zureichenden
, und widersprechende Dinge seyn unmöglich.
ssen sich nicht gedenken. Dieses hat der Herr
er dem Herrn Büffon bey dem I Th. II B.
sq. der Historie der Natur, was den Satz
reichenden Grundes betrifft, mit allem Recht
alten. Aber es geht manchem, wie dem
ois-Gentilhomme, er redet Prose, und weis
st nicht. Wenn man also nicht nach deutli-
Begriffen von den Regeln seines Denkens, und
eren Gebrauche und Nutzen, verfährt, so ist
rachtung der Regeln nicht anders anzusehen,
es Menschen, der die Grammatik und Optik
nütz erkläret, weil er, auch ohne diese Wis-
ften, sprechen und sehen kann. Das ist
aber er kann auch desto leichter irren, desto
er die Wahrheit erfinden und einsehen, desto
r sich und andere davon überführen. Der
Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er
em zureichenden Grunde nicht allein keinen
ben, sondern auch einen irrigen Begriff ge-
wenn er meynet, Leibnitz hätte unter diesem
n bloß die Endursachen verstanden und erhe-
ollen; wie Herr Kästner abermals p. 44.
sehr

physik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fr
gen, theils, ob sie an sich Grund haben; theils,

sehr wohl bemerket. La Mettrie nennet es das
auch ein Principe de Systeme. Man sieht aber da
aus, warum die Herren dem zureichenden Grund
oder vielmehr der Vernunft, selbst feind werden
weil sie fürchten, sie möchten dadurch auch zur E
kenntnisse der Endursachen geführet werden. I
bedaure, daß ich diesen Satz auch noch vielen m
ner ungegründeten Landesleute verständlich zu m
chen Ursache habe. Leibnitz saget mit diesem Au
drucke des zureichenden Grundes, oder desjenige
woraus sich völlig verstehen läßt, warum etw
sey, nichts anders, als was das Wort Princi
überhaupt undeutlich saget: erstlich, alles dasjeni
ge, woraus man völlig verstehen kann, warum
was in einem Dinge innerlich möglich oder noth
wendig sey; (das ist, ein Principium essendi, od
das Wesen und Wesentliche;) ingleichen dasjenig
woraus man völlig verstehen kann, warum etwa
wirklich sey oder werde; (Principium fiendi, od
die wirkenden Ursachen mit ihren Kräften und i
ren Regeln und Maaße,) ferner, dasjenige, woraus
man völlig verstehen kann, warum etwas wahr se
oder warum unsere Gedanken mit den Dingen, und
mit einander übereinstimmen; (Principium cogitan
di, oder die Grundsätze aller Wahrheiten;) endlich
dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, war
um man etwas wolle oder wollen müsse; (Princi
pium volendi, oder die Gründe der freyen Hand
lungen und Sittlichkeit.) Meynet nun jemand,
daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i.
ohne Verstand und Einsicht, was einem beliebet, von
den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß
dieser Zwang nur ein Principe de Systeme sey: so
kann man ihm seine wilde Philosophie gern lassen.
Will man noch eine nähere Erklärung haben, was
völlig

ie zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas eytragen können; theils, ob sie mit denselben in er Weltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

§ 17.

Ich habe oben gezeiget, daß die Endursachen oder Absichten in dem Wesen körperlicher Dinge gegründet sind, weil kein lebloses Ding als wirklich gedacht werden kann, wo nicht sein Wesen, seine Beschaffenheit, nebst seiner Wirklichkeit, aus Absicht auf die Lebendigen bestimmet worden. Der Herr B. aber giebt die Endursachen, oder die Absichten auf die Vollkommenheit, für moralische Wesen aus, die bloß nach menschlichen Absichten erschaffen sind; für willkührliche Verhältnisse, die wir allgemein gemacht haben; für moralische Uebereinstimmungen mit unsern Neigungen, wodurch die Wirklichkeit der Dinge verkehrt vorgestellet wird. Er gesteht denn doch so viel, daß es ein Verhältniß und eine Uebereinstimmung mit menschlichen Absichten und Neigungen gebe, weswegen wir den Dingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer kann das leugnen? Wir suchen Augen, Ohren,

 Nase,

völlig verstehen heiße; so dienet zur Nachricht, es heiße so viel, als klar und deutlich einsehen, ob eins mit dem andern einerley sey oder nicht, dem andern widerspreche oder nicht. Durch diese deutliche Erklärung des zureichenden Grundes werden alle Principia brauchbarer und gewisser; und es zeiget sich, daß Metaphysik, Mathematik, Physik, Logik, Ethik, zusammen hängen, und eine gemeinschaftliche Regel haben.

Nase, Mund und alles Gefühl zu ergötzen, und nicht allein mit Lust zu leben, sondern auch unser Geschlecht fortzupflanzen. Hiermit stimmet der Bau unsers ganzen Leibes, besonders der Werkzeuge unserer Sinnen, und der Zeugungsglieder in beyderley Geschlechtern, ferner aber das Daseyn und die Beschaffenheit anderer äusserlichen Dinge, und die Regeln, wornach sie auf unsere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir suchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Ursachen, hauptsächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derselben, endlich auch eine Zufriedenheit an unsern eigenen Handlungen. Hiermit stimmen abermals die ganze äusserliche Welt, und unsere eigenen Seelenkräfte, und deren eingepflanzete Regeln überein: und wie die Welt alle Wissenschaft und Kunst, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, so sind unsere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzeten Regeln, fähig, eine Einsicht davon zu fassen, und ein süßes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun fraget sich: ist dieses Verhältniß, und diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, ein bloßes moralisches Wesen, eine bloße moralische Uebereinstimmung, ein bloßes willkührliches Verhältniß, das wir Menschen nur nach unsern Absichten erschaffen und allgemein gemachet haben? Das wäre lächerlich zu sagen, und wider alle Wahrheit. Die Dinge selbst, sowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, sind wirklich, und das Verhältniß zu uns ist in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet. Unsere Gedanken,

Neigungen und Wille können dasselbe nicht schaffen oder ändern, noch eine Welt nach unserm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieses natürlichen Verhältnisses der Dinge zu unsern Neigungen fassen, und uns darin ergötzen; und in solchem Begriffe ist Wahrheit, weil er das Wirkliche, wie es ist, vorstellet. Nun ist diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, das ist, mit unserm Wohl, dasjenige, was ich eine äusserliche Vollkommenheit der Dinge nenne. Demnach ist diese Vollkommenheit der Dinge nichts, das wir Menschen, durch oder nach unserm Willkühr und Absichten, geschaffen hätten; sondern sie ist, ehe wir noch Absichten hatten, in dem Wesen und in der Natur der Dinge, und unserer selbst, fest gewurzelt. Oder wird sie darum willkührlich, weil wir uns eine allgemeine Einsicht davon erwerben, und davon ein Gefühl haben? So müßte auch das Verhältniß der Ursachen zu ihren Wirkungen willkührlich, und von Menschen erschaffen genannt werden; welches ungereimt wäre.

Ich habe diesen Kunstgriff bey dem Herrn B. an vielen Orten bemerket: wenn er gegen eine Erfahrung, oder gegen Schlüsse, die ihm nicht anstehen, streitet; so spricht er nur, um solche verhaßt zu machen, sie seyn willkührlich: und darinn besteht seine ganze Widerlegung. Wir müssen es aber gerade umkehren. Denn, wer das Verhältniß, was vor und ohne unsern Willen wirklich ist, und in der Natur und ihren Regeln Grund hat, für willkührlich ausgiebt, der verfährt in solchem

Urtheile selbst willkührlich, und hat nicht die Wahrheit der Dinge, sondern bloß seine Abneigung zum Grunde. Wir werden unten noch mehrere Beyspiele solches Verfahrens zu beobachten Gelegenheit haben. Sollte man dem Herrn B. seine willkührlichen Sätze und Hypothesen nehmen: was bliebe denn von seinem ganzen Systeme übrig?

Wir verstehen, ja wir fühlen demnach, daß das Verhältniß und die Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen und mit unserm Wohl, das ist, die äussere Vollkommenheit der Welt, in der Natur selbst, und nicht in unserm Willen, Grund habe. Nun frage ich weiter: woher kömmt denn diese Uebereinstimmung mit unserm Wohl, oder die äusserliche Vollkommenheit der Welt? Ist diese Frage unnütz? so müßte die Sache schon aus der Welt oder Natur selbst völlig verständlich seyn; oder, mit Leibnitz zu reden, so müßte die Welt und Natur völligen und zureichenden Grund dieser Uebereinstimmung in sich halten, und diese folglich schlechterdings nothwendig seyn. Aber eine äusserliche Vollkommenheit und Uebereinstimmung eines leblosen Dinges, mit einem anderen, kann nicht schlechterdings nothwendig seyn, und in ihm selbst Grund haben, weil ihm alles einerley ist, und seine Beschaffenheit so wenig, als seine Wirklichkeit, durch sein eigen Wesen bestimmet wird; sondern, wie eine jede leblose Maschine, von einem Werkmeister, um der Lebendigen willen, oder in Absicht auf deren Nutzen, seine Wirklichkeit und Einrichtung bekommen haben muß. Durch diese Absichten wird das Daseyn und die Beschaffenheit der

Welt

sowohl als einer Maschine verständlich; an
bst aber ist und bleibt alles unverständlich.
araus kann auch der Hr. B. erkennen,
man alle Wirkungen der Natur, die zum
der Lebendigen gereichen, vernünftiger
für Endursachen halten müsse: das ist, für
Wirkungen, die in den Gedanken des Urhe-
er Natur der Zweck gewesen sind, zu dessen
rbringung die Welt als ein Mittel hat die-
llen; daß folglich der erste Grund aller
ichkeit und Beschaffenheit natürlicher Dinge
ser Absicht zu suchen ist. Es scheint, der
B. hat dieses durch den Ausdruck lächerlich
n wollen, da er saget: Diejenigen, welche
rage, warum gewisse Dinge vorhanden
nnte auch sagen, so, und nicht anders beschaf-
ind, durch die Endursachen zu beant-
en glauben, bemerken nicht, daß sie die
kung für die Ursache ansehen. Allein, er
och durch seine Ursachen Endursachen verste-
die er eben genannt hatte, und nicht mit
en spielen wollen, oder uns andichten, daß
ie Wirkungen für die wirkenden Ursachen
. Aber selbst das Wort Endursache, oder
t, wird niemand den Wirkungen im andern
ande beylegen, als objective, so ferne diese
ungen ein Gegenstand der Absichten des Werk-
rs waren. Und was ist denn darinn Unge-
es? Er wird ja selber wissen, was schon die
lweisen ganz recht gesaget haben, das ultimum
ecutione sey primum in intentione, die Wir-
, welche zuletzt entsteht, sey das erste in der

Absicht gewesen. Wie kann er aber so dreiste sagen, die Verhältnisse der Sachen zu uns hätten gar keinen Einfluß in ihren Ursprung? Vielmehr wenn keine gewisse Absicht bey einem leblosen Dinge voraus gesetzet wird, welche ein übereinstimmendes Verhältniß mit dem Nutzen der Lebendigen suchet: so fällt so gar aller Begriff seines Wesens und seiner Beschaffenheit und Wirklichkeit weg. So lange man nicht weis, was Leber, Milz, Pancreas, und andere Gefäße, in den menschlichen und thierischen Leibern für Nutzen und Verrichtung haben: so kennet man diese Gefäße auch noch nicht. Ein jedes Ding in der Welt, dessen Nutzen in dem Zusammenhange wir noch nicht wissen, ist uns wie ein unbekanntes mathematisches Instrument, eine unbekannte Maschine. Wenn man nicht die Absicht einer Uhr, Mühle, oder jeden Maschine, d. i ihr Verhältniß mit dem Nutzen der Menschen setzet; so weis man nicht, was eine Uhr, eine Mühle oder jede Maschine sey: und will man sie mit Verstand als wirklich und so beschaffen gedenken, wie sie ist; so muß man sich auch gedenken, daß diese Absicht einen Werkmeister bewogen habe, sie hervor zu bringen, und so einzurichten.

§. 18.

So ferne hat demnach die Betrachtung der Absichten in der Natur vernünftigen Grund. Aber hilft sie uns etwas im Erkenntnisse der Natur; oder ist sie vielmehr da, als unnütz und schädlich, zu entfernen? Ich halte dafür, man kann der Sachen zu viel und zu wenig thun. Wer etwa

dächte:

ich sehe die Endursache der Dinge über-
in, also weis ich auch die besondern Absich-
die Mittel zur Ausrichtung dieses und jenes
ecks, der würde sich eben so sehr betriegen,
nn einer meynete, daß er aus den allgemei-
setzen der Bewegung nun schon alle beson-
ohne weitere Erfahrung, finden könnte.
eines Theils wissen wir aus der allgemei-
sicht auf das Wohl der Lebendigen nicht die
rn Absichten, oder die Arten aller möglichen
gen, heraus zu bringen: andern Theils kön-
zufälligen Dinge durch vielerley Mittel zur
chkeit gebracht werden, und unser Verstand
bey weitem nicht dahin, alle Aufgaben der
en Absichten durch den kürzesten Weg, oder
festen Mittel, aufzulösen. Wir würden
menschlichen Stiftungen und Werken bloß
r allgemeinen Absicht nichts sicheres schlie-
Wenn man daher, ohne weitere Erforschung
tur, bloß nach unserer wenigen Einsicht, er-
wollte, welche Dinge in der Welt seyn,
für eine Beschaffenheit haben, wozu sie be-
seyn, und wie sie wirken müßten: so wür-
vir mehrentheils irren, höchstens nur
aßen.

lein auf der andern Seite geht man auch zu
als ob man aus den Endursachen, nicht ein-
nit Zuziehung der Naturgeschichte, neue
heiten in der Naturlehre, von dem Daseyn
r Dinge, von ihrer Beschaffenheit, und von
Art der Wirkung, entdecken könnte. Wer
rfindungen umgegangen ist, der weis wohl,

daß

Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sä[illegible] bekümmern. Konnten die Endursachen gar nic[illegible] aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die e[illegible] sten Regeln der Vernunftkunst und Grundwisse[illegible] schaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften B[illegible] griff von ihrer Meynung geben, welche aller wi[illegible] den Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Od[illegible] ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was a[illegible] ders, als eine Erforschung des zureichenden Grun[illegible] des der Begebenheiten, welcher mit der Natur un[illegible] dem Wesen der Dinge ohne Widerspruch besteht Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze könne[illegible] nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Samen all[illegible] übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren s[illegible] dennoch bey einigen, gleichsam als die geweihete[illegible] Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schul[illegible] entweder an deren Unvermögen seyn, bey welche[illegible] sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde ge[illegible] than haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren die[illegible] sen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nich[illegible] zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand[illegible] wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrie[illegible] den, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, wa[illegible] Absichten hat. Ein Unglück für Leibnitz, da er ent[illegible] deckete, daß sie auch mit Absichten schwanger ge[illegible] hen [38].

Abe[illegible]

38 Ich bediene mich dieser Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz suchete, sondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alem= ber[illegible]

Aber im Ernste: lasset uns den Wortstreit, ob die Endursachen ein Theil der Physik oder Meta-

lert Urtheil, witzig seyn soll: daß sich die Wahrheit durch so genannte bon mots so wenig umstoßen als beweisen lasse. Lord Bolingbroke saget in seinen Works Vol. III. p. 403. nicht unbillig von diesem Ausdrucke Bacons, *that the Chancellor expresses himself rather prettily than truly.* Es ist über dieß nichts leichter, als denen Herren, welche die Sätze des zureichenden Grundes und des Widerspruches als unnütz verwerfen, aus ihren eigenen Schriften zu zeigen, daß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so verfahren, als hätten sie sich beständig die Regeln vorgeschrieben, es sey nichts ohne zureichenden Grund, und widersprechende Dinge seyn unmöglich, oder lassen sich nicht gedenken. Dieses hat der Herr Kästner dem Herrn Büffon bey dem I Th. II B. p. 45. sq. der Historie der Natur, was den Satz des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte vorgehalten. Aber es geht manchem, wie dem Bourgeois-Gentilhomme, er redet Prose, und weis es selbst nicht. Wenn man also nicht nach deutlichen Begriffen von den Regeln seines Denkens, und von deren Gebrauche und Nutzen, verfährt, so ist die Verachtung der Regeln nicht anders anzusehen, als eines Menschen, der die Grammatik und Optik für unnütz erkläret, weil er, auch ohne diese Wissenschaften, sprechen und sehen kann. Das ist wahr; aber er kann auch desto leichter irren, desto weniger die Wahrheit erfinden und einsehen, desto weniger sich und andere davon überführen. Der Herr Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er von dem zureichenden Grunde nicht allein keinen deutlichen, sondern auch einen irrigen Begriff gehabt, wenn er meynet, Leibnitz hätte unter diesem Namen bloß die Endursachen verstanden und erheben wollen; wie Herr Kästner abermals p. 44.

physik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fr
gen, theils, ob sie an sich Grund haben; theils,

sehr wohl bemerket. La Mettrie nennet es dah
auch ein Principe de Systeme. Man sieht aber da
aus, warum die Herren dem zureichenden Grund
oder vielmehr der Vernunft, selbst feind werde
weil sie fürchten, sie möchten dadurch auch zum E
kenntnisse der Endursachen geführet werden. I
bedaure, daß ich diesen Satz auch noch vielen m
ner ungegründeten Landesleute verständlich zu m
chen Ursache habe. Leibnitz saget mit diesem Au
drucke des zureichenden Grundes, oder desjenige
woraus sich völlig verstehen läßt, warum etwa
sey, nichts anders, als was das Wort Princi
überhaupt undeutlich saget: erstlich, alles dasjen
ge, woraus man völlig verstehen kann, warum e
was in einem Dinge innerlich möglich oder not
wendig sey; (das ist, ein Principium essendi, od
das Wesen und Wesentliche;) imgleichen dasjenig
woraus man völlig verstehen kann, warum etwa
wirklich sey oder werde; (Principium fiendi, od
die wirkenden Ursachen mit ihren Kräften und d
ren Regeln und Maaße,) ferner, dasjenige, worau
man völlig verstehen kann, warum etwas wahr se
oder warum unsere Gedanken mit den Dingen, un
mit einander übereinstimmen; (Principium cogitan
di, oder die Grundsätze aller Wahrheiten;) endlic
dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, war
um man etwas wolle oder wollen müsse; (Princi
pium volendi, oder die Gründe der freyen Hand
lungen und Sittlichkeit.) Meynet nun jemand,
daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i.
ohne Verstand und Einsicht, was einem beliebet, von
den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß
dieser Zwang nur ein Principe de Systeme sey: so
kann man ihm seine wilde Philosophie gern lassen.
Will man noch eine nähere Erklärung haben, was

völlig

zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas
ytragen können; theils, ob sie mit denselben in
r Weltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

§ 17.

Ich habe oben gezeiget, daß die Endursachen
er Absichten in dem Wesen körperlicher Dinge
gründet sind, weil kein lebloses Ding als wirk-
h gedacht werden kann, wo nicht sein Wesen, sei-
Beschaffenheit, nebst seiner Wirklichkeit, aus
bsicht auf die Lebendigen bestimmet worden. Der
err B. aber giebt die Endursachen, oder die Ab-
hten auf die Vollkommenheit, für moralische We-
n aus, die bloß nach menschlichen Absichten er-
affen sind; für willkührliche Verhältnisse, die wir
lgemein gemacht haben; für moralische Ueberein-
mmungen mit unsern Neigungen, wodurch die
irklichkeit der Dinge verkehrt vorgestellet wird.
r gesteht denn doch so viel, daß es ein Verhält-
ß und eine Uebereinstimmung mit menschlichen
bsichten und Neigungen gebe, weswegen wir den
ingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer
nn das leugnen? Wir suchen Augen, Ohren,

S 3 Nase,

völlig verstehen heiße; so dienet zur Nachricht, es
heiße so viel, als klar und deutlich einsehen, ob eins
mit dem andern einerley sey oder nicht, dem andern
widerspreche oder nicht. Durch diese deutliche
Erklärung des zureichenden Grundes werden alle
Principia brauchbarer und gewisser; und es zeiget
sich, daß Metaphysik, Mathematik, Physik, Logik,
Ethik, zusammen hängen, und eine gemeinschaftli-
che Regel haben.

Nase, Mund und alles Gefühl zu ergötzen, und nicht allein mit Lust zu leben, sondern auch unser Geschlecht fortzupflanzen. Hiermit stimmet der Bau unsers ganzen Leibes, besonders der Werkzeuge unserer Sinnen, und der Zeugungsglieder in beyderley Geschlechtern, ferner aber das Daseyn und die Beschaffenheit anderer äusserlichen Dinge, und die Regeln, wornach sie auf unsere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir suchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Ursachen, hauptsächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derselben, endlich auch eine Zufriedenheit an unsern eigenen Handlungen. Hiermit stimmen abermals die ganze äusserliche Welt, und unsere eigenen Seelenkräfte, und deren eingepflanzete Regeln überein: und wie die Welt alle Wissenschaft und Kunst, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, so sind unsere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzeten Regeln, fähig, eine Einsicht davon zu fassen, und ein süßes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun fraget sich: ist dieses Verhältniß, und diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, ein bloßes moralisches Wesen, eine bloße moralische Uebereinstimmung, ein bloßes willkührliches Verhältniß, das wir Menschen nur nach unsern Absichten erschaffen und allgemein gemachet haben? Das wäre lächerlich zu sagen, und wider alle Wahrheit. Die Dinge selbst, sowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, sind wirklich, und das Verhältniß zu uns ist in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet. Unsere Gedanken,

Neigun-

Neigungen und Wille können dasselbe nicht schaffen oder ändern, noch eine Welt nach unserm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieses natürlichen Verhältnisses der Dinge zu unsern Neigungen fassen, und uns daran ergötzen; und in solchem Begriffe ist Wahrheit, weil er das Wirkliche, wie es ist, vorstellet. Nun ist diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, das ist, mit unserm Wohl, dasjenige, was ich eine äusserliche Vollkommenheit der Dinge nenne. Demnach ist diese Vollkommenheit der Dinge nichts, das wir Menschen, durch oder nach unserm Willkühr und Absichten, geschaffen hätten; sondern sie ist, ehe wir noch Absichten hatten, in dem Wesen und in der Natur der Dinge, und unserer selbst, fest gewurzelt. Oder wird sie darum willkührlich, weil wir uns eine allgemeine Einsicht davon erwerben, und davon ein Gefühl haben? So müßte auch das Verhältniß der Ursachen zu ihren Wirkungen willkührlich, und von Menschen erschaffen genannt werden; welches ungereimt wäre.

Ich habe diesen Kunstgriff bey dem Herrn B. an vielen Orten bemerket: wenn er gegen eine Erfahrung, oder gegen Schlüsse, die ihm nicht anstehen, streitet; so spricht er nur, um solche verhaßt zu machen, sie seyn willkührlich: und darinn besteht seine ganze Widerlegung. Wir müssen es aber gerade umkehren. Denn, wer das Verhältniß, was vor und ohne unsern Willen wirklich ist, und in der Natur und ihren Regeln Grund hat, für willkührlich ausgiebt, der verfährt in solchem

Urtheile selbst willkührlich, und hat nicht die Wahrheit der Dinge, sondern bloß seine Abneigung zum Grunde. Wir werden unten noch mehrere Beyspiele solches Verfahrens zu beobachten Gelegenheit haben. Sollte man dem Herrn B. seine willkührlichen Sätze und Hypothesen nehmen: was bliebe denn von seinem ganzen Systeme übrig?

Wir verstehen, ja wir fühlen demnach, daß das Verhältniß und die Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen und mit unserm Wohl, das ist, die äussere Vollkommenheit der Welt, in der Natur selbst, und nicht in unserm Willen, Grund habe. Nun frage ich weiter: woher kömmt denn diese Uebereinstimmung mit unserm Wohl, oder die äusserliche Vollkommenheit der Welt? Ist diese Frage unnütz? so müßte die Sache schon aus der Welt oder Natur selbst völlig verständlich seyn; oder, mit Leibnitz zu reden, so müßte die Welt und Natur völligen und zureichenden Grund dieser Uebereinstimmung in sich halten, und diese folglich schlechterdings nothwendig seyn. Aber eine äusserliche Vollkommenheit und Uebereinstimmung eines leblosen Dinges, mit einem anderen, kann nicht schlechterdings nothwendig seyn, und in ihm selbst Grund haben, weil ihm alles einerley ist, und seine Beschaffenheit so wenig, als seine Wirklichkeit, durch sein eigen Wesen bestimmet wird; sondern, wie eine jede leblose Maschine, von einem Werkmeister, um der Lebendigen willen, oder in Absicht auf deren Nutzen, seine Wirklichkeit und Einrichtung bekommen haben muß. Durch diese Absichten wird das Daseyn und die Beschaffenheit der

Welt

sowohl als einer Maschine verständlich; an
lbst aber ist und bleibt alles unverständlich.
Daraus kann auch der Hr. B. erkennen,
n man alle Wirkungen der Natur, die zum
n der Lebendigen gereichen, vernünftiger
e für Endursachen halten müsse: das ist, für
Wirkungen, die in den Gedanken des Urhe-
der Natur der Zweck gewesen sind, zu dessen
orbringung die Welt als ein Mittel hat die-
sollen; daß folglich der erste Grund aller
lichkeit und Beschaffenheit natürlicher Dinge
eser Absicht zu suchen ist. Es scheint, der
B. hat dieses durch den Ausdruck lächerlich
en wollen, da er saget: **Diejenigen, welche
Frage, warum gewisse Dinge vorhanden
önnte auch sagen, so, und nicht anders beschaf-
sind, durch die Endursachen zu beant-
ten glauben, bemerken nicht, daß sie die
kung für die Ursache ansehen.** Allein, er
doch durch seine Ursachen Endursachen verste-
die er eben genannt hatte, und nicht mit
ten spielen wollen, oder uns andichten, daß
die Wirkungen für die wirkenden Ursachen
n. Aber selbst das Wort Endursache, oder
ht, wird niemand den Wirkungen im andern
tande beylegen, als objective, so ferne diese
kungen ein Gegenstand der Absichten des Werk-
ers waren. Und was ist denn darinn Unge-
tes? Er wird ja selber wissen, was schon die
ulweisen ganz recht gesaget haben, das ultimum
xecutione sey primum in intentione, die Wir-
, welche zuletzt entsteht, sey das erste in der

Absicht gewesen. Wie kann er aber so l
gen, die Verhältnisse der Sachen zu
ten gar keinen Einfluß in ihren Ur
Vielmehr wenn keine gewisse Absicht bey
losen Dinge voraus gesetzet wird, welche
einstimmendes Verhältniß mit dem Nutz
bendigen suchet: so fällt so gar aller Begr
Wesens und seiner Beschaffenheit und W
weg. So lange man nicht weis, w
Milz, Pancreas, und andere Gefäße, in de
lichen und thierischen Leibern für Nutzen
richtung haben: so kennet man diese Gef
noch nicht. Ein jedes Ding in der Wel
Nutzen in dem Zusammenhange wir n
wissen, ist uns wie ein unbekanntes mathe
Instrument, eine unbekannte Maschine.
man nicht die Absicht einer Uhr, Mühle,
den Maschine, d. i. ihr Verhältniß mit den
der Menschen setzet; so weis man nicht,
Uhr, eine Mühle oder jede Maschine sey:
man sie mit Verstand als wirklich und so l
gedenken, wie sie ist; so muß man sich au
ken, daß diese Absicht einen Werkmeister
habe, sie hervor zu bringen, und so einzuri

§. 18.

So ferne hat demnach die Betrach
Absichten in der Natur vernünftigen Gru
hilft sie uns etwas im Erkenntnisse der
oder ist sie vielmehr da, als unnütz und
zu entfernen? Ich halte dafür, man
Sachen zu viel und zu wenig thun. A

te: ich sehe die Endursache der Dinge über-
pt.ein, also weis ich auch die besondern Absich-
und die Mittel zur Ausrichtung dieses und jenes
zweckes, der würde sich eben so sehr betriegen,
wenn einer meynete, daß er aus den allgemei-
Gesetzen der Bewegung nun schon alle beson-
, ohne weitere Erfahrung, finden könnte.
in, eines Theils wissen wir aus der allgemei-
Absicht auf das Wohl der Lebendigen nicht die
ndern Absichten, oder die Arten aller möglichen
ndigen, heraus zu bringen: andern Theils kön-
die zufälligen Dinge durch vielerley Mittel zur
rklichkeit gebracht werden, und unser Verstand
het bey weitem nicht dahin, alle Aufgaben der
lichen Absichten durch den kürzesten Weg, oder
weisesten Mittel, aufzulösen. Wir würden
t in menschlichen Stiftungen und Werken bloß
der allgemeinen Absicht nichts sicheres schlie-
. Wenn man daher, ohne weitere Erforschung
Natur, bloß nach unserer wenigen Einsicht, er-
en wollte, welche Dinge in der Welt seyn,
sie für eine Beschaffenheit haben, wozu sie be-
mt seyn, und wie sie wirken müßten: so wür-
wir mehrentheils irren, höchstens nur
hmaßen.

Allein auf der andern Seite geht man auch zu
, als ob man aus den Endursachen, nicht ein-
mit Zuziehung der Naturgeschichte, neue
hrheiten in der Naturlehre, von dem Daseyn
isser Dinge, von ihrer Beschaffenheit, und von
r Art der Wirkung, entdecken könnte. Wer
Erfindungen umgegangen ist, der weis wohl,

daß

daß man die Natur durch mancherley Wege beschleichen müsse, und wird leicht begreifen, ob und was sich, aus der Verbindung allgemeiner Sätze mit den besonderen der Erfahrung, schliessen lasse. Wie ich nun auf die Weise oben die Regeln angegeben habe, wornach man, aus der allgemeinen Absicht der Schöpfung, die besonderen Absichten schließen kann: † so lassen sich auch Wege zeigen, worauf man die Spur zu den Mitteln der Absichten in der Natur, und deren Art zu wirken, findet. Aber ich will hier die Sache lieber augenscheinlicher durch Beyspiele bewähren.

Ich habe oben schon einige Beyspiele gegeben, wie das argumentum analogiæ, oder der Schluß aus der Aehnlichkeit der Dinge, in der Naturwissenschaft, mit großem Vortheile gebraucht sey, da es sich doch hauptsächlich auf das Verhältniß der Dinge, als Mittel, mit einer schon bekannten allgemeinen Absicht, gründet *. So geben auch die Regeln der Weisheit theils Irrthümer, theils Wahrheiten in der Naturlehre zu erkennen. Denn woher schlossen die Alten, Anaximander, Philolaus, Aristarchus von Samos, Plato und Nicetas von Syracus, rc. woher Copernicus, daß die Erde sich bewegen müßte? Sie wußten dieses gewiß noch nicht aus Erfahrungen, oder bekannten Bewegungsgesetzen, darzuthun. Sie schlossen es bloß daher, weil es ungereimt seyn würde, daß das, welches

† Siehe oben § 4. p. 212.

* Siehe § 8. p. 224.

welches durch die Drehung einer einzigen kleinen Kugel ausgerichtet werden könnte, durch Wälzung des ganzen Himmels um unsere Erde sollte zuwege gebracht seyn. Woher dachten die Alten, daß es Gegenfüßer geben müßte, woher **Columbus**, daß nach Westen noch mehrere Länder seyn würden; ** als weil beydes dem göttlichen Zwecke, die Erde zum Wohnhause für die Lebendigen, insonderheit Menschen, zu bereiten, gemäß wäre?

Die Regel der Stätigkeit, (lex Continuitatis) welche **Leibnitz** entdecket hat, und nachher viele vernünftige Weltweise als wahr und richtig erkannt haben, vermöge deren alles in der Welt in Einem fortgeht, und nirgend eine Lücke oder ein Sprung in der Natur anzutreffen ist, ist nichts, als eine Regel der Weisheit; 39 und dienet doch, nicht

** Wollte man sagen, daß Columbus sich vielleicht auf alte Nachrichten, etwa des **Martin Behaim** aus dem Geschlechte von Schwarzach, wie Jo. Fried. Stuvenius de vero novi orbis inventore will, gegründet haben möchte: so bleibt, bey dieser an sich unwahrscheinlichen Muthmaßung doch allemal gewiß, daß er auf erwähnte Weise, auch ohne fremde Erfahrung, zu seiner Entdeckung hätte geführet werden können.

39 Leibnitz saget in einem Briefe, bey dem Hrn. König in seinem Appel au Public, p. 44. sq. *Je pense avoir de bonnes raisons pour croire, que toutes les differentes classes des Etres, dont l'assemblage forme l'Univers, ne sont dans les idées de Dieu, qui connoit distinctement leurs gradations essentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne souffre pas qu'on en place d'autres entre deux,*

nicht allein viele Irrthümer aus der Na
verbannen, sondern auch viele unbekan
heiten zu entdecken. Leibniz schließt
gewissen Gelegenheit daraus: [40] daß au

deux, à cause que cela marqueroit du de
l'imperfection — Tous les ordres des Et
ne forment qu'une seule chaîne, dans laq
férentes classes, comme autant d'anneaux
étroitement les unes aux autres, qu'il est in
sens et à l'imagination de fixer précisém
où quelqu'une commence, ou finit. Aris
schon einen Begriff von dieser Naturk
wenn er T. II. Opp. p. 549. B. schreibt:
τις μεταβαίνει συνεχῶς ἀπὸ τῶν ἀψύχων
διὰ τῶν ζώντων μὲν, οὐκ ὄντων δὲ ζώων,
δοκεῖν πάμπαν μικρὸν διαφέρειν θατέρου
σύνεγγυς ἀλλήλοις. Die morgenländisch
chischen Weltweisen haben eben diese Reg
tigkeit auf die Geisterwelt angewandt.

40 Eben daselbst p. 46. *Ainsi l'existence de*
par exemple, ou comme Buddeus les nomm
Animaux, n'a rien de monstrueux; mais
convenable à l'ordre de la Nature, qu'i
Et telle est la force du Principe de con
moi, que non seulement je ne serois p
d' apprendre, qu'on eut trouvé des Etres,
port à plusieurs proprietés, par exemple,
nourrir, ou de se multiplier, puissent pa
végétaux à aussi bon droit que pour de
et qui renversassent les règles communes,
supposition d'une separation parfaite et
differens ordres des Etres simultanés, qu
l'Univers; j'en serois si peu étonné, dis-j
me je suis convaincu qu'il doit y en av
que l'Histoire naturelle parviendra peut
connoitre un jour quand elle aura étudié

ige Pflanzen in der Welt seyn müßten, und daß ie Beobachtung der Natur dereinst dergleichen, es seyn

cette infinité d'Etres vivants, que leur petitesse dérobe aux observations communes, et qui se trouvent cachés dans les entrailles de la Terre et dans l'abîme des Eaux. Leibnitz kann hier keine solche pflanzenartige Thiere, als urticas, spongias etc. gemeynet haben, dergleichen die Alten, nämlich Aristoteles de partibus animalium lib. IV. cap. 5. Tom. II. Opp. p. 549. sq. und Plinius lib. IX. cap. 45. schon gekannt und jener ἐπαμφοτερίζοντα φυτῷ καὶ ζώῳ τὴν φύσιν nennet, dieser als sententia, quæ neque animalium neque fruticum, sed tertiam quandam ex utroque naturam habent, beschreibt: Leibnitz auch selbst aus Budäo mit dem Namen Zoophytes beleget. Denn wenn diese ihm gleich aus dem Aristoteles und Plinius nicht bekannt gewesen wären: so würde er sie doch bey dem Aldrovandus, Jonston und anderen ganz gemeinen Geschichtschreibern der Natur gefunden haben. Er nimmt hier ja auch solche Zoophytes schon als wirklich existirend an, und saget nur, daß sie keine Misgeburten der Natur wären; aber er geht in der Anwendung seines Grundsatzes weiter zu solchen Geschöpfen, die den Pflanzen in der Nahrung und Vermehrung noch näher kommen sollten, dergleichen man zu seiner Zeit nicht wirklich entdeckt hatte, und die man vielleicht in Klimms erdichtete unterirdische Welt verwiesen hätte. Leibnitz aber saget, nach meinem Grundsatze müssen sie seyn, und man wird sie dereinst finden. Trifft nun dieses nicht bey den Polypen, Corallen und Madreporen ein, die wir erst neuerlich, mit Gewißheit, theils als vollkommene lebendige Pflanzen, die aus dem Mutterstamme wachsen, und sich auch durch Zerschneidung vermehren lassen, erkannt, theils aus Pflanzen in lebendige Thiernester verwandelt gesehen?

sey in der Erde oder im Wasser, entdecken würde. Und siehe, daß er aus dieser Regel der Weisheit richtig geschlossen habe, das hat die neuere Erfahrung bestätiget, da man solche thierartige Pflanzen wirklich gefunden; ich meyne die **Polypen** des Trembley, welche in ihrer Vermehrung, auch wenn sie zerschnitten sind, und die **Corallen** und **Madreporen**, welche beydes in ihrer Vermehrung und Nahrung für wahrhaftige Pflanzen zu halten sind, und doch ein Leben haben. Daher zweifle ich nicht, **Leibnitz** habe Recht gehabt, zu sagen, [41] daß sein Grundsatz zur Entdeckung vieler andern wichtigen Wahrheiten dienen würde, wenn man ihm nachgienge.

Wenn wir nachforschen, woher **Newton** gefolgert habe, daß die Pol-Axe der Erden sowohl, als aller übrigen Planeten, kürzer seyn müsse, als der Durchmesser des Aequators; oder daß die Erde, ihrer Runde nach, so zu reden, einer Pomeranze ähnlicher seyn müsse, als einer Citrone: so findet sich, daß er zwar viele andere sonst bekannte Wahrheiten zum Grunde geleget, aber daß doch guten Theils auch die göttlichen Absichten, und die Wahl des

41 Eben daselbst: *Le Principe de Continuïté est donc hors de doute chez moi, et pourroit servir à établir plusieurs vérités importantes dans la veritable Philosophie, laquelle s'elevant au-dessus des sens et de l'imagination, cherche l'origine des Phenomènes dans les Regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce siecle n'est point fait pour les recevoir.*

es Besten, einen Einfluß in den Beweis gehabt. a)
Denn in der Drehung der Erde um ihre Polare
ehen die bewegten Theile um den Aequator am
eitesten von der Are ab: folglich haben sie den
rößten Schwung, oder das größte Bemühen,
ch von der Are zu entfernen. Dadurch wird ihre
Schwere, oder ihre Senkung zum Mittelpunkte
er Erde, desto geringer, als derer, die nach den
Polen zugehen: mithin sind alle Theile um und ge-
en den Aequator leichter, als diejenigen, die nach den
Polen zulaufen. Bey solcher Beschaffenheit aber
würde die Erde kein Gleichgewicht haben, wenn
ie Leichtigkeit der Theile um den Aequator nicht
urch ihre Menge ersetzt würde, damit sie den
hwereren Theilen gegen die Polen am Gewichte
leich käme. Denn wenn sich die Erde auch bey
er verschiedenen Schwere ohne Schwanken drehen,
nd wohnbar seyn könnte: so würde das doch nur
ngehen, wenn alle ihre Theile lauter festes Land
wären. Da aber auch die Erdfläche zum Theile
mit

a) Man findet diesen Beweis, auf eine jedem begreifliche Weise, so erkläret, in der Voyage Historique de l'Amerique Meridionale, fait par Don George Juan et Don Antoine de Ulloa, pour determiner la Figure et la Grandeur de la Terre, Amsterd. et Leipz. 1752. 4. II. Vol. in dem II. Vol. im Discours Preliminaire p. 9—13. Newton selbst, welcher seinen Lehrsatz auf alle Planeten insgemein zieht, beruft sich unter andern auf die Ueberschwemmung, welche sonst um den Aequator alles Land bedecken würde. Siehe Philosophiæ Nat. Principia Mathematica, T. III. P. I. Propos. XVIII. theorem. XVI.

mit Wasser bedeckt ist, so würde dieses flüssige
ment, bey dem Drehen, von den schwereren
len, das ist, von den Polen, zu den leichteren,
gegen den Aequator hindrängen, und daselbst
aufschwellen, und folglich alles Land überschw
men und unwohnbar machen; gleichwie das üb
nach den Polen, der mehresten Flüssigkeit be
und dürre bleiben würde.

Wenn **Newton** dieses allein von der
schlösse: so möchte man sagen, er gründe sich
auf die Erfahrung, daß die Erde um den Aequ
wirklich bewohnt sey. Allein, da er es auf
Planeten zieht, so gründet er sich auf die
meine Absicht des Schöpfers, und die weis
Mittel dazu. Er setzet: Die Planeten müsse
ihrer Bewegung ein Gleichgewicht haben.
warum das? kann sich eine Kugel nicht
schwankend bewegen? nicht um den Aequator
lauter Wasser überschwemmt seyn? Es ist an
möglich, und kein anderer Grund, daß solches
zu seyn geschlossen wird, als in den weisen und
tigen Absichten Gottes, damit die Planeten
wohnbarer wären für die Lebendigen.

Ich muß diesem Beyspiele ein anderes von
Entdeckung des Hrn. **Johann Bernoulli** hi
fügen. Der hatte gefunden, daß sich ein Kör
beym schief hängenden Ablaufe, am geschwinde
in einer Cycloidenlinie bewege. Nun setzet er
der schiefen Brechung des Lichts in unserm Du
kreise zum Grunde, das Licht muß sich so geschwi
als nur möglich ist, bewegen. Demnach schl
er, daß das Licht durch unsern Dunstkreis in e
Cycl

Cycloide zu uns komme. Er setzet also in der An-
wendung seines erfundenen Satzes auf das Licht
voraus, das Licht müsse sich so geschwinde, als mög-
lich, bewegen; welches doch nicht geometrisch bewie-
sen werden kann, sondern bloß eine metaphysische
Wahrheit ist, die daraus fließt, daß in der Na-
tur nichts umsonst geschehe, oder vielmehr, daß
Gott in der Natur seine Absichten weislich, oder
auf die kürzeste Weise erhalte. Es ist demnach
ch dieser Grundsatz, zur Erfindung physischer
Wahrheiten, nicht unnütze, gleichwie ihn schon an-
re berühmte Männer zum Beweise anderer Ei-
nschaften und Regeln der Bewegung des Lichts
anderer Körper angewandt haben [41].

T 2 Und

Der Hr. d'Alembert will die Regel, welcher sich
Bernoulli bedienet hat, ungerne für metaphysisch an-
gesehen haben, und spricht: man könne sie für
bloß geometrisch halten. Melanges Vol. I p. 257.
*pour revenir a la solution, que donne Mr. Bernoul-
li du probleme dont il s'agit, le principe metaphysi-
que en apparence, sur lequel cette solution est appuyée
peut n'être regardé, si l'on veut, que comme un prin-
cipe purement geometrique, et la solution n'y perdra
rien de son merite.* Das si l'on veut ist freylich
seinem Willen gemäß. Denn er suchet die Endur-
sachen und alle Regeln der Weisheit, welche sich
darauf beziehen, aus der Naturlehre als unnütze
und trieglich zu verwerfen. (Siehe oben Anm. 36.)
Allein es ist ganz unerweislich, daß der Bernoullische
Grundsatz sollte geometrisch seyn; und Hr. Bernoulli
T. I Opp. p. 189. nennet ihn metaphysisch,
wie er auch offenbar ist: *Fermatius in episto-
la ad de la Chambre* (v. Epist. Cartesii Lat. T. III
n. 43. p. 147. et Fermatii Opera Mathem.
p. 156.

Und selbst der Hr. von Maupertuis
sein Gesetz der Sparsamkeit, oder der
Ha

p. 156. sqq.) *stabilivit, radium luminis e*
rariori in densius transeuntem ita refringi
pendicularem, ut habita ratione temporis,
(qui a puncto luminante ad punctum illumina
cessive procedere supponitur) viam faciat
mam: ex quo principio ostendit, sinum
incidentiae esse ad sinum anguli refract
mediorum ratione data directa raritatum
reciproca densitatum; id est in ipsa ratio
citatum, quibus radius media penetrat.
postea acutissimus Leibnitius in Actis
1682. p. 185. sqq. *et mox celeb. Hugenius*
tractatu de Lumine p. 40. succinctius demon
ipsumque principium physicum, VEL MET
CVM POTIVS — *validissimis argumentis*
runt. Eben daselbst p. 192. schreibt er: *A*
finiam, non possum, quin iterum admiration
prodam, animo revolvens inexspectatam illam
tatem Tautochronae Hugenianae nostraeque B
chronae. Quod notabile praeterea existimo,
quod haec identitas in sola hypothesi Galilaei re
adeo ut vel ex eo conjicere liceat, illam nat
consentaneam; quod quemadmodum semper
solet modo simplicissimo, ita et hic per unam
que lineam praestet duo diversa officia, cum
vis alia hypothesi duabus ad id opus esset lin
nempe pro oscillationibus aeque diuturnis, et
celerrimo descensu. Eben der Hr. Bernoull
er T. IV. p. 265. sqq. den Mittelpunkt der
re, um welchen sich ein jeder gewirbelter
auf einer Fläche von selbst drehet, durch an
rechnungen gefunden hatte, versuchet auch p.
eben dasselbe aus der Regel der Weisheit zu
men, daß nämlich die Natur, wenn man si
reden, den Punkt selbst wählen läßt, allema

Handlung, aus dem Grundsatze, daß die Natur durch die einfachsten oder kürzesten Mittel handele, genommen zu haben, ob er es gleich nicht will an sich kommen lassen [44]. Ich will ihm ja den Ruhm

nigen nimmt, welcher der bewegenden Kraft die geringste Hinderung machet, oder da die Bewegung am leichtesten wird. *En ergo*, spricht er, *exemplum naturæ operantis per modum simplicissimum, ut quasi ex instinctu sapienter agere videatur. Quem quidem modum, licet indirectum, a filio quoque meo Daniele observatum fuisse intellexi, postquam dudum hæc scripseram. Interim, quamvis causæ finales ex physicis proscribantur vulgo, mirari tamen satis non possumus, quod Naturæ effectus, ex legibus pure mechanicis explicati, conspirent semper cum generalissimo Canone metaphysico, qui nobis dictat, Naturam nihil facere frustra, semper agere per viam brevissimam etc. etc.*

44 Preface de l'Essay de Cosmologie: *Ceux qui ne sont pas assez instruits dans ces matieres, ont crû que je ne faisois ici que rebattre l'ancien Axiome qui porte, que la Nature agit toujours par les voyes les plus simples. Mais cet Axiome, — est si vague que personne n'a encor sçû dire en quoi il consiste.* Der Hr. von Maupertuis konnte von dem Satze mit Wahrheit nichts weiter sagen, als was man von allen allgemeinen Grundsätzen sagen muß, daß sie, alleine genommen, die Bestimmung der besondern Dinge nicht in sich halten, und so ferne keinen sichern Schluß auf das Besondere geben, wenn man nicht einen andern bewährten Untersatz damit verknüpfet. Wer aber dieselben desfalls vague, oder gar unnütze und trieglich heißen wollte, der würde nur zeigen, daß er sie nicht zu gebrauchen wisse. Was soll man denn von denen Herren denken, welche alle dergleichen Sätze, des Widerspruchs,

dadurch nicht benehmen, daß er dieß al
Principium auf die Gesetze der Bewegu
mehrentheils glücklich angewandt habe.
ob er die kleinste Handlung oder Bewegun
halben richtig für das einfachste und kürze
tel angenommen habe, das ist eine ander

der Uebereinstimmung, des zureichenden
der Stätigkeit, des nicht zu unterscheiden
kürzesten Mittel rc. für solche ansehen?
ich habe schon darauf geantwortet: die Her
chen sie in der That, und wissens nur ni
wollen es nicht wissen; brauchen sie aber
her oft verkehrt. Und so urtheilet auch
König in seinem Appel au Public, p. 105
dem Hrn. Maupertuis, was den Satz der
Mittel betrifft. Der Hr. v. Fontenelle hat di
schon mit dem Namen der Sparsamkeit
seinen Entret. sur la pluralité des Monde
Soir. wo er das Copernicanische Systema M
dem Ptolemaischen in Vergleichung stellet. M
Il sembleroit, que vôtre Philosophie est u
d'enchère, où ceux qui offrent de faire les
moins de frais, l'emportent sur les autres.
nelle: *Il est vray, et ce n'est que par là q*
attraper le plan sur le quel la Nature a
ouvrage. Elle est d' une Epargne extrao
tout ce qu'elle pourra faire d'une manièr
coutera un peu moins, quand ce moins ser
que rien, soyez sûre qu'elle ne le fera qu
maniere-là. Cette epargne neanmoins s'acc
une magnificence surprennante qui brille a
ce qu'elle a fait. C'est que la magnificence
le dessein, et l'epargne dans l'execution. Il
de plus beau qu'un grand dessein qu'on e
peu de frais.

Die allgemeinen Grundsätze lassen sich auf die Natur nicht anders sicher anwenden, als wenn man andere erkannte Wahrheiten, und selbst die Erfahrung, zu Hülfe nimmt. Denn, wenn Bernoulli zu seinem Obersatze, das Licht muß sich so geschwinde, als nur möglich, bewegen, den Untersatz willkührlich angenommen hätte: Nun beweget es sich in gerader Linie am geschwindesten: so würde er geirret haben; nicht, weil sein metaphysischer Satz trieglich war, sondern weil er einen falschen Untersatz damit verbunden hätte. Da er aber vorher ausgemacht hatte, daß die Cycloide diejenige sey, in welcher sich ein Körper im schiefen Ablaufe am geschwindesten beweget: so war ihm der allgemeine metaphysische Satz, im Verbindung mit einer schon bekannten Wahrheit, fruchtbar, und erzeugte eine neue Wahrheit.

§ 19.

Ich könnte noch viel andere Beyspiele der vornehmsten Meßkünstler und Naturkündiger anführen, deren Erfindung oder Beweis bloß aus den Endursachen und Regeln der Weisheit geholet worden ist. Allein, ich will mich nicht ohne Noth damit aufhalten. Jedoch, wenn wir diesen Nutzen der Endursachen gleich bey Seite setzen; was hinderts denn, daß diese Betrachtung nicht wenigstens mit der Naturlehre verknüpft werden sollte? Niemand versteht ein Ding aus dem Grunde, als wer die ersten Ursachen davon weis [45]. Wenn nun die

[45] Leibnitz spricht in einem Briefe, welchen Hr. König in seinem Appel au Public heraus gegeben, p. 32.

die wirkenden Ursachen an sich nicht verständl
sind, sondern allemal die Fragen übrig lass
warum sie wirken, und was die Wirkung nu
solle: so verweist uns die Naturlehre selbst
eine höhere Wissenschaft, die man mit ihr verb
den müsse. Kann man sagen, daß der die Na
der Thiere genugsam kennet, der bloß weis,
die Spinne ein Netz webet, der Storch da
fliegt, der Seefisch die Ströme hinan geht; u
nicht weis, zu welchem Ende dieses geschie
Ken

p. 52. vom Cartesio: *Aussi ne veut-il point que Dieu agisse suivant quelque fin, et c'est pour cela q retranche de la Philosophie la recherche des ca finales, sous ce pretexte specieux, que nous ne s mes pas capables de connoître les fins de Dieu: lieu que Platon a fait voir que, si Dieu est l'Au des choses, et qu'il agit suivant la sagesse, la ver ble Physique est de savoir les fins et les usages choses: car la science est de savoir les raisons les raisons de ce qui a été fait par entendement, les causes finales ou desseins de celui qui les a fai lesquelles paroissen. par l'usage et la fonction, qu font, et pour cette raison la consideration de l'u des parties est si utile dans l'Anatomie.* Eben selbe saget in Actis Erud. 1682. p. 186. *Itaque rant valde, ne quid gravius dicam, qui causas f les cum Cartesio in physica rejiciunt, cum tamen ter admirationem divinæ sapientiæ, pulcherrin nobis principium præbeant inveniendi earum quoqu rum proprietates, quarum interior natura non tam clare nobis cognita est, ut causis efficient proximis uti, machinasque, quas conditor ad effe illos producendos finesque suos obtinendos adhi explicare valeamus, etc.*

der den Bau der thierischen Körper und
n zulänglich, der nichts weiter, als die
und deren Zusammenfügung einsieht, den
ch und Nutzen aber nicht weis? Und was
man von einem Künstler sagen, der die
der Kunst nach ihrem Innern kennete, und
iachahmen könnte, aber ihre Absicht nicht
de? Würde der sich selber, oder andern
thun, warum er ein jedes so, und nicht
mache? würde er sein Werk ohne Zweck
llkommenheit bringen? würde er die Kunst
rn und verbessern? Das meiste ist: wir
unsere eigene Natur nicht recht, wenn wir
gleich auf die Absichten des Schöpfers ach-
ozu er uns bestimmet hat; und wir würden
erkehrten Weg zur Glückseligkeit einschlagen,
gend zum Blendwerke machen, und keine
ng der Unsterblichkeit haben, wenn wir die
en Absichten nicht stets bey unsern natürli-
egebenheiten vor Augen hätten.
e Wissenschaften haben, wie die Dinge
eine Verknüpfung mit einander: wer sie
ine Wüste von einander scheidet, der wird
rund einer jeden nur sehr schlecht, den Zu-
nhang des Ganzen aber gar nicht einsehen.
öchte wissen, was sich Menschen von der gan-
elt oder Natur, ohne Absicht, für einen Be-
nachen könnten, was es doch für eine Sub-
Maschine oder Thier sey? womit alles in
n übereinstimme? worinn ihr Wesen be-
wem sie von Ewigkeit rege und geschäfftig
, und noch unaufhörlich arbeite? Ohne die

äusserste Absicht, welche alle Theile, und selbst
wirkenden Ursachen zur Uebereinstimmung gebra
hat, ist lauter wüstes Ungefähr, lauter Zerr
tung und Unordnung in der Welt und ihren Be
benheiten: nichts hängt weiter mit dem and
zusammen, als durch leblose, blinde und un
ständige Ursachen, welche weder erklären, war
die Dinge zugleich bey und neben einander da si
noch warum sie so beschaffen sind, oder in einan
wirken. Selbst diejenigen, welche die Welt du
eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben u
nach einander sind, erklären, geben einen gar
trockenen, abgesonderten und unvollkommenen B
griff davon, nach welchem man auch denken möch
daß die Uhr, daß der Baum, daß der Hund e
Welt sey.

Wenn wir aber die Welt als eine Wohnu
aller möglichen Lebendigen ansehen, darinn a
übrige um der Lebendigen willen ist; so läßt
daraus allein verständlich begreifen, warum
körperliche Welt da ist, die sonst für sich selbst ih
Daseyns nicht genießt; warum sie in so vi
Theile von einerley runden Figur zertheilet, und di
Kugeln in solcher Ordnung und in solchem Abst
von einander gestellet sind, daß immer eine lichte v
mehreren finstern umgeben wird; warum sich
finstern Kugeln um die lichten wälzen, Tag u
Nacht und Jahreszeiten haben; warum sie in
nem dünnen Aether schwimmen, und mit ein
dickeren Dunstkreise umgeben sind; warum sie
so mancherley Pflanzen, Bäumen und Kräut
besetzet worden; warum diese und jene allgeme

u

und besondere Regeln der Natur oder Bewegungs-kraft Statt haben. Selbst in dem ganzen Thier-reiche, begreife ich nun, daß jedes Thieres körper-licher Bau, Werkzeuge und Kräfte nach der See-len, und daß der Seelen Triebe und Fertigkeiten nach einer gewissen Art des Lebens eingerichtet sind; alle mit einander aber alle mögliche Arten des Le-bens begreifen, und eine zusammenhängende Natur-kette ausmachen, darinn keine Lücke seyn, kein Glied ausbleiben sollte, welches des Lebens, der Lust und Glückseligkeit fähig war.

Wenn wir die Natur nicht nach dieser Absicht, und nach der Uebereinstimmung mit derselben be-trachten: so muß nothwendig alle innere und äus-sere Vollkommenheit der Welt, alle Ordnung und Schönheit der Theile, alle Weisheit und Kunst des Werkmeisters, in unsern Gedanken verschwin-den. Das wahre Vergnügen der Seelen an den herrlichen Mustern eines unendlichen Verstandes, der den unsern durch seine Werke bilden konnte, und an der überschwenglichen Güte und Vorsorge für uns und alle Lebendige, höret gänzlich auf. Wir lernen alsdenn in der ganzen Naturgeschichte und Wissenschaft nichts, als die Verschiedenheit der Figuren und die nächsten Ursachen einer räum-lichen Bewegung; Dinge, die dem Gemüthe allein nicht Nahrung und Beruhigung geben können. Alle mühsamen Beobachtungen und Versuche zur Erkenntniß der Natur werden, ausser dem Nutzen, welchen Künstler und Aerzte davon haben können, ein bloßes Spielwerk und eine Zeit verschwendende Tändeley. Sollte es denn nicht erlaubt seyn, den

Nutzen

Nutzen der Naturwissenschaft allgemeiner und edeler zu machen, und unsern Geist sowohl, als den Leib, daraus zu bessern, Regeln der Weisheit und Güte daraus zu nehmen, Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu dem allervollkommensten Wesen, wovon unser Seyn und Wohl abhängt, daraus zu schöpfen, und endlich unsere Hoffnung auf ein besseres und dauerhafteres Leben zu stellen, wornach uns der Schöpfer durch die Natur verlangen heißt?

Die fünfte Abhandlung.

Von den besondern Absichten Gottes in dem Thierreiche.

§ 1.

Nun können wir unsern großen Weg ohne Anstoß weiter fortsetzen, nachdem alle Hindernisse weggeräumet sind. Wir sehen ein gewisses Ziel vor uns, das uns nicht irren läßt; und je näher wir ihm treten, desto klärer und deutlicher muß es uns werden. Gott hat alles um der Lebendigen willen, und diese zu ihrem Wohl erschaffen. Lasset uns denn in das Thierreich hinein gehen, und die besondere Ausführung dieser herrlichen Absicht genauer betrachten, damit wir ein lebhafteres Bild der unermeßlichen Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers erhalten, endlich aber auch auf uns selbst, und den vorzüglichen Zweck, wozu wir bestimmt sind, kommen mögen.

Ich

Ich will die Grundsätze, wornach ich in diesen Folgerungen verfahre, zur Deutlichkeit aus einander setzen; so kann ein jeder von der Gewißheit der Schlüsse desto besser urtheilen. Es fließt aber alles aus dem vorhin bewiesenen; ob es wohl die allgemeinen Wahrheiten, als des Widerspruchs, der Einstimmung, des zureichenden Grundes, des Stättigen, u. s. w. nicht ausschließt.

1. Das Leblose in der Welt, mit allen seinen Kräften und Wirkungen, hat keine innere Vollkommenheit, und ist so wenig von selbst, als um sein selbst willen; sondern alles muß um der Lebendigen willen, und also in Absicht auf dieselben, geschaffen seyn.
2. Der Körper der Lebendigen hat auch in sich keinen Grund seines Seyns und seiner Beschaffenheit; sondern er ist in solcher Beschaffenheit um der Seele willen hervorgebracht.
3. Die Seelenkräfte und deren Regeln, welche die Lebendigen mit sich auf die Welt bringen, sind alle auf eine gewisse Art des Lebens, der innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gerichtet.
4. Es ist und geschieht also nichts in der Welt umsonst; sondern
5. Alles, was in der Welt ist und geschieht, das ist und geschieht, nach Absicht des Schöpfers, zum Wohl der Lebendigen.
6. Alles, was in dieser allgemeinen äussersten Absicht der Schöpfung begriffen, und den göttlichen Vollkommenheiten gemäß ist, das ist für eine

Absicht

Absicht Gottes zu erkennen und von ihm ge
sen. Und umgekehrt:

7. Aller Nutzen der Lebendigen ist göttliche
sicht.

8. Das Wesen, die Eigenschaften und die
der Dinge, nebst ihren Regeln, sind die M
wodurch die göttliche Absicht in der Be
pfung zur Wirklichkeit kömmt.

9. Die Geschicklichkeit eines Dinges zum ger
Nutzen für die Lebendigen giebt eine Ve
thung daß selbiger die göttliche Absicht sey
doch, weil ein Ding mehrerley Nutzen
kann, keine Gewißheit.

10. Eine Geschicklichkeit eines Dinges zum g
sen Nutzen für die Lebendigen, welche nac
Erfahrung ähnlicher Fälle dazu wirklich gebr
ist, giebt eine Wahrscheinlichkeit, daß
Ding ebenfalls dieselbe Absicht habe: und
Wahrscheinlichkeit wird desto größer, je
Erfahrung davon vorhanden, und je größe
Aehnlichkeit ist.

11. Wenn aber eine Vollkommenheit und ein
tzen der Lebendigen, in der Beschaffenheit
Dinge den einzigen und nothwendigen G
hat, und das Gegentheil nicht seyn kann:
es gewiß, daß solche Beschaffenheit diese Ab
habe.

12. Besonders hat die Bemühung der Se
kräfte, mit ihren Regeln und Fertigkeiten,
gewisses Ziel, das nicht triegen kann.

13. Es ist der Weisheit und Güte Gottes gem

die bequemsten Mittel zu den besten Absichten zu wählen.

. Was also der Beschaffenheit und Natur der Dinge, und den bequemsten Mitteln zur besten Absicht entgegen zu seyn erkannt wird, das können wir nicht für göttliche Absicht halten.

. Je grösser die Mannichfaltigkeit der Lebendigen ist, je bequemer und einziger, in der Mannichfaltigkeit, die Mittel zu jeder Art des Lebens und zu jedes Wohl sind, und je grösser das Muster des Verstandes, der Kunst und geschickten Wahl ist, das sie uns geben; desto deutlicher erkennen wir darinn die göttliche Absicht, Weisheit und Güte.

Dieser Grundsätze werde ich mich nachmals ich zum öftern bedienen; jetzt aber will ich nur weyerley daraus folgern, welches die Absicht des ichöpfers in ihrer vollen Grösse und nach der offenirsten Weisheit und Güte darstellet. Erstlich sage) nach der sechsten Regel: Wenn die äusserste bsicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendin alle mögliche Lebendige befasset, die noch irgend nes Grades der Glückseligkeit fähig waren, und enn es der unendlichen Weisheit, Güte und Macht ottes gemäß war, solche hervor zu bringen: so : auch Gottes Absicht wirklich gewesen, alle mögche Lebendige von allen Arten und Stufen der Vollkommenheit hervor zu bringen, und selbige id demnach wirklich in der Welt. Zweytens, ill ich nach der funfzehnten Regel zeigen, daß chts in der Welt, zumal im Thierreiche, die

Absich-

Absichten des Schöpfers, und die darinn l
Weisheit und Güte, klärer vor Augen leg
die Triebe, Fertigkeiten oder Künste der unv
tigen Thiere.

§ 2.

Die allgemeine und äusserste Absicht der
pfung auf das Wohl der Lebendigen heißt u
lich schließen, daß alle mögliche Lebendige al
ten und Stufen darinn begriffen sind. Denn
ist den unendlichen Vollkommenheiten Got
wohl als seinem äussersten Zwecke gemäß.
alle mögliche Arten und Stufen der innerer
kommenheit und des Lebens in seiner Vors
gehabt: er hat an aller möglichen Glückselig
Lebendigen einen Gefallen: und seine Mach
alles, was er denket, und was ihm gefäll
Wirklichkeit bringen. Warum sollte er seine
kommenheiten nicht so unendlich in der Sch
ausgedruckt haben, als sie in der That sind?
sollte seiner Weisheit, Güte, oder Macht
sollte seinem Zwecke der Schöpfung Schrank
tzen? Ihm ist alles mögliche Gute gleich le
bedenken, zu ordnen, zu machen: alle m
Lebendige von jeder Art und Stufe der Glü
keit sind seiner Absicht gleich gemäß und lieb
rum sollte er nicht allen das Leben gegönnet,
die ganze Welt mit jeder möglichen Art und
der Lust und Glückseligkeit erfüllet haben?

Die Regel der Stätigkeit, welche in de
kommensten Weisheit gegründet ist, leide
keine Lücke oder Zerrüttung in der Kette versch

mög

öglichen Dinge, die ein verknüpftes Ganzes aus-
achen sollten. Dergleichen leeren Raum in der
leihe der Wesen (vacuum formarum) haben die
Schulweisen stets, obgleich nach undeutlicher Ein-
cht, verabscheuet, und darum in der Stufenlei-
r der Natur keine Sprosse wollen fehlen lassen.
Die möglichen Grade der Vollkommenheiten schlies-
n so fest an einander, daß es unmöglich ist, zwi-
hen ihnen weder einige andere zu erdenken, noch
liche wegzulassen. Wir haben aber die Schö-
ung nicht anders, als einen Ausdruck solcher gött-
chen Vorstellung, anzusehen. Alle Vollkommen-
iten hängen in ihrer Wirklichkeit eben wie in ihrer
Möglichkeit zusammen, wenn sie ein Ganzes aus-
achen sollen. Sie verhalten sich wie die mögli-
en Kegelschnitte; wovon keiner in einem wirkli-
en Kegel fehlen kann. Was auch dazwischen
eggelassen würde, das bliebe ohne zureichenden
Grund weg, und zertrennete die Verbindung; was
nter allen ausgelesen würde, das wäre der Weis-
eit, die den Zusammenhang übersieht, entgegen,
nd machete das Ganze unvollkommen.

Wenn wir aber die Welt, nicht nur dem
Raume und der Zeit nach, sondern auch nach den
Arten und Stufen der Dinge, als voll und stets
n einem fortgehend, betrachten: so erscheint sie
ns in ihrer wahren Vollkommenheit, als ein Werk,
as des unendlichen Schöpfers würdig ist. Denn
ie Stufen der Vollkommenheit wachsen, eines
Theils, mit der Mannichfaltigkeit der Dinge, die
nit einander übereinstimmen: und keine Mannich-
altigkeit kann grösser seyn, als die, welche alle mög-

noch um ihrer selbst willen, sondern bloß um de
Lebendigen willen seyn. Denn an sich genieße
diese leblosen Körper ihres Daseyns nicht, und un
ist das allerwenigste davon bekannt oder nutzbar.

Wie? wenn hier die einzige Insel von Br
tannien, oder noch eine weit kleinere, der Mald
vischen, allein Lebendige in sich hielte; der übrig
Erdboden aber zur ewigen Wüste verdammt wäre
und also alle Thiere, die anderwärts auf unsern
Erdboden leben können, fehleten? würden wir so
che Verfassung mit einem zureichenden Grund
zumal bey der gesetzten Absicht des Schöpfers, zu
sammen reimen können? Wir müssen uns aber, i
der Cosmographie, die ganze Welt als ein La
mit vielen Inseln vorstellen. Und da ist un
Erdboden gewiß eine sehr kleine Maldivische In
in dem großen Weltmeere. Was wäre denn
ein Grund zu erdenken, warum diese kleine I
allein belebt, alles übrige aber todt und ohne
pfindung wäre? oder warum so viele gleich
queme Wohnungen der Sterne und Planeten
eben sowohl, als die Erdkugel, besetzt und l
kert worden? Woher wären wir denn allei
Wirklichkeit werth? Was bestimmte diese
derung des kleinsten Theils der Welt von den
gen Ganzen, wäre nicht die Welt größten
ohne zureichenden Grund?

Setzen wir hergegen, daß alle möglich
dige, in verschiedene Hauptclassen vertheile
lich sind so hat alles in der Welt seinen z

den Grund *. Daß nämlich so viele, so große, und so mancherley Weltkugeln sind; das hat seinen Grund, weil nicht alle mögliche Gattungen der Lebendigen bey einer Art Luft, Licht, Wärme Nahrung und dergleichen bestehen konnten: und weil so viele Wohnhäuser da seyn mußten, als verschiedene Hauptgattungen der Lebendigen von einer allgemeinen Aehnlichkeit der Natur möglich waren. Es hat seinen Grund, daß die lichten Kugeln immer mit einigen finstern zusammen gepaaret worden; daß diese sich um jene bewegen; daß sie verschiedene Tages- und Jahreslänge haben; daß sich in gewisser Weite von einander halten; und was sonst mehr in der großen Anlage der Welt beobachtet wird. Denn es gereichet alles den Lebendigen zum Vortheile, welches ohne diese umsonst seyn würde. In Gott selbst werden nunmehro nicht ohne Ursache Schranken seiner Vollkommenheiten, oder ein bloßer und besonderer Wille ohne Bewegungsgrund, angenommen. Die Welt, sein Werk, bekömmt einen steten Zusammenhang, und wird ein Ausdruck und Spiegel seines unendlichen Ver-

* So dachte schon Cicero, nach des Platonis Anleitung, in Timæo, sive de Universo cap. X. sect. 31. *Quot igitur et quales animalium formas mens, in speciem rerum intuens, poterat cernere, totidem et tales in hoc mundo secum cogitavit effingere* und cap. IV. Sect. 9. *Quod pulcherrimum in rerum natura intelligi potest, et quod ex omni parte absolutissimum est, cum Deus similem mundum efficere vellet, animal unum, adspectabile, in quo omnia animalia continerentur, effecit.*

und aller übrigen Dinge Beschaffenheit, Ei
tung, Verknüpfung und Kräfte zu den beque
Mitteln dieses Zweckes geordnet; seiner ur
chen Güte, da er einer jeden möglichen Art
bendigen ihr Leben, und ihre Art der Lus
Glückseligkeit, deren ein jedes in der Verknü
der Dinge fähig war, gegönnet; und seiner
lichen Macht, dadurch er aller so mannichfa
Dinge Wesen und Natur in der vollkomm
Ordnung und Uebereinstimmung zur Wirkl
gebracht, und ohne Abnahme oder Zerrüttu
ständig erhält.

§ 4.

Das Zweyte, was ich mir in dieser Ab
lung auszuführen vorgesetzet habe, betrifft e
ausnehmend Beyspiel der göttlichen Weishei
Vorsehung in den Trieben der unvernün
Thiere, welche allein genug sind, einen jet

brauch und Nutzen der Theile, und durch
ebereinstimmung mit jedes Lebensart, zum
tnisse des großen Werkmeisters führen. Al-
te Handlungen, darinn sie tausenderley uner-
Künste mit angebohrner Fertigkeit, zu ihrer
es Geschlechts Erhaltung, ausüben, enthal-
h deutlichere Merkmaale einer höheren Ver-
welche für die unverständigsten Thiere gedacht,
en so mancherley unverbesserliche Erfindun-
ihrem Besten, mit der Natur und Geburt
ßen gewußt hat, daß sie dieselbe sofort blind-
und dennoch ohne Fehl, ins Werk setzen

an bemerket nämlich bey allen Thieren, die
ernunft besitzen, gewisse natürliche Triebe,
te oder Bemühungen, dadurch sie dasjenige,
nen die vollkommenste Vernunft zu ihrem
hätte anrathen können, ohne alle eigene Ue-
ng, Erfahrung und Uebung, ohne allen Un-
, Beyspiel oder Muster, von der Geburt
t einer erblich fertigen Kunst, meisterlich zu
en wissen. Dergleichen Triebe weisen uns
idenwürmer, Raupen und mehrere Inse-
elche sich zu ihrer Verwandelung in ein ey-
s sanftes Bette einspinnen, oder in die
ergraben; die Bienen, wenn sie für sich und
esellschaft abgemessene Vorrathskammern
und Speise auf den Winter zusammen tra-
ie Vögel, wenn sie zur Ausbrütung ihrer
en Eyer bequeme Nester flechten, die Eyer
ausbrüten, und die Jungen aus dem
, oder mitzugeschleppter Speise füttern; die

Fische, wenn sie ihren Laich auszuschütten
Reisen in der See thun, und die süßen W
Ströme hinan gehen. Und überhaupt i
Art unvernünftiger Thiere, welche nicht, s
Vernunft, ihre besondere erb- und eigenth
Fertigkeiten und Künste, zur nöthigen Ben
Nahrung, Erhaltung, Vertheidigung un
pflanzung bekommen hätte.

Man findet also in dem Thierreiche d
kommenste Kunst- und Werkschule gebohrn
ster: man sieht darinn Erfindungen, wel
dem tiefsten Erkenntnisse der Natur und
schaften geflossen, und zu jedes Nutzen ang
sind: man beobachtet in ihrer aller Haus
gewisse Ordnungen, Regeln und Gesetze,
nach jedes Beschaffenheit und Umständen
eingerichtet, und sowohl einzelnen Thieren,
zen Geschlechtern, ersprießlich sind. So
nun Kunst, Wissenschaft und Klugheit
Verstand und Absicht, in Handlungen St
ben können: so wenig kann man alles diese
unvernünftigen Thieren selbst beymessen. E
baret sich darinn ein unendlicher Verstand,
aller möglichen Erfindung und Wiss
ursprüngliche Quelle ist, und ein Mittel
hat, der blinden Natur jeder Geschöpfe ih
thigtes Theil davon, als eine Fertigkeit,
pflanzen. Es offenbaret sich eine unerr
Weisheit, die nicht allein die körperliche W
den Thieren, und alle Theile der thierischen
nach ihrer Seelen Beschaffenheit, sondern a
Fähigkeiten und Regeln der Seelenkräft

ines jeden bestimmten Art des Lebens, aufs
kteste eingerichtet hat. Es offenbaret sich eine
Vorsehung, welche das, was jedem Thiere,
einen wesentlichen Schranken, an Leibes und
kräften, zu seiner Erhaltung mangelte, durch
hrne Fertigkeiten so weit ersetzet, daß alle
dadurch in einer gewissen Proportion erhal-
erden. Es offenbaret sich eine allgemeine
welche aller möglichen lebendigen Daseyn
ögliche Lust und Glückseligkeit zur Absicht
jet, und bey denen unvollkommenern, durch
nden Naturtriebe, als durch die bequemsten
l, zur Wirklichkeit bringen wollen.
ch gestehe es gerne, daß mir diese Betrach-
des Thierreiches manche vergnügte Stunde
anchen Vortheil geschafft hat. So uner-
ich ihre Mannichfaltigkeit ist, so voller neuen
ise ist sie auch von einer unendlichen Weis-
nd Güte, welche in der Natur herrschen.
ehret mich Gott, die Welt, und mich selbst
erkennen, und solch Erkenntniß zu meiner
eligkeit anwenden. In dieser Naturgeschichte
ine leeren Wörter, Einbildungen, Hirnge-
, oder bloße Muthmaßungen, wie in mensch-
Lehrgebäuden der Weltweisheit und Natur-
chaft; sondern hier sieht man die Wahrheit
r Wirklichkeit klar vor Augen, daß man sie
änden greifen kann. Hier ist kein solch Ge-
von Unverstand, Ohnmacht, Eitelkeit, Thor-
nd Bosheit, womit die Geschichte und Er-
ig von menschlichen Händeln unsere Gedan-
iten Theils erfüllet; sondern hier findet man

U 5 lauter

lauter Urbilder der Proportion, Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, Absicht, Weisheit, Kunst, Klugheit, Güte und Vorsehung. Hier wird also unser Verstand, nach dem unendlichen Verstande, durch Einsicht der größten Vollkommenheit; und unser Wille, nach dem allerbesten Willen, zur Erfüllung der edelsten Absichten des Schöpfers, und zur wahren Liebe gegen uns und andere Menschen, gebildet. Und wir werden insonderheit aus der Vergleichung der Thiere mit unserer Natur lernen, daß wir zu einer weit höheren und dauerhafteren Glückseligkeit, als die Thiere, von unserm Schöpfer bestimmet sind.

Lasset andere sich eine Weile, ohne und wider die Betrachtung der weisesten Absichten des Schöpfers auf die Lebendigen, etwas in natürlichen Dingen zu wissen dünken: ihre Wissenschaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinaus laufen, oder wenigstens zu ihrer inneren Gemüthsberuhigung und Glückseligkeit nichts beytragen. Lasset sie so gar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreiche verächtlich und lächerlich zu machen suchen [z]: sie verrathen mehrentheils dadurch nur

z La Mettrie, l'Homme Plante, chap. 3. *S'amuse qui voudra a nous ennuyer de toutes les Merveilles de la Nature; que l'un passe sa vie à observer les Insectes; l'autre à compter les petits Osselets de la membrane de l'Ouie de certains Poissons, à mesurer même, si l'on veut, à quelle distance peut sauter une Puce, pour passer sous silence tant d'autres miserables objets; pour moi, qui ne suis curieux que de Philosophie — la Nature Active sera toujours mon seul point*

ur den letzten Versuch einer schon verzweifelnden Schweisterey, welche der Schulen, die ihnen dien-same

point de vuë. J'aime à la voir au loin, en grand comme en général, et non en particulier, ou en petits details, qui quoique nécessaires jusqu'à un certain point dans toutes les Sciences, communément sont la marque de peu de génie de ceux qui s'y livrent. Gewiß, ein großer Geist, ein großer Philosoph! der das Buch der Natur lesen und verstehen kann, ohne sich um die elenden Kleinigkeiten der Buchstaben zu bekümmern; der nur ein Paar allgemeine Titel flüchtig übersehen darf, und dann schon besser weis, was der Inhalt sey, und was man davon urtheilen müsse, als andere, welche sich die unnütze Mühe geben, es Stückweise mit Bedacht durchzugehen.

Ich bin erinnert worden, des Hrn. Büffon bey dieser Gelegenheit nicht zu vergessen. Ich bedaure, daß eines so verdienten Mannes Ansehen dieser großen Wahrheit hinderlich geworden ist. Aber es ist gewiß, er hat im II Th. II B. p. 42. sqq. viel Witz und Kunst verschwendet, daß er die Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte in der Natur, und besonders in den Trieben der Thiere, zum Gelächter machen möchte. Zu seinem Unglücke waget er sich an die von großen Naturforschern so schön beschriebene Bienenrepublik, da die allgemeine und billige Achtung für Personen und Sachen, zumal im Gegensatze seiner übel gerathenen Erklärung, ihm sein Gelächter mit einem dreyfachen Wiederhalle zurück schicken muß. Gleich anfangs verräth er sich durch eine ungetreue Vorstellung der gegenseitigen Meynung, als ob jemand (er zielet hauptsächlich auf den Hrn. Reaumür) den Bienen eine verständige Einsicht der feinsten Geometrie und zierlichsten Baukunst, eine Wissenschaft des Zukünftigen, moralische Absichten, Liebe zum gemeinen Besten

gen die wahren Beobachter nicht; und
seiner Landesleute, welche dergleichen
ten zur Munterkeit brauchen, erklären
zum öftern, wie sie alles wollen verstand
Dennoch heißt Hr. B. dieses eine Beg
da man desto mehr bewundert, je wen
Vernunftschlüsse machet; Wunderwer
che nicht vorhanden sind, und welche d
achter nur willkührlich in die Bienen l
uns damit zu betäuben und zu täusch
Sittenlehre und Theologie der Insecten,
Unwillen predigen höre. Billig, saget er,
Fliege in dem Kopfe eines Naturforsch
mehr Raum einnehmen, als sie in der N
nimmt; und diese wundervolle Republik
den Augen der Vernunft nie etwas anders
ein Schwarm kleiner Thiere, die keine and
bindung mit uns haben, als daß sie u
und Wachs geben. — Wer hat wohl
er, den größten Begriff vom höchsten
Der, welcher ihn sieht die Welt schaf
Daseyn der Dinge ordnen, die Natur a
änderliche und beständige Gesetze gründ
derjenige, der sich bemühet, ihn auf

erden sie oft, wo nicht bey dem körperli-
: der Welt und ihrer Einwohner, gewiß
über

Stelle T. V. P. II. Mem. 8. p. 4. u. 16. ff. wor-
zielet) behauptet, daß die Bienen ein gro-
les Problema auflösen könnten? Oder wer
t gesaget, daß die Bienen Verstand, Wissen-
, Tugenden und moralische Absichten hät-
nd dennoch bleibt es allezeit wahr, daß sie
m und zum allgemeinen Besten blindlings
geschickt handeln, als ihnen die schärfste
ist, durch Wissenschaft der Geometrie und
ast, als die größte Weisheit, durch kluge Ge-
d Verordnungen, als die reinste Liebe, durch
nd Dienstpflichten, hätten zu handeln anwei-
nen. Und hiervon ist die Frage, wie das zu-
da gewiß Hrn. Büffons bloß mechanische Er-
z überaus seichte und lachenswürdig klingt.
ber eine Fliege im Kopfe des Naturforschers
o kleinen Raum einnehmen: warum machte
n Hr. B. seine mikroskopischen Thierlein, die
ine Millionmal kleiner sind, durch viele Kunst
Mühe so groß? Dachte er vielleicht, etwas
zu finden, das mehr nach seinem Sinne wä-
s göttliche Weisheit? oder hat er uns was
daraus erzwungen, als bloße willkührliche
ilsche Hypothesen von der Erzeugung und
lanzung der Thiere? Muß denn die Weis-
i ihren Werken erst bey Klaftern ausgemes-
rden, ehe sie uns betrachtungswürdig schei-
ll? oder geben die herrlichen Verordnungen
chöpfers im Reiche der Lebendigen nicht ja so
i Begriff von ihm, als die, welche wir in der
n Welt bemerken? War es nöthig, Gotte
pliche Schwachheiten, eine mühsame Acht-
it und große Beschäfftigung anzudichten, da-
r uns nicht auch im Kleinen groß, und seine
hung bis zu den geringsten Geschöpfen lieb-
reich

3 La Mettrie Traité de l'ame, chap. XI. § 2. *stinct consiste dans des dispositions corporelles pu mecaniques, qui font agir les animaux sans n liberation, independement de toute experien comme par une espèce de nécessité; mais cep* (CE QUI EST BIEN ADMIRABLE) *de l niere qui leur convient le mieux pour la conse de leur être.* It. l'Homme Plante, in fine: *L'a des Bêtes donné à l'Homme naissant n'eut poi à toutes les infirmités qui assiegent sont B Toutes leurs Ruses succomberoient ici. Donn proquement a l'Enfant le seul instinct des Anima en ont le plûs, il ne pourra seulement pas lier s don Ombilical, encore moins chercher le Teto Nourrice. Donnez aux Animaux nos premier commoditez, ils y periront tous.* La Mettr sich hier doch von seiner großen Weltphilo zu den verachteten Thieren herunter: er sie genaue Uebereinstimmung der Triebe und lungen eines jeden Thieres mit seiner Erhal er erkennet, daß solches nicht von ihrer Be oder Erfahrung herrühre: er kömmt darüb große Verwunderung! Sollte er sich wohl h

Man wird es mir daher, nach meinem Zwecke, um so weniger verargen, wenn ich wenigstens die Hauptstücke dieser lehrreichen Materie, welche noch von niemanden nach Würden ausgeführet ist, kürzlich berühre, und es dennoch der Mühe wehrt achte, ihr künftig, wo ich lebe, eine weitläuftigere Abhandlung zu widmen.

§ 5.

Die Arten der Thiere, welche auf unserm Erdboden leben, sind zwar noch bey weitem nicht alle ausfündig gemachet worden; jedoch rechnet ein fleißiger Naturforscher [4] von bekannten vierfüßigen Thie-

aus: Ob nicht dieser Trieb, der schon in den Theilchen des Samens verborgen sey, zureiche, diese Theilchen zu vereinigen, und hernach zu bewegen? Und da dieses durch eine verständliche Mechanik, oder auch durch den Willen selbst, nicht genug zu erklären stehe, ob man sichs als eine vorbestimmte Harmonie zwischen den körperlichen Theilen und dem Willen vorstellen müsse? Ob dieser Trieb, als in einer Republik, allen Theilchen, oder als in einer Monarchie, nur einem einfachen Theile einwohne? und ob in dem letzteren Falle dieser eine Theil das Wesen eines Thiers ausmache? oder auch gar nach dem Tode lebe, und in einem neuen Leibe erscheinen könne? Es scheint also wohl, daß ihm der thierische Trieb bewunderungswürdig, und doch kein Gesetz der Sparsamkeit, oder kleinsten Bewegung, so wenig, als andere Hypothesen, zur Auflösung dieser Fragen zulänglich gedünket habe.

4 Sieur Ray, Existence et Sagesse de Dieu manifestée dans les Oeuvres de la Creation, p. 6. sqq. Man kann wohl in diesem Stücke keine genaue Aufzählung aller Arten der Lebendigen verlangen. Theils ist unser Verzeichniß von den Unterthanen des Thier-

Thieren hundert und funfzig Gattungen; er alle besondere Arten oder Familien nur

Thierreiches noch sehr mangelhaft, theils die Kenner der Natur mit sich in der Abtheil einig, ob sie viele Arten, Geschlechter, G Ordnungen und Classen machen, oder viel werfen sollen. Der Hr. Archiater Linnä seinen Amoenitatibus Academicis Vol. II I § 21. einen andern calculum gezogen; un jeder machet ihn nach seiner Kenntniß und Ich weis keinen, der die Land-Insecten sehr vervielfältiget, als der für die Na schaft viel zu zeitig verstorbene Pet. von M broek in seiner Oratione de Sapientia divi Bat. 1744. 4. p. 12. Seine Berechnung d Thierreichs lautet so:

Vögel	Arten	
Landthiere		
Fische		
Muscheln		
Schaalthiere		
Amphibia		
Wasser-Insekten		
Pflanzen		
für jede Pflanze, Landinsekten		
hiebey obige		
Insekten jedes Thiers		
		1.
doppelt so viel unbekannte		
	Summa	2

Statt deren setzet er die Summa in allen 300000 Arten der lebendigen auf dem Er

tung rechnet; sonst wenigstens tausend anzuneh- wären. Von Vögeln zählet er fünfhundert tungen; von Fischen eben so viel, und mit Schaalfischen (testaceis) über dreytausend; von ecten über zwanzigtausend Gattungen. Diese an einzelnen Thieren, eine mehr, die andere we- r, zahlreich und fruchtbar; jedoch bleibt eine mit andern in einem gewissen Verhältnisse, und Art ist noch, so lange die Welt steht, durch andere überhand nehmende verdrungen oder lget worden; sondern sie dauren alle in gehöh- er Menge, Mannichfaltigkeit und Vollkom- heit fort. Es wimmelt daher alles im Was- in der Luft, auf der Erde, unter der Erde, Lebendigen; und es ist kein bequemes Räumchen g, das nicht mit seinen Arten der Thiere llet wäre.

Ich will nicht wiederholen, was die große Ein- ung der Welt zu dieser Thiere Leben und Er- ung beytrage, und wie die ganze Natur, in ih- Bewegungskräften, zu dem Ende arbeitsam geschäfftig sey. Ein jeder sieht auch wohl, ausser den zuträglichen Elementen, von Erde, sser, Luft, Licht und Wärme, für so viele Mil- en Münde, ein genugsamer Vorrath von täg- r Speise bereit seyn müsse, und daß bey der nnichfaligkeit des Geschmacks und Lebens, ent- er die Zungen und der Körper nach der Kost, auch diese nach jener eingerichtet seyn müsse, n jedem seine Nahrung wohl schmecken, und gut

gut bekommen soll. So könnte auch
Größe und Bildung jedem gerecht seyn
wir bemerken daher einen erstaunlichen Ab
Wallfische bis zum kleinsten Gewürme und
Staube; und eine wunderwürdige Mann
keit in der äusserlichen Gestalt und Bi
den Werkzeugen des Lebens, der Sinne,
wegung und Fortpflanzung. Alles und j
stimmet bey jedem Thiere mit einer gen
des Lebens überein, wozu es bestimmet ist.
dem einen die Größe, Bildung und Werk
andern; es wird damit seine Art des Leb
führen können, sondern umkommen, oder
Qual seyn müssen. Wenn daher auch in
Werkzeugen, die sie alle nöthig haben, e
meine Aehnlichkeit seyn muß, so findet
selbst in dem Aehnlichen, nach jedes Thi
eine unendliche Verschiedenheit. Die
Thiere haben Augen, und können sehen;
nes Auge ist vollkommen mit anderer T
gen einerley, auch würde keines Thieres
für andere, noch anderer Augen sich für d
cken. Und so verhält es sich mit der B
des Leibes, mit Ohren, Nase, Mund,
und anderen Gliedmaßen.

Diese allen menschlichen Witz und
übersteigende Mannichfaltigkeit der körperli
schaffenheit in den verschiedenen Arten der
und diese so genaue Uebereinstimmung, so
ganzen Natur, als aller und jeder Theil

Körper, mit jedes bestimmten Art zu le-
:n klärlich, daß des Schöpfers Absicht ge-
lle Arten von Leben, Lust und Glückselig-
nur auf unserm Erdboden möglich waren,
en; und daß er die Schöpfung, nach die-
seiner allgütigen Absicht, mit unendlicher
und Macht vollführet habe. Jedoch
den unvernünftigen Thieren alle körper-
reinstimmung umsonst gewesen seyn, wenn
n Seelen nicht auch angeborene und erb-
be, Fertigkeiten und Künste, die zu ihrer
g und Fortpflanzung nöthig waren, ein-
ätte. Und diese sind es, in welchen ich
Absichten Gottes, nebst seiner Weisheit
, darzustellen gedenke.

§ 6.

Menschen handeln zwar, ihrer Meynung
mal, aber in der That nicht allemal, zu
enen Besten; oder sie erwählen auch zu
ecke untüchtige Mittel. Sie haben un-
achten Künsten und Wissenschaften, die
Nothdurft, Vollkommenheit und Bequem-
reichen, auch manche eitele, unnütze, oder
falsche und schädliche Kunst und Wissen-
unden; und ein gut Theil befleißiget sich
etwas zu lernen, oder sie werden höchstens
wählten Kunst nur Brudler und Pfuscher.
Thieren hingegen geschieht, nach ihren
keine Handlung umsonst, ungeschickt,
hrt; und sie haben keine einzige eitele oder

X 2 falsche

falsche Kunst, sondern es ist alles zu ihrem und ihres Geschlechtes Wohl und Nothdurft unentbehrlich, alles in seiner Art vollkommen. Die Fertigkeiten oder Künste bey ihnen sind so mancherley, als tausendfältig ihre Arten sind; dennoch ist kein einzig Thier aller Arten in seinem Geschäffte unwissend uud unvollkommen; alle und jede sind geborene Künstler und Meister.

Damit man den mannichfaltigen Nutzen der thierischen Triebe einigermaßen übersehen könne: so will ich nur einige Gattungen davon erzählen. Ein jedes Thier kennet sein Element, und begiebt sich von selbst dahin, wenn es auch in einem fremden ans Licht gekommen wäre. Ein jedes weis sich also sofort nach seines Elementes und Körpers Beschaffenheit regelmäßig und fertig zu bewegen; und diese Bewegung ist von tausendfältiger Art. Sie wissen überhaupt alle die Werkzeuge ihrer Gliedmaßen dazu, wozu sie nütze seyn können, fertig zu gebrauchen. Sie kennen so gleich ohne Irrthum ihr dienliches Futter, und wissen es von dem schädlichen zu unterscheiden; ja, man bemerket, daß auch manche, bey einer Krankheit oder Verletzung, ein wirksames Genesmittel zu erwählen geschickt sind. Steht ihnen ihr Futter nicht so gleich vor dem Maule: so haben sie dagegen auch eine Geschicklichkeit, sich ihrer Kräfte und Werkzeuge zur Bemächtigung der Speise zu bedienen, oder ihrer Beute durch Geschwindigkeit nachzueilen, oder ihren Feind durch tausenderley List und Kunstwerke

zu

berücken. Brauchet die Speise einer Bereitung; wissen sie nach jedes Art vollkommen damit umzugehen. Ist sie zum Vorrathe zu sammlen: so bereiten sie sich Vorrathskammern, schleppen und tragen die Speise auf vielerley Weise, alle aber zu rechter Zeit, auf den Winter zusammen, bewahren sie vor Verderben, und genießen sie haushälterisch. Andere ziehen ihrem Futter in fremde und weit entlegene Gegenden nach; und wissen den Weg dahin ohne Landcharte und Compaß zu finden. Andere, die des Winters keiner Speise bedürfen, begeben sich zum halbjährigen Schlafe in die Erde, oder senken sich zu eben dem Ende unter Wasser.

Haben sie ausser der Speise einer Wohnung nöthig: so dürfen sie die Baukunst nicht erst lernen: ein jedes gräbt, bohret, zimmert, spinnt, flicht, klebet sich, auf seine Weise, eine dienliche Wohnung, nach einem beständigen, in die Seele geprägten, künstlichen Risse. Andere wissen sich einen verborgenen Ort zum Schlupfwinkel auszusuchen, welcher eben die Dienste thut. Bedürfen sie einer Decke: so bringen sie schon eine Weber- und Schneiderkunst mit sich, und verändern und erneuern ihre Kleidung, mit dem Wachsthume, nach ihrer Größe. Wird ihnen die Haut oder Schaale zu enge: so besitzen sie auch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich aus dem alten Kleide, ob es gleich aus einem Stücke gemacht ist, und an alle Theile des Leibes fest anschließt, heraus zu winden oder zu ziehen. Wenn etwa nicht allein eine Entkleidung, sondern eine gänzliche Ver-

wandelung der Gestalt mit ihnen vorgehen soll: so entziehen sie sich vorher der Luft und den Feinden, graben oder spinnen sich, auf mancherley Art, künstlich und vorsichtig ein, oder hängen und binden sich wenigstens in einem verborgenen und sicheren Orte feste an. Sie wissen aber auch ihr Grab oder ihren Kerker behende zu eröffnen, ohne ihre zarten und neuen Glieder zu verletzen.

Haben sie etwa ihre Feinde in der Welt: so kennen sie auch schon ihre natürlichen Waffen, und wollen sich wohl eher, als sie dieselbe bekommen haben, damit wehren; oder sie entwischen auch dem Feinde durch Geschwindigkeit und List; so, daß dadurch eine Art Thiere der andern allemal die Wage hält, und nichts, als der Ueberfluß, verloren geht. Können sie einzeln nicht füglich leben: siehe, so halten sie sich zu einander; sie verstehen sich unter einander durch eine Art von Sprachen; sie folgen einem Könige und Heerführer, oder einer Königinn und deren Willen; sie bauen und nisteln gemeinschaftlich, nach einerley Anlage; sie sammlen zum allgemeinen Besten, sie pflegen und füttern ihre Jungen durch einander; sie wehren sich mit vereinten Kräften, sie reinigen ihr Nest, sie tragen ihre Todten aus; ein jedes Mitglied der Republik richtet sich aufs genauste nach weisen und unwandelbaren Gesetzen und Ordnungen.

Wenn die Zeit der Begattung kömmt: so kennet ein jedes seine Art und seines Gatten Stimme: sie wissen alle die gehörige Stellung zur Paarung anzunehmen, und des Gatten Zeugungs- und Geburts-

Geburtsglied zu treffen. Ist es nöthig, ein Nest für die künftigen Jungen zu bereiten: so bauen sie es bey Zeiten, künstlich, sicher, bequem und räumlich genug: sie brüten einzeln, oder auch wechselsweise: sie wärmen, sie vertheidigen ihre Jungen; sie säugen, füttern und entwöhnen dieselben. Sonst, wo die Jungen so gleich für sich zu rechte kommen können, so legen sie nur die Eyer dahin, wo die Jungen von selbst durch die Wärme aufkommen, und ihr Futter alsdenn vor sich finden; sie legen dieselbe einzeln und zerstreut, oder in einem Haufen beysammen, nachdem die Jungen gesellig oder nicht gesellig sind; und wenn die Jungen an dem Orte ihres Aufenthaltes nicht füglich fortkommen können, so thun sie wohl weite Reisen zu Wasser oder zu Lande, ihren Samen auszustreuen, oder ihre Brut abzulegen.

§ 7.

Daß alle diese Handlungen zu jedes Thieres und seines Geschlechtes Erhaltung nothwendig sind, brauchet keines Beweises. Wenn sich aber jemand noch mehr davon überzeugen will, so darf er nur den Thieren ihre Arbeit stöhren, oder etwas daran ändern; so wird er sehen, daß sie entweder umkommen, oder ungestalt und gleichsam zu Krüppeln werden, oder ihr Geschlecht nicht fortpflanzen können [s]. Wer auch versuchen wollte, eine bessere

Ich will nur ein Paar Exempel zur Probe anführen, welche ich von unserm vortrefflichen Herrn Roesel entlehne, dessen Beobachtungen nicht weniger,

schrieben, so füget er hinzu: Die Ursache, warum dergleichen Raupen sich ein s
Lager bereiten, ist diejenige, weil di
zu Anfange der Verwandlung sehr w
zärtlich ist. Denn ich habe beobacht
wenn dergleichen Puppen zu dieser Z
harten und unebenen Boden, oder auc
Sande liegen sich gleich davon Schrun
Narben in die weiche Haut drücken
auch mit der Haut verhärten, worauf
mal entweder ein ungestalter oder ga
bendiger Papilion zum Vorscheine kömm
kann sich einen artigen Zeitvertreib
wenn man diesen Raupen zusieht, ind
ihrem Gespinste arbeiten. Wann das
grosse Gespinste völlig fertig ist, und
dasselbe an einem Orte ein wenig au
gleich die Raupe da, und flicket das
der zu, läßt sich auch die Mühe nich
solches so oft zu thun, als man sie du
Aufreissen dazu zwingt. Denn sie wi
wider Kälte und Regen, als auch
Schlupfwespen sicher verwahret seyn
wenn es gar zu oft kömmt, so entgehen

alle seine Naturkunde, Wissenschaft und Witz zu

mit einem Gespinste oder Kleister tapezieren, damit es bessere Haltung habe, und ihnen der etwa hereinfallende Sand keine Beschwerniß verursache. Der Wurm, woraus der Hirschkäfer wird, gräbt sich gleichfalls in die Erde, und beschließt sich in einen Eyrunden, harten Ballen. Da ist aber zu bewundern, daß diejenigen Ballen, worinn die Männlein liegen, eine viel längere Höhle haben, als die, welche sich die Weiblein bauen; und dieses deswegen, weil der männliche Schröder seine Hörner, die zuvor auf der Brust lagen, ausstrecken muß, ehe er aus seiner Höhle bricht. (Roesel Erdkefer I Classe n. IV § 6.) Würde sich der männliche Wurm nicht eine längere Höhle graben, als der weibliche; so würde er, nach Abwerfung der Haut, seine Hörner nicht ausstrecken können, zum Krüppel werden, und nicht einmal aus der Erde wieder hervorkommen. So ist den Würmern bey ihrer Verwandelung auch die Lage in ihrem Bette nicht einerley. Der Haselstauden Holzwurm frißt sich sonst mit dem Kopfe unterwärts ins Mark des Holzes; aber wenn er sich verwandeln soll, so kehret er sich um, den Kopf oberwärts; sonst könnte er nicht heraus kriechen. Man spalte das Aestchen, und lege den Wurm nur verkehrt, so ist er verloren. (Roesel Erdkefer II Classe n. II. § 6.) Auch die, welche ein Eyförmiges Gespinste machen, als die Seidenwürmer, sorgen vorher dafür, daß das Ende des Eyes, wo der Kopf des Papilions durchdringen soll, lockerer sey, daß es sich von selbst aus einander geben kann. Schneidet man das Ey in die Länge auf, und leget die Puppe darinn verkehrt, nähet alsdenn das Loch wieder zu: so wird der Papilion nicht heraus kommen können. (Roesels Supplement Tab. VII, VIII § 16. p. 53. Siehe auch Tab. XLIX § 5. p. 286.)

scher Harmoniste die Sache vorstellen möch
würde man sich doch solche Maschinen, mit
künstlichen Verrichtungen, unmöglich ohne
Werkmeister gedenken können, der die inner
tur der Dinge völlig gekannt, und ihre V
pfung in der Welt voraus gesehen, der das V
niß derselben gegen einander, und ihre Ue
stimmung und Vollkommenheit genau er
der die vorgestellte verschiedene Vollkomm
der Dinge zur Wirklichkeit bringen wollen
tausend Erfindungen gehabt, dieselbe durch
cherley innere verborgene Triebfedern zu be
Eine bloße Maschine, die bald ruhet, bald
kriecht, fliegt, hüpfet, schwimmt, und zwa
ins Wilde, sondern an jedem Orte in der
und zu jeder Zeit, nach dem Striche, und de
schwindigkeit und Abwechselung, wie es nöth
ihren Untergang zu vermeiden, oder etwas
zu erlangen; die bald ißt und trinkt, was,
wie viel sie zu ihrem Unterhalte verdauen kan
bald spinnt, webet, gräbt, bauet, sam
wann und wie es ihre Erhaltung nach den Reg
Kunst erfordert; die sich bald paaret, zeuge
biert, brütet, füttert, und also wieder ander

s

schinen ihres gleichen hervorbringet und nachläßt: eine solche Maschine, sage ich, wenn sie möglich wäre, könnte in sich selbst den Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht haben, sondern müßte von einem unendlich weisen Werkmeister, der sich die ganze Welt in ihrer Verknüpfung aufs deutlichste vorgestellet hat, mit Absicht hervorgebracht seyn.

Allein, die Sache verhält sich bey den Thieren nicht so, daß sie bloße Maschinen wären. Eine Maschine kann nicht anders, als um der Lebendigen willen, und ein organischer Körper nicht anders, als um einer Seele willen seyn. Auch hält alsdenn, wenn die Thiere eine Seele haben, der bloße Körper nicht zureichenden mechanischen Grund in sich, daß ihre Handlungen so auf einander folgen, wenn nicht eine Vorstellung der Seele vorhergegangen und dazwischen gekommen ist, welche die Handlungen bestimmet. Denn in ihrem Körper sind tausendfältig verschiedene Bewegungen, in tausendfältig verschiedener Ordnung auf einander, gleich möglich, und eine folget nicht nothwendig aus der andern, oder auf die andere. Daß also diese Bewegung, zu dieser Zeit, an diesem Orte, und zwar zum Nutzen, auf eine geschickte Weise, und mit Fertigkeit erfolget: das ist eine Wirkung ihrer Seelen, welche nach Vorstellungen handelt.

§ 8.

Wenn man nun bey den Thieren eine Wirkung des Körpers auf die Seele, durch sinnliche Empfin-

gemachet wird; so kann doch dieser Ein-
druck in nichts anderm, als in Lust oder Sch
bestehen. Dieses aber kann weiter nichts
Seele nach sich ziehen, als daß sie das
Angenehme zu erhalten, und das Böse u
drige von sich zu entfernen suchet: es kann
Seelen die Art zu handeln, und deren F
oder Kunst, nicht einprägen, noch solche F
gen hervorbringen, die in der vorigen E
keinen Grund haben.

Was das erste betrifft, so können wir uns
weise einen Seidenwurm vorstellen, der sich v
Verwandelung in ein künstlich Ey einspinn
möchte man sagen, daß die zur Seide reifg
Materie dem Wurme eine unangenehme Em
verursachet, und daß er, als davon überlad
ger los zu werden trachtet. Aber war
oder spinnt sie kein solcher Wurm in einer
nung heraus, daß sie sich anhänge, wie
warum heftet er sie nicht irgend so an, daß

r wird ? Ein gewisser Naturkundiger [6] suchet das
inspinnen der Raupen überhaupt aus einer
hmerzlichen Empfindung zu erklären. Wenn sich
imlich ihr klebriger Saft gehäuft hätte, und sie
n dessen Menge gedruckt würden, so müßten sie
h vor Schmerzen krümmen und winden: auf
lche Weise zögen sie den Faden immer weiter
raus, und um sich herum, und führen damit fort,
itweder weil der Paroxysmus fortdaure, oder aufs
eue ansetze, oder weil sie dabey eine Erleichterung
ierketen; bis sie sich ganz eingesponnen hätten. Ich
idele es nicht, daß man durch eine Hypothese ver-
ichet, wie weit sich die thierischen Triebe aus der
Empfindung erklären lassen: allein, ich glaube, daß
lle diese Erfindungen vergeblich, und zum Theile
icherlich seyn werden. Gegenwärtige stimmet erst-
ch mit der Handlung des Thierchens selbst gar
icht überein, als welches sich nicht vor ungeduldi-
en Schmerzen krümmet und windet, sondern lang-
am, und, so zu reden, bedächtlich und vorsichtig
erumkriecht, einen bequemen Ort aussuchet, und
ls nach Absicht und Kunstrisse arbeitet. Wie
önnte auch die wilde Bewegung, welche von
Schmerzen entsteht, eine ordentliche Eyfigur, und
ey allen eine gleiche regelmäßige hervorbringen?
Und was bekommen denn die Würmer für eine
ünstliche Colik, die ihre Haare, oder zernagte
Blätter, oder zerkiestes Holz, gesammletes Stroh,
Stop-

[6] Hrn. Christlob Mylius Gedanken über den natür-
lichen Trieb der Insecten, in dem Hamburgischen
Magazin I Band VI Stück p. 183. sqq.

Baum zu hetzen oder zu hängen, oder m
Koth und Stoppeln an eine Wand z
Welcher sinnliche Reiz bringet es mit sich
Bienen nicht allein den Honig der Bluhr
rer Nahrung einsaugen, sondern auch die
stäubchen zum Wachse mitnehmen, und
Füsse zum andern an ihre hintere Lenden
davon in dem Stocke reguläre, länglich
ecke bilden, und den Honig zum Vorrath
ein schütten? * Tausend andere dergl

* Der alte Mathematicus Pappus hatte
sparsame Bauart der Bienen bewundert,
sechseckige Figur zu ihren Zellen wählen.
der Zeit wußte man die Frage von den
und Kleinsten noch nicht durch die Analys
simalem genau aufzulösen. Der Herr
Mem. des Insectes T. V. P. II. p. 4. mach
metrische Aufgabe daraus: Une quantité
de cire étant donnée, en former des cell
et semblables d'une capacité determinée, m

geschweigen. Es muß gewiß eine Idee oder ein Denkbild, als ein Muster und eine Vorschrift von jedes

weit sich solches ohne viele Geometrie thun läßt. Da aber diese sechseckigen Zellen einen pyramidal Boden haben, der aus drey Rhombis besteht: so gab er dem Hrn. König, als einem in der höheren Meßkunst sehr geübten Mathematico, das Problema auf: Entre toutes les cellules exagones à fond pyramidal (possibles) composé de trois rhombes semblables et egaux, determiner celle qui peut être construite avec le moins de matiere. (S. daselbst p. 16) Und dieser bestimmte den großen Winkel des Rhombi, der die wenigste Materie erfordere, auf 109 Grad 26 Minuten (Hist. de l' Acad. des Sciences 1739. p. 40. sqq.) der englische Mathematicus Maclaurin aber auf 109 Grad, 28 Minuten, 16 Secunden. (Philosophical Transact. Num. 471. p. 565-571.) Und siehe die Erfahrung, welche Maraldi von dem großen Winkel des Rhombi der Wachszellen genommen hat, zeigte ungefähr 110 Grad, (Mem. de l'Acad. 1712. p. 405.) Ich sage ungefähr: denn in einer so kleinen Figur läßt sich der Winkel fast nicht genauer messen. Es erhellet so viel daraus, daß der Bau der Bienenzellen, in der Wirklichkeit, die geschickteste Auflösung des geometrischen Problematis darstellet: wie mit der größten Ersparung des Raumes und der Materie die meisten und bequemsten Zellen so wohl für die Brut, als für den Honig und den Wachsvorrath der Bienen, anzulegen wären? Eine Auflösung und Kunst, die nicht aus der Theorie dieser Fliege, noch aus ihrem Mechanismo fließt; sondern ihren Seelen durch eine angeborene Fertigkeit von dem eingeprägt worden, der durch seinen unendlichen Verstand, Figur, Maaß und Zahl der Dinge, wie im Größten, so im Kleinsten, aufs genauste und weislichste zu bestimmen gewußt hat.

jedes Werke und Handlung, in ihren Seelen liegen, und zugleich mit ihnen selbst da seyn. Ueberdem aber muß das wirksame Bemühen der Seelen nach diesem Urbilde gleich anfangs die Vollkommenheit der Fertigkeit an sich haben. Wir Menschen bringen keine wirklichen Ideen, und keine oder sehr wenige Fertigkeiten mit auf die Welt, sondern erwerben sie uns durch Erfahrung und Uebung. Aber die Seelen der Thiere müssen gleich anfangs in dem Zustande gebildet seyn, in welchen unsere Seele erst durch Erfahrung und lange Uebung gesetzet wird.

§ 9.

Ich sage aber zweytens, daß die bloße sinnliche Empfindung, auch nebst der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse, darum unzureichend sey, die thierischen Triebe zu erklären, weil das, was sie zu verrichten und zu erlangen suchen, in der jetzigen und vorigen Erfahrung keinen Grund hat. Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelst dieser sinnlichen Kräfte, in seinem gegenwärtigen Zustande, und in Zusammenhaltung des vergangenen, seinen zukünftigen ähnlichen Zustand sehen, und zu dessen wirklicher Hervorbringung sinnlich gereizet werden kann: wie etwa ein Kind, das Zucker sieht, und sonst gekostet hat, in Erwartung gleicher Süßigkeit, nach dessen Geschmacke sich sehnet. Aber bey den Trieben verhält es sich nicht also. Sie bemühen sich, eine noch nie versuchte oder sonst gesehene Handlung, zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon sie weder gegenwärtig, noch

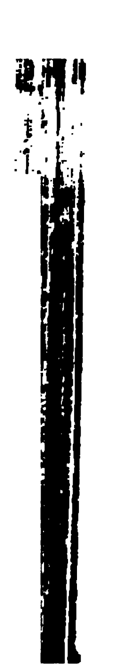
ch vergangene Erfahrung haben, zu verrichten.
So ist demnach weder die vorhabende Handlung
lbst und deren Kunst und Fertigkeit, noch das
Gute, welches dadurch erhalten werden soll, in der Em-
findung des Gegenwärtigen, oder in der sinnlichen
Vorstellung vergangener Erfahrung, gegründet:
ithin entstehen die Triebe der Thiere nicht bloß
nd allein von dem Eindrucke des Körpers in die
Seele. Wenn eine Spinne eben aus dem Eye ge-
rochen ist, so ist ihr Bemühen schon da, ein Ge-
ebe zu machen, dergleichen sie nimmer versuchet,
esehen oder gelernet hat; und ohne daß sie eine
rfahrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken
der Welt sind, daß sie ihr zur Nahrung dienen,
nd auf solche Weise können gefangen werden.
Und so verhält es sich mit vielen andern Trieben:
it der Sammlung der Speise auf den Winter,
nd deren sicherer Verwahrung in bereiteten Vor-
athskammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel
entfernete Länder; mit dem weiten Zuge der
Seefische nach entlegenen Küsten und Strömen,
enn sie laichen wollen; mit dem Begraben und
rsäufen zum halbjährigen Schlafe; mit dem
Bauen der Nester zur Legung der Eyer und Aus-
rütung der Jungen. Es ist alles ein willkührli-
hes Bemühen ihrer Seele, nach einer zukünftigen
Handlung, deren Vorstellung so wenig, als die
ertige Ausübung, von ihrer jetzigen oder vorigen
Empfindung den Ursprung nimmt; geschweige,
aß sie das Gute, welches daraus entstehen wird, aus
er Erfahrung wissen sollten.

sich gehabt? Dennoch machen sie alles v
eben also, wie ihre Voraltern. Ein Vo
zwar in seinem Neste jung und groß, aber
doch der Verfertigung desselben nicht beyge
und bekümmert sich auch um dessen Bau
Lage nicht, sondern nur um sein Futter
Wärme von den Aeltern; bald, wenn e
und sich selber rathen kann, geht er dav
wird wohl gar von den Aeltern aus dem N
stoßen. Dennoch weis er hernach, wen
auch paaret, ein ganz ähnliches Nest ebe
anzulegen, als wenn er dessen Verfertigung
sehen und die Nachahmung lange versuc
Welche Unterweisung, welche Schule,
Lehrart hätte den Thieren das einflößen
daß sie gleich Meisterstücke machen, und n
brudeln, oder durch öftere Versuche vollko
werden? Der Seidenwurm und viele
Thiere machen ihr Kunststück nur ein ein

§ 10.

So ist denn in den Körpern der Thiere, oder
dessen sinnlichem Eindrucke in ihre Seele, oder
deren sinnlichen Vorstellung, Einbildungskraft
nd Gedächtnisse, mit einem Worte, in ihrer äus-
ren Erfahrung, kein zureichender Grund der thie-
schen Triebe und Fertigkeiten vorhanden. Sie
nd ihnen nicht von aussen eingeprägt, und auf
ne sinnliche Art zur Vollkommenheit gebracht
orden; es muß eine innere natürliche Beschaffen-
eit oder Fähigkeit der Seelen seyn, in welcher
iese Fertigkeiten liegen. Allein, auch da werden
ir den ersten und zureichenden Grund solcher klu-
en und fertigen Handlungen nicht finden. Ver-
unft, Ueberlegung, Nachdenken, Witz, Selbst-
rfindung, und was sonst zu menschlichen Künsten
twas beygetragen haben mag, kann man den Thieren
icht beylegen, noch daraus ihre Künste herleiten.

Hätten die Thiere das, was ihnen nützlich ist,
urch eigene natürliche Fähigkeit der Seelen er-
acht: so müßten sie einen weit vollkommenern
Verstand haben, als wir Menschen. Denn das
ganze menschliche Geschlecht hat mit vereinten
Kräften, so viele tausend Jahre herdurch, an der
Erfindung ihrer Künste arbeiten müssen, ehe sie
allmählich zu dem jetzigen Grade der Vollkommenheit
gebracht sind; und wir können noch nicht sagen,
daß wir das, was uns nützlich ist, so vollkommen
machen, als doch jedes Thier das Seinige, in sei-
ner Art, alsobald nach der Geburt verrichtet. Wel-
cher Mensch würde sich aber das unternehmen



hervorgebracht hätten? Das ist aber ungerei
sagen, und läuft wider alle Erfahrung, die r
den Thieren haben.

Denen Menschen, und ich glaube allen
digen, die eine eingeschränkte Vernunft besi
es schlechterdings unmöglich, daß sie, ohne a
fahrung von einzelnen wirklichen Dingen, et
finden. Denn dieses setzet einen Verstand v
der die erste Quelle aller Möglichkeit und w
Wirklichkeit ist. Wenn wir auch alle men
Erfindungen untersuchen: so werden wir
daß sie auf etwas schon bekanntes gegründe
wie sich hergegen aus Nichts Nichts gedenk
erfinden läßt. Demnach hilft uns die Ve
vor aller Erfahrung, zur Erfindung nicht
dern wir erfinden das Unbekannte aus den
kannten, das ist, aus dem, was wir zuerst
die Sinne, als wirklich und möglich, ang
men haben. Da nun kurz vorher erwies

ndungen, nach eines jeden Fähigkeit und Um-
en verschieden seyn. Allein, die Vögel bauen
Nester, jedes nach seiner Art, wie zu Adams
n; und der eine Bienenstock in Europa hat
andere Regierungsart oder andere Gesetze, als
die andern in Asien. So nehmen auch die
ste bey den Thieren nicht zu, nicht ab. Die
mer- und Baukunst der Castoren ist nicht mit
Jahrhunderten der Welt gestiegen, oder vor
n roher gewesen. Alle Fertigkeiten aller und
Thiere sind gleich anfangs mit dem ersten
alter, und so lange als Menschen denken kön-
so vollkommen gewesen, als möglich und nö-
war. Die neueren Thiere haben keinen Vor-
vor den alten; wie hergegen auch keine Nach-
keit, oder unwissende Barbarey, oder falscher
hmack, unter ihnen einreißt. Sie sind alle
jede, durch ihre Natur, zu dem, was sie nö-
haben, geschickt, und sodann auch in gewisse
eränderliche Gränzen der Vollkommenheit
eschlossen.

Wenn auch Vernunft und Witz den Thieren
Erfindungen angegeben hätten: so würden sie
bey einerley Künsten bleiben, sondern in ihren
meinen Begriffen und Grundsätzen die Mög-
eit anderer Künste eben so wohl, als der ihri-
einsehen. Und wenn sie gleich keine Noth-
triebe, darauf zu denken, so würde doch die
ffete mehrere Bequemlichkeit und Lust einen ge-
samen Bewegungsgrund dazu abgeben. Aber
s alles findet sich bey keinem Thiere: es erfin-
net,

net, versuchet, und übet nichts neues und me[illegible]
als ihr Trieb mit sich bringet.

Da nun die Fertigkeiten der Thiere, mit w[illegible]
chen sie zu ihrem und ihres Geschlechtes Besten
klug und künstlich handeln, ihren Seelen haupt
sächlich zukommen, und doch weder durch sinnlich
Erfahrung, Beyspiele, Unterricht und Uebung e[illegible]
worben, noch durch Ueberlegung, Vernunft u[illegible]
Witz erfunden sind: so folget nothwendig, daß
eine wesentliche eingepflanzte, angeborne Eigen
schaft ihrer Seelen sind, nach welcher sie sogleich
als sie das Leben haben, ohne eigenes Nachdenke
und Mühe, blindlings, und mit sehr undeutlich
Vorstellung, gleichsam als im Schlafe, und spie
lend, richtig und ohne Fehl verfahren.

Wir Menschen haben sehr wenige, ja fast ga
keine dergleichen künstliche angeborene Fertigkeiten
es möchte denn etwa das Saugen der Kinder dahi
gerechnet werden: allein, wir wissen doch aus un
sern erworbenen Fertigkeiten, daß sie nicht oh[illegible]
alle Vorstellung und Entschliessung der Seele gesche
hen, aber daß dieselbe, je grösser jede Fertigkeit ist
desto weniger Klarheit und Deutlichkeit brauche
und dennoch, nach solchem ganz dunkeln und undeut
lichen Denkbilde und Bemühen, leicht, hurtig
und richtig ausgeübt werden. Selbst das, wa
wir langsam mit vieler Achtsamkeit, Ueberlegun
und deutlicher Vorstellung aller Theile der Hand
lung gelernet haben, als das Lesen, Singen, Spie
len auf dem Claviere u. s. w. verwandelt sich mi
zunehmender Fertigkeit in Handlungen, die als vo
selbst, ohne Mühe und Nachdenken, aus einer

gan

dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Vor-
liessen. Dieser erworbene Zustand der Voll-
enheit unserer Seelen, da ihnen nun nützliche
gkeiten und Künste beywohnen, ist derjenige,
n die thierischen Seelen zugleich mit ihrem
Seyn und Leben geschaffen sind. Und der
ihnen zu ihrer und ihres Geschlechts Erhal-
schlechterdings nothwendig. Denn, wenn sie
ützlichen Künste erst durch allerley Erfahrun-
Versuche, Unterweisung und Uebung lernen,
selbst durch Nachdenken und Witz erfinden
: so würden sie tausendmal eher umkommen,
e sich in den Zustand setzeten. Mancher ihr
ist auch so kurz, daß es nicht viel Erfahrun-
währen kann: zu geschweigen, daß ihre nie-
Seelenkräfte, ohne Vernunft, ganz unge-
wären, jemals in ihrem ganzen Leben, solche
e und Fertigkeiten zu erdenken oder zu
.

§ 11.

Man mag demnach die thierischen Triebe, Fer-
en und Künste, nach den Regeln der Körper
er Seelen betrachten: so ist in beyden Fällen
ar, daß sie einen unendlichen Verstand zur
Ursache haben müssen. Denn wären die
bloße oder auch harmonische Maschinen:
des Cartes, der Materialisten und Leibnitzens
ese:) so würden dieselben keinen Grund ih-
Seyns und ihrer Beschaffenheit in sich selbst
, sondern von einem Werkmeister um eines
willen, oder zu einem gewissen Zwecke ge-

machet seyn; und zwar von einem solchen
meister, der in der deutlichsten Einsicht d
knüpfung aller Dinge vorausgesehen, weld
lungen jede Maschine, in jeder Zeit und a
Orte in der Welt, zu ihrer eigenen Erhalt
zur Erhaltung des Lebens derselben, zu v
hätte. Sieht man aber die Thiere an a
dige Seelen, die mit einem organischen
durch einen wirksamen Einfluß verbunden
ist offenbar, wenn ihre Fertigkeiten und
weder aus der Erfahrung, noch ohne E
aus der eigenen Erfindung entstehen kön
sie von einem Verstande herrühren, der zu
findung keiner Erfahrung brauchet, sonder
Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrhe
senschaft, Künste und Vollkommenheiten
für jedes Thieres Natur und Lebensart die
sten Künste ausersehen, und ein Mittel
hat, denen einfältigsten Seelen eine v
selbst nicht erdachte, erlernte oder geübte K
Klugheit, so leicht, so vollkommen, und
tigkeit beyzubringen, und erblich einzuverl

Es ist zugleich offenbar, daß dieser u
Verstand mit Absicht, Weisheit, Güte u
sehung für jedes Thieres Erhaltung, W
Glückseligkeit, verbunden sey; damit auch
lichen Lebendigen unvollkommener Arten d
gel höherer Seelenkräfte an ihrem Seyn u
seyn nicht hinderlich wäre. Denn die T
terscheiden sich vom Menschen wesentlich
daß sie keine Vernunft, und die daraus
genden Vortheile, sondern nur Sinne, Ein

kraft und Gedächtniß einigermaßen mit uns gemein haben. Weil es ihnen denn an Ueberlegung und an Sprache fehlet: so können sie selbst aus ihrer ganz undeutlichen und anschauenden Vorstellung sinnlicher Dinge keine allgemeinen Begriffe und Wahrheiten, oder Künste, Wissenschaften und Pflichten erfinden, noch dieselben andern durch Unterricht beybringen. Wenn ihnen also nichts weiter, als die niedern Seelenkräfte, gegeben wäre, so würden sie, von der Geburt an, in vollem Mangel aller Erfahrung, Unterweisung und eigenen Nachdenkens, tausendmal umkommen müssen. Denn sie würden den Gebrauch ihrer Gliedmaßen und Werkzeuge, nebst des ganzen Leibes Bewegung, nicht wissen, ihr Element nicht kennen, ihre Nahrung nicht unterscheiden, noch zu suchen, zu erhalten, zu bereiten oder zu sammlen, im Stande seyn; sie würden ihre Kleidung nicht weben oder verändern, ihre Wohnung nicht bauen, ihre Beute nicht fangen, ihren Feind nicht abhalten können; sie würden entweder die Zeugungshandlung selbst zu verrichten ungeschickt seyn, oder doch der Brut keine bequeme Stelle oder Nest ausfündig machen, noch dieselbe zu säugen, zu füttern und zu erziehen fähig oder willig seyn. Allein, diesem Unvermögen der Thiere hat die gütige Vorsehung des Schöpfers aufs weiseste abgeholfen, da er, so zu reden, selbst für sie, nach seiner vollkommensten Vernunft, gedacht, gesorget, und erfunden, was jeder Art nützlich wäre zu thun, und solche unverbesserliche Künste allen Thieren, ohne ihr eigenes Bemühen und ohne Uebung, als eine

jedes Werke und Handlung, in ihren Seelen liegen, und zugleich mit ihnen selbst da seyn. Ueberdem aber muß das wirksame Bemühen der Seelen nach diesem Urbilde gleich anfangs die Vollkommenheit der Fertigkeit an sich haben. Wir Menschen bringen keine wirklichen Ideen, und keine oder sehr wenige Fertigkeiten mit auf die Welt, sondern erwerben sie uns durch Erfahrung und Uebung. Aber die Seelen der Thiere müssen gleich anfangs in dem Zustande gebildet seyn, in welchen unsere Seele erst durch Erfahrung und lange Uebung gesetzet wird.

§ 9.

Ich sage aber zweytens, daß die bloße sinnliche Empfindung, auch nebst der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse, darum unzureichend sey, die thierischen Triebe zu erklären, weil das, was sie zu verrichten und zu erlangen suchen, in der jetzigen und vorigen Erfahrung keinen Grund hat. Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelst dieser sinnlichen Kräfte, in seinem gegenwärtigen Zustande, und in Zusammenhaltung des vergangenen, seinen zukünftigen ähnlichen Zustand sehen, und zu dessen wirklicher Hervorbringung sinnlich gereizet werden kann: wie etwa ein Kind, das Zucker sieht, und sonst gekostet hat, in Erwartung gleicher Süßigkeit, nach dessen Geschmacke sich sehnet. Aber bey den Trieben verhält es sich nicht also. Sie bemühen sich, eine noch nie versuchte oder sonst gesehene Handlung, zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon sie weder gegenwärtige,

noch

vergangene Erfahrung haben, zu verrichten.
ist demnach weder die vorhabende Handlung
und deren Kunst und Fertigkeit, noch das
;,welches dadurch erhalten werden soll, in derEm-
ung des Gegenwärtigen, oder in der sinnlichen
tellung vergangener Erfahrung, gegründet:
in entstehen die Triebe der Thiere nicht bloß
allein von dem Eindrucke des Körpers in die
e. Wenn eine Spinne eben aus dem Eye ge-
en ist, so ist ihr Bemühen schon da, ein Ge-
zu machen, dergleichen sie nimmer versuchet,
en oder gelernet hat; und ohne daß sie eine
hrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken
r Welt sind, daß sie ihr zur Nahrung dienen,
auf solche Weise können gefangen werden.
so verhält es sich mit vielen andern Trieben:
der Sammlung der Speise auf den Winter,
deren sicherer Verwahrung in bereiteten Vor-
skammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel
ntfernete Länder; mit dem weiten Zuge der
ische nach entlegenen Küsten und Strömen,
i sie laichen wollen; mit dem Begraben und
ufen zum halbjährigen Schlafe; mit dem
ien der Nester zur Legung der Eyer und Aus-
ing der Jungen. Es ist alles ein willkührli-
Bemühen ihrer Seele, nach einer zukünftigen
dlung, deren Vorstellung so wenig, als die
ge Ausübung, von ihrer jetzigen oder vorigen
pfindung den Ursprung nimmt; geschweige,
sie das Gute, welches daraus entstehen wird, aus
Erfahrung wissen sollten.

Eben daraus erhellet denn auch, daß di
das, was sie thun, nicht aus Beyspielen, N
mung oder Unterrichte anderer gelernet, nic
Versuche und Uebung allmählich zur Vollk
heit gebracht haben. Denn welches Must
Werkes hat die junge Spinne zu ihrem G
welches der Seidenwurm zu seinem Eye jem
sich gehabt? Dennoch machen sie alles vo
eben also, wie ihre Voraltern. Ein Vog
zwar in seinem Neste jung und groß, aber
doch der Verfertigung desselben nicht beyge
und bekümmert sich auch um dessen Bau u
lage nicht, sondern nur um sein Futter u
Wärme von den Aeltern; bald, wenn er
und sich selber rathen kann, geht er davo
wird wohl gar von den Aeltern aus dem N
stoßen. Dennoch weis er hernach, wenn
auch paaret, ein ganz ähnliches Nest eben
anzulegen, als wenn er dessen Verfertigung
sehen und die Nachahmung lange versuch
Welche Unterweisung, welche Schule,
Lehrart hätte den Thieren das einflößen
daß sie gleich Meisterstücke machen, und n
brudeln, oder durch öftere Versuche vollko
werden? Der Seidenwurm und viele
Thiere machen ihr Kunststück nur ein einz
im ganzen Leben; und dennoch ist es glei
einiges Vorbild so vollkommen, als möglich.
aber einerley Arbeit oft wiederholen, als die
nen, machen ihr Gewerke deswegen zuerst
schlechter und langsamer, noch mit der Zeit
ger und besser.

§ 10.

ist denn in den Körpern der Thiere, oder
sinnlichem Eindrucke in ihre Seele, oder
sinnlichen Vorstellung, Einbildungskraft
ächtnisse, mit einem Worte, in ihrer äus-
fahrung, kein zureichender Grund der thie-
Triebe und Fertigkeiten vorhanden. Sie
n nicht von aussen eingeprägt, und auf
liche Art zur Vollkommenheit gebracht
es muß eine innere natürliche Beschaffen-
Fähigkeit der Seelen seyn, in welcher
rtigkeiten liegen. Allein, auch da werden
ersten und zureichenden Grund solcher klu-
fertigen Handlungen nicht finden. Ver-
Ueberlegung, Nachdenken, Witz, Selbst-
g, und was sonst zu menschlichen Künsten
ygetragen haben mag, kann man den Thieren
legen, noch daraus ihre Künste herleiten.

ten die Thiere das, was ihnen nützlich ist,
gene natürliche Fähigkeit der Seelen er-
so müßten sie einen weit vollkommenern
d haben, als wir Menschen. Denn das
menschliche Geschlecht hat mit vereinten
, so viele tausend Jahre herdurch, an der
ng ihrer Künste arbeiten müssen, ehe sie
ch zu dem jetzigen Grade der Vollkommenheit
sind; und wir können noch nicht sagen,
das, was uns nützlich ist, so vollkommen
als doch jedes Thier das Seinige, in sei-
alsobald nach der Geburt verrichtet. Wel-
ensch würde sich aber das unternehmen

 können,

hervorgebracht hätten? Das ist aber ungere
sagen, und läuft wider alle Erfahrung, die n
den Thieren haben.

Denen Menschen, und ich glaube allen
digen, die eine eingeschränkte Vernunft besit
es schlechterdings unmöglich, daß sie, ohne a
fahrung von einzelnen wirklichen Dingen, et
finden. Denn dieses setzet einen Verstand v
der die erste Quelle aller Möglichkeit und vo
Wirklichkeit ist. Wenn wir auch alle men
Erfindungen untersuchen: so werden wir
daß sie auf etwas schon bekanntes gegründe
wie sich hergegen aus Nichts Nichts gedenk
erfinden läßt. Demnach hilft uns die Ve
vor aller Erfahrung, zur Erfindung nichts
dern wir erfinden das Unbekannte aus den
kannten, das ist, aus dem, was wir zuerst
die Sinne, als wirklich und möglich, ang
men haben. Da nun kurz vorher erwies
daß sich die Triebe und Fertigkeiten der Thi
keine vorige Erfahrung gründen: so ist nicht
lich, daß sie aus ihrer eigenen Erfindung, o
einer Vernunftskraft und Witze, entstehen so

Was zudem in der Erfindung eines je
Grund hat, das würde auch, wie in mensch

ndungen, nach eines jeden Fähigkeit und Umen verschieden seyn. Allein, die Vögel bauen Nester, jedes nach seiner Art, wie zu Adams n; und der eine Bienenstock in Europa hat andere Regierungsart oder andere Gesetze, als die andern in Asien. So nehmen auch die sie bey den Thieren nicht zu, nicht ab. Die mer- und Baukunst der Castoren ist nicht mit Jahrhunderten der Welt gestiegen, oder vor n roher gewesen. Alle Fertigkeiten aller und Thiere sind gleich anfangs mit dem ersten talter, und so lange als Menschen denken kön so vollkommen gewesen, als möglich und nö war. Die neueren Thiere haben keinen Vor vor den alten; wie hergegen auch keine Nach keit, oder unwissende Barbarey, oder falscher hmack, unter ihnen einreißt. Sie sind alle jede, durch ihre Natur, zu dem, was sie nö haben, geschickt, und sodann auch in gewisse ränderliche Gränzen der Vollkommenheit schlossen.

Wenn auch Vernunft und Witz den Thieren Erfindungen angegeben hätten: so würden sie bey einerley Künsten bleiben, sondern in ihren meinen Begriffen und Grundsätzen die Mög eit anderer Künste eben so wohl, als der ihri einsehen. Und wenn sie gleich keine Noth t triebe, darauf zu denken, so würde doch die ffete mehrere Bequemlichkeit und Lust einen ge samen Bewegungsgrund dazu abgeben. Aber s alles findet sich bey keinem Thiere: es erfin-

 net,

net, versuchet, und übet nichts neues und me[
als ihr Trieb mit sich bringet.

Da nun die Fertigkeiten der Thiere, wi
chen sie zu ihrem und ihres Geschlechtes Be
klug und künstlich handeln, ihren Seelen [
sächlich zukommen, und doch weder durch [
Erfahrung, Beyspiele, Unterricht und Uebu
worben, noch durch Ueberlegung, Vernun[
Witz erfunden sind: so folget nothwendig, [
eine wesentliche eingepflanzte, angeborne [
schaft ihrer Seelen sind, nach welcher sie so
als sie das Leben haben, ohne eigenes Nach[
und Mühe, blindlings, und mit sehr unde[
Vorstellung, gleichsam als im Schlafe, un[
lend, richtig und ohne Fehl verfahren.

Wir Menschen haben sehr wenige, ja fa
keine dergleichen künstliche angeborene Fertig
es möchte denn etwa das Saugen der Kinder
gerechnet werden: allein, wir wissen doch a
sern erworbenen Fertigkeiten, daß sie nich[
alle Vorstellung und Entschliessung der Seele
hen, aber daß dieselbe, je grösser jede Fertig[
desto weniger Klarheit und Deutlichkeit bra
und dennoch, nach solchem ganz dunkeln und [
lichen Denkbilde und Bemühen, leicht,
und richtig ausgeübt werden. Selbst das
wir langsam mit vieler Achtsamkeit, Ueber[
und deutlicher Vorstellung aller Theile der [
lung gelernet haben, als das Lesen, Singen,
len auf dem Claviere u. s. w. verwandelt si[
zunehmender Fertigkeit in Handlungen, die [
selbst, ohne Mühe und Nachdenken, aus

nz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Vor-
e fliessen. Dieser erworbene Zustand der Voll-
mmenheit unserer Seelen, da ihnen nun nützliche
rtigkeiten und Künste beywohnen, ist derjenige,
rinn die thierischen Seelen zugleich mit ihrem
en Seyn und Leben geschaffen sind. Und der
r ihnen zu ihrer und ihres Geschlechts Erhal-
ng schlechterdings nothwendig. Denn, wenn sie
e nützlichen Künste erst durch allerley Erfahrun-
, Versuche, Unterweisung und Uebung lernen,
r selbst durch Nachdenken und Witz erfinden
ten: so würden sie tausendmal eher umkommen,
sie sich in den Zustand setzeten. Mancher ihr
en ist auch so kurz, daß es nicht viel Erfahrun-
gewähren kann: zu geschweigen, daß ihre nie-
gen Seelenkräfte, ohne Vernunft, ganz unge-
ckt wären, jemals in ihrem ganzen Leben, solche
nste und Fertigkeiten zu erdenken oder zu
nen.

§ 11.

Man mag demnach die thierischen Triebe, Fer-
keiten und Künste, nach den Regeln der Körper
r der Seelen betrachten: so ist in beyden Fällen
nbar, daß sie einen unendlichen Verstand zur
en Ursache haben müssen. Denn wären die
iere bloße oder auch harmonische Maschinen:
ch des Cartes, der Materialisten und Leibnitzens
pothese:) so würden dieselben keinen Grund ih-
Seyns und ihrer Beschaffenheit in sich selbst
en, sondern von einem Werkmeister um eines
ern willen, oder zu einem gewissen Zwecke ge-

bige Seelen, die mit einem organischen
durch einen wirksamen Einfluß verbunden
ist offenbar, wenn ihre Fertigkeiten und
weder aus der Erfahrung, noch ohne Er
aus der eigenen Erfindung entstehen kön
sie von einem Verstande herrühren, der zu
findung keiner Erfahrung brauchet, sondern
Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrhei
senschaft, Künste und Vollkommenheiten
für jedes Thieres Natur und Lebensart die
sten Künste auserſehen, und ein Mittel
hat, denen einfältigsten Seelen eine vo
selbst nicht erdachte, erlernte oder geübte K
Klugheit, so leicht, so vollkommen, und
tigkeit beyzubringen, und erblich einzuverle
Es ist zugleich offenbar, daß dieser u
Verstand mit Absicht, Weisheit, Güte u
sehung für jedes Thieres Erhaltung, W
Glückseligkeit, verbunden sey; damit auch

t und Gedächtniß einigermaßen mit uns ge-
n haben. Weil es ihnen denn an Ueberlegung
an Sprache fehlet: so können sie selbst aus ih-
ganz undeutlichen und anschauenden Vorstellung
licher Dinge keine allgemeinen Begriffe und
hrheiten, oder Künste, Wissenschaften und
chten erfinden, noch dieselben andern durch Un-
icht beybringen. Wenn ihnen also nichts wei-
als die niedern Seelenkräfte, gegeben wäre,
würden sie, von der Geburt an, in vollem Man-
aller Erfahrung, Unterweisung und eigenen
chdenkens, tausendmal umkommen müssen.
un sie würden den Gebrauch ihrer Gliedmaßen
Werkzeuge, nebst des ganzen Leibes Bewe-
g, nicht wissen, ihr Element nicht kennen,
Nahrung nicht unterscheiden, noch zu suchen,
erhalten, zu bereiten oder zu sammlen, im
nde seyn; sie würden ihre Kleidung nicht we-
oder verändern, ihre Wohnung nicht bauen,
Beute nicht fangen, ihren Feind nicht abhal-
können; sie würden entweder die Zeugungs-
dlung selbst zu verrichten ungeschickt seyn, oder
der Brut keine bequeme Stelle oder Nest aus-
ig machen, noch dieselbe zu säugen, zu füttern
zu erziehen fähig oder willig seyn. Allein, die-
Unvermögen der Thiere hat die gütige Vorse-
g des Schöpfers aufs weiseste abgeholfen, da
so zu reden, selbst für sie, nach seiner vollkom-
sten Vernunft, gedacht, gesorget, und erfun-
, was jeder Art nützlich wäre zu thun, und
e unverbesserliche Künste allen Thieren, ohne
eigenes Bemühen und ohne Uebung, als eine

 erbliche

erbliche Fertigkeit eingepflanzet hat; daß sie nunmehr nach blinden Kräften dennoch so klüglich verfahren, als es ihnen keine eingeschränkte Vernunftkraft hätte angeben können.

Es muß also einer entweder die Natur der Thiere gar nicht kennen, oder allen Verstand verloren haben, wenigstens seinen Affect statt des Verstandes bey sich herrschen lassen, wenn er in den Künsten und Fertigkeiten der unvernünftigen Thiere nicht einen höheren Verstand, eine Absicht und Weisheit wahrnähme, die alles Vermögen der Thiere, ja allen Witz und alle Wissenschaft der Menschen, weit übertreffen, und die dem unendlich weisen und gütigen Urheber der Natur alleine zuzuschreiben sind.

§ 12.

Aber vielleicht weis Herr Büffon, welcher keine Theologie aus der Naturgeschichte geprediget haben will, eine kürzere und bessere Erklärung der thierischen Naturtriebe. Denn er verhöhnet die Bewunderer der göttlichen Weisheit und Güte in solchen Dingen, die man vielmehr durch Vernunftschlüsse ergründen sollte †. Es ist billig, daß wir hören, wie er uns dazu anweist.

Er will nämlich alle Triebe und Handlungen der Thiere, beynahe auf cartesische Art, maschinenmäßig

† Siehe oben p. 315. sqq. die Anmerkung, und Herrn Büffon selbst II Th. II B. gleich in der ersten Abhandlung von der Natur der Thiere.

mäßig erklären; so, daß alles, auch ohne Seele, aus bloßer Erschütterung der sinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirnes seinen Ursprung nehme, und daß auf solche Wirkung eine Gegenwirkung des Gehirnes und der Nerven, das ist, eine Bewegung des Thieres erfolge, welche der Natur des Thieres und dem äusserlichen Eindrucke gemäß sey. Er nimmt daher den Thieren, mit der Seele, nicht allein Verstand und Willen, Ueberlegung und Vernunftschlüsse, Witz und Erfindung, sondern auch Begriffe, Einbildungskraft und Gedächtniß; als ob er alles aus einfachen Bewegungsregeln körperlicher Theile verständlich machen wollte. Dennoch verläßt er diesen Mechanismum bald, und geht zugleich darinn vom Cartesius ab, daß er die bloße Erschütterung der sinnlichen Werkzeuge und des Gehirnes, auch ohne Seele, für eine wirkliche, theils äussere, theils innere Empfindung ausgiebt: und daher den Thieren ein Bewußtseyn des gegenwärtigen Zustandes, und Träume, Erfahrung und Nachahmung, Lust und Schmerz, Neigung und Abneigung zueignet. Denn er meynet, daß auch bey Menschen die Seele mit Träumen und dergleichen thierischen Begebenheiten nichts zu schaffen habe.

Diese Grundlage wird vielleicht manchem sehr willkührlich, und dazu übel zusammenhängend scheinen; und wir hätten reiche Gelegenheit, Anmerkungen darüber zu machen. Allein, wir wollen uns dabey nicht aufhalten, weil ein jeder voraus sehen kann, daß eine Erklärung der Triebe, welche auf diesen Grund gebauet wird, weder recht

mecha-

mechanisch, noch recht seelenmäßig seyn k
dern auf beyden Seiten hinken muß. U
wird man nur verlangen zu wissen, wie
son die gar besonderen Verrichtungen der
ohne an ihren Schöpfer zu gedenken, oh
ohne Begriffe, ohne Einbildungskraft und
niß, hieraus verständlich machen wolle.
aber gar bald damit fertig. Ihre G
spricht er, ist bloß eine physische und not
Vereinigung, da zehn tausend junge B
einmal und an einem Orte zur Welt gebr
den, die sich genöthiget sehen, bloß um
fortzusetzen, sich auf irgend eine Art z
Da sie nun alle mit gleichen Kräften geg
der wirken: so müssen sie, wenn sie sich
fangs geschadet hätten, dennoch, je länge
thun, endlich einander den möglichst
Schaden thun, das ist, einander helfen
nämlich eine jede Biene den möglich
Raum in einem gegebenen Raume ein
suchet: so ist nothwendig, weil ihr Kör
förmig ist, daß ihre Zellen, vermöge
rung und Gegenhinderung, sechseckicht w
wie das walzenförmige Korn, wenn es ei
anfüllet, und mit Wasser begossen wird, n
Seiten schwellet, und durch das Pressen
genpressen eine sechseckichte Figur annimm
man also diese Thierlein als Automaten
die den niedrigsten Grad der Empfindun
d. i. ihr Daseyn fühlen, nach ihrer E
streben, schädliche Sachen zu meiden, un
liche zu erhalten suchen: so wird ihr W

nur regelmäßig, proportionirt, ähnlich und gleich seyn, sondern es wird auch ein Ansehen der Symmetrie, Festigkeit und Bequemlichkeit in einem sehr hohen Grade haben, weil jegliches dieser zehn tausend Thiere, da sie es gemeinschaftlich hervorbrachten, den Trieb fühlete, sich auf die bequemste Art einzurichten, und weil es zugleich genöthiget ward, auf die für die andern mindest unbequeme Art zu wirken und sich zu stellen. Man versammle, und zwar an einen Ort, eine Menge Thiere von einerley Gattung, so wird nothwendig eine gewisse Anordnung, so werden gemeinschaftliche Gewohnheiten daraus erwachsen. Demnach auch die Bienen, da sie alle zugleich aus der Mutter gekommen, beysammen gewohnet, und fast alle zu gleicher Zeit verwandelt sind, müssen nothwendig insgesammt einerley thun, müssen gemeinschaftliche Gewohnheiten an sich nehmen, sich mit ihrer Wohnung beschäfftigen, dahin wiederkommen, wenn sie abwesend gewesen sind ꝛc. Und so ist ihre Baukunst, ihre Geometrie, ihre Ordnung, ihre Vorsicht, ihre Liebe zum Vaterlande, mit einem Worte, ihre Republik, bloß auf die Bewunderung des Beobachters gegründet.

Wie künstlich suchet Hr. B. hier von einem aufs andere zu gleiten! Er weis bald aus dem Schaden das Nicht-schaden, aus dem Nicht-schaden das Helfen herauszubringen. Er weis so gleich aus dem gemeinschaftlichen Orte der Thierlein eine Ordnung, aus dem einerley Thun ein gemeinschaftliches Thun, und aus dem gemeinschaftlichen Thun eine regelmäßige Proportion,

Symme-

Symmetrie und Bequemlichkeit zu machen.
weis von walzenförmigen Thierlein ein walzen
miges Werk, und von dem walzenförmigen W
durch Hinderung und Gegenhinderung, Sech
zu erzwingen. Bey ihm ist ein Bestreben, sich
erhalten, und eine Kunst, solches auf die beque
Art zu thun, einerley: also brauchet es bey se
Thierlein nichts weiter, als solch Bestreben
ihrer Erhaltung, so beschäfftigen sie sich ganz re
mäßig mit ihrer Wohnung, sie kommen wi
dahin, wo sie ausgeflogen sind, und ein beyge
tes etcetera begreift mit kurzem alles üb
in sich.

Wenn man aber nicht wüßte, daß Hr. B.
Naturgeschichte verstünde, und sie andern vorzu
gen unternommen hätte: sollte man wohl,
seiner Vorstellung, glauben, daß er jemals ei
Bienenstock gesehen, ihre Arbeit und Haushalt
beobachtet, oder eine Beobachtung davon bey
dern gelesen hätte? Welche unerhörte Dinge ste
in seiner Beschreibung! Es ist erstlich falsch,
zehn tausend Bienen auf einmal zur Welt gebra
und fast zu gleicher Zeit verwandelt werden.
wohl das Eyerlegen der Bienenmutter, als
Ausschliefen und Verwandeln der Brut, gesch
nicht auf einmal, sondern nach und nach das ga
Frühjahr und den Sommer hindurch. Daher
in einem Stocke zugleich Eyer, Würmer, Püppe
und verwandelte Bienen von verschiedenem Alte

Es ist zweytens falsch, daß sich diese zehn
send Thierlein an einem Orte genöthiget sehen,
zur Fortsetzung ihres Lebens auf irgend eine Ar

ordn

Denn sie bleiben ja nicht an dem Orte,
ur Welt gekommen sind, so daß sie da ge-
n würden, in einem so engen Raume dicht
ander zu bauen. Sie schwärmen ja be-
maßen, und fliegen in die weite Welt; ha-
, des Ortes halber, keinen Zwang bey ein-
u bleiben, und gemeinschaftlich ihre Zellen
y einander in der Ordnung anzulegen. Die
n Bienen, das ist, die Werkbienen, brauch-
der zur Fortsetzung ihres Lebens, noch zur
ig der Wollust, einer Bienenmutter zu fol-
er auch bey einander an einem Orte zu blei-
Sie könnten jede für sich, einzeln, oder mit
n zugleich, in einem geraumigen Winkel
efallen wohnen, bauen, sammlen, und ihr
halten. Woher kömmt es also, daß sie der
mutter so einmüthig folgen, ihren Eyern
bauen, ihre Jungen verpflegen, und wenn
e Bienenmutter, oder keine Brut von ihr
gar nicht bauen, nicht sammlen, nicht Ord-
alten, sondern vielmehr ihr eigen Leben, we-
s auf den Winter, verwahrlosen?
ist drittens falsch, daß jede Biene im Stocke
öglichst größten Raum einzunehmen suche,
h zu dem Endzwecke eine Zelle, als eine ge-
e Wohnung, baue. Vielmehr halten sich
ienen, wenn sie zu Hause sind, und keine
re Ursache haben, etwas zu verrichten, oben
ocke in einem Klumpen auf, und suchen da-
n allerkleinsten Raum, der möglich ist, ein-
men. Sie wohnen aber nicht in den Zellen,
nen dieselben also auch nicht für sich zu einer
geräu-

geräumigen Behausung; das ist ein starker und lächerlicher Irrthum, sich solche Vorstellung zu machen. Die Wachszellen werden zu nichts, als theils zu Vorrathskammern des Honigs, theils zu Behältnissen des sogenannten Bienenbrodtes, theils und hauptsächlich zu Nestern der Eyer und jungen Brut angeleget, und alles so enge als möglich eingeschränkt; die alten Bienen selbst halten sich Haufenweise in den Zwischenräumen bey einander auf.

Es ist viertens falsch, daß eine jede Biene eine eigene Zelle allein aufbaue, und daß daher alle mit gleichen Kräften in ihrem Baue gegen einander wirken, folglich sich durch ihre Hinderung und Gegenhinderung einschränken. Die Werkbienen haben keinen gewissen angewiesenen oder angemaßten Platz, da eine jede ihren Bau allein aufführet; sondern sie arbeiten durch einander, als an einem Gebäude, an dessen Vorrathe und an dessen junger Brut sie alle gleichen Theil nehmen. Wenn also eine Biene auf einer Stelle etwas Wachs angeklebt, und nun davon geht, um mehreren Vorrath zu holen: so kömmt gleich eine andere mit etwas Wachse, und führet eben dieselbe Wand etwas höher auf, und so die dritte, vierte und fünfte. Eben so verhält es sich mit der Eintragung des Honigs und Bienenbrodtes: viele schütten ihren gesammleten Vorrath nach einander in eine Zelle, um sie voll zu machen; so wie auch die gesammleten Güter hernach in dem Gebrauche gemein sind, und keine eine eigenthümliche Speisekammer besitzt. Die Verpflegung der jungen Würmer mit dienlicher Speise geschieht auf gleiche Art durch vereinte

Bemü-

emühung. Es ist demnach nimmer ein Status
obbesianus unter den Bienen, nimmer eine Zeit,
die Bienen mit gleichen Kräften gegen einander
irketen, und da jede die Gränzen ihres Gebiethes
im Nachtheile der Nachbarn zu erweitern suchete,
is endlich aus solchem allgemeinen Zanke, oder
ello omnium adversus omnes, ein pactum sociale
nd Vertrag über die Gränzen entstünde; oder bis
re ausdehnende Leibeskräfte mit den benachbarten
ein Gleichgewicht kämen. Sie hindern und
iderstreben sich nimmer, sondern fördern von
nfange ihr gemeinschaftliches Werk einmüthig.

Es sind fünftens noch viele andere falsche Vor-
ellungen in dieser Erklärung des Hrn. **Büffons**
erwickelt, die ich zusammen fassen will. Denn
er kann sich von der vorgegebenen Hinderung und
Gegenhinderung der Bienen in ihrem Baue einen
ndern Begriff machen, als daß man sich dieselben
uf einer schon gegebenen Fläche bauend vorstellet,
nd daß sie auf derselben in solcher Ordnung, und
nahe bey einander stehen, als die Zellen einer
Honigscheibe weisen. Wo ist aber die gegebene
Fläche, oder der Grund und Boden, in einem
rischen Bienenkorbe, darinn ein junger Schwarm
Bienen hinein geschüttelt worden? Und wer stellete
e auf solcher Werkstatt, wie die Bäume in Rei-
en, in Quincuncem? Wer zwünge sie, ihren
Bau so nahe bey den andern anzulegen, wenn
e den möglichst größten Raum mit ihrem Gebäude
innehmen wollten? Es ist vielmehr gewiß, daß
n junger Bienenschwarm in einem ledigen Stocke
inen Grund vor sich findet, worauf sie zugleich bey

 einan-

Und wie könnte denn da eine Hinderung o
genhinderung Statt haben, daß sie nicht di
zen jeder Zellen in den ledigen Raum so w
einrückten, als sie wollten? Was für ein
von aussen könnte die Figur der Zellen bes
und einschränken? Hr. B. muß sich eine g
kehrte Vorstellung von dem Bienenbaue
haben. Dieses ist aber nicht genug: Hr.
let seine walzenförmigen Thierlein auf eine
zugleich dahin, und giebt einem jeden ein B
daß es den größten walzenförmigen Raum i
Zelle haben will. Siehe, dann wird aus
zenförmigen Zelle, durch die Gegenhinder
benachbarten eine sechseckichte! Was sollen
bey gedenken? Schwellen denn seine Biene
Zellen auf, wie sein gequollenes Korn? od
ben sie mit ihren Füßen und Rücken au
Macht von sich, gegen die Wände, damit
Wachse eine völlige Ründung geben, und m
chen Kräften gegen ihrer Nachbaren Wa

von Wachse bey sich hat, sondern erst neuen
und sammlen muß: so wird ja denn der
hbar inzwischen in sein Gehäge hineingerückt
; denn muß das Gegenstreben aufs neue wieder
hen, und da hat das arme Thier, welches zu
kömmt, desto mehr Mühe, seines Nachbarn
nd wieder hinaus zu treiben. Wie kömmt es
daß auch die Zellen, welche schon höher auf-
hret sind, als die benachbarten, dennoch schon
eckicht, und nicht walzenförmig sind?
Unglücklicher Versuch einer mechanischen Er-
ung, welche schon in dem ersten kleinen Um-
he der Bienenrepublik so viele unrichtige Hy-
esen, statt wahrer Beobachtungen, unterschiebt,
weniger aber zureichet, hundert andere Hand-
en maschinenmäßig zu machen. Die Wahr-
ist: Die Bienen mögen vielleicht Honig und
chs für den Hr. B. bauen, aber sie bauen nicht
eine Hypothesen. Ein junger Bienenschwarm,
einer fruchtbaren Bienenmutter gefolget ist,
etliche hundert männliche unter sich hat, be-
ftiget sich in einem leeren Bienenkorbe, gemein-
tlich und einmüthig, zuerst alle Ritzen und Zu-
ge ihres Korbes, mit einer klebrichten harzichten
terie, (Propolis genannt) zu verstopfen, und
Anfang einer Wachsscheibe, welche senkrecht
nter geführet werden soll, oben anzukleben.
jede Scheibe besteht aus zwoen Schichten sechs-
hter Zellen, die in horizontaler Lage auf einander
n, so daß jede Zelle der einen Schicht, gemei-
ich mit ihrer Spitze, die aus drey rautenför-
n oder vielmehr rhomboidal Blättern besteht,

 auf

mit den Zähnen so lange zu plätten, bis es
liche Figur, welche mit dreyen rauten
Blättern in eine hole Spitze zusammen l
hält. Wenn diese oder jene Biene, aus
eines weiteren Wachsvorrathes, davon flie
um neuen zu holen: so sind gleich andere d
das angefangene Werk fortsetzen, wo es d
henden Bienen haben liegen lassen. Auf d
len Grund, nämlich auf die sechs freyen S
drey zusammen laufenden Rauten, werd
die sechs Wände der Zellen in horizonta
nach und nach, bald von dieser, bald v
Biene angeklebet. Die ersten Zellen die
Bienenmutter, daß sie in jeder Spitze ein
einschieben und fest leimen kann. Wen
die Zellen gleich noch nicht ganz ausgebau
schon mit Eyern belegt sind, so lassen die S
nen lieber alles liegen, und eilen nur der
mutter voraus, neue Grundlagen von Zell

igen Zellen zu poliren. Die Anlage dieser Zel-
ist von dreyerley Art. Die mehresten bestehen
kleineren länglichten Sechsecken, worinn die
r der Werkbienen, bis auf zehn tausend und
ber, nach und nach geleget werden. Andere
igere, auf etliche hundert, werden besonders
die Eyer der männlichen Bienen gebauet, und
sind auch zwar länglicht sechseckt, aber um ein
ittheil größer. Noch andere, aber nur etwa
bis zwanzig, sind die größten, in länglicht
r Birnenfigur, welche gemeiniglich an die Zel-
der männlichen Eyer geheftet werden, und die-
sollen, die Eyer der künftigen Bienenmütter zu
en. Man weis aber, daß die Werkbienen die
isten, die männlichen größer, die Mutterbienen
größten sind, und daß die legende Bienenmut-
ihre verschiedenen Eyer, nach der Größe der
ngen, in die verschiedenen Zellen vertheilet. Die
igen Zellen sind, wie die mehresten, sechseckicht,
werden zur Verwahrung des Honigs und Bie-
brodtes gebrauchet, auch eine Scheibe neben der
ern, mit einem Zwischenraume zum Durchgange,
allel senkrecht gebauet. Gleichwie aber diese
eren Zellen, wenn sie voller Vorrath sind, also-
mit einem Deckel von Wachse geschlossen wer-
: so bleiben hingegen jene Zellen, worinn Eyer
, nicht allein offen, sondern es wird auch denen
gekrochenen Würmchen von den Werkbienen so
Nahrung, als sie brauchen, hineingeschüttet;
och besteht diese nicht aus dem starken Honige,
gleichen die Alten essen, sondern, so zu reden,
s Milchspeise, das ist, aus einem dünneren

Safte, welchen man Speichelhonig nennet. Wenn denn der Wurm zu seiner Verwandelung reif geworden ist, und sich einspinnen will; dann kommen die Werkbienen alsobald, und verwahren ihn in seiner Zelle fürs Betreten mit einem erhabenen Deckel von Wachse. Hat denn endlich die verwandelte Biene den Deckel durchgebrochen: so sind die Werkbienen wieder da, und tragen die Wachsbrocken weg, reinigen die Zelle, und schütten nunmehro, um keinen Platz ledig zu lassen, Honig wieder in die Zelle hinein.

Dieses ist die wahre Beschaffenheit des Wachsbaues der Bienen, nach den fleißigsten und genauesten Beobachtungen der geschickten Naturforscher, Swammerdamm und Reaumür; daraus man sieht, daß Hrn. Büffons Vorstellung von dieser Sache in allen Stücken falsch sey, und der Erfahrung widerstreite; daß er folglich diesen Theil der Naturgeschichte willkührlich nach seiner Hypothese erdichtet und verstellet habe, indem diese sich mit keinem Umstande der wahren Erfahrung reimen läßt. Dieses kann ihm gewiß wenig Ehre bringen; zumal, da auch seine Hypothese selbst, bey allen Erdichtungen von dieser Handlung, so viel als nichts saget. Wie vielweniger würde er bey den übrigen Handlungen der Bienen und anderer Thiere mit seinem bloßen Mechanismo auslangen, wenn wir gleich ihm zu gefallen die Empfindung, Erfahrung und Nachahmung mit dazu rechnen wollten. Es ist offenbar falsch, daß die Naturtriebe bey den Thieren auf diese Weise entstehen, weil die Kunst und Fertigkeit ihren Seelen, ohne

und vor aller Erfahrung und Exempeln, beywoh-
net, wie ich bereits gezeiget habe, und wie aus
dem Verfolge noch mit mehrerem zu ersehen ist.
Hr. B. suchet überhaupt damit abzukommen, daß
er aus der Empfindung nicht allein ein Verlangen
zum Guten, sondern auch einen Trieb, sich auf die
bequemste Art einzurichten, ableitet. Allein, das
sind ganz verschiedene Dinge. Denn ein anders ist
sinnliche Begierden zum Guten, und sinnlichen Ab-
scheu vor den Bösen haben; ein anders, die bequem-
sten Mittel, jenes zu erhalten, und dieses abzu-
wenden, wissen und mit Fertigkeit ausüben. Die-
ses stecket nicht in der bloßen sinnlichen Begierde.
Bald nimmt Hr. B. auch bey den geselligen Thie-
ren seine Zuflucht zu angenommenen gemeinschaftli-
chen Gewohnheiten. Aber hier ist weder was an-
genommenes, noch zur Gewohnheit gediehenes, weil
jedes Thier schon mit der Geburt Meisterstücke
seiner Kunst ableget. Lasset uns, nach Hrn. B.
Angabe, an einem Orte viele ungesellige Thiere ei-
ner Art versammlen, und sie zur Gesellschaft zwin-
gen, und dann sehen, ob sie sich aus Noth zu ein-
ander gewöhnen, gewisse Anordnungen einer ge-
meinschaftlichen Republik machen, sich auf die be-
quemste Weise einrichten, und dazu gewöhnen.
Man wird finden, daß solche Vorstellungen auf
viele Chymeren hinaus laufen.

Ich setze aber endlich den Fall, es liessen sich
die künstlichen Fertigkeiten der Thiere aus dem
bloßen Mechanismo ihres Körpers erklären: so
bliebe doch allemal wahr, daß dieser so einfache
Mechanismus, durch den verschiedenen Bau der

sinnlichen Werkzeuge und des inneren Gehirnes in so vielen tausend Thieren und Thierarten, auf das Wohl und die Erhaltung jedes Thieres und jeder Art angewandt sey, und so unzählbare künstliche Handlungen und Kunstwerke hervorbringe, als Menschen Witz, mit aller Geometrie, Baukunst, Mechanik und übrigen Philosophie, weder anzugeben noch zu erklären weis. Wäre denn darum der Werkmeister solcher Maschinen weniger in Betrachtung zu ziehen, weil er den mannichfaltigen Nutzen der Lebendigen, durch bloße mechanische Mittel und durch einfache Gesetze der Bewegung, ausrichtete? Hr. Büffon sieht ja, nach seinem Geständnisse, den Schöpfer groß, weil er das Daseyn der Dinge ordnet, und die Natur auf unveränderliche und beständige Gesetze gründet: wir sehen ihn aber hier noch größer, weil er nicht allein der leblosen Dinge, sondern auch so vieler Millionen Lebendigen Daseyn ordnet, und weil er mit einfachen Gesetzen so mannichfaltige Vortheile, Lust und Glückseligkeit seiner Geschöpfe bewirket. Ist nun Hrn. Büffons Geständniß, wie ich nicht zweifeln will, aufrichtig: so muß er auch Gott nicht mit dem Epikurus in die Intermundia und entferneten Himmelssphären verweisen, sondern ihn auch da zu sehen suchen, wo er sich in der Nähe am klärsten und deutlichsten zeiget.

§ 13.

Wohlan, wir wollen die verschiedenen Triebe der Thiere in solcher Absicht betrachten. Und da scheint zuerst ihre Bewegung merkwürdig zu seyn.

Den

denn unsere eigene Erfahrung lehret uns, daß dazu
was mehres gehöre, als gesunde gelenkige Glied-
maßen und Kräfte zu haben. Wir Menschen
nen erst durch viele Versuche und vieles Fallen
das Gleichgewicht halten, Höhen und Tiefen, Land
und Wasser unterscheiden, fertig gehen, laufen,
springen, sitzen, aufstehen; da doch diese Bewegun-
gen, nach Beschaffenheit unsers Körpers, viel ein-
fältiger und leichter sind, als bey den Thieren. Die
Vögel haben auch zwar nur zween Füße, aber der
Leib ruhet nicht senkrecht auf dieselben, sondern
hängt vorne und hinten über. Dennoch steht
und läuft ein Küchlein, so bald es aus dem Eye
kömmt, ohne Gängeln, fertig weg; und die jungen
Enten, welche von einer Henne ausgebrütet wor-
den, kennen ihr Element, und rudern sich ohne
Vorgänger und Anweisung auf dem Wasser herum.
Wenn ja ihre Federn nicht ölicht genug sind, das
Wasser abzuwehren, so wissen sie Rath dazu, indem
sie mit dem Schnabel, aus einer Drüse im Schwan-
ze, eine fette Feuchtigkeit pressen, und ihre Federn
alsdenn durch den Schnabel ziehen, sie damit zu
schmieren [7]. Andere Vögel wissen so gleich aus
einem hohen Neste sich in die Luft zu schwingen,
und da ohne Schwindel im Gleichgewichte zu hal-
ten, mit gleichem Schlage der Flügel fortzuschießen,
mit ausgestreckten Füßen und Schwanze zu rudern,

[7] Spectacle de la Nature T. I p. 281. ex Willoughbyi Ornithologia L. I. Siehe auch Swammerdam Tom. I. p. 351. edit. Latine. Derham Physicotheol. VII Buch I Cap. p. 864.

zu wenden, ja eine weite Reise in entfernte Gegenden, da Nahrung für sie wächst, ohne Compaß, zu vollführen.

Wenn wir Menschen mehr als zween Füße hätten, so würden wir nur irre werden, und nicht wissen, welchen Fuß wir zuerst, welchen wir hernach heben sollten. Ein Füllen aber steht nicht allein, so bald es geworfen ist, sondern setzet auch von selbst die Füße kreuzweise zum Schritte oder Trabe zu, daß die Directionslinie des Körpers allemal auf sichere Stützen fällt, und wirft sich endlich in einen Galop oder Sprung, da beyde Hinterfüße, und darnach beyde Vorderfüße zugleich aufsetzen. Alle vierfüßige Thiere aber wissen von Natur, auch im Wasser zu schwimmen, und sich zu bewegen. Der Frosch muß sich mit bloßem Hüpfen behelfen: er kann auch damit zurechte kommen; sein Leib ist darnach in den Hinterkeulen eingerichtet. Manche Frösche können so schnell und weit damit springen, daß sie die Vögel im Sitzen oder Fluge erhaschen [8]. Von dem Baumfrosche ist es was besonders, daß er allemal, wohin er auch springt, wenn es auch ein glatter aufrechter Spiegel wäre, behangen bleibt, und nimmer herunter fällt. Klauen thun es bey ihm nicht, sondern er hat in den Ballen seiner Füße gleichsam einen ölichten Schwamm. Aber auch das Oel würde die Körper nur desto schlüpfriger machen, wenn er nicht von Natur die Fertigkeit hätte, so gleich die Mitte seines Balles in die Höhe zu ziehen, daß

8 Klein Quadrupedum Historia nat. p. 123.

iß ein lediger Raum entsteht; da denn der Fuß
rch die äussere Luft, so wie ein nasses Leder, an
nem Steine, wenn die Mitte des Leders durch ei-
m Strick angezogen ist, angehalten wird. Auf
eiche Art hält der Dintenfisch, Calmar, mit mehr
s tausend Saugwarzen seine Beute fest, oder be-
stiget sich selbst an einem Felsen [9].

Einige vierfüßige Thiere, als Affen, klettern
d springen nicht allein, sondern wissen sich auch
rch einen Schwung von einem Baume, durch
e Luft, auf einen andern ziemlich entfernten zu
erfen. Die Engländer haben einen Affen, den
an den Waldmenschen heißt, von der Guinei-
en Küste zu Schiffe mitgebracht. Wie er die
ootsleute an den Tauen und Masten klettern gese-
n, hat er, gleichsam um zu zeigen, daß er die
unst besser verstünde, nicht allein die einzelnen
eile beklettert, sondern sich auch durch sein
chwingen von einem Seile zum andern, von ei-
m Maste zum andern, auf dreyßig, bis funfzig
iß weit, zur Luft geschleudert, und darinn nimmer
fehlet [10]. Es sind andere vierfüßige Thiere, als
egende Hunde, Katzen, Eichhörner, Eidexen,
läuse, denen zu solchen Sprüngen von einem
aume zum andern, ein Fell von den Vorderfüs-
sen

Siehe von dem Baumfrosche den Catesby T. II p. 71. So erkläret auch Swammerdam in Bibliis Naturæ T I p. 62. das feste Ansaugen des Igels an ein Glas, und Needham das Ansaugen des Calmar, in den Observations Microscopiques p. 26. sq.

Description of CCC Animals P. III p. 13.

men: indem es sich bey stillem Wetter ein ...
chen Holz zum Schiffe wählet, sich darauf setze...
selbiges mit dem Drehen des Schwanzes n...
nem gefälligen Orte steuret und rudert [12]. ...
weis sich seiner Gliedmaßen und Werkzeuge, ...
seiner Art, zum Vortheile zu bedienen.

Was wollen wir aber von den Gemse...
Steinböcken sagen? denen keine Felsspitze z...
oder zu schroff ist, die sie nicht besteigen, un...
welcher sie nicht die verwegensten Sprünge a...
dere in den Abgrund hangende Spitzen thun. ...
hat ihnen das Augenmaaß von der Weite ge...
daß sie nicht zu kurz oder zu weit springen? ...
hat sie gelehret, einen tiefen Sprung in gewi...
sätze zu theilen, und ihre Hörner mit zum Ab...
zu gebrauchen? Wer hat sie unterrichtet, ...
sich, mit einer unnatürlich scheinenden We...
rücklings überwerfen, und das Gleichgewic...
Leibes, mitten in solchen verkehrten Sprüng...

nem Sturze fürchten, sondern sich gleich anfangs auf ihre noch niemals versuchte Kunst getrost verlassen? [13]

§ 14

Ich will von der sechs- oder mehrfüßigen, ja ohnfüßigen Insecten mancherley Bewegung nicht viel erwähnen. Dennoch halte ich dieselbe für nicht minder künstlich, und glaube überhaupt, daß ein Swammerdamm, Reaumür, Rösel, ihre Zeit auf die Betrachtung solcher Thierlein weit nützlicher und edler angewandt haben, da sie uns die verborgenen Wunder einer göttlichen Weisheit, so gar in den kleinsten der Lebendigen, aufgedeckt; als andere, welche uns statt dessen oft, durch flatterhaften Wind, offenbare Unwahrheiten und ungesittete Thorheiten sagen. Andere Vortheile zu geschweigen; was könnten die Menschen nicht noch, besonders in der Bewegungskunst, aus den unendlich mannichfaltigen Arten der Bewegung bey den kleinsten Thieren, z. B. in dem Baue und der Bewegung der Schiffe lernen?

Das Kriechen der Raupen scheint eine leichte Sache zu seyn: allein, wer bedenket, daß sie gerade auf und ab, ja rücklings hängend, kriechen, der wird wohl begreifen, daß etwas mehr dazu gehöre, als die Füße ordentlich nach einander zu zusetzen, und die Glieder hinter einander einzuziehen und wieder auszudehnen. Der Fuß einer Raupe hat unten eine runde Sohle, die rund umher mit ein-

13 Klein ibid. p. 16. sq. 19. sq.

aus, daß sie los lassen [14]. Es kann auch sey
die Raupe, nebst diesem Hülfsmittel sich a
ten, die mittlere Sohle aufwärts zieht, d
ein lediger Raum entsteht und der Fuß ar
platten Boden durch die äussere Luft mit ang
wird; wie ich oben von den Laubfröschen err
habe. Wenigstens scheint der Bau der Fi
diese Bewegungsart zu bestätigen.

Ich weis nicht, ob die rothe und fleischfa
Holzraupe dergleichen Füße nicht haben ma
zu solchem Anhalten so geschickt sind; weni
gebrauchet sie sich einer andern Erfindung,
sie nicht allein die Bäume, sondern auch ein
hinansteigen kann. Sie häftet nämlich mit
Kopfe einen Faden, im Sicksak an den B
oder an das Glas, von einer Seite zur and
die Höhe; und machet sich dadurch eine Strick
wovon sie die Sprossen mit ihren Füßen nac
ander besteigt. Weil folglich der Kopf i

eses darum weniger Verstand, Absicht oder
unst, weil es ein kleines Thierchen thut, als wenn
Menschen zu ihrem Gebrauche thäten? oder ist
e darinn bewiesene Weisheit nicht vielmehr dadurch
nbegreiflich groß, daß die fertige Ausübung solcher
Kunst einer unerfahrnen unvernünftigen Seele hat
itgetheilet werden können?

Es giebt noch viele andere ganz sonderbare
Bewegungen in dieser Art Insecten, als der Span-
enraupen, welche auf eben die Art weiter kommen,
ls wenn ein Mensch mit seinen äussersten Fingern
pannenweise etwas mißt [16]. Sehr viele Raupen
aben die Art an sich, wenn sie in der Höhe sind,
nd einer Gefahr entweichen wollen, daß sie ent-
weder jähling an ihrem Faden, als an einem Seile,
erunter fahren, oder sich zusammen rollen, und
erunter fallen, daß man nicht weis, wo sie geblie-
en sind; da denn der Fall denen harichten oder
Borstenraupen nicht schaden kann. Der Herr
Rösel hat auch eine Raupe bemerket, die sich, recht
mit Bedacht, wenn sie das Ende einer Höhe errei-
chet, erst zurück zieht, und alsdann mit einem
Schusse herunter springt, dabey aber allemal auf
ihren Füßen zu stehen kömmt [17]. Lauter ausseror-
dentliche Bewegungen, worinn sie durch die Natur,
zu ihrer Erhaltung, unterrichtet sind! Wer hat
aber diese langsam kriechenden Thierchen unterwie-
sen, daß sie nach ihrer Verwandlung in Papiliens
oder Sommervögel, so bald nur ihre Flügel aus-
gebreitet

16 Rösel Nachtvögel, III Classe n. I § 3.
17 Rösel Nachtvögel, II Classe n. XVI. § 7.

Daß Thiere sich zu bewegen wissen, d
keine Füße, Flügel oder Fittige haben, wü
ein Räthsel seyn, wenn wir es nicht in d
fahrung von den Schlangen wüßten, wie si
länglichten Körper, durch bloßes Zusammenzieh
Ausdehnen, durch Krümmen und Wend
Glieder, fortschieben. Das ist uns doch
diesen Ländern was fremdes, daß solche Thi
auch auf die Bäume hinauf winden könne
sie sich zusammenrollen, aufrichten, ja mit
Schusse oder Sprunge schnell auf ihre Beute
ren, und wohl gar Vögel oder Fische erhasch
Da ersetzet eine Bewegungskunst den Mang
Werkzeuge. Andere ohnfüßige Thierlein s
borne Springer. Ich habe in gewissen übe
Kirschen kleine Maden gefunden, und in den
den gehabt, die den Kopf und Hintertheil,
der stehend oder liegend, an einander boge
anstemmeten, sodann mit einer großen Schn

fuhren, daß ich bey geschlossener Hand die tärke ihres Stoßes, wo sie anprelleten, merklich irete. Wenn ich aber die Hand öffnete, so rungen sie mir so weit weg, daß ich sie kaum eder finden konnte. Noch eine andere Art der ewegung sehen wir an den Schnecken, Erdwür- ern, und dergleichen, welche theils ihre Bahn, rch einen ausgelassenen Saft, selbst schlüpfrig chen, und darauf mit Zusammenziehen und Aus- hnen ihrer kleinsten Theile fortrutschen, theils in chter Erde auf gleiche Weise graben und wüh- , sich auch halb herauswinden, und das Laub Nahrung hineinholen. Die Mannichfaltigkeit er der Bewegungskunst in den Thieren ist so ch und unerschöpflich, daß ich mich mit wenigen eyspielen begnügen und zu einer ganz anderen attung eilen muß.

§ 15.

In dem Wasser giebt es Thiere, die nicht al- n in dem Elemente ordentlich schwimmen, son- rn auch wechselsweise, so oft sie wollen, aufs nd gehen; einige, die bald im Wasser schwim- en, bald in der Luft fliegen, wie man von dem egenden Fische weis, oder die wohl gar in allen eyen Elementen sich zu bewegen wissen, wie der raco arboreus volans amphibius beym Seba; [19] rjetzt von manchen Insecten nichts zu erwähnen. ber selbst das Schwimmen geschieht nicht auf nerley Art. Daß ein Fisch sich durch Bewegung seiner

19 Seba T. I tab. C. n. I.

seiner Fittigen, und seines Schwanzes fo
stößt, wackelt, steuret, und dabey ein
wicht hält, ohne auf die Seite zu fall
können wir ziemlichermaßen aus unsern
fahrten begreifen: und diese sind vielleic
bloße Nachahmung der Fische erfunden,
hätten wenigstens darnach erfunden werden
gleichwie auch derjenige Bau von Schi
schnellste Fahrt giebt, dessen Umkreis dem
eines schnellen Fisches am nächsten kömmt
es ist nicht so leicht, zu erklären, wie es doch
mache, daß er im Wasser, so oft er wi
Höhe oder in die Tiefe fahren kann, da er
mal so schwer ist, wie das andere mal. Es
die Grätenfische haben eine Luftblase im Le
zwar bald aus einer einfachen, bald ge
Höhlung, bald länglicher und dünner, ba
und stumpfer, bald in dem untern bald in
ren Theile ihres Bauches; und zu dieser B
von ihrem Magen ein Ductus pneumaticus
aus suchet man denn nach den hydrostatis
geln das Steigen und Sinken solcher Fisch
lich zu machen. Nämlich, wenn and
Fische, es sey in der Blase selbst, oder
Bauchmuskeln eine Kraft haben, sich zusa
ziehen, wie vermuthlich ist, so wird der
ihres Leibes kleiner. Da er nun alsde
kleineren Raum einnimmt: so überwieg
mit der unveränderten Schwere seines
die Menge des Wassers, welches dem Umf
nes Leibes gleich kömmt, und sinkt n
Grunde. Wenn er aber in die Höhe will

nur der natürlichen Ausdehnung der Luft in der
lase und der Spannung seiner Bauchmuskeln den
illen lassen. Dann dehnet sich der Umfang sei-
s Körpers weiter aus, und er wird gegen so viel
asser, als seinem Umfange gleich kömmt, leich-
; folglich kömmt er in die Höhe. So erkläret
o. Alphonsus Borellus de motu Animalium,
Willughby, so Rajus und andere diese will-
ührliche Bewegung [20], und der Beweis wird da-
r genommen, weil ein Fisch, dem die Blase durch-
hert worden, oder unter der Luftpumpe zerplatzet
, nicht vom Grunde des Wassers in die Höhe
mmen kann; und weil umgekehrt diejenigen Fi-
he, welche auf dem Grunde des Wassers leben,
ine Blase haben. Allein, die Platfische sind es
ch nicht allein, denen die Blase fehlet; sondern
le Knorpelfische und Wallfischarten haben eben-
lls keine Blase (bloß den Stör ausgenommen;)
d doch bewegen sie sich im Wasser nach allen
ichtungen und manche darunter sehr schnell. So
lget, daß, wenn gleich die Blase einigen Fischen
Hülfe kommen mag, auf- und nieder zu fahren,
er ihnen gar dazu nothwendig ist, dieselbe den-
ch nicht bey allen das einzig nothwendige Mittel
y, sondern der Bewegung ungeschadet, entbehret
erden könne. Nämlich, man stelle sich nur vor,
aß ein Fisch auf dem Grunde seinem länglichen

 Körper,

[20] S. Borellum P. I propos. 209. sqq. Willugby in Historia Piscium lib. I c. 7. Rajum und andere in den Philos. Transactions nach Lowthorps Abridgment Tom II p. 845. sqq.

erhalten, an denen Fischen, die an die Oberfla[...]
Wassers gekommen sind, um Luft zu schöpfen.
aus können wir auch begreifen, auf was [...]
in die Höhe gekommen sind, und begreifen,
die vordern Fittige nicht arbeiten, daß der
untere Theil des Kopfes von selbst nieder sinken
dem Fische eine gegenseitige Richtung nach
Grunde des Wassers geben müsse, darinn er
Wackeln und Steuren seines Schwanzes na[...]
fallen in die Tiefe schießt. Stecket denn n[...]
beyderley Mitteln dieser willkührlichen Bew[...]
die genauste Kenntniß und Anwendung der
statischen und mechanischen Regel, und der S[...]
kraft der Luft? In welchen Anfangsgründ[...]
Mathematik und Naturlehre haben aber die
studiret?

Andere Schneckenarten können entweder
Leib zusammen ziehen, und Wasser durch eine
nung in ihre Schale einlassen; daher sie
schwerer werden und untersinken.

Ausdehnung zusammen drucken, oder dieselbe sich durch Zusammenziehung ihres Körpers ausdehnen lassen; da jene Bewegung sie senket, diese erhebt [21].

Wenn diese Schnecken in der Höhe sind, so wenden sich einige um, so daß ihr Gehäuse einen Nachen vorstellet. Alsdenn breiten sie den Saumen ihres Körpers übers Wasser her, welches sie oben hält; dabey aber bewegen sie sich durch Krümmungen ihres Saumens auf dem Wasser langsam fort, wie andere auf dem Trockenen [22]. Es giebt auch eine Wasserwanze, die eben dasselbe Kunststück, auf dem Rücken als ein Boot zu treiben übet, aber sich alsdenn mit den Füßen fortrudert [23]. Die Nautili hingegen spannen eine Haut, statt des Segels, auf, und werfen auf beyden Seiten Arme, statt der Ruder, oder Schwerter, aus, und segeln so fort [24].

Eine gewisse Wassermade holet durch den Hintern Luft, und muß desfalls oft übers Wasser kommen,

21 Siehe vom Nautilus, das Spectacle de la Nature T. III p. 231. sq. von den Schildkröten, Mem. de l'Acad. des Sciences T. I p. 414. von den Wasserschnecken, Swammerdam T. I p. 165. nach der lateinischen Ausgabe. Ich bedaure, daß die Seiten dieser Ausgabe, die ich vormals gelesen, nicht am Rande der deutschen Uebersetzung bemerkt sind; sonst würde ich auch diese Uebersetzung gerne anführen.

22 Swammerdam T. I p. 168.

23 Roesel Supplem. Tab. XXII. §2. & Tab. XXVII.

24 Spectacle de la Nature T. III. p. 231. aus dem Valisnieri.

von den Wassernymphen schieben sich ohne
oder Drehung dadurch im Wasser fort, daß
Wasser aus dem Hintern mit Gewalt auss
da denn der Widerstand des äussern Wass
weiter stößt [26].

Kurz! es ist nicht allein eine bewunder
dige Mannichfaltigkeit des organischen Ba
den Körpern der Thiere angebracht, sonde
eine eben so große Mannichfaltigkeit der m
schen Bewegungskunst in die Seelen der
gepflanzet, welche sie nicht erst lernen, oder e
dürfen, sondern sogleich mit sich auf die We
gen, und folglich einer höheren Vernunft und
heit ihres Schöpfers zu danken haben. De
nische Bau des Körpers giebt nur die Mögl
daß der Körper so bewegt werden kann; gl
eine Marionette wegen ihrer Gelenke men
Bewegung leidet, oder wie ein Schiff, d
Rudern, Steuer und Segel versehen ist, n
nem beliebigen Orte gebracht werden kann

ie Kunst und Fertigkeit, sich der Werkzeuge zu ei-
em willkührlichen Zwecke zu gebrauchen, ist nichts
örperliches, sondern die Wirkung eines Verstan-
es, und zwar eines solchen, der aller Mechanik
Meister ist.

Wenn unserer Seele, nach aller ihrer Erfah-
ung, Kunst und Wissenschaft, die sie in der Welt
halten kann, bald dieser, bald jener organische
örper der Thiere zugeeignet würde, um ihn in
inem gegebenen Elemente zu bewegen; oder wenn
ns ein solch Thier jetzt vorkömmt, und wir sollen
ur die Art, wie ein solch Thier sich bewegen muß,
ngeben und erklären: so werden wir überzeugt,
aß dazu, ausser den Werkzeugen, noch eine große
Kunst und Wissenschaft erfordert werde, dabey alle
nsere aus der Natur schon erlernte Mechanik oft
iel zu kurz kömmt. Und wie wollen wir dieses
klären, daß dergleichen Fertigkeit der Kunst einer
nverständigen Seele eingepräget und fortgepflanzet
erden kann? Auch dieses ist unendliche Weisheit,
e jedoch dem Schöpfer eben so leicht ist, als wenn
ir Menschen ein Orgelwerk zu verschiedenen Me-
dien einrichten, das hernach ein Junge, ein Bauer,
ellen und umdrehen kann.

§ 16.

Was die Nahrungstriebe betrifft; so will ich
ier nicht ausführen, wie dazu bey jedem Thiere
Geschmack, Geruch, Gesicht, Mund, Zähne
Rüssel, Schnabel, Klauen, Magen, Eingeweide,
nd genugsamer Vorrath des beschiedenen Futters,
der rechten Jahreszeit, Luft- und Himmelsge-

einwärts gebogenen Häckchen besetzet ist, u
sammen gezogen werden kann. Wenn n
Raupe ein Gewebe, ein Blatt, einen Ast b
so setzet sie mit jedem Schritte und Ansetzen ei
den Fußes die Sohle platt an, und zieht
denn mit allen Haken einwärts, daß sich die
chen anhalten und eingreifen; dehnet aber a
jedem Absetzen die Sohle nebst den Hacken
aus, daß sie los lassen [14]. Es kann auch sey
die Raupe, nebst diesem Hülfsmittel sich an
ten, die mittlere Sohle aufwärts zieht, d
ein lediger Raum entsteht und der Fuß an
platten Boden durch die äussere Luft mit ange
wird; wie ich oben von den Laubfröschen erw
habe. Wenigstens scheint der Bau der Fu
diese Bewegungsart zu bestätigen.

Ich weis nicht, ob die rothe und fleischfar
Holzraupe dergleichen Füße nicht haben ma
zu solchem Anhalten so geschickt sind; weni
gebrauchet sie sich einer andern Erfindung,
sie nicht allein die Bäume, sondern auch ein
hinansteigen kann. Sie häftet nämlich mit i
Kopfe einen Faden, im Sicksak an den B
oder an das Glas, von einer Seite zur ande
die Höhe; und machet sich dadurch eine Strick
wovon sie die Sprossen mit ihren Füßen nach
ander besteigt. Weil folglich der Kopf i
voraus arbeitet, so finden die Füße allenth
einen Strick, woran sie sich halten können [15].

14 Rösel Nachtvögel, I Classe n. V. § 5. p. 37.
15 Rösel Nachtvögel, II Classe n. XVII. § 5.

; darum weniger Verstand, Absicht oder
t, weil es ein kleines Thierchen thut, als wenn
lenschen zu ihrem Gebrauche thäten? oder ist
arinn bewiesene Weisheit nicht vielmehr dadurch
greiflich groß, daß die fertige Ausübung solcher
st einer unerfahrnen unvernünftigen Seele hat
etheilet werden können?
Es giebt noch viele andere ganz sonderbare
vegungen in dieser Art Insecten, als der Span-
aupen, welche auf eben die Art weiter kommen,
venn ein Mensch mit seinen äussersten Fingern
nenweise etwas mißt [16]. Sehr viele Raupen
n die Art an sich, wenn sie in der Höhe sind,
einer Gefahr entweichen wollen, daß sie ent-
er jähling an ihrem Faden, als an einem Seile,
nter fahren, oder sich zusammen rollen, und
nter fallen, daß man nicht weis, wo sie geblie-
sind; da denn der Fall denen harichten oder
stenraupen nicht schaden kann. Der Herr
sel hat auch eine Raupe bemerket, die sich, recht
Bedacht, wenn sie das Ende einer Höhe errei-
, erst zurück zieht, und alsdann mit einem
usse herunter springt, dabey aber allemal auf
n Füßen zu stehen kömmt [17]. Lauter ausseror-
tliche Bewegungen, worinn sie durch die Natur,
ihrer Erhaltung, unterrichtet sind! Wer hat
r diese langsam kriechenden Thierchen unterwie-
, daß sie nach ihrer Verwandlung in Papilions
r Sommervögel, so bald nur ihre Flügel aus-
gebreitet

Rösel Nachtvögel, III Classe n. I § 3.
Rösel Nachtvögel, II Classe n. XVI. § 3.

gebreitet und trocken geworden sind, alsofort in die Luft setzen, und so hurtig herum fliegen, als ob sie sich schon lange darinn geübt hätten? Ja, wer hat die Wasserinsecten gelehret, daß sie, noch vor ihrer Verwandlung, an einem Halme aus dem Wasser steigen, und, nach abgeworfener Puppenhaut, die Lüfte noch viel schneller, als vorhin das Wasser, theilen?

Daß Thiere sich zu bewegen wissen, die gar keine Füße, Flügel oder Fittige haben, würde uns ein Räthsel seyn, wenn wir es nicht in der Erfahrung von den Schlangen wüßten, wie sie ihren länglichten Körper, durch bloßes Zusammenziehen und Ausdehnen, durch Krümmen und Wenden der Glieder, fortschieben. Das ist uns doch aber in diesen Ländern was fremdes, daß solche Thiere sich auch auf die Bäume hinauf winden können, daß sie sich zusammenrollen, aufrichten, ja mit einem Schusse oder Sprunge schnell auf ihre Beute zufahren, und wohl gar Vögel oder Fische erhaschen [18]. Da ersetzet eine Bewegungskunst den Mangel aller Werkzeuge. Andere ohnfüßige Thierlein sind geborne Springer. Ich habe in gewissen überreifen Kirschen kleine Maden gefunden, und in den Händen gehabt, die den Kopf und Hintertheil, entweder stehend oder liegend, an einander bogen, und anstemmeten, sodann mit einer großen Schnellkraft abfuh-

18 Henry Jones Abridgment of the Philosophical Transaction Vol. V. P. II. p. 170. sq. Alb. Seba T. II. tab. XXXVII. 1. 2. 3. XL. 2. Catesby T. II. p. 43.

i, daß ich bey geschlossener Hand die
ihres Stoßes, wo sie anprelleten, merklich
Wenn ich aber die Hand öffnete, so
i sie mir so weit weg, daß ich sie kaum
inden konnte. Noch eine andere Art der
ng sehen wir an den Schnecken, Erdwür-
und dergleichen, welche theils ihre Bahn,
nen ausgelassenen Saft, selbst schlüpfrig
und darauf mit Zusammenziehen und Aus-
hrer kleinsten Theile fortrutschen, theils in
Erde auf gleiche Weise graben und wüh-
auch halb herauswinden, und das Laub
rung hineinholen. Die Mannichfaltigkeit
Bewegungskunst in den Thieren ist so
unerschöpflich, daß ich mich mit wenigen
en begnügen und zu einer ganz anderen
eilen muß.

§ 15.

dem Wasser giebt es Thiere, die nicht al-
em Elemente ordentlich schwimmen, son-
h wechselsweise, so oft sie wollen, aufs
en; einige, die bald im Wasser schwim-
ald in der Luft fliegen, wie man von dem
n Fische weis, oder die wohl gar in allen
Elementen sich zu bewegen wissen, wie der
rboreus volans amphibius beym Seba; [10]
on manchen Insecten nichts zu erwähnen.
bst das Schwimmen geschieht nicht auf
Art. Daß ein Fisch sich durch Bewegung
seiner

n T. I tab. C. n. I.

seiner Fittigen, und seines Schwanzes fortr
stößt, wackelt, steuret, und dabey ein Gle
wicht hält, ohne auf die Seite zu fallen,
können wir ziemlichermaßen aus unsern W
fahrten begreifen: und diese sind vielleicht
bloße Nachahmung der Fische erfunden, od
hätten wenigstens darnach erfunden werden kö
gleichwie auch derjenige Bau von Schiffen
schnellste Fahrt giebt, dessen Umkreis dem Um
eines schnellen Fisches am nächsten kömmt.
es ist nicht so leicht, zu erklären, wie es doch ein
mache, daß er im Wasser, so oft er will,
Höhe oder in die Tiefe fahren kann, da er das
mal so schwer ist, wie das andere mal. Es ist
die Grätenfische haben eine Luftblase im Leibe,
zwar bald aus einer einfachen, bald gedopp
Höhlung, bald länglicher und dünner, bald
und stumpfer, bald in dem untern bald in der
ren Theile ihres Bauches; und zu dieser Blase
von ihrem Magen ein Ductus pneumaticus;
aus suchet man denn nach den hydrostatischen
geln das Steigen und Sinken solcher Fische be
lich zu machen. Nämlich, wenn anders
Fische, es sey in der Blase selbst, oder i
Bauchmuskeln eine Kraft haben, sich zusamm
ziehen, wie vermuthlich ist, so wird der Um
ihres Leibes kleiner. Da er nun alsdenn
kleineren Raum einnimmt: so überwiegt e
mit der unveränderten Schwere seines Kö
die Menge des Wassers, welches dem Umfang
nes Leibes gleich kömmt, und sinkt mit
Grunde. Wenn er aber in die Höhe will: s

der natürlichen Ausdehnung der Luft in der
und der Spannung seiner Bauchmuskeln den
lassen. Dann dehnet sich der Umfang sei-
örpers weiter aus, und er wird gegen so viel
r, als seinem Umfange gleich kömmt, leich-
glich kömmt er in die Höhe. So erkläret
lphonsius Borellus de motu Animalium,
illughby, so Rajus und andere diese will-
he Bewegung [20], und der Beweis wird da-
nommen, weil ein Fisch, dem die Blase durch-
worden, oder unter der Luftpumpe zerplatzet
icht vom Grunde des Wassers in die Höhe
en kann; und weil umgekehrt diejenigen Fi-
welche auf dem Grunde des Wassers leben,
Blase haben. Allein, die Platfische sind es
nicht allein, denen die Blase fehlet; sondern
Knorpelfische und Wallfischarten haben eben-
eine Blase (bloß den Stör ausgenommen;)
och bewegen sie sich im Wasser nach allen
ungen und manche darunter sehr schnell. So
, daß, wenn gleich die Blase einigen Fischen
lfe kommen mag, auf- und nieder zu fahren,
hnen gar dazu nothwendig ist, dieselbe den-
nicht bey allen das einzig nothwendige Mittel
ondern der Bewegung ungeschadet, entbehret
n könne. Nämlich, man stelle sich nur vor,
ein Fisch auf dem Grunde seinem länglichen

 Körper,

. Borellum P. I propos. 209. sqq. Willugby in Hi-
oria Piscium lib. I c. 7. Rajum und andere in den
hilos. Transactions nach Lowthorps Abridgment
om II p. 845. sqq.

Körper, durch Bewegung der vordersten Fittig- eine solche Richtung geben kann, welche seinen K- erhebt: so wird er sich, durch das Wackeln sei- Schwanzes, in derselben Richtung fortschie- und also in die Höhe kommen. Wir sehen so- aufwärts gestellte Richtung, und das stete Arb- ten der vordern Fittige, um sich in der Richtung erhalten, an denen Fischen, die an die Oberfläche Wassers gekommen sind, um Luft zu schöpfen. D- aus können wir auch begreifen, auf was Art in die Höhe gekommen sind, und begreifen, w- die vordern Fittige nicht arbeiten, daß der sch- rere Theil des Kopfes von selbst nieder sinken, dem Fische eine gegenseitige Richtung nach d- Grunde des Wassers geben müsse, darinn er du- Wackeln und Steuren seines Schwanzes nach G- fallen in die Tiefe schießt. Stecket denn nich- beyderley Mitteln dieser willkührlichen Bewegu- die genauste Kenntniß und Anwendung der hyd- statischen und mechanischen Regel, und der Schw- kraft der Luft? In welchen Anfangsgründen d- Mathematik und Naturlehre haben aber die Fis- studiret?

Andere Schneckenarten können entweder ihr- Leib zusammen ziehen, und Wasser durch eine Oe- nung in ihre Schale einlassen; daher sie den- schwerer werden und untersinken. Wenn sie herg- gen ihren Körper wieder ausdehnen und dur- Heraustreibung des Wassers ihr ganzes Gehäu- füllen, so werden sie leichter und kommen in d- Höhe. Oder sie verrichten eben dasselbe, indem s- die in ihrem Gehäuse verschlossene Luft durch ih-

Ausde-

Ausdehnung zusammen drucken, oder dieselbe sich durch Zusammenziehung ihres Körpers ausdehnen lassen; da jene Bewegung sie senket, diese erhebt [21].

Wenn diese Schnecken in der Höhe sind, so wenden sich einige um, so daß ihr Gehäuse einen Nachen vorstellet. Alsdenn breiten sie den Saumen ihres Körpers übers Wasser her, welches sie oben hält; dabey aber bewegen sie sich durch Krümmungen ihres Saumens auf dem Wasser langsam fort, wie andere auf dem Trockenen [22]. Es giebt auch eine Wasserwanze, die eben dasselbe Kunststück, auf dem Rücken als ein Boot zu treiben übet, aber sich alsdenn mit den Füßen fortrudert [23]. Die Nautili hingegen spannen eine Haut, statt des Segels, auf, und werfen auf beyden Seiten Arme, statt der Ruder, oder Schwerter, aus, und segeln so fort [24].

Eine gewisse Wassermade holet durch den Hintern Luft, und muß desfalls oft übers Wasser kommen,

21 Siehe vom Nautilus, das Spectacle de la Nature T. III p. 231. sq. von den Schildkröten, Mem. de l'Acad. des Sciences T. I p. 414. von den Wasserschnecken, Swammerdam T. I p. 165. nach der lateinischen Ausgabe. Ich bedaure, daß die Seiten dieser Ausgabe, die ich vormals gelesen, nicht am Rande der deutschen Uebersetzung bemerkt sind; sonst würde ich auch diese Uebersetzung gerne anführen.

22 Swammerdam T. I p. 168.

23 Roesel Supplem. Tab. XXII. §2. & Tab. XXVII.

24 Spectacle de la Nature T. III. p. 231. aus dem Valisnieri.

men. Sie hat aber um den Hintern viele F
oder Fäsern; diese breitet sie, mit häng
Kopfe, über dem Wasser aus, und so treil
athmet sie, stößt sich auch mit einer Krüm
und Schnellung des Leibes weiter fort. Will s
wieder hinunter fahren, so leget sie ihre Fäserl
Hintern wieder zusammen [25]. Andere W
von den Wassernymphen schieben sich ohne
oder Drehung dadurch im Wasser fort, daß
Wasser aus dem Hintern mit Gewalt auss
da denn der Widerstand des äussern Wass
weiter stößt [26].

Kurz! es ist nicht allein eine bewunder
dige Mannichfaltigkeit des organischen Ba
den Körpern der Thiere angebracht, sonder
eine eben so große Mannichfaltigkeit der m
schen Bewegungskunst in die Seelen der
gepflanzet, welche sie nicht erst lernen, oder e
dürfen, sondern sogleich mit sich auf die We
gen, und folglich einer höheren Vernunft und
heit ihres Schöpfers zu danken haben. De
nische Bau des Körpers giebt nur die Mögl
daß der Körper so bewegt werden kann; gle
eine Marionette wegen ihrer Gelenke men
Bewegung leidet, oder wie ein Schiff, da
Rudern, Steuer und Segel versehen ist, n
nem beliebigen Orte gebracht werden kann.

Kunst und Fertigkeit, sich der Werkzeuge zu ei- willkührlichen Zwecke zu gebrauchen, ist nichts erliches, sondern die Wirkung eines Verstan- und zwar eines solchen, der aller Mechanik ister ist.

Wenn unserer Seele, nach aller ihrer Erfah- , Kunst und Wissenschaft, die sie in der Welt lten kann, bald dieser, bald jener organische per der Thiere zugeeignet würde, um ihn in n gegebenen Elemente zu bewegen; oder wenn ein solch Thier jetzt vorkömmt, und wir sollen die Art, wie ein solch Thier sich bewegen muß, ben und erklären: so werden wir überzeugt, dazu, ausser den Werkzeugen, noch eine große st und Wissenschaft erfordert werde, dabey alle re aus der Natur schon erlernte Mechanik oft zu kurz kömmt. Und wie wollen wir dieses iren, daß dergleichen Fertigkeit der Kunst einer rständigen Seele eingepräget und fortgepflanzet en kann? Auch dieses ist unendliche Weisheit, edoch dem Schöpfer eben so leicht ist, als wenn Menschen ein Orgelwerk zu verschiedenen Me- n einrichten, das hernach ein Junge, ein Bauer, n und umdrehen kann.

§ 16.

Was die Nahrungstriebe betrifft; so will ich nicht ausführen, wie dazu bey jedem Thiere hmack, Geruch, Gesicht, Mund, Zähne sel, Schnabel, Klauen, Magen, Eingeweide, genugsamer Vorrath des beschiedenen Futters, er rechten Jahreszeit, Luft- und Himmelsge-

Gras, Heu, Stroh, Wermuth, Gift, Kn
Leder, Horn, Haare, Federn, Holz, Musch
len und Steine, wohl schmecken. Wie muß
eine jede der Zungen innerlich beschaffen seyn?
wie jedes Nase, wenn ihr eine gewisse Speis
riechen, wie die Zähne oder Schnabel, we
dergleichen zermalmen, wie der Magen un
Säfte, wenn sie dieselbe zur Gesundheit ver
sollen? Wie muß das Werkzeug des Gesicht
Adlern, Eulen, Nachtigallen, beym Löwen, E
und Maulwurfe, beym Wallrosse, Störe und K
bey der Schlangen, den Spinnen, Mücken besc
seyn, daß es sich zu jedes Nahrung und L
art schicke? Millionen Aufgaben! die weder a
ohne den größten Verstand, als möglich zu g
ken, noch ohne die gütigste Absicht als wirkl
setzen, noch ohne unendliche Weisheit durc
kürzesten Mittel aufzulösen und zur Uebereit
mung zu bringen waren.

nöthigen Werkzeuge, und Sinne, voraussе-
so ist zwar wohl zu begreifen, daß ein jedes
sein Futter, das sich in der Nähe befindet,
rt kenne, und zu sich nehme; indem Augen
Nase dem Munde gleichsam winken, daß er
Ragens Verlangen an der vorgesetzten Speise
üllen suche. Allein, es ist damit noch nicht
al ausgemacht, sondern, weil ihnen die Speise
zu aller Jahreszeit und an jedem Orte des
odens vor dem Munde steht; oder wenn sie
vorhanden ist, nicht ohne listige Erfindung
ten und bezwungen werden kann: so mußten
ch eine Fähigkeit und Fertigkeit haben, ihre
lungen darnach einzurichten.

§ 17.

Was nun die Umstände von Zeit und Ort be-
, so finde ich überhaupt vier bis fünf merk-
ige und kluge Arten, wie die Thiere nach die-
mständen ihre und ihres Geschlechtes Nahrung
halten wissen.

Erstlich sind einige, die für sich zwar keine wei-
Nahrung brauchen, weil ihre Lebenszeit mit
Sommer anfängt und aufhöret; deren Nach-
nen aber nicht bestehen könnten, wenn ihre
ter nicht dafür gesorget hätten, daß die junge
t, an dem Orte, wo sie ihr Leben anfängt,
Speise zur rechten Zeit bereit finde. Das
bey vielen Insecten ein, die sich noch vor dem
use des Jahres verwandeln, paaren, Eyer
, und oft bey dem Beschlusse dieser letzten
lung, gleich als wenn sie nun alles in der

Welt verrichtet hätten, wozu sie bestimmt w
ganz entkräftet einschlafen. Aber ehe sie au
Welt scheiden, legen sie ihre Eyer nicht hin
sie zukommen, um ihrer nur los zu werden:
dern, wenn sie selbst aus dem Wasser entspr
sind, ins Wasser; oder, wenn sie vom Lande
gekommen, an eine gewisse Pflanze; und zwar
an die nahe, wovon sie jetzt als Papilions
Nahrungssaft gesogen, sondern an eben die Pfl
welche sie längst verlassen haben, und von we
die künftige Raupenbrut leben soll; und da au
Herbste nicht an die Blätter selbst, welche ihr
gentliche Speise seyn werden, aber bald abf
müssen, sondern an einen Zweig, oder an
Stamm; und auch dieses noch ferner mit
Unterschiede, daß die Papilionmutter einer ge
gen Raupenart ihre Eyer beysammen an
Pflanze in gewisser Ordnung klebet, hingegen
von einsamen Raupen ihre Eyer auf verschie
Pflanzen einer Art vertheilet. Da nun die
jeglicher Art nicht eher ausschliefen, bis dieje
Pflanze Blätter gewonnen, wovon die Brut l
soll: so steht solchen Thierchen, mit dem Anf
ihres Lebens, auch ihr Futter schon bereit.

Mit denen übrigen Insecten, deren M
sich vom Miste, Kothe, Holze, Wolle, Aase
bendigen, oder was es sonst ist, nähren mü
verhält es sich eben so: jedes schmeißt seinen
men nirgend anders hin, als an und neben
Dinge, wovon die Brut sich künftig nähren
Und manche haben zu dem Werke, ihre Eye
den rechten Ort zu bringen, noch besondere W

und Kunststücke von ihrem Schöpfer empfan-
davon die Schlupfwespen mancher Art, wie
die Heuschrecken, Zeugen seyn können. Denn
hren und ritzen mit ihrem Legestachel eine Oeff-
und Höhlung, wo sie ihre Eyer nicht weniger
Sicherheit, als zur Nahrung, hineinschieben.
So oft ich etwa von dergleichen Thierlein bey
selbst vorwitzig gedacht habe: lieber Gott!
sind doch diese in der Welt? so oft habe ich
auch durch Betrachtung dieser Triebe bestrafet:
ssender! du siehst ja, daß sie nicht von einem
en Ungefähr entstanden, sondern, zu ihrem
yn, und zu ihrer Fortpflanzung, mit der wei-
Vorsicht ausgerüstet sind, die ihnen niemand,
n unendlicher Verstand mittheilen können!
wirf doch deine Unwissenheit der höchsten Ein-
denke, daß alles gut ist, und gut seyn muß,
mit so bedachtem Rathschlusse gebildet wor-
du magst es begreifen oder nicht: gönne denen
en neben dir auch das Leben, die ihr Seyn von
der gütigen Hand empfangen haben, von wel-
u das Deine hast!

§ 18.

Wenn man zweytens die Thiere betrachtet,
e einen oder etliche Winter hindurch, da nichts
ie wächst, leben: so findet man bey einigen
ben den besondern Trieb, daß sie gegen die
schlafen gehen, und sich dazu eine Höhle su-
oder bereiten. Das thun denn auch nur dieje-
, deren Natur, nebst der strengen Kälte, ein
ährig Fasten aushalten kann, Wenn sie der
Winter

Winter übereilete, daß sie mitten in ihrem S
hen nach der Nahrung, von Mangel und
entkräftet und erstarret, liegen blieben: so
man sagen, daß hierinn nichts, als die Dauer
keit ihres Körpers zu bewundern sey. Allei
sie sich bey guter Zeit zu ihrem Schlafe, vor
und zum Theil künstlich, anschicken, so muß
der noch eine grössere Weisheit darinn erk
Unter den Raupen sind zwar viele, welche,
sie vor Winter nicht zu ihrer völligen Grösse g
men sind, nichts weiter thun, als daß sie sich
die rauhe Witterung irgendwo verkriechen,
nachdem sie den Winter unempfindlich überst
so bald das Laub wieder ausschlägt, ihr übrig
in der Welt verzehren; und ihr Geschlecht ve
ren. Andere aber weben sich irgend in
Blatte oder Winkel ein künstliches Bette, o
graben sich in die Erde, und bauen sich dasel
Wintergemach, das sie auch zuweilen, nach
durft ihrer Natur, mit Tapeten und Bette
den. Hier stehen sie allen Frost und Hunger,
hungern und frieren, aus, und kommen im
jahre nach ihrer Verwandelung, neu belebt
schöne Papilions wieder hervor.

Ausser den Raupen, bringen auch die
Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, F
Eideren, Schlangen, den ganzen Winter so
Unter den Vögeln sind gleichfalls viele, di
wenn ihr Futter aufhöret, in die Erde, o
irgend eine Höhle begeben, um den Winter ü

27 Klein Prodromus Historiæ avium, p. 217.

sen. Wenigstens wird von den Strand- en gesaget, daß sie sich vor Winter zum in die Erde, die Mauerschwalben in Höh- alter Gebäude oder Bäume, ja daß sich die n Schwalben an einem Schilfhalme koppel- s Wasser begeben, und nachgehends durch ihjahrsluft wieder aufgewecket werden [28]. d einige vierfüßige Thiere, die sich bey dem ge des Sommers einscharren und selbst be- als die Schildkröte und das Murmelthier Alpen [29]. Andere können sich wenigstens eine

in ibid. p. 195-219. hat insonderheit durch ge- orne Zeugnisse ausser allem Zweifel zu setzen ge- t, daß die gemeinen Schwalben gegen den Win- nicht in ein fremdes Land ziehen, sondern sich npenweise bey den Seen an ein Schilfrohr gen, und mit dem davon gebogenen Rohre ins sser senken. Allein, diesen Nachrichten sind viele tände entgegen.

dem Murmelthiere hat dieses vorbelobter Hr. n p. 231. 233. seines Prodromi Historiæ Avium, r den gemeinen Irrthum, als ob sie sich Spei- uf den Winter sammleten, schön dargethan. Hr. Joh. Georg Altmann in der Beschrei- g der helvetischen Eisberge p. 205. sq. berichtet noch den artigen Umstand, daß sie sich kurz dem Winter, jedes ein Bündelchen Stroh zum te in ihre Höhle schleppen, und nachdem sie die fnung der Höhle verstopfet, darauf schlafen le- ; da denn die Einwohner der Alpen, welche Thierchen gern essen, nach etwa 14 Tagen die her bezeichnete Höhle öffnen, und sie alle ordent- bey einander, jeden auf seinem besonderen ohbette schlafend finden, und ohne ihre geringste pfindung davon tragen. Es ist also eine Un- wahr-

eine geraume Zeit des Winters, halb schlafend, in ihren Höhlen ohne Nahrung behelfen, als der Bär und Dachs; so wie auch der Chamäleon und Salamander sich zu allen Zeiten auf das Fasten verstehen.

Diese, und andere mehr, entweichen also dem Mangel ihrer Nahrung durch solchen besondern Trieb, der ihrer Natur gemäß, und in der weisen Vorsicht ihres Schöpfers gegründet ist. Sie haben zuerst keinen Winter erlebt, und besitzen keinen Calender, der es ihnen ansaget: dennoch wissen sie ihre Zeit, der Welt gute Nacht zu geben. Sie sammlen sich auch nicht einen Vorrath auf den Winter, wie andere thun; auch wandern sie nicht in die Ferne, da bessere Luft und Nahrung wäre; das wäre nur für sie eine überflüßige und unnütze Arbeit:

wahrheit, damit uns Hr. Guer in seiner Histoire Critique de l'Ame des Betes, Amst. 1749. 8. T. I. p. 56. gleichsam als aus seiner eigenen Erfahrung beladen wollen, daß diese Thierchen Speise auf den Winter zusammen führeten; indem sie eins ihrer Gesellschaft, auf dem Rücken mit ausgestreckten Pfoten liegend, mit allem, was es halten könnte bepackten, und dasselbe sodann bey dem Schwanz in ihre Höhle zögen. Dennoch heißt es: *Moi même j'ai vû dans les montagnes de Savoye etc.* Dergleichen falsche Nachrichten kommen in der Naturgeschichte überhaupt, und besonders bey den Trieben der Thiere, häufig vor. Ich habe mich daher in allen diesen Nachrichten an solche Männer gehalten, deren Vorsicht in der Erfahrung bekannt ist, oder die wenigstens alles aus solchen Quellen haben.

rbeit: dennoch werden sie eben so gut schlafend, ls andere wachend, erhalten. Sie wissen demnach auch nicht, was Mangel, Hunger, Kälte nd Winter sey: denn sie fühlen in ihrer sichern uhe nichts davon. Für sie ist lauter Sommer in r Welt, welchen sie denn auch nicht verschlafen, ndern zu rechter Zeit wieder ans Licht kommen, nd ihr verschlossenes Schlafgemach selber eröffnen. abey sehr merkwürdig ist, daß, wenn man solche hiere vor dem Frühlinge hervor zieht, und erärmet, sie zwar auf eine kurze Zeit aufleben, aber ald darauf eben davon wirklich sterben. Ein anders ist, wenn einige von Menschen das ganze ahr über in leidlicher Luft mit Nahrung erhalten erden; da auch die sonst schlafenden nun den Winr nicht verschlafen; wie man von den Murmelhieren weis, welche zur Schau herumgetragen erden.

§ 19.

Drittens giebt es Thiere, die sich gegen den Binter Vorrathskammern anlegen, und dieselbe, enn die Zeit ihrer Aernte ist, mit sechsmonatlichem Proviant anfüllen; nicht anders, als wenn sie vorer wüßten, daß hernach ein Winter komme, in elchem für sie nichts werde zu haben seyn; und ls wenn sie aufs Künftige voraus dächten und beechneten, was und wie viel sie in solcher Zeit Speise für sich und ihre Familie nöthig hätten. Solche gute Haushalter finden wir, unter den Insecten, an den Bienen und Wespen: unter den ierfüßigen Thieren, an den Hamstern und allen

Feld

Feldmäusen: unter den Vögeln aber, als der Aelster, oder Holz- und Nußhäher, Pica glandaria und nucifraga [30]. So wenig, als eins von den Winterschläfern sich mit der Sammlung eines Vorrathes vergebliche Mühe machen wird: eben so wenig wird auch eins von dieser Art in den Tag hinein leben, und mit der gegenwärtigen Sättigung zufrieden seyn. Alle wenden die Zeit des Ueberflusses zur Erleichterung der künftigen Nothdurft an: und man merket nicht, daß sie ihre Rechnung zu kurz machen, oder zu früh aufzehren, und dann bey den Nachbarn ihr Brodt betteln oder stehlen.

Diese genaue haushälterische Sorgfalt kann wohl bey den Thieren unmöglich aus Ueberlegung entstehen: denn die würde vieles Erkenntniß erfordern, was ihnen nicht zukömmt. Sie haben ja keine Erfahrung von dem Wechsel der Jahreszeiten, und der Beschaffenheit des Winters; noch einen Begriff vom Zeitmaaße, daraus sie wüßten, wenn der Winter kommen und wie lange er dauren wird. Vernunftschlüsse, Vorstellung des Zukünftigen, und eine Selbsterfindung der bequemsten Mittel zum Zwecke, kann man ihnen auch nicht beymessen;

30 Siehe Hrn. Lessers Insecto-Theologie, p. 166. sq. Klein Quadrupedum Hist. Nat. p. 56. Eben derselbe schreibt von den Aelstern in Avium Prodromo p. 61. sq. *Pica glandaria gulam et ingluviem suffarcinat glandibus, quas pro penu in cavis arboribus deponit.* it. *Pica nucifraga, pars frangens, pars pertundens avellanas: nidificant in cavis arboribus, autumno nuces glandesque, prout pica glandaria, in arboribus recondunt.*

en; da sie alle auf gleiche Art handeln. Woher ätten sie ferner die Rechenkunst, darnach sie einen ichtigen Ueberschlag macheten: einer verzehret des ages so viel; wie viel verzehren mehrere in mehreren Tagen? Wo hätten die Bienen oder Wespen hre wunderswürdig kluge Baukunst vom Wachse der abgekiestem alten Holze gelernet? Nein, sie lbst handeln ohne Absicht und Ueberlegung, blindlings und halb maschinenmäßig, dennoch aber nach n weisesten Regeln der Absicht und Vorsehung; nd so verweist uns ihr Unverstand auf einen höhern Verstand, der für sie voraus gedacht und gerget hat.

§ 20.

Die vierte Art der Erhaltung findet sich bey en ziehenden oder wandernden Thieren, die ihrer Nahrung nachgehen, und ihr Brodt in aller Welt finden wissen. Es sind zwar einige darunter, enen der Trieb nicht bloß gegeben ist, daß sie von nem Jahre zum andern leben sollen, sondern auch, r Geschlecht weiter auszubreiten, und selbst für as Jahr reichlicher Futter zu finden. Dahin muß an die Zugheuschrecke rechnen, welche noch in emselben Jahre stirbt. Andere länger lebende hiere ziehen nur ausserordentlich, wegen des Mangels, weiter, weil ihr ordentlich Futter, da, wo e sind, nicht alle Jahre gleich häufig zu finden t. Wir haben daher oftmals einen ungemeinen Besuch von Feldmäusen, die ihren Strich hernach eiter ziehen, und durch breite Ströme und Seen tzen. In strengen Wintern lassen sich auch wohl

wohnte Vögel sehen, die vermuthlich durch allzu grosse Kälte und Nahrungsmangel aus nordlichen Gegenden vertrieben seyn müssen. Zu geschweigen, was wilde Thiere, insonderheit Wölfe, des Winters oft für Züge thun.

Allein, ich rede hier hauptsächlich von denen Thieren, welche jährlich zu gewisser Zeit kommen, und zur andern wieder weggehen; von welchen ich nur die Vögel und Fische zum bekannten Beyspiele stellen will. Die wandernden Vögel sind theils Strichvögel, die mit niedrigem Fluge, und zerstreuet, allmälig weiter gegen Süden ihrer Aernte nachfliegen, und dennoch ihren Kreislauf halten, daß sie übers Jahr zu derselben Zeit, wie in dem vorhergehenden, wieder kommen. Andere sind Zugvögel, welche ich Hochflieger nennen möchte, weil sie, nach geschehener Aufforderung ihres Anführers, sich ordentlich zu gewisser Jahreszeit versammlen, und sich bald darauf heerweise, unter einem Obersten, über alle Wolken schwingen, um so über See und Land in entfernete Gegenden, die ihnen mildere Luft und Nahrung geben können, zu ziehen. Man sieht sie aber im nächsten Jahre zu gewisser Zeit heerweise wieder kommen, da sie sich durchs Land vertheilen, ja wohl ihr voriges Nest wieder besuchen [31]. Eine wundernswürdige Veranstaltung!

31 Von dem Unterschiede der Strich- und Zugvögel verdienet Hr. Klein in Prodromo Historiæ Avium, Sect. III. p. 154. ff. gelesen zu werden; da er denn geneigt ist, die mehresten zu den Strichvögeln zu rechnen, oder wohl gar einige der davon fliegenden Vögel

taltung! welche theils die Nahrung von gewissen
Insecten, und allerley Ungeziefer, oder von einem
ewissen Fruchtsamen, theils aber auch das Hecken
nd Brüten der Jungen zur Absicht hat, wie wir
n unsern Störchen erfahren. Sie enthält aber
i ihrer Ausführung so viele Merkmaale von einem
öheren Erkenntnisse, und fernen Vorsicht, die
ber alles Vermögen der unvernünftigen Thiere
eigt, daß ich unmöglich alle und jede Umstände
esonders ausführen kann, sondern sie dem Leser
ur genaueren Erwägung überlassen muß.

Mit der jährlichen Wanderung der Fische hat
s gleiche Bewandniß, daß sie zu einer gesetzten
Zeit, die der Calender ihrer Natur anzeiget, eine
Seefahrt um einen großen Theil der Welt thun,
vo das Wasser von Pflanzen, kleinen Insecten oder
Fischen, wimmelt, welche für sie selbst sowohl, als
hre Jungen, die sie da mit dem Laiche absetzen,
gerecht sind. Die Heeringe haben vermuthlich da-
her ihren Namen, weil sie jährlich heerweise, aus den
kältesten Eisgegenden, fast an alle Küsten des
Erdbodens, sodann auch zu beyden Seiten von
Schottland und England, in die Ost- und Nordsee
kommen, und, Gott weis wenn und wie, die Al-
ten mit den Jungen, wieder in ihren Winterhafen
zurück kehren. Denn da ist eine unerschöpfliche

Vögel zu Schläfern zu machen. Sonst kann man von der Wanderung der Vögel auch den Derham in seiner Physico-Theologie p. 887. und 929. nachsehen; anderer zu geschweigen.

mentes in den Hügeln auf, und wenn die Fis
großen Heeren streichen, welches sie von w
sehen können, so verfolgen sie dieselben, und
ben über ihnen, bis sie ihre Zeit wahrne
schnell ins Wasser fahren und einen Fisch h
holen [33]. Wenn aber der Meerrabe einen
beym Schwanze, oder an der Seite gefasse
so weis er ihn so geschickt in die Luft zu werfe
zu fangen, daß er des Fisches Kopf zuerst i
Schnabel kriegt [34]. Eine Vorsicht und Fert
die nöthig war, daß die Fittige, Stacheln
Schuppen des Fisches, sich nicht beym Hin
schlucken sträubeten, und ihn stächen. Eben
Vorsicht hat auch Swammerdam an d
Wasservögeln bemerkt, denen man die Fisch
Fleiß verkehrt vorgelegt, welche sie aber alleze
tig herum zu drehen gewußt [35].

Eine gar besondere Fischjagd hält der n
pfige Adler in der Luft. Denn er lauret n

en Fischhabicht, wenn der einen Fisch aus dem
Wasser geholet, und schießt auf ihn zu. Wenn
un der Habicht damit höher steigen will, so schwebet
ihm immer über dem Kopfe, und nöthiget ihn
dlich, den Fisch fallen zu lassen; dem denn der
dler im Fallen nacheilet, und ihn mehrentheils
ch in der Luft erhaschet, ehe er das Wasser errei-
et hat [36].

Der Biber oder Castoren gesellschaftliche Bau-
nst und Haushaltung ist sonst bekannt genug,
d dienet denen, welche sie gesehen, zum Erstau-
n über solcher Thiere kühnes Unternehmen, ganze
äume zu fällen und zu richten, und über die Aus-
hrung im Baue ihrer Wohnung und Schlagung
n Dämmen über Wasser. Eine Hauptabsicht
rer Anstalten ist, daß sie von den Dämmen, an
d über dem Wasser, auf die Fische lauren, und
hling auf sie zuspringen, um dieselben zu erha-
hen; welches sie denn auch meisterlich auszurich-
n wissen.

Es sind auch andere Thiere, die sich ihres Rau-
s durch einen Sprung bemächtigen, wenn gleich
e Thiere, worauf sie lauren, vieles an geschwin-
r Bewegung oder Stärke voraus haben. So ist
ne Art Spinnen, welche auch fliegende Insecten
rch einen Sprung überraschet; eine Art Kröten,
e so gar Vögel im Sprunge fängt und ver-
schlingt; eine wilde Katze, welche den wil-
den

36 Catesby T. I. p. 2. & 87. Lowthorp's Abridgment T. III. p. 589.

den Thieren in die Augen springt und sie auskratzet [37].

Der Herr Trembley hat eine Art Polypen entdeckt, die um ihren Kopf bey sechszig kleine Hörner oder Federn haben, welche sie einziehen und auslassen können. Mit diesen ausgelassenen Federhörnern machen sie im Wasser eine beständige Bewegung in die Runde, als mit einem Mühlenrade, und verursachen dadurch im Wasser einen Strom oder Lauf, welcher kleine Wasserinsecten herbeyziehet, daß sie dieselben erreichen, und mit ihren vielen Armen fangen und zum Munde bringen können [38].

Wer sollte glauben, daß ein Thier, welches keine Füße, Flügel, Hände oder dergleichen Werkzeuge hat, Vögel fangen kann? daß ein Thier, welches keine Zähne hat, sich an ein Thier mit Schnabel, Beinen und Klauen, oder mit Schuppen und Fittigen, waget? daß ein Thier, welches einen dreymal engern Hals hat, als seine Beute dick ist, dieselbe dennoch fangen, verschlingen und verdauen kann? Dennoch trifft alles dieses bey denjenigen Schlangen ein, welche auf der Erde liegen, oder sich auf die Bäume winden, und da als todt liegen oder hangen, bis sie ihre Gelegenheit ersehen, einen Vogel, oder

37 Siehe von den springenden Spinnen, Hoockii Micrographiam (in der Description of CCC. Animals I. p. 64.) von den Kröten, Klein Quadrup. Hist. Nat. p. 123. von der wilden Katze, Seba T. I. Tab. XXX. 2.

38 Henry Baker's natural History of the Polype, Lond. 1743. 8. p. 22.

r Fisch aus dem darunter fließenden Wasser,
t einem Sprunge zu erschnappen, und so lange
an zu saugen, bis sie ihre Kehle erweitert haben,
der große Brocken hinein gleitet [39].

Der Ameisrauber ist ein Thierchen, das zu
ier Bewegung sonderlich geschickt ist, als rück-
irts zu kriechen, und sich so in den Sand einzu-
ben; dennoch muß er von kleinen Insecten le-
. Wie? wartet er denn, bis ihm diese ins
aul fliegen? oder womit zieht er sie herbey? Er
raucher sich einer ganz besondern Erfindung. Er
echt nämlich im Sande, nicht weit von einem
neisenneste, rückwärts in einer Schneckenlinie
um, und wirft ihn dabey beständig nach dem
nkreise, bis er in die Mitte kömmt. Dann
aufelt und sprenget er den Sand mit seinem Kopfe
mit seiner Fangzange aus dem Mittelpunkte
Gruben rund umher, bis die Grube einem
ichter ähnlich sieht. Kömmt nun eine Ameise,
r ein anderes Insect, innerhalb des Umkreises von
nem Trichter: so erreget der Ameisräuber, durch
Schaufeln und Sprengen, einen Sandregen,
das Insect in die ohne das abschüßige Grube
deren Mittelpunkt hinein treibt, bis er
mit seiner Fangzange erreichen, und aus-
gen, oder vielmehr auspumpen kann; da
denn die ledige Hülse, durch eben solches
Schaufeln, wieder aus seiner Gruben hinaus
wirft.

[39] Henry Jones Abridgm. of the Philosoph. Transact. Vol. V. P. II. p. 179. sqq. Seba T. II. tab. LVI. 3. LXIV. 1. LXVIII. 4. LXXIII. 1. Catesby T. II. p. 43.

wirkt [40]. Ich frage einem jeden, wenn das Thierchen hätte zu ihm kommen, und sich bey ihm Raths erholen können, wie es doch bey seiner Bildung am besten zu seinem benöthigten Futter gelangen könnte: ob er ihm einen so geschickten Rath und Anschlag zu geben gewußt hätte?

§ 22.

Gewiß, es liegt auch in der Raubthiere ihren Trieben eine unverbesserliche Kunst, und vollkommen kluge Anwendung der Mittel zu dem Zwecke, wozu diese Thiere bestimmt sind. Man darf nur den Zweck zur Aufgabe machen, und allen menschlichen Witz, alle Erfahrung und Wissenschaft zu Hülfe nehmen: so wird man finden, daß es nicht möglich sey, etwas geschickteres auszudenken.

Unterrichtet mir doch die Spinne, wie sie der fliegenden Insecten zu ihrer Nahrung bequemer habhaft werden könne, als durch ihr Gewebe, oder wie sie ihr Gewebe selbst vortheilhafter anlegen könne. Wisset ihr derselben Rath zu geben, wie sie die Fäden von einem Baume zum andern, von einer Spitze des Hauses zur andern, von einer Höhe diesseits des Wassers zu einer andern jenseits des Wassers, hinüber bringen und anheften soll? Ich glaube, unterdessen, daß ihr nur ein leidlich Mittel ersinnen wolltet, wäre die Spinne schon zehnmal, wohin sie seyn soll; sie schießt ihre Strickleitern

40 Dieses ist wohl nirgend genauer beschrieben, als bey dem unermüdeten Naturforscher, Hrn. Rösel, im Supplement Tab. XVII - XXI. § 4-6.

mit dem Winde aus, so haften sie, wo
wenigstens an einem dienlichen Orte.
das Gewebe etwa lieber horizontal seyn?
vielleicht der Spinne leichter. Man
gleichen endlich wohl einmal, aber sehr sel-
vornehmer Freund aus Dresden berich-
daß er einst ein horizontal-Spinnenge-
eine im Topf gesetzte Basilicum-Pflanze
worunter sich die Fliegen zu verbergen
Ich kann nicht sagen, von welcher Art
nne gewesen seyn mag: aber die Nach-
te mich doch aufmerksamer. Und ich
her selbst auf dem Platze hinter meinem
o die Leute Linien für die Wäsche gescho-
, ein horizontales Gewebe einer gemei-
ne zwischen diesen Linien beobachtet. Un-
laube ich doch nicht, daß solches oft ge-
Die Insecten fliegen nicht so viel auf und
ts, als hin und her. Sie würden also
eils darüber hinfahren, oder unten weg-
enn das Gewebe horizontal wäre. Auch
e Lage wird so viel nicht ins Netz brin-
die senkrechte, welche die Spinne erwäh-
l das Netz dichter, soll es lockerer, soll
b da dicker oder dünner seyn? Ich fürchte,
äusseren Fäden nicht vielmal dicker wä-
die inneren, (wie es die Spinne zu ma-
t) oder wenn es inwendig dichter wäre,
jeder Wind würde das dichtere Gewebe
m, und von denen dünnen äußeren Fäden,
anze Gewebe halten sollen, abreissen; und
lle Arbeit vergebens. Wäre es aber lo-
ckerer

sie wird euch auslachen: sie brauchet keinen Stu
Spuhle, keinen Kamm, keinen Durchschuß des
keine Knoten: ihre hinteren Füße können d
den im Blinden heraus holen und dehnen,
Hintern denselben in gebührendem Abstande
ten. Soll die Spinne etwa nicht in der
des Gewebes, sondern in einer Ecke, im v
nen Winkel, als auf der Laure sitzen? Ih
der Spinne übel: sie ist in der Mitte, na
Seiten am nächsten zu ihrem Raube, und
dem Mittelpunkte das zarteste Gefühl von a
wegung, die im Umkreise ihr Netz berühre
sie ihr Netz krauser und verworrener machen
Weberey, die von der regelmäßigen und
migen abgeht, wird der Spinne mehr
Zeit und Materie kosten, als diese ord
Wenn aber ein Thierchen in ihr Netz ge
ist, wie wird es die Spinne machen, daß
nicht wieder los reißt? Sehet ihr nur

hängt sie es auf, bis ihr der Hunger
mmt.

§ 23.

Man sieht zwar aus aller dieser in die Raub-
e gepflanzten Klugheit, daß sie von dem weise-
Urheber der Natur mit besonderer Fähigkeit
erüstet sind, das zu thun, was sie thun; aber
erkennet doch auch zugleich, daß sie nicht da
einige Arten von Thieren ganz auszurotten,
rn nur ihren Ueberfluß zu tilgen, und ihre An-
in gewisse Schranken, und in ein bequemes
hältniß zu setzen. Die Raubthiere mußten
auch da seyn, und konnten in der Naturkette
wegbleiben; sie gehörten mit zur Mannich-
keit und Vielheit des Lebens in der Welt.
da sie auf Unkosten anderer Arten leben muß-
so sind ihnen von dem weisen Schöpfer enge
anken gesetzet. Es ist längst bemerket wor-
daß die schädlichsten und stärksten Raubthiere,
Löwen, Tieger u. d. gl. mit keiner besonderen
st oder List begabt sind; daß sie sich nicht so
vermehren, als andere; und daß sie sich unter
der selbst aufreiben; oder daß wenigstens ihre
e Brut andern häufig zur Speise dienen muß;
die jungen Crocodile von Fischen häufig wegge-
werden. Manchen ist auch ein besonderer
angelegt, der sie nicht allzuviel Verwüstung
ten läßt: entweder, daß sie den Winter hin-
schlafen, oder daß sie ihre erhaschte Beute
sam verdauen, und also lange daran zu zehren
n, wie die Schlangen und Crocodile, welche
die

die Thiere ganz verschlucken; oder daß sie sich sehr auf das Hungern verstehen, wie die Bären und Wölfe. Der Crocodil verschlucket auch wohl große Steine und Stücke Holz, wenn er sonst nichts hat, nur daß der Magen nicht zusammen schrumpfe: er ist dabey so steif und unbiegsam, daß er sich nicht hurtig drehen und wenden kann, und daß ihm also die meisten leicht entwischen [41]. Einige sind auch, die sich im Falle der Noth, statt der Thiere, mit Kräutern, Wurzeln, oder sonst etwas, behelfen. Wenn dagegen einem gefräßigen Raubthiere alle Vortheile zusammen, nämlich Größe Stärke, Werkzeuge, Geschwindigkeit, List, Kunst, nebst fruchtbarer Vermehrung, beygelegt wären: so würde solches zum größten Nachtheile anderer Thiere überhand genommen, und manche Arten wohl gar vertilget haben. Aber nun ist alles dieses vertheilet und gemäßiget, und daher bleiben alle Arten von Thieren in einem gleichen Verhältniß.

Zu diesem Gleichgewichte im Thierreiche tragen auch die Mittel, welche den schwächeren Thieren zu ihrem Schutze gegönnet sind, vieles bey. Sie haben zum Theil auch ihre Waffen, sich zu wehren, und wissen sie von Natur zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; sie kennen die Blöße und Schwäche ihres Feindes; oder es kömmt ihnen die Schärfe ihrer Sinne, Geschwindigkeit, Kunst, Vorsicht und Klugheit, zu ihrer Rettung und Sicherheit zu Statten. Und von diesen Vertheidi-

gungs-

41 Siehe von dergleichen Einschränkung der Raubthiere eine schöne Stelle beym Catesby T. II. p. 63.

tteln ist jeder leidenden Art so viel beyge-
iß es zureichet, aller Macht, Hurtigkeit
ihrer Feinde das Gegengewicht zu hal en,
n so viele zu entreißen, welche die Art be-
n gleichem Verhältnisse der Vielheit fort-
können. Diese Ordnung in der Natur
ich, nach des Herrn Plüche artigen Ver-
, wie die Verordnungen der Fischerey in
weisen Regimente; welche den Fischern
tze zum Fange zugestehen, aber auch de-
te bestimmen, damit die kleinen oder mitt-
he durch die lockern Netze entwischen kön-
d allemal genug übrig bleiben [42]. Ich
r hinzu, daß zu solcher menschlichen Vor-
n tieferes Erkenntniß nöthig ist, als nur
ze der Fische zu wissen. Aber es erforder-
ollkommen deutliche Vorstellung aller Wir-
welche eine jede Beschaffenheit, Kraft
rtigkeit der Thiere, in der Verknüpfung
t, zum Schaden oder zur Rettung hervor-
würde; wenn anders darunter ein beständ-
ches Verhältniß getroffen werden sollte.
drucket sich also ein göttlicher Verstand des
rs und Regierers der Welt aus.

will hier von demjenigen Schutze der Thie-
sagen, wenn sie, selbst durch ihre Farbe,
benachbarten Erde, dem Grase, Laube
ten, kaum zu unterscheiden sind; denn da-
die Thiere so ferne selbst nichts. Aber
Raupen finden dadurch Sicherheit, daß sie
sich

2 das Spectacle de la Nature T. I. P. I. p. 42.

sich stets auf der unteren Seite des Blattes a
ten; wie ich dergleichen weiße Raupen auf d
teren Seite des Ellernlaubes oft bemerket
welche sonst wegen ihrer Farbe leicht ins G
fallen würden, wenn sie die obere Seite besi

Die Blattwickler sind sobald nicht aus den
gekrochen, so wickeln sie mit ihrem Gespinns
Blatt zusammen, darinn sie verdeckt seyn kö
nur daß sie vorne und hinten, zum Ausgehe
zum Auswurfe, eine Oeffnung lassen. Ihre K
das Blatt immer näher zusammen zu ziehe
merkwürdig. Denn indem sie auf die ersten
sten Faden in der Mitte treten, so biegen si
selben durch ihre Last, und holen die Ränd
Blattes, woran die Enden der Fäden ge
sind, näher zusammen. Da kann denn die R
schon einen kürzeren Faden von einem Rande
andern ziehen, und wieder darauf treten, bi
die Ränder ganz zusammen rollen und
lassen [43].

Andere gesellige Raupen arbeiten gemeins
lich an einem Gespinnste, das verschiedene Bl
zusammen holet; woraus sie zwar nach ihrem
ter zu andern Blättern kriechen, aber doch ni

43 Der Herr Reaumur hat davon schon eine
Anmerkung gemacht in den Memoires de l'A
mie des Sciences 1730. p. 79. sqq. und diese
der Thierlein in seiner Insectenhistorie umstä
beschrieben. Siehe auch Hrn. Rösels Nacht
IV. Classe, n. I. § 1. sq.

eit, daß sie sich nicht bald in ihre Verschanzung
rück ziehen können [44].

Eine Kleider- und Pelzwerkmotte spinnet sich
sobald ein enges Gewand, dessen Oberzeug von
emselben wollenen oder haarnen Stoff genommen
t, wovon sie lebet. Daher ist es denn von dem
euge selbst nicht zu unterscheiden, und vom grü-
en Tuche grün, vom blauen blau, vom rothen
oth; daß es seinen Einwohnern nicht verrathen
ann. Das inwendige Futter aber machet die
Motte von ihrer eigenen weislichten Seide, worinn
e denn auch desto sanfter wohnet. Wenn ihr
ber das erste Kleid zu enge werden will, so ver-
ertiget sie sich bald ein neues, das weiter ist [45].
Sie bringen also die Kunst, ihre Kleider zu we-
en, mit sich auf die Welt; welche ihnen nicht al-
ein zum Schutze wider die Luft, sondern auch wi-
er ihre Verfolger, nöthig war. Es giebt auch
uf den Bäumen dergleichen mottenartige Wür-
ner, die sich in ein Gehäuse oder eine Hülse ein-
ehen, und so an den Blättern hangen und nagen,
uch damit weiter gehen können. Andere Maden
assen einen Schaum von sich, der sie über und
nd über bedecket. Andere bauen sich bald von zer-
agtem Grase und Halmen, bald von länglichten
Holz-

4 Eleazar Albin Tab. XIX Rösels I Classe, der Tag-
vögel n. IV. § 2.

5 Hr. Reaumur in den Memoires de l'Academie des
sciences, pag. 201 — 229. Swammerdam Tom. II.
p. 780. sq. Rösels Nachtvögel, IV Classe, n. XVII.
§ 1. sq.

Holzspänen, welche sie abgekieset, bald von
körnerchen, bald von kleinen Schneckenhäu
eine cylindrische Wohnung, die inwendig
ist, und damit sie weiter kriechen können.
sind werth, daß man sie in Cabinetten auf
es kann sie niemand sehen, ohne die Kunst
che darinn bewiesen ist, und den fertigen T
verachtesten Thierlein zu ihrem Schutze,
zu bewundern [46].

§ 24.

Gleichwie aber diese sich, während ihres
thums und ihrer Nahrung, zu verwahren
so schicken sich fast alle Insectenarten, nach
ner völligen Größe, zu ihrer Verwandlun
besonderer Vorsicht an. Sie entledigen sich
Auswurfes, verlassen den Ort ihrer vollen
und suchen sich einen geheimen verborgenen
kel, da sie die Zeit ihrer Verwandlung in
heit abwarten können. Ein Theil bespin
bewickelt sich in Blättern, welche sie zuglei
den Ast des Baumes heften, daß sie im
nicht mit den andern zur Erde fallen können;
als wenn sie wüßten, was den Blättern sons
der Ordnung der Natur begegnen muß [47].
dere verkriechen sich nur in eine Ritze der
unter das Obdach eines Hauses, unter das
fallene Laub, unter die Wurzeln des Baume

46 Rösels Wasserinsecten, II Classe, tab. XIV.
tab. XV. XVI. § 1. XVII. § 2.

47 Rösels Tagvögel, II Classe, n. III. § 2.

is Holz, oder gar tief in die Erde: und da hat
ne jede Art ihr eigenes beständiges Modell, wie
sich befestiget und schützet. Einige hängen sich
r mit dem Hintertheile an ein wenig Gespinnste,
id werden so hangend zu Puppen; andere ziehen
id schnüren sich einen vielfachen Faden um den
ib, daß sie als Puppen nicht herunter fallen kön-
n; andere weben sich, bald ein lockeres, bald
i dichtes Gespinnst, welches gleichsam ihr Win-
rbette seyn soll: und dieses Gespinnst ist entwe-
r aus bloßen Fäden gemacht, oder sie flechten ih-
Haare, oder zernagte Stückchen Blätter, oder
gebissene Holzspäne, oder Erd- und Sandkörner-
en mit hinein, welche die ganze Behausung von
ssen bedecken; dagegen inwendig alles mit sanfter
Seide überzogen ist [48].

Alles hat, bey jeder Art der Thierchen, seine ge-
isse Figur, sein Maaß und seine Zusammenfügung;
les ist aufs künstlichste gewebet und gewirket; und es
dafür gesorget, daß sie als Papilions bequem
ieder heraus kommen können. Denn da sie in
esem letzteren Zustande keine Zähne oder andere
Werkzeuge haben, ihr fast ledernes Gewebe aufzu-
ennen, oder zu zerreißen: so pflegen einige dassel-

Cc 2 be

[48] Man kann von dieser letzten Art, wie die Raupen
allerley mit in ihr äusseres Gespinnst flechten, und die
Materie dazu vorher zernagen und zusammen tra-
gen, einige Beyspiele beym Hrn. Rösel sehen,
Nachtvögel, II Classe, n. VI. § 3. XV. § 4. XVII.
§ 6. XVIII. § 6. XXII. § 2. XXVI. § 2. XXXIII. §. 3.
XL. §. 2. IV Classe, n. XII. § 5. sq. XIII. §. 5. etc.

be an dem einen Ende, wo ihr Kopf liegt, viel dünner zu machen, daß der Papilion nur mit dem Kopfe andrängen darf, um es zu zertheilen. Wenn man daher ihr Gehäuse an den Seiten aufschneidet, und die Puppe umkehret, daß der Kopf zu liegen kömmt, wo vorhin der Schwanz war, und vermachet hernach das Gespinnst wieder: so ist der Papilion nicht fähig, heraus zu kommen [49]. Sie erweichen denn auch die Stelle, wo sie heraus wollen, mit einem Safte, den der Papilion gleich nach abgestreifter Puppenhaut von sich läßt, dadurch der Leimen des Gewebes aufgelöset wird, daß der Papilion die Fäden desto leichter mit dem Kopfe von einander trennen kann [50]. Manche beschließen sich in ein Ey, das einen rechten Klappdeckel hat, welchen sie hernach nur abstoßen [51]. Eine gewisse Art Raupen webet sich ein flaschenförmiges Gehäuse, das mit einem künstlichen Schlosse an der Thüre verwahret ist. Es erheben sich nämlich von der Ründe des übrigen Gewebes viele steife und mit einer Federkraft versehene Fäden, und laufen in eine Spitze zusammen: da sie sich, als in einem Mittelpunkte, von selbst fest an einander schließen, und also durch einen äußern Druck nur desto fester zusammen halten; von innen aber leicht aufzudrängen sind, daß sie sich aus einander geben, und

49 Siehe, was ich oben in der 5ten Anmerkung erwähnet habe.

50 Rösels Nachtvögel, II Classe, n. 6. §. 5. n. XXXIV. §. 10. Supplement Tab. VII. VIII. §. 16. p. 53.

51 Rösels Nachtvögel, II Classe, n. LXII. §. 4.

...papillen einen Ausgang verstatten; her... wenn der Vogel aus dem Neste ist, sich ... wieder in ihrem Mittelpunkte schliessen, ...n kaum begreifen kann, wie derselbe heraus ...en ist*).

...ne so mannichfaltige Kunst, die diesen Thier... ...u ihrem nöthigen Schutze und zu ihrer Er... ..., mit einer angebornen Fertigkeit einge... ... ist, ohne daß sie selbst dabey Erfahrung, ..., Ueberlegung, Erfindung oder Uebung ... haben, ist kein Werk, das seinen ersten ...g in einer blinden Natur haben kann, son... ...s destomehr, in dieser blinden Natur, den ...d, die Absicht, Vorsehung und Weisheit ...öpfers ausdrücket.

§. 25.

...er den Insecten, wäre noch vieles von den ... und vierfüßigen Thieren zu sagen, so fern ... Nester und Gruben nicht allein zu ihrem ...alt, sondern auch zu ihrer Sicherheit, ...ichtigste und künstlichste anlegen. Aber ...hte mich zu weit in einen Theil der Natur... ...e führen, der sich so leicht nicht beschrei... ..., und auch noch nicht umständlich und ge... ...ug beobachtet ist. Ich will mich also lie... ...enen Mitteln wenden, welche die Thiere ge... ... wirkliche Verfolgung brauchen.

...etten sich nun manche hauptsächlich nur mit ...chwindigkeit ihrer natürlichen Bewegung; es

*) ...ls Nachtvögel, II Classe, n. IV. §. 5 — 9.

er rück oder seitwärts; ja, er thut Sprünge
her, daß der Hund die Spur verlieren sol
graue Casuar mit einem Straußenschnab
wenn er gejaget wird, im Sickfack, daß die
senen Pfeile desto eher triegen [53]. Die V
gel tauchen schnell unter Wasser, wenn au
schossen wird, und kommen erst weit von
te wieder hervor. Der fliegende Fisch re
vor dem jagenden Delphin in ein ander E
und gebrauchet sich nun seiner langen Fl
nicht zum Schwimmen, sondern zum Fl
der Luft; bis er sich mit mehrer Sicherhei
ins Wasser begeben kann. Die Fische,
Loligo, und Polypus, führen ein Behält
schwarzer Feuchtigkeit bey sich; und las
Dinte oft ausfließen, entweder wenn sie in
sind, damit sie der Feind in der finstern W
liere, und sie unterdessen entwischen möge
wie andere meynen, damit sie selbst ihre B
sto unvermerkter berücken mögen. Die

-nungsstimme bekommen haben, der Mut-
den Rücken zu springen, und ihre kleinen
-ze, um deren Schwanz, welchen sie als-
-f in die Höhe strecket, herum zu schlängen,
sich auf die Weise fest an die Mutter hal-
-en, wenn sie mit ihnen davon läuft [54].
-ere Thiere verlassen sich, gegen den An-
-f ihren Panzer oder auf ihre Waffen.
-madillo ist ein langsam Thier, aber er
-ine Stärke und Biegsamkeit. Weil er
-n Harnische von harten Knochen versehen
-her jedoch, wegen seiner Gelenke, eine
-rümmung leidet: so wickelt er sich mit ein-
-m Kopfe und Füßen als eine Kugel zu-
, und stellet sich dadurch gegen Klau und
Sicherheit; und in solcher sicheren Rü-
-giebt er sich auch, auf alle etwanige Ge-
-m Schlafe [55]. Das Stachelschwein hat
-s keine Geschwindigkeit zu seiner Rettung
-n: aber es stellet, durch eben solche Krüm-
-alle seine Spieße in die Ründe aufrecht zur
daß der beißige Feind mit blutigem Mau-
-iesen wird. Sonst pfleget es auch wohl
-wächeren Theile, Kopf, Bauch und Füße,
hohlen Baum, oder in eine andere Erd-
-höhlung zu verstecken, und den stachlichten

Rücken und Hintern zum Besten zu geben; da ihm denn nicht anzukommen ist [56]. Es giebt gar eine Art solcher Schweine, mit langen spitzigen Stacheln, von welcher man saget, daß sie ihre Stacheln, durch eine schnelle Ausspannung der Haut, als Pfeile von sich schießen, und ihren Feinden in den Leib werfen können, die denn, wegen ihrer Gegenhacken, schwer heraus gehen, aber sehr leicht tiefer eindringen [57].

Was soll ich viel von andern Thieren sagen, deren Wehr und Waffen bekannter sind? Ich will nur überhaupt dabey anmerken, daß ein jedes Thier von Natur seine Stärke fühlet, und sich der verliehenen Werkzeuge, es seyn Stacheln oder Hörner, Zähne, Schnabel, Klauen, Huf, Scheeren, Zangen, oder sonst etwas, zu seiner Gegenwehre zu gebrauchen weis. Ein Pferd wird sich nicht so leicht gegen den Wolf, wie das Schwein, mit den Zähnen vertheidigen wollen; sondern es kehret ihm den Hintern zu, sieht rückwärts oder durch die Beine durch, und schlägt mit den Hinterfüßen aus, daß der Wolf zu Boden fällt. Ein Schwein hergegen giebt von hinten keine Blöße, sondern drohet dem Wolfe oder Hunde mit seinen Hauern. Und so machen es ganze Heerden Pferde oder Schweine, daß jene sich mit den Hinterbeinen, diese mit den Hauern, auswärts gekehret, in einen

56 Memoires de l'Acad. des Sciences 1727. p. 547. sqq.

57 Seba T. I tab. L. n. I. Memoires de l'Acad. des Sciences T. I. p. 28. & anni 1727. p. 549. sq.

'reis stellen, und ihre Jungen in die Mit-
en, wenn ihnen ein reißend Thier etwas
will. Der Hund weist seine Zähne, die
rgegen zieht ihre Handschuhe aus, und hacket
nde damit nach der Schnauze und den Au-
Der Reiger hält den Falken, der über ihm
, immer seinen spitzigen Schnabel entge-
ß er sich darinn spießen soll. Ja, der jun-
r und ein junger Bock will schon mit den
stoßen, ehe sie hervor gewachsen sind. Sie
lso den Gebrauch ihrer Waffen nicht hinten
wenn sie dieselbe schon haben, sondern sie
iese Wissenschaft schon vor dem Besitze der

§ 26.

ist noch eine Art von Trieben zu betrachten
welche zur Paarung und Fortpflanzung des
chts dienet. Diesen Trieb haben alle Thie-
nmen, bey welchen sich ein zwiefaches Ge-
befindet; und es ist umgekehrt sicher: alle
die einen Trieb zur Paarung haben, fin-
h ein ander Geschlecht in der Welt, damit
paaren und Junge erzeugen können; so
s zu diesem Zwecke übereinstimmet. Die-
chäffte, welches die ganze Welt beständig
und die Absicht der Schöpfung unterhält,
allen seinen Umständen ein Wunder der
, und voller Spuren einer göttlichen Weis-
Ich will nur einige davon, welche meinem
hen am gemäßesten sind, berühren.

 Erstlich

Erstlich würde die Fortpflanzung der Thi
nicht erhalten seyn, wenn nicht das männliche u
weibliche Geschlecht einer jeden Art die Brunst
Einer Zeit empfände. So aber suchet und locket ei
das andere in einem gewissen Zeitmaaße, und
stillen ihre Begierden beyderseits an einander n
gemeinschaftlicher Lust. Wie verschieden ist al
nicht diese Zeit in so vielen tausend Arten der Th
re? und dennoch muß man gestehen, daß kei
einzige andere Zeit für jede Art bequemer se
könnte; wenn man sie nach der Lebensdauer d
Alten, nach der Länge ihrer Trächtigkeit, u
nach dem Verhältnisse des Jahres zu dem Unt
halte der gebornen, ausgebrüteten, oder ausg
krochenen Jungen abmessen will.

Wenn sich denn die Natur bey jedem reget:
ist dabey merkwürdig, daß ein jedes Thier den Ga
ten seiner Art kennet, und von allen andern unte
scheidet, ungeachtet eine solche Aehnlichkeit unt
manchen Arten von vierfüßigen Thieren, no
mehr aber unter den Vögeln und Fischen, und a
meisten unter den Insecten anzutreffen ist, daß w
Menschen, mit aller sorgfältigen Beobachtung
Mühe haben, eine Art nicht mit der andern zu ve
wechseln. Wenn also die Thiere nicht von Natu
ein klares Bild und Unterscheidungszeichen ihre
Art, und des andern Geschlechtes in ihrer Ar
hätten, und dieses vor allen andern liebten; s
würde eine wilde Vermischung unter den Thiere
entstehen, alles nach gerade ausarten, und viel
Bastarte und Misgeburten in die Welt gesetzt we
den; welches der Vollkommenheit und Glückselig

kei

keit der Lebendigen entgegen liefe. Daher denn auch solcher Verwirrung der Natur noch mehr durch die Unfruchtbarkeit solcher Bastarte vorgebeuget worden [58].

Diese

58 Ich will zwar nicht schlechterdings leugnen, daß ein Bastart fruchtbar seyn könne. Wenigstens hat uns der Herr **Balthasar Sprenger** in seinen Opusculis physico-mathematicis, in der II Abhandlung, aus eigenen unleugbaren Versuchen, bezeuget, daß er von einem Weibchen aus dem Geschlechte der Canarienvögel und einen Hänflinge Jungen gezogen, die sich schon ins vierte Glied vermehret haben. Allein, diese scheinen auch nur verschiedene Landesleute einer Art zu seyn. S. Joh. Leonh. Frischens Vorstellung der Vögel, I Classe, III Abtheil. und das nimmt mich eben so wenig Wunder, als wenn unter Menschen weiße und schwarze sich paaren, und deren Kinder wiederum fruchtbar sind. Der P. **Bouvet** schreibt in den Memoires de Trevoux 1705. P. I. p. 121. von den Mauleseln, daß sie nur, wie die Elephanten, alsdenn unfruchtbar wären, wenn sie ihre natürliche Freyheit nicht hätten; hergegen in der Tartarey und in Sina, wo sie frey herum giengen, auch ihr Geschlecht fortpflanzten. Allein, es ist wohl gewiß, daß dieses natürliche Thiere sind, welche der Gestalt der Maulesel nahe kommen, und daher zu dieser Nachricht Anlaß gegeben haben; wie ich mich erinnere in Hrn. Gmelins Reisebeschreibung und anderwärts gelesen zu haben. Der berühmte Hr. Hebenstreit, der die innere Beschaffenheit der Maulesel genauer zu untersuchen Gelegenheit und Befehl gehabt, hat sie in der Zergliederung zur Zeugung untüchtig befunden. Unter den vierfüßigen Thieren verschiedener Arten giebt es mehrere Vermischungen, als von einem Esel und einer Kuhe in der

sich stets auf der unteren Seite des Blattes aufhalten; wie ich dergleichen weiße Raupen auf der unteren Seite des Ellernlaubes oft bemerket habe, welche sonst wegen ihrer Farbe leicht ins Gesicht fallen würden, wenn sie die obere Seite bestiegen.

Die Blattwickler sind sobald nicht aus dem Eye gekrochen, so wickeln sie mit ihrem Gespinnste ein Blatt zusammen, darinn sie verdeckt seyn können; nur daß sie vorne und hinten, zum Ausgehen und zum Auswurfe, eine Oeffnung lassen. Ihre Kunst, das Blatt immer näher zusammen zu ziehen, ist merkwürdig. Denn indem sie auf die ersten längsten Faden in der Mitte treten, so biegen sie dieselben durch ihre Last, und holen die Ränder des Blattes, woran die Enden der Fäden geheftet sind, näher zusammen. Da kann denn die Raupe schon einen kürzeren Faden von einem Rande zum andern ziehen, und wieder darauf treten, bis sich die Ränder ganz zusammen rollen und heften lassen [43].

Andere gesellige Raupen arbeiten gemeinschaftlich an einem Gespinnste, das verschiedene Blätter zusammen holet; woraus sie zwar nach ihrem Futter zu andern Blättern kriechen, aber doch nicht so weit,

43 Der Herr Reaumur hat davon schon eine artige Anmerkung gemacht in den Memoires de l'Academie des Sciences 1730. p. 79. sqq. und diese Kunst der Thierlein in seiner Insectenhistorie umständlich beschrieben. Siehe auch Hrn. Rösels Nachtvögel, IV. Classe, n. I. § 1. sq.

eit, daß sie sich nicht bald in ihre Verschanzung
rück ziehen können [44].

Eine Kleider- und Pelzwerkmotte spinnet sich
sobald ein enges Gewand, dessen Oberzeug von
emselben wollenen oder haarnen Stoff genommen
t, wovon sie lebet. Daher ist es denn von dem
euge selbst nicht zu unterscheiden, und vom grü-
en Tuche grün, vom blauen blau, vom rothen
oth; daß es seinen Einwohnern nicht verrathen
ann. Das inwendige Futter aber machet die
Motte von ihrer eigenen weislichten Seide, worinn
e denn auch desto sanfter wohnet. Wenn ihr
ber das erste Kleid zu enge werden will, so ver-
ertiget sie sich bald ein neues, das weiter ist [45].
Sie bringen also die Kunst, ihre Kleider zu we-
en, mit sich auf die Welt; welche ihnen nicht al-
ein zum Schutze wider die Luft, sondern auch wi-
er ihre Verfolger, nöthig war. Es giebt auch
uf den Bäumen dergleichen mottenartige Wür-
ner, die sich in ein Gehäuse oder eine Hülse, ein-
iehen, und so an den Blättern hangen und nagen,
uch damit weiter gehen können. Andere Maden
assen einen Schaum von sich, der sie über und
nd über bedecket. Andere bauen sich bald von zer-
nagtem Grase und Halmen, bald von länglichten
Holz-

44 Eleazar Albin Tab. XIX Rösels I Classe, der Tag-
vögel n. IV. § 2.

45 Hr. Reaumur in den Memoires de l'Academie des
sciences, pag. 201 — 229. Swammerdam Tom. II.
p. 780. sq. Rösels Nachtvögel, IV Classe, n. XVII.
§ 1. sq.

Holzspänen, welche sie abgekieset, bald von Sa körnerchen, bald von kleinen Schneckenhäuserd eine cylindrische Wohnung, die inwendig tape ist, und damit sie weiter kriechen können. D sind werth, daß man sie in Cabinetten aufbeh es kann sie niemand sehen, ohne die Kunst, w che darinn bewiesen ist, und den fertigen Trieb verachtesten Thierlein zu ihrem Schutze, höch zu bewundern [46].

§ 24.

Gleichwie aber diese sich, während ihres Wac thums und ihrer Nahrung, zu verwahren wiss so schicken sich fast alle Insectenarten, nach erhal ner völligen Größe, zu ihrer Verwandlung m besonderer Vorsicht an. Sie entledigen sich al Auswurfes, verlassen den Ort ihrer vollen Wei und suchen sich einen geheimen verborgenen Wi kel, da sie die Zeit ihrer Verwandlung in Sich heit abwarten können. Ein Theil bespinnt u bewickelt sich in Blättern, welche sie zugleich den Ast des Baumes heften, daß sie im Herb nicht mit den andern zur Erde fallen können; glei als wenn sie wüßten, was den Blättern sonst na der Ordnung der Natur begegnen muß [47]. A dere verkriechen sich nur in eine Ritze der Rind unter das Obdach eines Hauses, unter das abg fallene Laub, unter die Wurzeln des Baumes, i

da

46 Rösels Wasserinsecten, II Classe, tab. XIV. §2. tab. XV. XVI. § 1. XVII. §2.

47 Rösels Tagvögel, II Classe, n. III. §2.

Holz, oder gar tief in die Erde: und da hat
ede Art ihr eigenes beständiges Modell, wie
h befestiget und schützet. Einige hängen sich
nit dem Hintertheile an ein wenig Gespinnste,
verden so hangend zu Puppen; andere ziehen
schnüren sich einen vielfachen Faden um den
daß sie als Puppen nicht herunter fallen kön-
andere weben sich, bald ein lockeres, bald
ichtes Gespinnst, welches gleichsam ihr Win-
te seyn soll: und dieses Gespinnst ist entwe-
us bloßen Fäden gemacht, oder sie flechten ih-
aare, oder zernagte Stückchen Blätter, oder
issene Holzspäne, oder Erd- und Sandkörner
mit hinein, welche die ganze Behausung von
n bedecken; dagegen inwendig alles mit sanfter
e überzogen ist [48].

Alles hat, bey jeder Art der Thierchen, seine ge-
Figur, sein Maaß und seine Zusammenfügung;
ist aufs künstlichste gewebet und gewirket; und es
afür gesorget, daß sie als Papilions bequem
r heraus kommen können. Denn da sie in
n letzteren Zustande keine Zähne oder andere
kzeuge haben, ihr fast ledernes Gewebe aufzu-
en, oder zu zerreißen: so pflegen einige dassel-

 bi

[48] Man kann von dieser letzten Art, wie die Raupen
lerley mit in ihr äusseres Gespinnst flechten, und die
Materie dazu vorher zernagen und zusammen tra-
en, einige Beyspiele beym Hrn. Rösel sehen,
achtvögel, II Classe, n. VI. § 3. XV. § 4. XVII.
6. XVIII. § 6. XXII. § 2. XXVI. § 2. XXXIII. §. 3.
L. §. 2. IV Classe, n. XII. § 5. sq. XIII. §. 5. etc.

Papilion nicht fähig, heraus zu kommen:
erweichen denn auch die Stelle, wo sie hera
len, mit einem Safte, den der Papilio
nach abgestreifter Puppenhaut von sich läß
durch der Leimen des Gewebes aufgelöset w
der Papilion die Fäden desto leichter mit de
von einander trennen kann[50]. Manche be
sich in ein Ey, das einen rechten Klappde
welchen sie hernach nur abstoßen [51]. Eine
Art Raupen webet sich ein flaschenförmiges G
das mit einem künstlichen Schlosse an de
verwahret ist. Es erheben sich nämlich
Ründe des übrigen Gewebes viele steife u
einer Federkraft versehene Fäden, und la
eine Spitze zusammen: da sie sich, als i
Mittelpunkte, von selbst fest an einander
sen, und also durch einen äußern Druck n
fester zusammen halten; von innen aber lei
zudrängen sind, daß sie sich aus einander

dem Papilion einen Ausgang verstatten; her- aber, wenn der Vogel aus dem Neste ist, sich selbst wieder in ihrem Mittelpunkte schließen, man kaum begreifen kann, wie derselbe heraus mmen ist*[12].

Eine so mannichfaltige Kunst, die diesen Thier-, zu ihrem nöthigen Schutze und zu ihrer Er- ung, mit einer angebornen Fertigkeit einge- nzet ist, ohne daß sie selbst dabey Erfahrung, cht, Ueberlegung, Erfindung oder Uebung ig haben, ist kein Werk, das seinen ersten rung in einer blinden Natur haben kann, son- das destomehr, in dieser blinden Natur, den stand, die Absicht, Vorsehung und Weisheit Schöpfers ausdrücket.

§. 25.

Außer den Insecten, wäre noch vieles von den eln und vierfüßigen Thieren zu sagen, so fern hre Nester und Gruben nicht allein zu ihrem nthalte, sondern auch zu ihrer Sicherheit, vorsichtigste und künstlichste anlegen. Aber möchte mich zu weit in einen Theil der Natur- ichte führen, der sich so leicht nicht beschrei- läßt, und auch noch nicht umständlich und ge- genug beobachtet ist. Ich will mich also lie- zu denen Mitteln wenden, welche die Thiere ge- ihre wirkliche Verfolgung brauchen.

[illegible] retten sich nun manche hauptsächlich nur mit Geschwindigkeit ihrer natürlichen Bewegung;

[illegible]ischs Nachtvögel, II Classe, n. IV. §. 5 — 9.



er rück oder seitwärts; ja, er thut Sprünge
her, daß der Hund die Spur verlieren sol
graue Casuar mit einem Straußenschnab
wenn er gejaget wird, im Sicksack, daß die
senen Pfeile desto eher triegen [13]. Die W
gel tauchen schnell unter Wasser, wenn au
schossen wird, und kommen erst weit von
te wieder hervor. Der fliegende Fisch re
vor dem jagenden Delphin in ein ander E
und gebrauchet sich nun seiner langen Flo
nicht zum Schwimmen, sondern zum Fli
der Luft; bis er sich mit mehrer Sicherheit
ins Wasser begeben kann. Die Fische,
Loligo, und Polypus, führen ein Behält
schwarzer Feuchtigkeit bey sich; und lass
Dinte oft ausfließen, entweder wenn sie in
sind, damit sie der Feind in der finstern W
liere, und sie unterdessen entwischen möge
wie andere meynen, damit sie selbst ihre B
sto unvermerkter berücken mögen. Die

ine Warnungsstimme bekommen haben, der Mut-
er auf den Rücken zu springen, und ihre kleinen
Schwänze, um deren Schwanz, welchen sie als-
enn steif in die Höhe strecket, herum zu schlingen,
amit sie sich auf die Weise fest an die Mutter hal-
en können, wenn sie mit ihnen davon läuft [54].

Andere Thiere verlassen sich, gegen den An-
riff, auf ihren Panzer oder auf ihre Waffen.
Der Armadillo ist ein langsam Thier, aber er
ennet seine Stärke und Biegsamkeit. Weil er
nit einem Harnische von harten Knochen versehen
t, welcher jedoch, wegen seiner Gelenke, eine
tarke Krümmung leidet: so wickelt er sich mit ein-
ebogenem Kopfe und Füßen als eine Kugel zu-
ammen, und stellet sich dadurch gegen Klau und
Zahn in Sicherheit; und in solcher sicheren Rü-
tung begiebt er sich auch, auf alle etwanige Ge-
ahr, zum Schlafe [55]. Das Stachelschwein hat
leichfalls keine Geschwindigkeit zu seiner Rettung
ekommen: aber es stellet, durch eben solche Krüm-
nung, alle seine Spieße in die Ründe aufrecht zur
Wehre, daß der beißige Feind mit blutigem Mau-
e abgewiesen wird. Sonst pfleget es auch wohl
eine schwächeren Theile, Kopf, Bauch und Füße,
n einem hohlen Baum, oder in eine andere Erd-
nd Felshöhlung zu verstecken, und den stachlichten

4 Siehe von dem Calmar des Herrn Needham Nouvelles observations Microscopiques, p. 38. und von der Feldratze, den Seba T. I. tab. XXXI. 5. Tom. II. tab. LXXXIV. 4.

5 Seba T. I. tab. XXXVII. n. 2. 3. tab. LIII. 5.

Rücken und Hintern zum Besten zu geben; da ihm denn nicht anzukommen ist [56]. Es giebt gar eine Art solcher Schweine, mit langen spitzigen Stacheln, von welcher man saget, daß sie ihre Stacheln, durch eine schnelle Ausspannung der Haut, als Pfeile von sich schießen, und ihren Feinden in den Leib werfen können, die denn, wegen ihrer Gegenhacken, schwer heraus gehen, aber sehr leicht tiefer eindringen [57].

Was soll ich viel von andern Thieren sagen, deren Wehr und Waffen bekannter sind? Ich will nur überhaupt dabey anmerken, daß ein jedes Thier von Natur seine Stärke fühlet, und sich der verliehenen Werkzeuge, es seyn Stacheln oder Hörner, Zähne, Schnabel, Klauen, Huf, Scheeren, Zangen, oder sonst etwas, zu seiner Gegenwehre zu gebrauchen weis. Ein Pferd wird sich nicht so leicht gegen den Wolf, wie das Schwein, mit den Zähnen vertheidigen wollen; sondern es kehret ihm den Hintern zu, sieht rückwärts oder durch die Beine durch, und schlägt mit den Hinterfüßen aus, daß der Wolf zu Boden fällt. Ein Schwein hergegen giebt von hinten keine Blöße, sondern drohet dem Wolfe oder Hunde mit seinen Hauern. Und so machen es ganze Heerden Pferde oder Schweine, daß jene sich mit den Hinterbeinen, diese mit den Hauern, auswärts gekehret, in einen

56 Memoires de l'Acad. des Sciences 1727. p. 547. sqq.

57 Seba T. I tab. L. n. I. Memoires de l'Acad. des Sciences T. I. p. 28. & anni 1727. p. 549. sq.

reis stellen, und ihre Jungen in die Mit-
en, wenn ihnen ein reißend Thier etwas
will. Der Hund weist seine Zähne, die
rgegen zieht ihre Handschuhe aus, und hacket
nde damit nach der Schnauze und den Au-
Der Reiger hält den Falken, der über ihm
, immer seinen spitzigen Schnabel entge-
ß er sich darinn spießen soll. Ja, der jun-
r und ein junger Bock will schon mit den
stoßen, ehe sie hervor gewachsen sind. Sie
lso den Gebrauch ihrer Waffen nicht hinten
venn sie dieselbe schon haben, sondern sie
iese Wissenschaft schon vor dem Besitze der

§ 26.

ist noch eine Art von Trieben zu betrachten
welche zur Paarung und Fortpflanzung des
hts dienet. Diesen Trieb haben alle Thie-
nmen, bey welchen sich ein zwiefaches Ge-
befindet; und es ist umgekehrt sicher: alle
die einen Trieb zur Paarung haben, fin-
ein ander Geschlecht in der Welt, damit
paaren und Junge erzeugen können; so
s zu diesem Zwecke übereinstimmet. Die-
hälfte, welches die ganze Welt beständig
und die Absicht der Schöpfung unterhält,
allen seinen Umständen ein Wunder der
und voller Spuren einer göttlichen Weis-
Ich will nur einige davon, welche meinem
en am gemäßesten sind, berühren.

gemeinschaftlicher Lust. Wie verschieden
nicht diese Zeit in so vielen tausend Arten d
re? und dennoch muß man gestehen, da
einzige andere Zeit für jede Art bequem
könnte; wenn man sie nach der Lebensda
Alten, nach der Länge ihrer Trächtigkei
nach dem Verhältnisse des Jahres zu dem
halte der gebornen, ausgebrüteten, oder
krochenen Jungen abmessen will.

Wenn sich denn die Natur bey jedem re
ist dabey merkwürdig, daß ein jedes Thier d
ten seiner Art kennet, und von allen andern
scheidet, ungeachtet eine solche Aehnlichkei
manchen Arten von vierfüßigen Thieren
mehr aber unter den Vögeln und Fischen, i
meisten unter den Insecten anzutreffen ist, d
Menschen, mit aller sorgfältigen Beoba
Mühe haben, eine Art nicht mit der andern
wechseln. Wenn also die Thiere nicht von

keit der Lebendigen entgegen liefe. Daher denn auch solcher Verwirrung der Natur noch mehr durch die Unfruchtbarkeit solcher Bastarte vorgebeuget worden [58].

Diese

58 Ich will zwar nicht schlechterdings leugnen, daß ein Bastart fruchtbar seyn könne. Wenigstens hat uns der Herr Balthasar Sprenger in seinen Opusculis physico-mathematicis, in der II Abhandlung, aus eigenen unleugbaren Versuchen, bezeuget, daß er von einem Weibchen aus dem Geschlechte der Canarienvögel und einen Hänflinge Jungen gezogen, die sich schon ins vierte Glied vermehret haben. Allein, diese scheinen auch nur verschiedene Landesleute einer Art zu seyn. S. Joh. Leonh. Frischens Vorstellung der Vögel, I Classe, III Abtheil. und das nimmt mich eben so wenig Wunder, als wenn unter Menschen weiße und schwarze sich paaren, und deren Kinder wiederum fruchtbar sind. Der P. Bouvet schreibt in den Memoires de Trevoux 1705. P. I. p. 121. von den Mauleseln, daß sie nur, wie die Elephanten, alsdenn unfruchtbar wären, wenn sie ihre natürliche Freyheit nicht hätten; hergegen in der Tartarey und in Sina, wo sie frey herum giengen, auch ihr Geschlecht fortpflanzten. Allein, es ist wohl gewiß, daß dieses natürliche Thiere sind, welche der Gestalt der Maulesel nahe kommen, und daher zu dieser Nachricht Anlaß gegeben haben; wie ich mich erinnere in Hrn. Gmelins Reisebeschreibung und anderwärts gelesen zu haben. Der berühmte Hr. Hebenstreit, der die innere Beschaffenheit der Maulesel genauer zu untersuchen Gelegenheit und Befehl gehabt, hat sie in der Zergliederung zur Zeugung untüchtig befunden. Unter den vierfüßigen Thieren verschiedener Arten giebt es mehrere Vermischungen, als von einem Esel und einer Kuhe in

der

Diese Kenntniß seiner Art ist um so viel mehr an den Thieren zu bewundern, wo das Weibchen an der

der Barbarey, woraus ein ungehörntes Lastthier, Kumrah genannt, entstehet, von welchem Shaw in seiner Voyage dans plusieurs Provinces de la Barbarie et du Levant, welche aus dem Engl. übersetzt im Haag 1743. 4. herausgekommen ist, in den Observations physiques sur les royaumes d'Alger. T. I. cap. II. p. 309. Nachricht giebt. Der Herr Hallen schreibt Tom. I. p. 306. von dem Ziegenbocks Geschlechte: Diese Thiere scheinen eben so viele Aehnlichkeit mit den Schafen zu haben, als der Esel mit dem Pferde: und der Ziegenbock be'eget das Schaf eben so gerne, indem sich der Widder unterdessen, wegen des Nachsehens wieder von der Ziege schadlos halten läßt. Zuweilen erfolgen davon einige Ausartungen, die Geschlechter aber bleiben dennoch immer unterschieden. Ob er dieses selbst beobachtet, oder aus andern Nachrichten genommen habe, wird dabey nicht angezeigt. Ich habe in den vernünftigen Gedanken von der Natur eines Ungenannten, der sich einen Christlichen Gottesfreund nennet, p. 424. von einem Bastart eines Stiers und einer Stutte gelesen, welches Baf heißt. Ein guter Freund, der aus Holland kam, erzählte mir auch, daß die Gottselige Statthalterinn eine dunkelbraune schwarz gefleckte Tiegerinn aus Ostindien bekommen, die von einem Hunde, der ihr Gespiel war, befruchtet sey und Jungen geworfen habe. Wie sie aber ausgesehen, weis ich nicht; und meine Leser werden diese Vermischungen nur zur weitern Untersuchung annehmen. Denn man kann in dergleichen Berichten von Bastarten nicht vorsichtig genug seyn. Döbel in seiner Jäger-Practica I Th. p. 35. a. bezeuget, daß er eine schwarze zahme Wölfinn in Dessau mit einem Hetzhunde zugelassen, welche 6 todte Jungen davon

im

er Gestalt und Farbe dem Männlein nicht ähn-
ch ist, wie man insonderheit bey vielen Vögeln,
Fischen

im Leibe gehabt, und bey dem Wölfen crepirt sey. Dieses bestätiget auch Catesby von Carolina, (nach der mir jetzt in die Hände fallenden deutschen Uebersetzung, Bogen K, 1. a.) daß daselbst vorhin bey den Indianern die Wölfe, statt der Hunde, Hausthiere gewesen: nachher hätten sich diese Wölfe mit den Europäischen Hunden vermischt und sich vermehrt. Es ist dabey doch merkwürdig, daß die Europäischen Hunde, welche nicht von der Vermischung mit Wölfen herkamen, diejenigen, die davon entsprossen, nicht wohl leiden konnten, und solche, wenn sie ihnen aufstießen, anfielen, da sich denn die Wolfart nur bloß vertheidigte, und mit eingezogenem Schwanze des andern Wuth zu entgehen suchte. Obgenannter Döbel III Th. p. 177. a. fin. saget auch, daß die Vermischung eines Fuchses mit einer zahmen Katze angehe. Dem Hrn. Büffon haben aber seine Versuche mit einem Hunde und einer Wölfinn, so wenig als mit einem Fuchse und einer Hündinn, und mit Hasen und Kaninchen, gelingen wollen. S. III Th. I B. p. 116. sq. II B. p. 170. und p. 34. sq. Wölfe und Hunde sind also wohl gewiß Thierarten, die einander so nahe kommen, als Hänflinge und Canarienvögel, und also ihr vermischtes Geschlecht fortpflanzen. Jedoch wäre zu untersuchen, ob auch dieß vermischte Geschlecht etwa wieder in eine reine Art zurückspringt, wenn ein Weibchen von der reinen Art sich mit der gemischten begattete. Wenigstens schreibt der Herr Archiater von Linne, Amoenitt. Tomo VI. p. 14. Hybridae plantae et animantes, propagatae per plures generationes, sensim ad matris naturam redeunt. Und so unterhält man in Schweden die gute Schaf- und Ziegenart durch frische spanische Widder und frische angorische Böcke. Wenn aber spanische
Schafe

selbst p. 13. Deswegen behauptet er in D
Sexu Plantar. Petrop. 1760. 4. p. 9. sq. von
zen sowohl als Thieren, die Substantia cortic
vom Vater, die medullaris aber von der M
Was im Pflanzenreiche für Vermischungen u
starterzeugungen möglich sind, hat der Herr
reuter noch mit mehren schönen und küns
Versuchen bewiesen in der Nachricht von
das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Ver
Leipz. 1761. 8. und in der Fortsetzung 17
Man sieht aber aus allen: die Natur wi
selbst keine neue und sich fortpflanzende Bastar
in der Welt haben. Die Thiere werden sich
ler Freyheit nicht mit fremden Arten beg
und wenn man Thiere und Pflanzen durch
und Kunst dahin bringet, so schlagen sie endli
der ins mütterliche reine Geschlecht hinein
dieß nicht wäre: so würden wir längst die
Thiere und Pflanzen verloren haben, und
Bastarte oder Misgeburten wahrnehmen.
auch Rösels Gedanken davon, Tagvögel II
n. V. § 5. Die Versuche der Menschen an de
ren sind indeß nicht zu tadeln; nicht allein

n halten möchte. Ein besonder Beyspiel geben
ns davon gewisse Papilione, deren Weibchen gar
eine Flügel haben, und den Wanzen ganz ähn-
ch sehen [59]. Ein ander Weibchen solcher Papi-
onen sollte man gar kaum für ein Thier, sondern,
ach seiner Gestalt und Unbeweglichkeit, viel eher
ür eine Galle des Eichbaums halten. Dennoch
ehen die Männchen zu keinem der fliegenden, ih-
en selbst weit ähnlichern Papilion-Weibchen auf
ie Freyte, sondern gatten sich allein mit einem
ngestalten Wanzen- oder Gallen-ähnlichen Weib-
in.

Ich habe mich auch oft darüber gewundert,
vie die Thiere das andere Geschlecht ihrer Art,
chon von Ferne, an der bloßen Stimme kennen.
Nun ließe sich dieses noch wohl begreifen, wo beyde
Geschlechter stets beysammen sind, beyde eine
ähnliche Stimme von sich geben: aber unter den
Vögeln, Heuschrecken, Grillen u. s. w. locket meh-
entheils nur ein Geschlecht, und läßt den Laut nicht
her von sich hören, als bis es zur Paarung rufen
vill. Wie kennet denn das junge Nachtigallweib-
chen, in dem Walde, unter dem mancherley Ge-
witscher von so vielen Vögeln, seines Bräutigams
Stimme von weiten? und warum verführet dieser
liebliche Ton nicht hundert andere Vögel verschie-
dener Art, daß sie alle zu diesem Sanger eilen,
und sich um dessen Verbindung bewerben? Bey
den Grillen ist es noch sonderbarer, daß sie die Stimme
ihres

59 Rösels Nachtvögel II Classe, n. XXXIX. und XL.
§ 4. sq. Supplement tab. XIII. XIV. XL. 6.

Es ist weiter bey der Paarung der T
bemerken, theils daß die Zeugungsglieder de
fachen Geschlechtes einer Art so wohl auf
einander passen, daß sie nicht anders, als m
sicht für einander, gemacht seyn können;
daß jedes Thier in der Paarung eine Fe
beweist, die Stellung anzunehmen, und di
wegung zu verrichten, welche zu der Handlu
bequemste ist.

Von dem ersteren haben wir ausneh
Beweise an gewissen Thieren, deren Zeugun
der ausserordentlich gestaltet sind. Die wei
Krebse haben unstreitig eine gedoppelte Oef
wodurch sie den männlichen Samen empf
und hernach die Eyer von sich lassen; und a
Oeffnungen passet auch ein gedoppelt Glie
männlichen Krebses, welches der unermüde
turforscher unsers Deutschlandes, Herr Rös
zuverlässigsten angezeiget hat [60]. So verh

...get hat. Das Thier, Opossum, hat zwar ...in einfaches Zeugungsglied, aber das männ... theilet sich in einen Zwiesel, oder griechisch Υ. ...siehe, die Scheide des weiblichen theilet sich ...falls im Leibe in zween Gänge zu verschiede... Bährmüttern [61]. Manche Schlangen haben ...in vierfaches männliches Glied; jedoch beste... ...e eigentlich nur aus zweenen Stämmen, deren ...sich auf gleiche Weise in einen Zwiesel theilet; ...ich sind aber auch der weiblichen Schlangen ...Geburtsglieder und Eyerstöcke eingerichtet [62]. ...Wer saget es aber den Thieren, wo sie es su... und wie sie sich dabey gebärden sollen, das ...zu treffen, und die Handlung zu verrichten? ...die Zeugungsglieder sitzen nicht bey allen an ...Orte, und die Bildung der Körper ist auch ...verschieden. Bey den vierfüßigen Thieren ...die Zeugungsglieder unter dem Bauche, zwi... ...den Hinterbeinen, beym Schwanze, in der ...barschaft der Oeffnung des Mastdarmes; aber ...e Thiere haben sie auch unter der Brust, wie ...pinnen und Krebse. Bey den Wasserlibellen ...sie gar eine verschiedene Stelle: in dem ...nchen, unter der Brust, in dem Weibchen, ...dem Schwanze.

Wie?

...[61] ...m dem Männchen handelt Cowper in des Motte ...Abridgment von den Philosophical-Transactions, ...III. pag. 333. von dem Weibchen Tyson in Low... ...orps Abridgment, Vol. II. p. 889.

...[62] ...T. II. tab. CIX. p. 121. Bradley's Works of Na... ...p. 72. editionis in 4.

anzuwenden: Noch bloßer ist alles, was ...
von geschrieben, oder vielmehr gemuthmaß...
nicht allein ungewiß, sondern auch sehr ungl...
Der Elephant weis es, verräth aber die...
heimniß der Natur den Menschen nicht, ...
sich in der Gefangenschaft nicht gattet. V...
Kameelen könnten uns die Reisebeschreibun...
Nachricht gegeben haben: ich weis aber n...
wir eine zuverläßige haben; wenigstens wide...
sich das sehr, was ich davon gelesen. Ar...
saget, H. A. VI, 60. Der Kameel verrich...
Begattung ohne Zeugen. Ein geehrter Fr...
Dresden, dem ich mich desfalls hiedurch ö...
sehr verpflichtet zu seyn erkenne, hat sich ...
halben die Mühe gegeben, und sich die P...
der Trampelthiere mit doppeltem Puckel i...
königlichen Stalle zeigen lassen. Sie ist g...
sonders: das Weib muß auf allen vieren ...
knien und das männliche Trampelthier rutsc...
hinten, in der Stellung, als wenn ein Hu...

...r Hr. Seba schreibt,[62] daß sich das Weib...
...ücken leget; bey welcher Stellung keines
...ndern Stacheln verletzet wird. Eben die...
...tet er aus des Louis de Capine Itin. Amer.
...on den Crocodilen,[64] welche in der That
...en des langen, steifen und dicken Schwan...
... wohl die gemeine Stellung der vierfüßi...
...re beobachten können. Daß aber das
... hernach nicht von selbst wieder auf die
...mmen könnte, sondern von dem Männlein
...rum gewälzet werden müßte, das brauchet
...s mehreren Beweises. Aelianus XV. 19.
...h von der weiblichen Schildkröte, sie lege
...en Rücken: und Steller schreibt von den
...n im Hamb. Magaz. XI B. p. 497.
...ich wie die Menschen begatten: und eben
...gt er von der Seekuh, daselbst p. 156. sq.
...der Brunstzeit auf dem Rücken schwimme,
...herankommenden Gatten mit den Armen
...d wieder von ihm umfasset werde. S.
...mentarios Acad. Petrop. Tom. II. Von
...ische schreiben viele, daß sich beyde Ge...
...gegen einander, bey der Paarung, in die
...en, und mit den Flossfedern, oder soge...
...Flossen, umfassen. Allein, ich wollte lie...
...en, was Paul Dudley Esq. schreibt,[65]

Dd 2 daß

...T. I. p. 81. sq. tab. LI. 2. Siehe auch die Me...
...s de l'Acad. des Sciences, 1727. p. 554.
...T. I. tab. CV. 4.
...oph. Transact. n. 387. p. 256. Abridgment
...—1732. P. III. p. 69. sqq.

daß sich das Weiblein auf den Rücken wirft, und den Schwanz sinken läßt; da denn das Männlein hinauf rutschet, und von dem Weiblein mit ihren Finnen umschlungen wird. Eine gleiche Stellung hat Leeuwenhoeck, unter den kleinen Insecten, bey den Kefern bemerket; [65] da sich sonst die Papilione von hintenzu paaren, wie wir bey unsern Seidenwürmern wissen; manche Papilione auch gar in solcher Verknüpfung mit einander herum fliegen.

Viele Männlein unter den Insecten, als die Fliege, Wasserwanze u. s. w. steigen dem Weiblein auf den Rücken. Aber es giebt auch andere, da das Männlein von hinten unter des Weibleins Leib kriecht, wie ich selbst bey den Flöhen wahrgenommen habe. Und diese Stellung erforderte auch die aufgerichtete Biegung des männlichen Zeugungsgliedes, und die hängende des weiblichen. Bey den Heuschrecken und Grillen besteigt hingegen das Weib den Mann, wie Hr. Rösel angemerket [67]. Die Gebärdung der Wassernymphen ist gar besonders. Das Männlein umfasset, mit seiner Halszange am Schwanze, des Weibleins Hals von oben zu, und das Weiblein selbst drucket sich diese Halszange mit ihren Vorderfüßen begierig an. Weil aber das männliche Glied unter der Brust, und das weibliche unter dem Schwanze

sitzt,

66 Leeuwenhoeck in Arcanis naturæ detectis, p. 18.
67 Von den Flöhen, siehe Leeuwenh. p. 365 — 373. Rösels Heuschrecken und Grillen, n. I. n. II. §. 6. n. III. §. 9.

schienen beyde Glieder nunmehr desto wei
einander entfernet zu seyn. Aber siehe,
iblein krümmet ihren langen Hinterleib
terwärts, bis sie die untere Brust des
ins erreichet hat; und in solcher ringmäßi-
einigung flattern sie eine gute Weile in der
um [68].

der männlichen Spinne habe ich selbst be-
daß sie ihr Gewebe gerne auf der Nach-
des Weibchens machet. Da versuchet jene
mit vieler Behutsamkeit und Furcht, ob
ibchen Lust hat. Wenn dieses ist, so nä-
sich einander, hängen beyde an ihren Fä-
d, wie es mir vorgekommen ist, drücken
m Bauch; da sie sich denn bald darauf
nder abstoßen, und das Männchen wieder
n Gewebe eilet. Ich schloß daraus, daß
Orte beyder Zeugungsglieder seyn müßten.
nhoek hat auch das weibliche Werkzeug
erlegen an eben der oberen Stelle des
abgebildet. Allein, weil Herr Car. Clerk
und häufigere Beobachtungen der Spin-
stellet hat, und behauptet, daß die Männ-
gedoppeltes Glied in den Knoten ihrer Ar-
ten, womit sie den Hintertheil der weibli-
inne wechselsweise betasteten, streichelten,

 und

T. II. Wasserinsecten, II Classe, n. II. § 16.
II. § 7. Tab. X. fig. 5. Swammerdam T. I.
f.

Geschlechtsgliedmaßen an der Seite des
sitzen, welche sie zur Zeit der Paarung, wi
Hörner, gegen einander auslassen, und
einander schlängen, und so zugleich
der schwängern und von einander gesc
gert werden [71]. Die Fische sind, bekannt
sen, als Milch- und Rögenfische, und folgli
Männchen und Weibchen, unterschieden.
auch gewiß, daß sie sich um die Laichzeit paa
zusammen halten; ja, daß sie sich mit den B
stark an einander reiben, und mit den Schw
schlagen; da denn bald darauf das Weibche
Rögen von sich läßt, und hernach das Män

69 S. von der Gattung der Spinnen Lessers I
theologie p. 77. Leeuwenhöck in den
Transact. Vol. XXII. n. 272. p. 882. Lister d
neis lib. I. c. I. p. 2. welcher dem Hrn. Clerck
maßlich vorgegangen ist, daß die nodi anten
vielleicht ein gedoppelter penis seyn könnten.

seine Milch darüber herstreuet, oder damit vermischet. Dieß ist von den Strömlingen, Rothaugen, Karautschen, Karpfen, Braxen, Barßen, Hechten, Gründlingen genug beobachtet worden, und man hat an den Ufern und Buchten, wo die Fische in Menge streichen, wahrgenommen, daß das Wasser, von der starken Vermischung des Rögens und der Milch, recht weißgrau geschäumet hat †. Man will eben dasselbe von dem Ephemero oder Uferaase bemerket haben, daß dessen Weibchen über dem Wasser schwebe und seine Eyer darauf fallen lasse; da gleich das Männchen bereit sey, seinen Samen darüber zu säen *. Ja, ich will noch mehr sagen: es hat ein erfinderischer Mann, ein Lieutenant Jacobi in der Grafschaft Lippe, einen künstlichen Versuch an den Forellen gemachet, sie auf solche Art zu vermehren. Er stellte einen zwölf Fuß langen Wassertrog an solcher Stelle, wo die Quelle einen Fall hatte, und in den Trog geleitet werden konnte. Der Trog war unten zweene Zoll hoch mit groben Kießsande gefüllet. Fünf Zolle vom Boden war ein vergittertes Loch zum Abzuge des Wassers; oben eine Klappe mit dichten Drathgittern versehen, daß keine Wassermaus, aber wohl die Luft durchkommen konnte. Dann nahm er eine Rögenforelle, um die Zeit des Laichens, streichelte

 sie

† S. Hrn. Nic Giller in den Schwedischen Abhandlungen Th. X. p. 109. sqq. p. 116. sqq. und Th. XIII. p. 177. sqq. wie auch Willugbei Hist. Piscium lib. I. cap. 9.

* Swammerdam in Bibliis Naturæ T. I. p. 235.

sie sanft am Bauche, bis sie ihren Rögen in den Trog fallen ließ. Wiederum nahm er einen Milch-Forellen, streichelte ihn eben so, daß er auch seine Milch in den Trog ließ. Dieses beydes, Rögen und Milch, rührte er wohl mit einander um, und ließ es seine Zeit stehen. Und siehe, die Befruchtung der Eyer war dadurch bewirket; es kam eine große Menge junger Forellen in seinem Troge zum Vorscheine †. Wenn diesem Versuche, wie es scheint, wohl zu trauen ist: so weis ich des Herrn D. Grants Vorgeben damit schwerlich zusammen zu reimen [72], daß die Eyer schon im Leibe der Fische, durch eine Paarung, die von der Paarung anderer Thiere nicht abweichet, befruchtet werden: indem die Milchner gewiß eine Ruthe hätten, so wie die Rögner eine Mutterscheide und Scham, und beyderseits Glieder zusammengefüget würden, wenn sich die Fische an einander rieben. Er beruft sich darauf, daß er die männlichen Glieder verschiedener Fischarten, theils getrocknet, theils im Weingeiste aufbehalten, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburg gewiesen habe: und daß man in dem so befruchteten Rögen der Lächse, welchen sie in eine Grube verscharret hinterließen, schon kleine

† S. die physicalisch-öconomischen Auszüge, VI. B. 4 St. p. 552. sq. da auch erwähnt wird, daß eben diese Probe an den Lächsen gemacht worden sey.

72 D. W. Grants Schreiben an den Hrn. Hofrath von Haller von der Paarung und Fortpflanzung des Lachses, in den Abhandlungen der Schwedischen Academie, Th. XIV. p. 142 — 146.

ine Lachse sähe, die man in den Eyern, ehe sie
ı dem Rögner giengen, nicht sehen konnte.
eine Beobachtung der Paarung betrifft denn auch
entlich den Lachs: dessen Rögner sey allein ge-
nmen, und habe sich im Grunde eine Grube
wühlet; darauf wäre er wieder den Strom hin-
sgegangen, aber in einer halben Stunde mit
n Milchner wieder gekommen, und da hätten
) beyde in der Vertiefung an einander gerieben,
d zum Zeichen ihrer venerischen Arbeit Mund
d Fischohren dabey ausgespannet: gleich hernach
) der Milchner weggegangen, der Rögner aber
) zurück geblieben, und habe die Vertiefung wie-
r zugewühlet; jedoch habe er, D. Grant, nicht
merken können, daß sie Eyer oder Milch ins
Wasser gelassen, weil dieses von dem Wühlen trü-
geworden wäre. In dieser Beobachtung bleibt
s Reiben beyder Geschlechter an einander; und
an sollte wohl denken, daß solches nicht ohne
ützel geschehen werde, wie denn auch Artedi in
iner Ichthyologia den Fischen desfalls eine rechte
Begattung beymißt. Aber, weil Herr D. Grant
n der Ausschüttung weder des Rögens noch der
Milch etwas gesehen, so bleibt die Befruchtung
r Eyer im Mutterleibe unbewiesen; und es ist
er wider ihn, was er gesteht, daß man in sol-
en Eyern, die noch nicht von dem Rögner ge-
ngen, keine kleine Fische sehen könnte. Ge-
isser aber ist es noch, daß des Herrn Jacobi
nstliche Fortpflanzung der Forellen die Befruch-
ng der Eyer im Mutterleibe gänzlich aufhebt.
ben so wenig kann damit bestehen, was Herr

Joh. Gust. Wahlbom in einer Diss. de Sponsalibus Plantarum unter dem Herrn Linnäo 1751. §. 12. aus einigen Beobachtungen wissen will, daß die Milchner ihre Milch zuerst ausschütteten, welche die ihnen folgenden Rögner begierig einschluckten, und also ihren Rögen durch den Mund befruchteten. Eine Meynung, die zwar nicht neu ist, aber vermuthlich durch einen voreiligen Schluß gefasset zu seyn scheint. Wenn ich alle sichere Erfahrungen zusammen halte: so kann ich nichts anders daraus schließen, als daß die Befruchtung der Fischeyer eine große Aehnlichkeit mit der Befruchtung des Froschlaichs hat. Das Reiben der Fische mit ihren Geburtsgliedern an einander mag eine Paarung heißen, soferne es einen Kützel und einen sinnlichen Reiz zur Beywohnung erreget, der die Ausgießung der Milch und des Rögens hervorlocken soll: aber die eigentliche Befruchtung der ausgegossenen Eyer scheint doch erst außer dem Leibe beyder Aeltern durch die Ueberschüttung mit der männlichen Milch zu geschehen. So verhält es sich mit den Fröschen, nach der zuverläßigsten Beschreibung unsers unvergeßlichen Rösels. Die Frösche sitzen einige Tage lang auf einander, und drücken sich mit aller Macht. Reißt man sie gewaltsam von einander, so hüpfet der Frosch alsobald begierigst wieder auf; bis dem Weibchen die Wehen ankommen, und sie ihren Laich wie einen Strom aus dem Geburtsgliede schießen läßt; da denn der Frosch zu gleicher Zeit als mit einer Convulsion den männlichen Samen über die Eyer sprützet. Und dann ist alles befruchtet und belebt.

Trifft

rifft sichs aber, wie es dem sel. Rösel ein paar-
ial wiederfahren, daß dem Männchen sein Sa-
ien eher entgangen ist: so ist aus dem nachher her-
ustretenden Froschlaiche nichts geworden, sondern
lles verdorben und verfaulet.

Ist dieses nicht eine wundernswürdige Mannich-
ltigkeit von gleich weisen Anstalten, welche alle
ı dem einen großen Zwecke dienen, die Geschlech-
er der Lebendigen fortzupflanzen und zu verewigen?
In welcher Schule der Liebe haben doch die Thie-
e so vielerley künstliche Stellungen und Bewegun-
en gelernet? oder wie hat ein jedes die ihm be-
uemste gewählet, und zur Fertigkeit gebracht?
Saget doch nicht: die Natur hat sie es gelehret.
Eine Rede, die keinen Verstand hat, wo ihr bey
er Natur hängen bleibt! Nehmet ihr auch in eu-
er Natur Eigenschaften an, woraus man den er-
ten Ursprung und zureichenden Grund von so man-
herley witzigen Erfindung und kunstmäßigen Fer-
igkeit verständlich begreifen kann? Oder machet
hr nicht vielmehr die Natur zum unverständigen
Abgotte, und wollet doch in der verborgenen Eigen-
chaft seines Unverstandes die Quelle der klügsten
Handlungen gefunden haben? Kann dieses einem
ernünftigen und Wahrheit liebenden Gemüthe
Genügen thun?

§ 28.

[illegible] [illegible] würde zu weitläuftig seyn müssen, wenn ich
[illegible] der Fortpflanzung verknüpfte Triebe berüh-
[illegible] wie künstlich und behutsam die Vögel
[illegible] zärtlichen Eyern und Jungen Nester bauen:
wie

wie vorsichtig die Insecten ihre Eyer, bald in einem Klumpen, wenn die Jungen gesellig sind, bald, widrigen Falles, zerstreuet, da ankleben, und hinein schieben, oder fallen lassen, wo die junge Brut ihr natürliches Element und ihre Nahrung findet, wenn die Mütter gleich selbst dieses Element und diese Nahrung nicht mehr, sondern ganz andere, zu ihrem jetzigen Leben gebrauchen, und sich auch hernach um ihre Eyer nicht weiter bekümmern: wie die Fische, um zu laichen, die süßen und seichten Wasser hinan schwimmen, und ihren Rogen am Ufer beym Schilfe oder in Gruben auf dem Grunde, absetzen: wie einige Wasserthiere oder Vögel ihre Eyer bloß in den Sand verscharren, daß sie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden, andere dieselben in Nestern selbst ämsig wärmen und ausbrüten, und darnach ihre Jungen mit liebreicher Pflege aus ihrem Kropfe füttern, oder ihnen zarte Speise zuschleppen: wie die vierfüßigen Thiere ihren geworfenen Jungen die Nabelschnur abnagen, sie belecken, ihnen die Milch reichen: wie die Vögel und vierfüßigen Thiere, auch ein Theil der Wassereinwohner, ihre Jungen locken, warnen, vertheidigen, endlich aber entwöhnen und von sich stoßen: wie bey den Bienen, Wespen, Ameisen, weder Väter noch Mütter, sondern die Unfruchtbaren sich mit der Nahrung und Wartung der Jungen aufs ämsigste beschäfftigen: viele andere Triebe, Fertigkeiten, Künste und Verrichtungen der Thiere zu geschweigen, welche zu ihrer und ihres Geschlechtes Erhaltung, Schutze, Lust und Glückseligkeit dienen.

Man

müßte sehr boshaft seyn, wenn man
ennen wollte, daß diese Handlungen zu
en Absicht aufs klügste eingerichtet sind:
dieselben ihren ersten Grund in einem sehr
enen Verstande und Willen haben müssen.
den aber die Thiere und ihre Natur gar
ien, wenn wir ihnen ein Vermögen zu
nsicht und Erfindung zuschreiben wollten;
ffenbar ist, daß sie ohne alle eigene Er-
nd ohne alles Nachsinnen, ohne alle Exempel
weisung, ohne allgemeine Wissenschaft und
Uebung, so gleich mit der Geburt, und
e eingepflanzte Fertigkeit, Meisterstücke
t ablegen, und ihre Handlungen nicht
ner Phantasie, sondern alle auf einerley
und nach einerley Vorschrift, wie ihre
t, verrichten. Wie, wenn wir einen
Jungen sehen, der durch bloßes Drehen
im Kasten eine angenehme tackt- und
Melodie hervorbringet; suchen wir den
und davon in dessen Fähigkeit? oder blei-
bey der Materie und Natur seines Kastens
oder fallen wir endlich auf ein blindes
, oder eine blinde Nothwendigkeit, ver-
cher das so übereinstimme, und nicht an-
könne? Das hieße ja wohl, auf alle
ichts sagen; oder vielmehr unverständig
Ein jeder vernünftiger Mensch wird es
n- und bewegungskündigen Werkmeister
r, der die Handlung einem Unerfahrnen
gemachet, daß er im Blinden musiciren
Dieses ist ein wahres, obwohl schwaches,
Bild

Bild der thierischen Triebe und Fertigkeiten; in welchen sich so viel Verstand, Einsicht, Kunst, Weisheit, Absicht offenbaret, daß sie alles Vermögen der lebendigen und leblosen Natur übersteigen, und niemanden, als dem einen unendlich weisen Werkmeister der ganzen Natur, zugeschrieben werden können.

Die sechste Abhandlung.

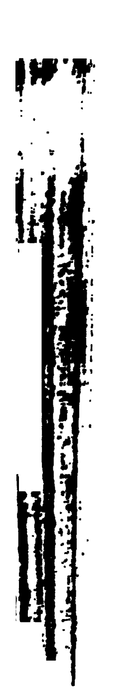
Von dem Menschen an sich, insonderheit nach der Seele betrachtet.

§ 1.

Es wird also nunmehro Zeit seyn, daß wir Menschen auch an uns selbst denken, und unsere Natur nach ihrer wahren Bestimmung kennen lernen. Wir pflegen uns zum Theil in den Mittelpunkt der Welt zu stellen, und alle Absichten der ganzen Schöpfung auf uns allein zu ziehen. Diese vornehme Einbildung schränket die Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke viel zu enge ein. Sie verursachet, daß wir die Welt und Natur aus einem verkehrten Gesichtspunkte betrachten, und alsdann vielerley Unordnung, die doch nicht ist, darinn zu sehen vermeynen. Uns selbst aber machen wir nur unglücklich und misvergnügt dadurch, in so ferne wir über und wider unsere Bestimmung hinaus wollen, und des eigentlichen Zweckes verfehlen. Die Welt ist um der lebendigen

n willen, und darunter sind wir auch; die gan- Natur arbeitet mit zu unserer Erhaltung. Aber e Welt ist nicht für uns alleine, sie ist für alle ögliche Lebendigen aller Arten und Stufen. Ein des hat, nach seiner Art des Lebens, die übereinsinnmende Einrichtung leiblicher Gliedmaßen und Seelenkräfte empfangen, dadurch es zu einer geissen, ihm gemäßen Glückseligkeit geführet wird. Bas ist denn unser beschieden Theil? auf welcher Stufe der Naturleiter stehen wir? worauf haben ir unser Bemühen zu richten? wie weit dürfen ir unser Verlangen erstrecken?

So leicht wir uns mit unsern Gedanken zu och versteigen können, so möchten wir uns doch uch vielleicht zu weit herunter setzen, wenn wir ns nicht nach unserer eigenen wesentlichen Beschafnheit kennen, und unserer Natur nachgehen. Bir sind auf dem Erdboden mit lauter Thieren mgeben: wollen wir uns gänzlich in deren Classe ellen, und ihren Handlungen blindlings nachahen? Sie haben ihre natürlichen Triebe und anebornenen Fertigkeiten, wir nicht. So würden wir wider unsere Natur handeln, wenn wir ihre riebe zu einer Regel unsrer Lebensart macheten. Dazu hat ein jedes Thier seine besonderen Triebe, nd, so zu reden, sein eigenes Naturgesetz: welchem on allen wollten wir folgen? So wenig uns ihre Speise schmecken und bekommen würde, eben so enig würden wir überhaupt unserm natürlichen Bemühen, durch eine fremde Lebensart, Genüge hun.



Wir dürfen uns nicht außer uns suchen, u
zu willkührlichen Hypothesen schreiten, um
sen, was wir sind, wozu wir Vermögen
und worinn unsere Natur, Lebensart und
ligkeit besteht. Die innere klare Empf
und das Bewußtseyn dessen, was in uns
giebt uns das sicherste und untrüglichst
worinn wir uns selbst beschauen können.

§ 2.

Ein jeder unterscheidet sein Ich, von
Dingen ausser sich, durch ein Gefühl in ei
wissen Körper. So weit diese Empfindung
Zeit geht, so weit rechnet er das Wirkliche
selbst und seinem einzelnen Wesen. Da
worinn er nichts fühlet, nicht Schmerz no
hat, ist von seinem Ich unterschieden, un
ihm. Ich nehme Gefühl im allgemeinen V
de, für alle Empfindung und Sinne; da
lich auch das Sehen, Hören, Riechen, G

rgegangen: so sagen wir auch, daß wir es
efühlet, gesehen, gehöret, gerochen, geschmecket
Weil wir uns demnach, durch die Em-
ng, welche man auch überhaupt das Gefühl
, in vielen Theilen eines gewissen Körpers
ncherley Weise bewußt sind, so erkennen wir
ne den ganzen Körper, bis an die äußerste
gegenwärtig, für unser Ich, für uns

nterdessen ist doch in den Theilen unsers Kör-
in Unterschied, daß einige derselben nicht für
lbst, sondern nur, wegen der Verbindung
dern empfindlich sind; und daher auch nur
gen für Theile von uns selbst angesehen wer-
weil sie mit andern empfindlichen Theilen in
genauen Verknüpfung stehen. Die Nerven
llein das eigentlich Empfindliche in unserm
r; aber Haare, Nägel, Knochen, Knorpel
lle Säfte sind uns an sich unempfindlich, und
n also nur dadurch für unser erkannt, daß sie
en Nerven zusammenhängen, und darinn eine
nderung nach sich ziehen, deren wir uns be-
sind. Sonst können wir ein gut Theil Blut
nsern Adern weglaufen lassen, ohne daß wir es
und merken; Haare und Nägel beschneiden,
aß es uns schmerzet. Die Zähne thun uns an
cht wehe, sondern die Nerven, worinn sie ein-
et sind, oder daran sie hängen; und wenn
von den übrigen Knochen nur einmal die Ner-
ut getrennet ist, so lassen sie sich, ohne
erz des Menschen, als fremde Theile, durch-

 sägen.

sagen. Es folget also daraus, daß uns nicht alle Theile unsers Körpers gleich nahe angehen, und daß das Gewebe der Nerven das hauptsächlichste sey, worinn der Mensch, wenn er körperlich betrachtet wird, besteht.

Wir wissen aber, daß unser jetziges körperliches Ich vor Zeiten nicht aus eben so vielen und eben denselben Theilen bestanden, und bald hernach auch nicht mehr bestehen wird. Es war ein sehr kleiner Körper, den wir anfangs im Mutterleibe hatten, er war schon viel grösser, wie wir ans Licht kamen, und seitdem ist er noch funfzehn bis zwanzig mal schwerer geworden: folglich sind fremdes Blut, Feisch, Fisch, Milch, Käse, Brod, Kräuter, Früchte, Wurzeln, Wasser, Bier, Wein, die vorhin nicht zu unserm Ich gehöreten, und die wir ohne Empfindung schneiden, käuen, kochen, braten konnten, zu unsern Ich getreten, und Theile von uns selbst geworden, darinn wir nunmehro empfinden und uns bewußt sind, und die wir, als uns selbst, lieben, schützen, nähren, pflegen.

Hergegen beweist auch die Nothdurft täglicher Nahrung, daß ein beständiger Abgang unserer Theile seyn muß, der eine solche Ersetzung erfordert. Demnach verdunsten, reißen und reiben sich beständig, unvermerkt, Theile von unserm Ich los, denen unser Gefühl nicht mit folget, und die wir hernach für fremde halten. Des Sanctorius Erfahrung, die er an sich selbst zwanzig Jahre herdurch mit genauem Abwägen seines Körpers gemachet, beweist unwidertreiblich, daß in zehn Jahren wenig

in unserm vorigen Körper übrig bleibe [*].
unser Körper durch Krankheit abnimmt,
Ee 2 wenn

ndigen Ab- und Zufluß, oder Wechsel un-
perlichen Theile, weis ich nicht genauer und
licher zu bestimmen, als nach des berühm-
ici und Mathematici Johannis Bernulli
ung in seiner Disp. Medico-Physica de Nu-
Opp. T. I. p. 275. sqq. § XVI — XX.
er so: Aus des Sanctorius zwanzigjähri-
bachtungen erhellet, daß ein gesunder
täglich von acht Pfund Nahrung den funf-
heil, das ist, $5\frac{3}{17}$ Loth in seine Substanz
le, dagegen alles übrige durch die Aus-
und den Auswurf wieder weggeht. Wenn
er dieses Anwachses, täglich auch $5\frac{3}{17}$
der alten Materie des Körpers abgiengen:
ein Mensch, von hundert und funfzig
hwer, in zweyen Jahren, und zweyhundert
n und einem halben Tage, einen ganz neuen
aben.
, so verhält sich die Sache nicht. Denn
lich abgeht, geht nicht allein von der al-
erie unsers Leibes, sondern auch von der
. Man stelle sich ein Gefäß mit hundert
ig Pfund Wasser vor, davon den ersten Tag
Wasser abgezapft, aber statt dessen auch
Wein wieder zugegossen werden. Da
, was in den zweyten, dritten, vierten,
nden Tagen in gleichem Gewichte abge-
wird, nicht mehr reines Wasser, sondern
ehr und mehr mit Weine vermischt seyn.
m Jahre aber wird von hundert und funf-
, das ist viertausend achthundert Loth
wie die logarithmische Berechnung weist,
tausend zweyhundert und ein funfzig und
ein

wenn durch Unglück, oder durch eines Wund
Hand, Finger, Hände, Arme, Beine, u

ein fünftheil Loth Wasser übrig seyn, das
was an vier tausend achthundert Loth m
nämlich ein tausend fünfhundert und acht un
zig und vier Fünftheil Loth, muß Wein seyn.

Man setze denn statt des Wassers die al
terie unsers Körpers, und statt des Weines d
Materie desselben: so wird nach einem Jah
den hundert und funfzig Pfunden oder viert
achthundert Lothen eines menschlichen Körp
alte Materie auf dreytausend zweyhundert
und funfzig und ein Fünftheil Loth, oder ei
dert und ein Pfund neunzehn und ein Fünfthe
verschmolzen seyn; das übrige, nämlich ein
fünfhundert acht und vierzig und vier Fü
Loth oder acht und vierzig Pfund, zwölf u
Fünftheil Loth, das ist fast ein Drittheil
eine neue Substanz seyn. Demnach wird
zwey Jahren, ein wenig mehr als zwey Dr
von den zwey Drittheilen, etwa vier Neunt
bleiben. Weil nun ein Halbes etwas mehr
vier Neuntel, so kann man lieber sagen, daß
Materie unsers Leibes in zweyen Jahren
halb verflogen, die andere Hälfte neu sey
dritten Jahre werden von der Hälfte, wenn
der ein Drittheil der Hälfte, das ist ein Sec
davon abrechne, nur zwey Sechstheile od
Drittheil des Ganzen mehr da seyn, und
zehn Jahren kaum der funfzigste Theil des
Körpers.

Will man den Abgang auf die verschieden
terie unsers Körpers auch verschieden
haben: so nehme man an, flüßige Theile
Pfund, welche siebenzig Pfund, Knochen
Pfund. Laß denn das Flüßige zweymal so ges

ollten abgetrennet werden, so würden diese Theile
adurch, daß die Empfindung darinn aufhöret,
ermaßen außer uns gesetzt, daß wir sie selbst oh-
e Schmerz zerschneiden, sieden, brennen könnten,
hne daß es uns weiter angienge.

verfliegen, als das Weiche, und das Weiche zehn-
mal so geschwind, als die Knochen: so kann man
die Materie zwanzig, siebenzig, sechzig, oder zwey,
sieben, sechse, mit der Geschwindigkeit, zwanzig,
zehne, eins, verbinden, daraus das Verhältniß
vierzig, siebzig, sechse, oder zwanzig, fünf und drey-
ßig, drey, entsteht. Wenn also von unserer flüßigen
Materie zwanzig Loth abgehen, so würde die weiche
fünf und dreyßig Loth, und die Knochen drey Loth
verlieren. Also wären die in einem Jahre abge-
henden $1548\frac{4}{5}$ Loth nach folgendem Verhältnisse zu
vertheilen, $534\frac{2}{29}$ Loth flüßige Materie, $934\frac{18}{29}$
Loth weiche, $80\frac{16}{145}$ Loth Knochen.

Setzet nun das Gegentheil, daß statt des tägli-
chen Anwachses nichts abgeht, so wird der tägli-
che Zuwachs von $5\frac{3}{27}$ Loth bey einem Manne von
achtzig Jahren einen Körper von dreytausend sechs-
hundert und funfzig Pfund bringen und folglich die
vorige Massa von einhundert und funfzig Pfund
auf vier und zwanzig und ein drittel mal vermehret
seyn müssen; welches höchst ungereimt ist.

Sollte des Sanctorius angegebenes Verhält-
niß der Ab- und Zunahme unsers Körpers, wie
man heutiges Tages meynet, nicht ganz genau seyn,
wenigstens sich nicht für alle Länder und Alter
gleich schicken: (S. Philos. Transact. Vol. LII.
n. 470. p. 491. sqq.) so hindert das doch der Haupt-
sache nicht.

Es ist also keine gewisse einzelne Materie, we
che unser besonderes Ich ausmachet; sondern al
und jede ist uns gleichgültig. Sie tritt in die G
meinschaft mit uns, so bald sie mit in die Verkn
pfung unserer Empfindung und unsers Bewuß
seyns getreten ist. Was vorher ein Theil ein
Krautes, einer Wurzel oder Frucht, eines Fisch
oder Fleisches war, das wird hernach ein Th
von uns selbst. Hergegen bleibt auch nichts unse
als so lange wir gegenwärtige Empfindung darin
haben. So bald es ausser den Schranken unse
Gefühles ist, und wir uns darinn nicht mehr bewu
sind, so bald höret es auf, ein Theil von uns selb
zu seyn; wir wissen und bekümmern uns nicht, w
es hin kömmt, und was demselben auch begegne
das ist uns so gleichgültig, als ob es nimmer uns
gewesen wäre.

Wir kennen daher auch keines von unsern e
genen körperlichen Theilen an sich durch irgend ei
Merkmaal, dadurch einzelne Dinge von andern z
unterscheiden sind; bloß, so lange wir darinn em
pfinden, so wissen wir daran, daß es Theile vo
uns sind; folglich ist allein unsere Empfindung od
Bewußtseyn ein gegenwärtiges Merkmaal der ei
zelnen Theile des Körpers, der unser Ich ausmache
Aber, wenn die Theile erst verdunstet, abgeri
ben, und von uns getrennet sind, so wissen w
dieselbe, für sich, nicht mehr von denen, die un
nimmer angehöret haben, zu unterscheiden. Ei
Mensch könnte sein Bein verlieren, und, weil
es nimmer genau betrachtet, so würde er herna
unter mehr abgenommenen Beinen eben so wen

wisse

issen, welches das seine war, als er seinen Stie-
el unter vielen andern heraus kennen möchte.
Ja, wenn wir unsern ganzen jetzigen Körper durch-
ehen, so wissen wir von keinem einzigen Stäub-
en zu sagen, ob es noch dasselbe sey, das wir mit
uf die Welt gebracht haben, oder woher, wenn
nd wie lange solches durch die Nahrung zu uns
kommen sey.

Auch ist es keine gewisse Menge und Vielheit
er Materie, oder Anzahl der Gliedmaßen, die
othwendig zu unserm Ich gehöret. Der Körper
nn klein, mager, schmächtig, zwergmäßig und
iputtisch seyn; er kann wachsen, groß, stark,
hwer, und brobdinjakisch werden: die Empfin-
ung, die Lust, der Schmerz, kurz, das Bewußt-
yn ist im kleinen Körper eben dasselbe, wie im
oßen; in jenem nicht geringer, in diesem nichts
rmehret oder verdoppelt; der eine ist sowohl ein
nzelner ganzer Mensch, als der andere. Und wenn wir
ich einen verstümmelten Körper bekämen, daß
is Arme und Beine abgelöset würden: so wür-
n uns zwar nützliche Werkzeuge gebrechen, aber
iser Ich würde dadurch nicht verstümmelt, ge-
eilet, oder vervielfältiget; unser Bewußtseyn
iebe darum einzeln, ganz und ungeschmälert.
a, wäre es möglich, daß der Mensch ohne Au-
n sehen, ohne Ohren hören; ohne Zunge schme-
en, ohne Nase riechen, ohne Hand und übrige
liedmaßen fühlen, und sich sein selbst folglich auf
lche Art bewußt seyn könnte: so würde er diese
rperlichen Theile für unnütz und überflüßig halten,

wenigstens zu seinem Ich nicht als wesentlich, sondern bloß als Zierrathen rechnen.

Wenn wir uns demnach nicht darum für uns selbst halten, oder uns als einzelne Menschen kennen, und von andern Dingen unterscheiden, weil wir einen gewissen Körper, in gewisser Größe, mit gewissen Gliedmaßen haben; sondern weil wir uns unser selbst und anderer Dinge ausser uns bewußt sind, es sey auch in welchem Körper und von welcher Größe es wolle: so ist offenbar, daß eigentlich nicht der Körper, sondern das Wesen, welches sich im Körper bewußt ist, den Menschen, und unser einzelnes Ich, ausmache.

§ 3.

Dieses erhellet noch deutlicher, wenn wir uns in unserer Dauer betrachten; da ein jeder Mensch, in dem Verlaufe vieler Jahre, sich für einen und eben denselben Menschen hält. Gewiß nicht nach seinen körperlichen Theilen. Denn die kennet er nicht an sich selbst, aus inneren dauerhaften Merkmaalen, als die seinen; sondern nur allezeit gegenwärtig, so lange er darinn Empfindung hat. Er kann von keinem einzigen Stäubchen seines ganzen Körpers sagen, ob es noch eben dasselbe sey, was vor Zeiten ein Theil von ihm selbst war, oder ob es neu sey. Sein ganzer jetziger Körper mag neu seyn, und sich schon vielmal, als ein Kleid, verändert haben, und in stetem Ab- und Zuflusse bleiben; er mag noch wenig oder viel, oder alles von den alten Theilen an sich haben; die Empfindung giebt

ebt ihm nicht das geringste Merkmaal, weder
om Ganzen, noch von den Theilen, ob es eins,
nd eben dasselbe geblieben sey, oder nicht. Er
ann nur jetzo sagen, das bin ich, das ist meine
and, mein Fuß, mein Kopf, weil ich jetzo darinn
efühl habe; oder ob alles, oder weniges, oder
ichts von seinem Körper noch das alte sey, das
ntdecket ihm sein Gefühl nicht.

Niemand kennet und hält sich also in seiner
Dauer für einen und denselben Menschen, der er
orhin war, nach seinem Körper, sondern wegen
es Wesens, das sich in ihm bewußt ist: weil er,
er jetzo dieses fühlet, sieht, höret, denket, be-
reift, erfindet, will und wünschet, sich zugleich
ewußt ist, eben derjenige zu seyn, der gestern, der
or Monaten, vor zehn, zwanzig, vierzig, sechs-
g Jahren das und das, nach einander, gesehen,
rfahren, versuchet, ersonnen, überleget, beschlos-
en, verlanget hat. Und daraus ist auch offenbar,
aß dasjenige Wesen in uns, welches sich bewußt
t, bey aller übrigen Ebbe und Fluth des Körpers,
der bey allen abwechselnden Begebenheiten, fort-
aure.

Wenn man sich auch nur deutlich vorstellet, was
as Bewußtseyn heiße und in sich halte, so kann
nan leicht erkennen, daß das Bewußtseyn nicht
Statt finde, als in einem fortdaurenden einzelnen
Wesen, welches unter mancherley Veränderungen
ins und dasselbe bleibt. Denn wir sind uns nicht
her eines Dinges bewußt, als wenn die Vorstel-
ung so klar ist, daß wir das Ding kennen und
on andern unterscheiden. So bin ich mir bewußt,

daß das Papier weiß, die Dinte schwarz sey; daß es donnert und blitzet, daß dort Kühe weiden, dort ein Hund bellet. Wir kennen und unterscheiden aber ein Ding nicht eher, als wenn wir es zu seiner eigenen Art oder Gattung hinrechnen, das ist, zu den ähnlichen Dingen, deren wir uns vormals in unserm Leben bewußt gewesen sind, und die wir mit einem gemeinen Namen zu bezeichnen und zu unterscheiden gelernet haben. Ich könnte nämlich die weiße und schwarze Farbe, den Blitz und Donner, die Kühe, das Hundebellen, nicht als solche erkennen, und von andern unterscheiden, wenn ich mich nicht besönne, dergleichen Farben, Licht, Schall oder Thiere öfters in meinem Leben gesehen und gehöret zu haben, welche den gegenwärtigen ähnlich waren; und wenn ich mich nicht des Namens erinnerte, womit ich ein jedes seiner Art anzudeuten gelernet habe. Hierinn stecket die Ursache, daß wir uns nicht alsofort bewußt seyn können, so bald wir auf die Welt kommen.

Es ist also kein einziges gegenwärtiges Bewußtseyn möglich, als in einem Wesen, das schon unter verschiedenen Veränderungen und Zustande fortgedauret hat, und auch weis, daß es eben dasselbe sey, welches vorhin mehrmals in einem ähnlichen Zustande gewesen. Es ist nur der Unterschied dabey, daß wir uns unsers vorigen Zustandes zuweilen nur undeutlich, zuweilen aber auch deutlich, mit Zeit, Ort, Begebenheit und allen Umständen bewußt sind, wenn wir ein gegenwärtiges Ding kennen und von andern unterscheiden. Die gegebenen Exempel erfordern nur eine undeut-

liche Erinnerung unserer vorigen vielfachen Erfahrung, um sich ihrer bewußt zu seyn; wiewohl wir sie mehrentheils, wenn es nöthig wäre, in eine deutliche verwandeln können, als daß die jetzige Farbe, die wir weiß nennen, eben dieselbe sey, welche wir am Schnee, am Schwane, an der Leinewand, oder am Kalke gesehen haben. Aber wann uns etwas seltenes vorkäme, davon wir nur ein und das andermal eine ähnliche Erfahrung gehabt, z. B. ein Nasehornthier, ein Schlangencereus, eine Aftersonne, ein Komet, u. d. gl. so wird man sich auch deutlich bewußt seyn, daß es eben der Art Dinge sind, die man zu gewisser Zeit, an einem gewissen Orte, mit gewissen Umständen gesehen hat.

Setzet hingegen, daß ein einzeln Ding nicht fortdauret, oder in verschiedenen Zeiten und Umständen eins und dasselbe bleibt, sondern daß nach und nach andere einzelne ähnliche Dinge in desselben Stelle treten: so geht die Begebenheit der vorhergehenden das jetzige nichts an. Wenn diesem also was begegnet, das nicht ihm selbst vormals, sondern nur andern vor ihm, begegnet ist; so kann es sich aus seiner eigenen Erfahrung keiner ähnlichen Fälle besinnen, also auch das vorkommende nicht kennen, noch von andern unterscheiden; folglich weis es auch nicht, was es sieht, oder es ist sich dessen nicht bewußt. Wenn also dasjenige Wesen, welches jetzt in uns mit einem Bewußtseyn empfindet, denket, will, nicht eins und dasselbe Theil von uns wäre, was vor Zeiten ähnliche Dinge empfunden, gedacht und gewollt hat, sondern

sagen. Es folget also daraus, daß uns nicht alle Theile unsers Körpers gleich nahe angehen, und daß das Gewebe der Nerven das hauptsächlichste sey, worinn der Mensch, wenn er körperlich betrachtet wird, besteht.

Wir wissen aber, daß unser jetziges körperliches Ich vor Zeiten nicht aus eben so vielen und eben denselben Theilen bestanden, und bald hernach auch nicht mehr bestehen wird. Es war ein sehr kleiner Körper, den wir anfangs im Mutterleibe hatten, er war schon viel größer, wie wir ans Licht kamen, und seitdem ist er noch funfzehn bis zwanzig mal schwerer geworden: folglich sind fremdes Blut, Feisch, Fisch, Milch, Käse, Brod, Kräuter, Früchte, Wurzeln, Wasser, Bier, Wein, die vorhin nicht zu unserm Ich gehöreten, und die wir ohne Empfindung schneiden, käuen, kochen, braten konnten, zu unsem Ich getreten, und Theile von uns selbst geworden, darinn wir nunmehro empfinden und uns bewußt sind, und die wir, als uns selbst, lieben, schützen, nähren, pflegen.

Hergegen beweist auch die Nothdurft täglicher Nahrung, daß ein beständiger Abgang unserer Theile seyn muß, der eine solche Ersetzung erfordert. Demnach verdunsten, reißen und reiben sich beständig, unvermerkt, Theile von unserm Ich los, denen unser Gefühl nicht mit folget, und die wir hernach für fremde halten. Des Sanctorius Erfahrung, die er an sich selbst zwanzig Jahre herdurch mit genauem Abwägen seines Körpers gemachet, beweist unwidertreiblich, daß in zehn Jahren wenig

nichts mehr von unserm vorigen Körper übrig bleibe*. Ja, wenn unser Körper durch Krankheit abnimmt,

 wenn

* Den beständigen Ab- und Zufluß, oder Wechsel unserer körperlichen Theile, weis ich nicht genauer und überzeuglicher zu bestimmen, als nach des berühmten Medici und Mathematici Johannis Bernulli Berechnung in seiner Disp. Medico-Physica de Nutritione, Opp. T. I. p. 275. sqq. § XVI — XX. Sie lautet so: Aus des Sanctorius zwanzigjährigen Beobachtungen erhellet, daß ein gesunder Mensch täglich von acht Pfund Nahrung den funfzigsten Theil, das ist, $5\frac{3}{25}$ Loth in seine Substanz verwandele, dagegen alles übrige durch die Ausdünstung und den Auswurf wieder weggeht. Wenn nun, statt dieses Anwachses, täglich auch $5\frac{3}{25}$ Loth von der alten Materie des Körpers abgiengen: so würde ein Mensch, von hundert und funfzig Pfund schwer, in zweyen Jahren, und zweyhundert und sieben und einem halben Tage, einen ganz neuen Körper haben.

Allein, so verhält sich die Sache nicht. Denn was täglich abgeht, geht nicht allein von der alten Materie unsers Leibes, sondern auch von der neuen ab. Man stelle sich ein Gefäß mit hundert und funfzig Pfund Wasser vor, davon den ersten Tag $5\frac{3}{25}$ Loth Wasser abgezapft, aber statt dessen auch $5\frac{3}{25}$ Loth Wein wieder zugegossen werden. Da wird denn, was in den zweyten, dritten, vierten, und folgenden Tagen in gleichem Gewichte abgenommen wird, nicht mehr reines Wasser, sondern immer mehr und mehr mit Weine vermischt seyn. Nach einem Jahre aber wird von hundert und funfzig Pfund, das ist viertausend achthundert Loth Wasser, wie die logarithmische Berechnung weist, nur dreytausend zweyhundert und ein funfzig und

ein

Man setze denn statt des Wassers die
terie unsers Körpers, und statt des Weine
Materie desselben: so wird nach einem
den hundert und funfzig Pfunden oder v
achthundert Lothen eines menschlichen K
alte Materie auf dreytausend zweyhunde
und funfzig und ein Fünftheil Loth, oder
dert und ein Pfund neunzehn und ein Fünf
verschmolzen seyn; das übrige, nämlich
fünfhundert acht und vierzig und vier
Loth oder acht und vierzig Pfund, zwöl
Fünftheil Loth, das ist fast ein Dritt
eine neue Substanz seyn. Demnach w
zwey Jahren, ein wenig mehr als zwey
von den zwey Drittheilen, etwa vier Ne
bleiben. Weil nun ein Halbes etwas me
vier Neuntel, so kann man lieber sagen, d
Materie unsers Leibes in zweyen Jahren
halb verflogen, die andere Hälfte neu
dritten Jahre werden von der Hälfte, wen
der ein Drittheil der Hälfte, das ist ein S
davon abrechne, nur zwey Sechstheile
Drittheil des Ganzen mehr da seyn,

ollten abgetrennet werden, so würden diese Theile
adurch, daß die Empfindung darinn aufhöret,
ermaßen außer uns gesetzt, daß wir sie selbst oh-
e Schmerz zerschneiden, sieden, brennen könnten,
hne daß es uns weiter angienge.

verfliegen, als das Weiche, und das Weiche zehn-
mal so geschwind, als die Knochen: so kann man
die Materie zwanzig, siebenzig, sechzig, oder zwey,
sieben, sechse, mit der Geschwindigkeit, zwanzig,
zehne, eins, verbinden, daraus das Verhältniß
vierzig, siebzig, sechse, oder zwanzig, fünf und drey-
sig, drey, entstehet. Wenn also von unserer flüßigen
Materie zwanzig Loth abgehen, so würde die weiche
fünf und dreyßig Loth, und die Knochen drey Loth
verlieren. Also wären die in einem Jahre abge-
henden $1548\frac{4}{5}$ Loth nach folgendem Verhältnisse zu
vertheilen, $534\frac{2}{19}$ Loth flüßige Materie, $934\frac{18}{25}$
Loth weiche, $80\frac{16}{141}$ Loth Knochen.

Setzet nun das Gegentheil, daß statt des tägli-
chen Anwachses nichts abgeht, so wird der tägli-
che Zuwachs von $5\frac{3}{25}$ Loth bey einem Manne von
achtzig Jahren einen Körper von dreytausend sechs-
hundert und funfzig Pfund bringen und folglich die
vorige Massa von einhundert und funfzig Pfund
auf vier und zwanzig und ein drittel mal vermehret
seyn müssen; welches höchst ungereimt ist.

Sollte des Sanctorius angegebenes Verhält-
niß der Ab- und Zunahme unsers Körpers, wie
man heutiges Tages meynet, nicht ganz genau seyn,
wenigstens sich nicht für alle Länder und Alter
gleich schicken: (S. Philos. Transact. Vol. LII.
n. 470. p. 491. sqq.) so hindert das doch der Haupt-
sache nicht.

Es ist also keine gewisse einzelne Maschi[illegible]he unser besonderes Ich ausmachet; sond[illegible] und jede ist uns gleichgültig. Sie tritt in [illegible]meinschaft mit uns, so bald sie mit in die [illegible]pfung unserer Empfindung und unsers [illegible]seyns getreten ist. Was vorher ein Thei[illegible] Krautes, einer Wurzel oder Frucht, eines [illegible] oder Fleisches war, das wird hernach ein [illegible] von uns selbst. Hergegen bleibt auch nichts [illegible] als so lange wir gegenwärtige Empfindung [illegible] haben. So bald es ausser den Schranken [illegible] Gefühles ist, und wir uns darinn nicht mehr [illegible] sind, so bald höret es auf, ein Theil von uns [illegible] zu seyn; wir wissen und bekümmern uns nic[illegible] es hin kömmt, und was demselben auch be[illegible] das ist uns so gleichgültig, als ob es nimm[illegible] gewesen wäre.

Wir kennen daher auch keines von uns[illegible]genen körperlichen Theilen an sich durch irg[illegible] Merkmaal, dadurch einzelne Dinge von an[illegible] unterscheiden sind; bloß, so lange wir darin[illegible]pfinden, so wissen wir daran, daß es Thei[illegible] uns sind; folglich ist allein unsere Empfindun[illegible] Bewußtseyn ein gegenwärtiges Merkmaal d[illegible]zelnen Theile des Körpers, der unser Ich aus[illegible] Aber, wenn die Theile erst verdunstet, a[illegible]ben, und von uns getrennet sind, so wiss[illegible] dieselbe, für sich, nicht mehr von denen, [illegible] nimmer angehöret haben, zu unterscheiden. [illegible] Mensch könnte sein Bein verlieren, und, [illegible] es nimmer genau betrachtet, so würde er [illegible] unter mehr abgenommenen Beinen eben so

issen, welches das seine war, als er seinen Stie-
l unter vielen andern heraus kennen möchte.
ja, wenn wir unsern ganzen jetzigen Körper durch-
ehen, so wissen wir von keinem einzigen Stäub-
en zu sagen, ob es noch dasselbe sey, das wir mit
uf die Welt gebracht haben, oder woher, wenn
nd wie lange solches durch die Nahrung zu uns
kommen sey.

Auch ist es keine gewisse Menge und Vielheit
r Materie, oder Anzahl der Gliedmaßen, die
othwendig zu unserm Ich gehöret. Der Körper
nn klein, mager, schmächtig, zwergmäßig und
iputtisch seyn; er kann wachsen, groß, stark,
hwer, und brobdinjakisch werden: die Empfin-
ing, die Lust, der Schmerz, kurz, das Bewußt-
yn ist im kleinen Körper eben dasselbe, wie im
oßen; in jenem nicht geringer, in diesem nichts
rmehret oder verdoppelt; der eine ist sowohl ein
zelner ganzer Mensch, als der andere. Und wenn wir
ich einen verstümmelten Körper bekämen, daß
is Arme und Beine abgelöset würden: so wür-
n uns zwar nützliche Werkzeuge gebrechen, aber
ser Ich würde dadurch nicht verstümmelt, ge-
eilet, oder vervielfältiget; unser Bewußtseyn
iebe darum einzeln, ganz und ungeschmälert.
a, wäre es möglich, daß der Mensch ohne Au-
n sehen, ohne Ohren hören; ohne Zunge schme-
n, ohne Nase riechen, ohne Hand und übrige
liedmaßen fühlen, und sich sein selbst folglich auf
lche Art bewußt seyn könnte: so würde er diese
rperlichen Theile für unnütz und überflüßig halten,

wenigstens zu seinem Ich nicht als wesentlich, sondern bloß als Zierrathen rechnen.

Wenn wir uns demnach nicht darum für uns selbst halten, oder uns als einzelne Menschen kennen, und von andern Dingen unterscheiden, weil wir einen gewissen Körper, in gewisser Größe, mit gewissen Gliedmaßen haben; sondern weil wir uns unser selbst und anderer Dinge ausser uns bewußt sind, es sey auch in welchem Körper und von welcher Größe es wolle: so ist offenbar, daß eigentlich nicht der Körper, sondern das Wesen, welches sich im Körper bewußt ist, den Menschen, und unser einzelnes Ich, ausmache.

§ 3.

Dieses erhellet noch deutlicher, wenn wir uns in unserer Dauer betrachten; da ein jeder Mensch, in dem Verlaufe vieler Jahre, sich für einen und eben denselben Menschen hält. Gewiß nicht nach seinen körperlichen Theilen. Denn die kennet er nicht an sich selbst, aus inneren dauerhaften Merkmaalen, als die seinen; sondern nur allezeit gegenwärtig, so lange er darinn Empfindung hat. Er kann von keinem einzigen Stäubchen seines ganzen Körpers sagen, ob es noch eben dasselbe sey, was vor Zeiten ein Theil von ihm selbst war, oder ob es neu sey. Sein ganzer jetziger Körper mag ein seyn, und sich schon vielmal, als ein Kleid, verändert haben, und in stetem Ab- und Zuflusse bleiben; er mag noch wenig oder viel, oder alles von den alten Theilen an sich haben; die Empfindung giebt

ebt ihm nicht das geringste Merkmaal, weder
om Ganzen, noch von den Theilen, ob es eins,
nd eben dasselbe geblieben sey, oder nicht. Er
ann nur jetzo sagen, das bin ich, das ist meine
and, mein Fuß, mein Kopf, weil ich jetzo darinn
efühl habe; oder ob alles, oder weniges, oder
chts von seinem Körper noch das alte sey, das
tdecket ihm sein Gefühl nicht.

Niemand kennet und hält sich also in seiner
Dauer für einen und denselben Menschen, der er
orhin war, nach seinem Körper, sondern wegen
es Wesens, das sich in ihm bewußt ist: weil er,
er jetzo dieses fühlet, sieht, höret, denket, be-
reift, erfindet, will und wünschet, sich zugleich
ewußt ist, eben derjenige zu seyn, der gestern, der
or Monaten, vor zehn, zwanzig, vierzig, sechs-
g Jahren das und das, nach einander, gesehen,
fahren, versuchet, ersonnen, überleget, beschlos-
n, verlanget hat. Und daraus ist auch offenbar,
aß dasjenige Wesen in uns, welches sich bewußt
t, bey aller übrigen Ebbe und Fluth des Körpers,
der bey allen abwechselnden Begebenheiten, fort-
aure.

Wenn man sich auch nur deutlich vorstellet, was
as Bewußtseyn heiße und in sich halte, so kann
nan leicht erkennen, daß das Bewußtseyn nicht
Statt finde, als in einem fortdaurenden einzelnen
Wesen, welches unter mancherley Veränderungen
[illegible] und dasselbe bleibt. Denn wir sind uns nicht
[illegible] eines Dinges bewußt, als wenn die Vorstel-
lung so klar ist, daß wir das Ding kennen und
[illegible] andern unterscheiden. So bin ich mir bewußt,

 daß

daß das Papier weiß, die Dinte schwarz sey; daß es donnert und blitzet, daß dort Kühe weiden, dort ein Hund bellet. Wir kennen und unterscheiden aber ein Ding nicht eher, als wenn wir es zu seiner eigenen Art oder Gattung hinrechnen, das ist, zu den ähnlichen Dingen, deren wir uns vormals in unserm Leben bewußt gewesen sind, und die wir mit einem gemeinen Namen zu bezeichnen und zu unterscheiden gelernet haben. Ich könnte nämlich die weiße und schwarze Farbe, den Blitz und Donner, die Kühe, das Hundebellen, nicht als solche erkennen, und von andern unterscheiden, wenn ich mich nicht besönne, dergleichen Farben, Licht, Schall oder Thiere öfters in meinem Leben gesehen und gehöret zu haben, welche den gegenwärtigen ähnlich waren; und wenn ich mich nicht des Namens erinnerte, womit ich ein jedes seiner Art anzudeuten gelernet habe. Hierinn stecket die Ursache, daß wir uns nicht alsofort bewußt seyn können, so bald wir auf die Welt kommen.

Es ist also kein einziges gegenwärtiges Bewußtseyn möglich, als in einem Wesen, das schon unter verschiedenen Veränderungen und Zustände fortgedauret hat, und auch weis, daß es eben dasselbe sey, welches vorhin mehrmals in einem ähnlichen Zustande gewesen. Es ist nur der Unterschied dabey, daß wir uns unsers vorigen Zustandes zuweilen nur undeutlich, zuweilen aber auch deutlich, mit Zeit, Ort, Begebenheit und allen Umständen bewußt sind, wenn wir ein gegenwärtiges Ding kennen und von andern unterscheiden. Die gegebenen Exempel erfordern nur eine undeut-

liche

he Erinnerung unserer vorigen vielfachen Erfah-
ing, um sich ihrer bewußt zu seyn; wiewohl wir
: mehrentheils, wenn es nöthig wäre, in eine
utliche verwandeln können, als daß die jetzige
arbe, die wir weiß nennen, eben dieselbe sey,
elche wir am Schnee, am Schwane, an der Leine-
and, oder am Kalke gesehen haben. Aber wann
is etwas seltenes vorkäme, davon wir nur ein
id das andermal eine ähnliche Erfahrung gehabt,
B. ein Nasehornthier, ein Schlangencereus,
ne Aftersonne, ein Komet, u. d. gl. so wird man
h auch deutlich bewußt seyn, daß es eben der
rt Dinge sind, die man zu gewisser Zeit, an ei-
em gewissen Orte, mit gewissen Umständen gese-
en hat.

Setzet hingegen, daß ein einzeln Ding nicht
rtdauret, oder in verschiedenen Zeiten und Um-
änden eins und dasselbe bleibt, sondern daß nach
nd nach andere einzelne ähnliche Dinge in desselben
Stelle treten: so geht die Begebenheit der vorher-
ehenden das jetzige nichts an. Wenn diesem also
as begegnet, das nicht ihm selbst vormals, son-
ern nur andern vor ihm, begegnet ist: so kann es
ch aus seiner eigenen Erfahrung keiner ähnlichen
älle besinnen, also auch das vorkommende nicht
ennen, noch von andern unterscheiden; folglich
eis es auch nicht, was es sieht, oder es ist sich
essen nicht bewußt. Wenn also dasjenige We-
n, welches jetzt in uns mit einem Bewußtseyn
npfindet, denket, will, nicht eins und dasselbe
heil von uns wäre, was vor Zeiten ähnliche
Dinge empfunden, gedacht und gewollt hat, son-
dern

dern die ähnlichen Empfindungen, Gedanken und Begierden wären in ganz andern einzelnen Theilen entstanden: so könnte das jetzige sich auch keines Dinges bewußt seyn. Ja, wenn wir auch ein und dasselbe Theil in uns unter verschiedenen ähnlichen Begebenheiten fortdaurend setzten; wir stünden ihm auch jedesmal eine Vorstellung des gegenwärtigen Zustandes zu; aber wir wollten alle die vorigen ähnlichen Begebenheiten wieder aus der Vorstellung dieses Theiles auslöschen, d. i. wir wollten ihm die Erinnerung seiner vorigen Begebenheiten absprechen: so würde einem solchen Theile von uns jede Vorstellung der Sinne allemal, als einem Kinde, das erst auf die Welt kömmt, gleich neu und fremd seyn; es würde die gegenwärtigen mit den vorigen ähnlichen nicht vergleichen können, und also nimmer weder die äusseren Dinge, noch sich selbst, kennen lernen, sich also sein selbst und seines jetzigen Zustandes so wenig, als der Dinge ausser sich, bewußt seyn.

Es ist uns aber keine Wahrheit auf der Welt klärer, offenbarer und gewisser, als daß wir uns unser selbst, und anderer Dinge ausser uns, bewußt sind. Kein Zweifler ist noch so weit gekommen, daß er sein eigen Bewußtseyn, seine Empfindung, sein Gefühl verleugnet hätte. Es müßte auch alle übrige Wahrheit und Gewißheit wegfallen, wenn wir diese aufhöben; weil wir von nichts weder Begriff noch Ueberzeugung zu haben fähig sind, als indem wir uns unserer Vorstellungen und deren Uebereinstimmung bewußt sind. Da nun niemand sich gegenwärtig bewußt seyn kann, ohne

ohne sich seines Seyns in mancherley vergangenen Umständen deutlich oder undeutlich zu erinnern: so ist gleich klar und offenbar, daß dasjenige Wesen in uns, welches sich bewußt ist, unter verschiedenen Veränderungen fortgedauret habe, und eben dasselbe sey, welches vor Zeiten in uns empfunden, gedacht und gewollt hat. Es mag übrigens mit unserm Körper beschaffen seyn, wie es will, ob er ganz, zum Theil, oder gar nicht mehr derselbe ist, der er anfangs war; das rühret unsere Dauer nicht, das machet uns nicht zu andern Menschen. Wenn gleich alles bey uns in stetem Flusse und Wechsel schwebet, so bleibt doch unter allen Veränderungen und Begebenheiten ein Wesen, das sich selbst durch sein jetziges Bewußtseyn überzeuget, es sey eben dasselbe, welches in vorigen Zeiten unter andern Umständen gewesen; und darnach rechnet sich ein jeder, in seinem ganzen Leben, für einen und denselben Menschen.

§ 4.

Wir eignen uns eine Seele zu, so ferne wir empfinden, denken, wollen, oder mit einem Worte, uns bewußt sind. Weil nun unser einzelnes besonderes Wesen, oder unser Ich, hauptsächlich auf den Theil ankömmt, der sich in uns bewußt ist, so machet die Seele auch vornehmlich den Menschen aus. Und da der Theil in uns, welcher sich bewußt ist, ungeachtet aller übrigen Veränderungen, fortdauret, und derselbe bleibt, so dauret auch eine und dieselbe Seele, bey allem übrigen Wechsel des Körpers, unser ganzes Leben hindurch fort; und ein jeder

jeder achtet sich wegen seiner fortdaurenden Seele, so lange er lebet, für einen und denselben Menschen.

Wenn ein Ding unter verschiedenen Veränderungen fortdauret, und, ungeachtet derselben, eins und dasselbe bleibt, so nennen wir es eine Substanz, oder für sich bestehend Ding. Dagegen, wenn ein Ding, bey geschehener Veränderung, aufhöret zu seyn, so nennen wir es eine Beschaffenheit des Dinges, (modum oder accidens.) Ein Wachs z. B. mag hart oder weich, kalt oder warm, stehend oder fließend seyn, mag diese oder jene Figur oder Farbe haben, ruhen oder bewegt werden; so ist und bleibt es, unter allen diesen Veränderungen, eins und dasselbe Wachs. Das Wachs ist folglich eine Substanz. Hergegen Härte, Kälte, Figur, Farbe, Ruhe sind nur Beschaffenheiten dieser Substanz, weil sie durch eine jede Veränderung aufhören zu seyn. Die Härte höret auf, so bald das Wachs weich wird; die kugelförmige Figur verliert sich, wenn eine andere in ihre Stelle tritt: und wenn eine Bewegung entsteht, so ist es unmöglich, daß die Ruhe noch fortdauren sollte.

Hätten die Menschen gleich deutliche Begriffe, und gleich bestimmte Wörter, oder hätten sie nur ihr inneres Gefühl gefraget: so würden sie wegen ihrer Seele nicht haben streitig seyn können, ob sie zu den Substanzen zu rechnen, oder nur als eine gewisse Beschaffenheit des menschlichen Körpers anzusehen sey. Denn niemand kann sein Bewußtseyn verleugnen, aber sich auch nimmer bewußt seyn, ohne seiner vorigen Dauer eingedenk zu werden, und sich also als einen und denselben unter

verschie-

verschiedenen Umständen zu betrachten. Er kann sich aber nicht, dem Körper nach, für einen und denselben halten: denn er kennet kein einzig Stäubchen seines ganzen Körpers, ob es geblieben, oder verwechselt sey. Allein, die Seele, das Wesen in uns, das sich bewußt ist, kennet sich innerlich, als eins und dasselbe in verschiedener Beschaffenheit und Zustande, und hat durch solch Bewußtseyn einen Begriff und eine Ueberführung von seinem Daseyn, seiner Dauer, und von der Zeit derselben. Wird nun das, welches unter verschiedenen Veränderungen fortdauret, und nicht aufhöret, eins und dasselbe zu seyn, eine Substanz genannt: so ist ja auch so offenbar, als was seyn kann, daß unsere Seele, die durch ihr eigen Bewußtseyn überführet ist, daß sie noch eben diejenige ist, welche vormals mancherley erfahren, gedacht und gewollt hat, für eine Substanz gehalten werden müsse, und unter die bloßen Beschaffenheiten eines andern Dinges nicht könne gerechnet werden.

§ 5.

Ich muß mich wundern, daß Weltweise diesen so leichten und sicheren Weg zum Selbsterkenntnisse nicht gegangen sind, und daher auch zum Theile nicht gewußt haben, was sie aus sich selbst, oder aus ihrer Seele, machen sollten. Sie haben sich ausser sich selbst gesuchet; und da sie den Körper doch nicht für ihre Seele halten konnten, so sind sie auf den irrigen Wahn gerathen, der noch bis in die neueren Zeiten fortgepflanzet ist, daß die Seele nichts, als eine gewisse Beschaffenheit des organi-

schen

schen Körpers, seyn könne. Sie drucken sich dabey auf mancherley Art, jedoch alle sehr dunkel, unbestimmt und zweydeutig aus. Die Seele soll in einer übereinstimmenden Bildung der leiblichen Theile, in einer gewissen Temperatur des Körpers, in einer Harmonie oder harmonischen Bewegung, in einer Lebenskraft u. s. w. bestehen.

Allein, sie mögen für eine Beschaffenheit des Körpers annehmen, welche sie wollen, so werden sie sich nicht darinn als ein Wesen erkennen, das sich bey seinen Veränderungen bewußt ist eins und dasselbe zu seyn. Soll es eine ruhende, bleibende Beschaffenheit, eine übereinstimmende Bildung, Proportion und gewisse Zusammenfügung seyn: so kann ja dieses mit den Veränderungen in unserer Seele, mit den Empfindungen, Gedanken, Neigungen und Begierden, deren wir uns innerlich bewußt sind, nicht bestehen. Wenn aber Veränderungen in der Bildung und Zusammenfügung entstehen sollen, so höret ja die vorige Beschaffenheit der Bildung und Zusammenfügung gänzlich auf, und dauret unter der folgenden nicht fort; so wie eine Bildung von einem Würfel nicht mehr die Eigenschaften einer Kugel behalten kann. Wie kann denn die veränderliche Bildung und Zusammenfügung etwas fortdaurendes seyn, und sich als ein solches bewußt seyn? Die jetzige war ja noch nicht bey der vorigen, und die vorige ist nicht mehr bey der jetzigen. Wollte man setzen, daß so gar andere körperliche Theile in dieselbe Bildung und Verknüpfung träten, als wie in einem Strale des Wassers und Lichtes geschieht; so hätten doch die

e jetzigen körperlichen Theile, die in der vorigen
Stelle getreten sind, ihr fortdaurendes einzelnes
Wesen mit den andern nicht gemein; sondern, wenn
es die Seele ausmachen sollte, so wäre das jetzige
höchstens eine Seele, die der vorigen ähnlich, und,
zu reden, in dieselbe Form gegossen wäre; es
wären doch verschiedene einzelne Seelen, davon die
folgenden nicht wüßten, was den vorigen begegnet
wäre.

Will man den andern Begriff von einer wirksamen Beschaffenheit, als von einer Bewegung,
r unsere Seele annehmen: so ist wieder offenbar, daß eine jede Bewegung, es sey Handlung
der Leidenschaft, durch eine Veränderung aufhöret, das zu seyn, was sie war. Der veränderte
on ist nicht mehr der vorige. Und wenn wir
n Ton sowohl, als Geruch, Geschmack, Gesicht,
Gefühl, für eine innere Veränderung in unsern
körperlichen Theilen, insonderheit des Gehirns,
nehmen wollen: so ist doch gewiß, daß unter viel
tausend Arten von Tone, Schalle, Geruche, Geschmacke, Gefühle und Gesichte, ein jedes sich in unsern Werkzeugen der Sinne auf seine eigene besondere und verschiedene Weise ausdrucke. Wenn
so eine Veränderung in dieser Bewegung entstehen soll, so kann man ohne Widerspruch nicht setzen, daß die neue Bewegung mit der vorigen eins
und eben dieselbe sey, oder daß die vorige in der
jetzigen fortdaure, noch daß sie alle mit einander eins
sind. Die Süßigkeit dauret nicht fort, wenn eine
Bitterkeit in die Stelle tritt: auch ein aus beyden
vermischter Geschmack ist nicht mehr der reine.

lichsten Veränderungen mit den vorigen ei
dieselbe, welche fortgedauret hätte, sondern
lauter verschiedene einzelne Veränderungen,
jede für sich zu ihrer Zeit entsteht, vergeh
durch andere unähnliche abgewechselt wird.
ist denn in solcher Reihe von Veränderung
eine und dasselbe, welches unter allen diese
änderungen fortdauret?

Die Seele aber ist sich selbst bewußt,
ein fortdaurendes Wesen sey, welche alle die
änderungen von tausenderley Geschmacke, G
Tönen und Bildern, nach und nach, allein
rem einzelnen Wesen angenommen, und we
dem gegenwärtigen Zustande ihre verga
sieht; mithin selbst in den Veränderungen er
annoch eine und dieselbe zu seyn, die sie i
schiedenen vorigen Zeiten war. Die S
also keine bloße veränderliche Beschaffenhei
andern Dinges, sondern eine Substanz,

r eine. Alles, was ein Bewußtseyn in sich
ließt, nämlich alle äußere und innere Empfin-
ng, alle Lust und aller Schmerz, alle Einbildun-
, Gedanken, Neigungen, Begierden, Affecten,
s geht alles in einem einzigen Wesen vor. Es
eben dasselbe Wesen, welches die Schmerzen im
pfe empfindet, das auch in der Hand, in den
därmen, im Fuße fühlet, das mit der Nase
cht, mit der Zunge schmecket, mit den Augen
ht, mit den Ohren höret. Die Werkzeuge dieser
ils ähnlichen, theils verschiedenen Empfindungen
d zwar räumlich ausser einander und an verschie-
nen Orten, und lassen sich von einander trennen:
er das empfindende Wesen ist doch nur eins und
en dasselbe. Wenn denn auch Millionen ver-
iedene Punkte oder Stellen unserer Haut und
sers innern Körpers durch Ansetzung einer Na-
lspitze empfindlich sind: so ist doch nur ein einzig
esen, das alles allein allenthalben empfindet.
ber eben das Wesen, welches sich der gegenwär-
gen Dinge, nach der Empfindung, bewußt ist,
auch dasjenige, welches sich, durch seine Einbil-
ngskraft und durch sein Gedächtniß, die vergange-
n und abwesenden Dinge empfunden zu haben erin-
rt. Eben das, was denket, ist auch das, was
npfunden hat: eben das, was da will, ist auch
s, was da denket, das Ding sey ihm gut.

Es ist also eine unnatürliche und wider un-
r Bewußtseyn laufende Einbildung, wenn einige
h selbst in ihrer Vorstellung getheilt haben; ich
ill sagen, daß sie sich überredet, es wären in ihnen
Seele und Geist, oder, nach anderer Meynung,

Verstand und Wille, als zwo Substanzen,
schieden. Denn, wenn nur ein Wesen sü
dessen, was in uns geschieht, innerlich bew
so kann das, was in einem Bewußtseyn b
nicht in verschiedenen Substanzen vorgehen.
wenn eine jede Substanz ihr besonderes B
seyn hätte, so müßten wir auch zwo Seelen
und gedoppelte Menschen seyn; wie diejenig
da zween Leiber an einander gewachsen, oder
mehr, theils weniger (nur die Köpfe ausg
men) in eins geschmolzen sind; in welchen
in der That zwo Seelen, oder zween Me
wohnen.

Es ist der Mühe werth, daß man diese
dere und seltene Begebenheit mit ihren Ums
betrachte, weil sie nicht wenig zur Erläut
was der Mensch und die menschliche Seel
beyträgt. Es giebt Geburten von Zwillinge
nicht allein, jedes mit vollkommenen Gliedm
an einander gewachsen sind; sondern da auch
einen wenigere oder mehrere, äussere oder i
Gliedmaßen mangeln, oder mit der vollkomm
Geburt ihren Gliedmaßen in eins geschmolzen
Von den vollkommenen Zwillingen, die an ein
gewachsen, weis ich mich eines Beyspieles z
Mägdchen zu besinnen, die im Anfange dieses
hunderts allerwärts herumgeführet wurden,
nur am Kreuze zusammen gewachsen war

a Diese zwey Mägdchen, Helena und Judith ge
sind 1701, den 26 des Weinmonats, in der
schaft Comorn, in Ungarn, in dem Dorfe S

Von den verstümmelt Zusammengewachsenen aber ist ein merkwürdig Beyspiel, unter dem Könige

auf des Grafen Zichi Gütern zur Welt gekommen, und haben alle Gliedmaßen vollkommen gehabt, nur daß sie am Rückgrade bey dem Kreuze zusammen gewachsen, und eine gemeinschaftliche Oeffnung des Ausganges von Speise und Getränke gehabt; jedoch so, daß eine jede sich besonders ihres Ueberflusses, nach Nothdurft, entledigen können, auch die monatliche Reinigung zu verschiedener Zeit verspüret. Ein ungarischer Arzt, Namens Csußi, hatte sie von den armen Aeltern auf eine Zeitlang gedungen, und ließ sie durch ganz Europa für Geld sehen; bis sie der Cardinal August von Sachsen-Zeiz, und Erzbischof zu Gran, in ihrem neunten Jahre dem Arzte wieder abgenommen, und den Urselinern zu Presburg ins Kloster gegeben. Sie haben von ihrem Herumreisen, ausser dem Ungarischen, auch deutsch und französisch zu reden gewußt, und im Kloster, ausser ihrer Religion, lesen, schreiben, sticken, Spitzen klöppeln, u. s. w. gelernet.

Ich habe diese Umstände von dem Gerhard Cornelius von den Driesch, Secretarius und Historiographus des Hrn. Grafen Damian Hugo von Virmondt, welcher die Mägdchen im Jahre 1722, in gedachtem Kloster gesehen; und dieses sowohl in seiner historischen Nachricht von der Römisch-Kayserlichen Großbothschaft nach Constantinopel, Nürnb. 1723. 4. p. 19. sqq. als ihre Gemüthsbeschaffenheit, mit folgenden Worten beschreibt: *Es kömmt wohl, daß, wenn eine schläft, die andere wachet: und wann diese arbeitet, die andere ruhet. Es ißt wohl eine, wann die andere trinkt, oder was anderes vor hat. Hingegen sitzen, stehen, gehen und liegen sie allezeit zusammen mit großer Beschwerniß, weil die Zusammenfügung der*

Jacob IV in Schottland, einer männlic[h]

Körper es nicht anders zuläßt. Wann
einander reden, wenden sie einander mit
nen Hälsen das Gesicht zu: sie küssen sich
men aus Liebe, schlagen sich aber auch
mit Fäusten, wann sie bös sind. W
Streit zu der Zeit, da sie beyderseits i
guten Kräften gewesen, zwischen ihnen
den, hat diejenige, welche sich stärker
glaubte, die andere über die Achsel gen
und davon getragen. Jedoch sind sie
eines stillen und sanftmüthigen Wesens,
sie sich oft erzürnen sollten. Die jüng
dith ist vor ungefähr drey Jahren mi
Schlagflusse gerühret worden, wodurch
der Sprache und Vernunft Schaden gelitt
daher anjetzo etwas einfältig scheint.
sich eine nicht wohl befunden, hat auch
dere ebenermaßen, ob sie schon mit
Krankheit nicht behaftet war, einige Un
dem Gemüthe, Schwachheit der Sinne
unordentliche Bewegung der innern Th
Leibes verspühret. Doch schreibt Mich.
Ettmuller in Disp. de Monstro Hungarico
(Georg. Chr. Werther) Lips. 1707. § XIII.
sen allzusehr verschwisterten Mägdchen, da
in Leipzig gewesen, die jüngere Judith mi
chen geplagt worden, wovon aber die ältere,
nichts gewußt; daß sie aber doch beyde zu
den Pocken danieder gelegen. Sie sind i
Febr. gestorben. S. Philos. Transact. Vol
p. 311. und die Commentarios de rebus in
nat. et medicina gestis, wo auch eine aus
Beschreibung von einem Doctore Medicin
Joh. Torkos gefunden wird, welcher mei
schwangere Mutter hätte sich an Hunden, di
men hiengen, versehen.

burt, da vom Nabel aufwärts alles gedoppelt, niederwärts aber alles einfach gewesen [3].

 Bey

[3] Der glaubwürdige Zeuge hievon ist eigentlich Buchananus, lib. XIII. de rebus Scoticis, dessen Worte ich aber (weil ich ihn selber nicht zur Hand gehabt) aus Roberti Sibbaldi Scotia illustrata, sive Prodromo Historiæ Naturalis, Edinb. 1684. fol. P. II. lib. III. cap. 2. p. 5. anführen will. *Circa hæc tempora* (1490. sub Jacobo IV Rege) *inquit* (Buchananus) *monstrum novi generis in Scotia natum est, inferiore quidem corporis parte specie maris, nec quicquam a communi hominis forma discrepans: umbilicum vero supra, trunco corporis, ac reliquis omnibus membris geminis, et ad usum et speciem discretis. Id Rex diligenter et educandum et erudiendum curavit, ac maxime in Musicis, qua in re mirabiliter profecit. Quin et varias linguas edidicit, et variis voluntatibus duo corpora secum discordia discutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune consultabant. Illud etiam in eo memorabile fuit, quod cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem sentiret: cum vero superne pungeretur, aut alioqui læderetur, ad alterum corpus tantum doloris sensus perveniret. Quod discrimen etiam in morte fuit magis conspicuum: nam cum alterum corpus complures ante alterum dies exstinctum fuisset, quod superstes fuit, dimidio sui computrescente, paulatim contabuit. Vixit id monstrum annos viginti octo, ac decessit administrante rem Scoticam Joanne Prorege. Hæc de re scribimus* (inquit Buchananus) *eo confidentius, quod adhuc supersunt homines honesti complures, qui hæc viderint.* Siehe auch hievon den Camerarius in Horis subsecivis Cent. II. c. 67. p. 275.

Ich bedaure nur, daß diejenigen, welche dergleichen seltene Zufälle zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht mehr Nutzen daraus gezogen, und insonder=

Bey allen solchen Misgeburten finden si[ch in]
der That zwo Seelen in einem Leibe, deren
sich besonders bewußt ist. Wenn sie gleich [meh-]
rere oder wenigere gemeinschaftliche Theile des [Kör-]
pers haben, worinn sie beyde empfinden, so
doch die Seelen, welche die Veränderung in e[inem]
und demselben Punkte des Körpers empfinden,
sich dessen bewußt sind, eben sowohl verschi[eden,]
als zween gesunde Menschen verschieden sind, [wel-]
che von einem und demselben Punkte des äu[ßern]
Körpers ein Bild in den Augen und Gedanke[n fas-]
sen, oder beyde einen Ton hören. Uebriger[ns ist]
zwischen beyden Seelen, sowohl in der Vorste[llung]
dieser einen Veränderung im gemeinschaftl[ichen]
Theile, als deren Folgen, vielmehr aber no[ch in]
andern Empfindungen, Gedanken und Gem[üths-]
bewegungen, ein gewaltiger Unterschied. [Das]
eine schläft, wenn das andere wachet. Da[s eine]
empfindet und bemerket, was das andere nic[ht be-]
merket. Das eine stellet sich bey dem Geg[enwär-]
tigen, in seiner Einbildungskraft, ganz ande[r]

sonderheit vieles, was die Seele betrifft, u[nbe-]
achtet gelassen haben. Ich würde wenigst[ens sol-]
chen zween eingefleischten Menschen noch [ver-]
schiedliche Fragen gethan haben, wie ihnen [in die-]
sem und jenem Falle oder Theile zu Muth [sey.]
Nun möchte ich aber doch gerne von einem [Mecha-]
nisten wissen, ob dergleichen Maschine, a[ls hier]
beschrieben ist, halb nach einzelnen Seelen, [halb]
nach beyden Seelen, harmonisch eingericht[et sey,]
und wie die Harmonie bestehe, wenn ihre M[einung]
und Wille gegen einander gelaufen?

d vergangene Dinge vor, als das an-
s eine urtheilet und schließt anders, wie
, und ein Kopf könnte, seiner Einsicht
r ganz andern philosophischen oder christ-
nung und Secte zugethan seyn, wie der
er eine ein Zweifler, der andere ein
us, der eine ein Epicurer, der andere
r, der eine ein Protestant, der andere
seyn. Man sieht, daß auch die Ge-
ungen und Bewegungen solcher Seelen
eibe ganz wider einander laufen. Das
tig, das andere traurig; das eine fürch-
ndere hoffet; das eine liebet Geld, das
. Zu geschweigen, daß das eine
r und sterben kann, wenn das andere
d ist und lebet.

wo zwey Wesen oder Substanzen ausser
nd, deren jede für sich und auf verschie-
g empfindet, denket, will, und sich alles
ußt ist, da sind zwo Seelen, da sind
nschen; sie mögen nun ganz besondere,
gemeinschaftliche Werkzeuge haben.
d dergleichen zweyköpfige Misgeburten
der Christenheit, allemal als zween be-
enschen getaufet, und mit verschiedenen
nannt worden; welches zugleich ein Be-
daß man die einzelnen Menschen nicht
Körper, sondern nach der Seele, rechnet
;

demnach in jedem Menschen ordentlicher
Substanzen ausser einander wären, als

 die

die vorgegebene Seele und Geist, oder verständige und wollende Substanz seyn sollen, deren jede für sich empfände oder sich bewußt wäre: so würden in jedes Menschen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menschen stecken; welches ungereimt, und wider alle innere Erfahrung ist. Der Grund des Irrthumes liegt bloß darinn, daß man aus der verschiedenen Vorstellung und Neigung der Seele, dadurch sie mit sich selbst in einen Kampf geräth, verschiedene Substanzen gemachet. Allein, eben das Wesen in uns, welches sich bewußt ist, daß ihm ein Ding, nach sinnlicher Vorstellung, reizend und gut lasse, ist auch dasjenige, welches sich bewußt ist, daß es eben dasselbe Ding, nach der reineren Vorstellung der Vernunft, für böse ansehen und verabscheuen müsse: so wie es eine Seele ist, welche den halb im Wasser stehenden Stock, nach dem Gesichte, für gebrochen, nach dem Gefühle, für gerade hält.

§ 7.

Da denn, ordentlicher Weise, nur eine Seele im menschlichen Leibe wohnet, und diese eine Substanz allein alles aus allen räumlichen Punkten des ganzen Leibes empfindet, und sich allein alles dessen, was darinn geschieht, bewußt ist: so ist dieses Empfinden und Bewußtseyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die ausser einander sind, nicht im Zusammengesetzten oder Ausgedehnten; so sind die vielen Theile ausser der einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; so unterscheidet sich diese eine Substanz von allen räumlichen Punkten

des

[illegible] ausgedehnten und zusammengesetzten
[illegible], als ein einfaches Wesen, das der [illegible]
theilbare Mittelpunkt ist, worinn alle Ver-
[illegible] in dem ganzen Umfange des Leibes
[illegible] Empfindung und zum Bewußtseyn
[illegible]
[illegible] nicht viele verschiedene Theile, die
einander sich, gemeinschaftlich empfinden
bewußt seyn, oder ein jedes Theil möchte
[illegible] empfinden, und eine Seele seyn, wie
[illegible] Menschen so viel Seelen wohnen, als
[illegible] empfindliche Theile ausser einander wä-
[illegible] Leib aber, und selbst der Kopf, be-
[illegible] alle ausgedehnte Körper, aus vielen
[illegible] die ausser einander und von einander un-
[illegible] sind. Eins ist folglich nicht das andere.
[illegible] Kopf nicht der Fuß, und dieser nicht die
[illegible], so ist auch ein jedes Pünktchen oder
[illegible] des Leibes, und selbst des Kopfes, nicht
[illegible]. Die Veränderung in dem einen
[illegible] also auch nicht die Veränderung in dem
[illegible] Demnach, wenn ein jedes in sich selbst
[illegible] hätte, so würde auch die Empfindung
[illegible] Theiles nicht die Empfindung des andern
[illegible] Wenn auch die Empfindung in allen Thei-
[illegible] wäre, so würde sie doch in vielen ver-
[illegible] Theilen seyn, deren jedes für sich em-
[illegible] So bald man also die Empfindung und
[illegible] in unserm Körper selbst, und in
[illegible] ausgedehnter und zusammengesetzter Materie
[illegible] und sie vielen Theilen gemein machet: so wer-
den

den dadurch in einem Körper so viel Seelen gesetzt, als nur empfindliche Stäubchen sind.

Man stelle sich die Sache im Großen vor. Wenn viele Menschen sich angefasset haben, und einer durchs Electrisiren erschüttert wird: so theilet sich diese Erschütterung allen mit, welche sich angefasset haben. Hier geschieht demnach in vielen Körpern, die sich berühren, fast zugleich, eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für sich seine eigene einzelne Empfindung, die nicht des andern ist; und daher sind es auch verschiedene Menschen mit verschiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unsers Körpers, die sich einander berühren, von dem Eindrucke der Sinne, auch jedes für sich, seine eigene einzelne Empfindung hätte: so würde ja eben dasselbe müssen gesaget werden, daß jedes für sich eine Seele sey. Allein, der Fuß empfindet nicht für sich, noch die Hand, noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge sieht nicht besonders, das Ohr höret nicht besonders, u. s. w. es ist eine und dieselbe Seele, die im Auge sieht, im Ohre höret, in der Nase riecht, in der Zunge schmecket, in Millionen Punkten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadelspitze hingesetzet wird, allein alles fühlet; folglich auch von allen den vielen Theilen, darinn sie allein alles fühlet, unterschieden ist. Die Seele ist demnach eine einfache Substanz, nicht aber ausgedehnt, zusammengesetzt, oder theilbar; sie ist also von unserm Körper gänzlich unterschieden.

Wenn

Wenn nun ein jeder Mensch dieses ohne gros-
s Kopfbrechen bey sich spüren und fühlen kann,
ß seiner körperlichen Theile unzählig viel sind,
rinn er Empfindung hat, und daß doch das
Besen, welches in allen empfindet und sich bewußt
, nur eins sey: so muß auch einem jeden leicht
yn, seine Seele von allen körperlichen Theilen zu
terscheiden, und sein wahres Ich mit dem Kör-
r, worinn er sich jetzt bewußt ist, nicht zu ver-
engen. Wenn aber einer durch sein eigen Ge-
hl nicht klug werden wollte: so möchte ich ihn
f die obbeschriebene Misgeburt verweisen.
arinn sind offenbarlich zwey verschiedene empfin-
nde Wesen, zwo Seelen, die sich verschiedentlich
wußt sind, verschiedentlich denken und wollen.
un haben die beyden Seelen in den unteren ein-
chen Theilen gemeinschaftliche Empfindung, und
glich rechnet sie eine jede Seele zu ihrem Ich:
de saget von dem einen Beine: es ist mein
ein; jede klaget, wenn nur eine Nadelspitze dar-
gesetzet wird: ich werde gestochen, es thut mir
ehe. Wäre nun der empfindliche Theil selbst
sjenige Wesen, das da empfindet: so müßten
s einem Beine zwey, aus jedem empfindlichen
heilchen desselben ein gedoppeltes werden; welches
gereimt ist. Es müssen also diese empfindlichen
meinschaftlichen Theile ausser beyden Seelen, und
n beyden unterschieden seyn. Da nun in solchen
isgeburten die Gesetze der Empfindung und
orstellung nicht anders sind, als bey andern ein-
chen Seelen: so sind bey allen Menschen die
rperlichen Theile, worinn sie empfinden, auf-

ser

ser ihrer einen Seele, und von derselben u
schieden.

§ 8.

Diese Verschiedenheit der Seele von allen
perlichen Theilen erhellet auch daher, daß die
le, wie ich oben gezeiget, sich der Dauer nach
wußt ist, eben dieselbe zu seyn, welche vormal
mancherley empfunden, gedacht und gewollt
und sich folglich innerlich, an der Reihe ihrer
schiedenen Veränderungen, als ein einzeln fort
rendes Wesen, kennet. Nun sind wir uns
von keinem einzigen Stäubchen unsers ganzen
pers bewußt, ob es noch eben dasselbe sey, wel
wir vormals gehabt haben, oder ob ein andere
dessen Stelle getreten sey. Wir kennen kein e
ges Theilchen unsers Leibes, weder von innen
aussen, durch irgend ein Merkmaal, ob es
das alte, oder ein neues sey; sondern wir w
nur durch gegenwärtige Empfindung in densel
daß sie jetzt zu unserm Ich gehören. Demnac
die Seele, die sich als dieselbe in ihrer Dauer
nerlich kennet, von allen Theilen des Körp
davon sie kein einziges als dasselbe kennet, u
schieden.

Der Körper ist nämlich der Seele gleich
zum Spiegel gegeben, worinn sie sich selbst,
Welt und den Schöpfer erkennen kann.
den Spiegel an sich ist sie nicht gewiesen; ob
unverrückt derselbe bleibt, oder ob sie die D
hernach in einem andern untergeschobenen f
daran liegt ihr nichts; genug, daß sie sich se

nd andere Dinge allemal darinn auf eine kennt-
are Weise erblicket, und sich demnach durch Erin-
erung des vorigen Zustandes immer zu einer höhe-
n Stufe der Vollkommenheit schwingen kann.
Der Körper verhält sich also wie ein sanftfließendes
Wasser, darinn sich einer sieht. Das Wasser
erändert sich unvermerkt, und wir sehen uns doch
arinn unverändert, und auf einer Stelle.

§ 9.

Ich dürfte fast noch ein Paar Merkmaale des
Unterschiedes von Seele und Leib hinzufügen,
ie mir sehr klar und fühlbar scheinen. Wir
eobachten nämlich bey uns selbst zweyerley Em-
pfindungen, die wir in äussere und innere, oder in
innliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die
Verschiedenheit läßt sich am klärsten sehen, wann
wir heftige und scharfe Empfindungen beyder Arten
gegen einander halten; als etwa eine schmerzhafte
Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindli-
chen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wissen
wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo
es uns wehe thut; bey diesem aber nichts räumli-
ches. Wir können nicht über Kopfschmerzen, nicht
über Herzklopfen, nicht über Bauchgrimmen, nicht
über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile
des Leibes klagen.

Die Ursache ist offenbar. Denn, wenn der
Schmerz von unserm Körper den Ursprung nimmt,
so sind die verletzten Theile ausser einander, und
räumlich unterschieden; und die Seele, welche sich
den gegenwärtigen Zustand ihres Körpers genau

wor-

vorstellet, weis die Theile anzugeben, wo di
dernatürliche Veränderung geschehen ist. Ab
Verdruß von einem Schimpfe entsteht in
Seele nicht aus der Vorstellung irgend einer
perlichen, sondern ihrer eigenen Unvollkomme
und Verletzung. Und da sind keine versch
Theile, weder ausser noch in der Seele, an
ben, wo ein Schade verursachet wäre. Nicht
ser der Seele: denn es war nur ein Wort,
Gebärde, welche den Verdruß erweckten, ohne
sern Ohren oder Augen Leid zu thun. Nich
der Seele: weil da keine Theile sind, die e
Raum ausmachen, und deren jedes einen gan
Ort einnimmt.

Wäre die Seele körperlich, oder ein T
unsers Körpers, und der sogenannte Gemü
verdruß eine Verletzung dieses Körpers, o
dieser Materie: so müßte man, insonderheit
einer scharfen und heftigen Leidenschaft, den
anzeigen können, wo die festen Theile zerrissen, o
zu stark gedehnet, oder gedruckt worden, und
es folglich so heftig wehe thäte. Denn da hat
Ausflucht nicht Statt, welche man bey schwach
und langsamen Gemüthsempfindungen, w
Schwermuth, Sehnsucht, und dergleichen mach
könnte. In solchem Falle könnte man etwa sag
daß diese dennoch körperliche Leidenschaften wär
welche viele Theile des Körpers zugleich auf e
dunkele Weise beschwerten; daß man daher ei
gewissen Theil, darinn es wehe thue, anzugeb
nicht im Stande sey: es sey uns oft im Kör
nicht recht, wenn etwa eine Krankheit schleich

könn

[illegible] wir könnten doch keine gewisse Stelle [illegible] Körpers bemerken, da der Schmerz vor an[illegible] seinen Sitz hätte. Allein, diese Ausflucht läßt [illegible] bey scharfen und heftigen Gemüthsempfindun[illegible] nicht machen.

[illegible] muß aber die körperlichen Folgen solches [illegible] mit dem Verdrusse an sich nicht ver[illegible] Es kann nach dem Aergernisse das Blut [illegible] ein Erbrechen, Podagra, Steinschmerz, [illegible] Herzklopfen, u. s. w. erfolgen. Aber ein [illegible] wohl, in welchem Gliede diese Schmer[illegible], und ist sich doch bewußt, daß sein em[illegible] Gemüthsverdruß nicht im Fuße, nicht [illegible] Nieren, nicht im Magen, nicht im Herzen [illegible].

Ich will nicht sagen, daß die Art der Empfin[illegible] selbst in beyden Fällen sehr unterschieden sey, [illegible] läßt sich fühlen, aber nicht beschreiben. Ja [illegible] kann man dieses nicht allein bey beyderley hef[illegible] sondern auch gelinden Empfindungen in sich [illegible] spüren. Denn wenn sich das menschliche [illegible] eine Unordnung, Schiefigkeit, übele Pro[illegible] und Bildung, oder ungereimte Wahl von [illegible], fühlt: so weis ein jeder bey sich selbst, daß [illegible] sowohl das Auge einen Eindruck bekömmt, [illegible] es nicht vertragen könnte. Denn was [illegible] schiefe oder kürzere Linie das Auge mehr [illegible], als eine gerade, oder längere? Son[illegible] das Gemüth leidet eine Unlust von seiner eige[illegible] Einsicht der Unvollkommenheit; gleichwie es [illegible] an der Einsicht der Ordnung, Proportion [illegible] Uebereinstimmung, Lust genießt. Es suchet

 sich

sich natürlicher Weise zur Vollkommenheit z
hen, und liebet daher die Muster derselben, w
Verstand und Neigung gebessert und bere
werden. Die gegenseitigen Vorstellungen v
ben den Geschmack der Seele, und gewöhn
nach und nach zur Unvollkommenheit.

Noch ein ander Merkmaal des Untersch
zwischen Seele und Leib läßt sich aus der will
lichen Beachtung nehmen. Wenn wir uns
lich, vermöge der Sinne, tausenderley gegen
tige Dinge zugleich vorstellen: so beachten wir
allein eins unter allen andern unwillkührlich,
uns den stärksten Eindruck giebt, sondern wi
nen auch willkührlich beachten, was einen
schwächeren Eindruck machet, als andere.

Die Vorstellung abwesender Dinge ist an
allezeit schwächer, als der gegenwärtigen: wi
nen sie aber willkührlich stärker und klärer ma
als alle Vorstellung gegenwärtiger Dinge, so
wir Hören und Sehen darüber vergessen. I
den gegenwärtigen Dingen, die uns rühren,
der Schall, der ins Ohr fällt, leiser und schw
seyn, als das Licht, welches die Körper im
bildet: aber wir haben es in unserer Macht,
dunkelen Schalle nachzulauschen, ohne auf die
genstände des Gesichtes zu achten. In dem
mahlen sich die Dinge am klärsten und deutlichste
welche der Augen Axe gegenüber stehen; die an
desto dunkeler und undeutlicher, je weiter sie
dem Mittelpunkte des Auges zur Seite abwei
Dennoch kann uns eins zur Seite reizen, daß
die Augenaxen willkührlich nach diesem Ge

st

[illegible], um es vor andern zu beobachten. Ja, ich habe es oft versuchet, die Augenaxen unverwandt auf einem Gegenstande zu lassen, und dabey dennoch nicht diesen, sondern etwas, das ganz zur Seite stund, und mich gar nicht angieng, willkührlich zu beachten.

Die Seele hat demnach ein Vermögen, einem Theile ihrer ganzen Vorstellung, der an sich von dem schwächsten Eindrucke entstanden, willkührlich die überwiegende Klarheit und Stärke zu geben, wodurch alle übrige an sich klärere Vorstellungen verdunkelt werden. Es ist auch kein Zweifel, daß die Uebung darinn vieles thue, da einer die ausschweifenden Gedanken, wenn sie sich etwa durch die Sinne stöhren lassen, so oft und so lange wieder zurück ruft, bis er sie ganz in seine Macht bekömmt. Ich könnte mich auf namhafte Männer berufen, [illegible] einer, bey allem Toben und Lärmen seiner Kinder um ihn herum, schwere Berechnungen und Entwürfe zu Stande brachte; ein anderer noch jetzt zuweilen, vor dem offenen Fenster am Markte, [illegible] Aufsätze und Deductiones verfertiget. Aber, ein jeder hat bey sich, obwohl die meisten in [illegible] geringerer Maaße, die tägliche Erfahrung [illegible].

Wäre die Vorstellung nichts als eine Reactio, oder der Gegendruck des Gehirnes gegen den sinnlichen Eindruck; und wäre die ausnehmende Beachtung eines Theils der ganzen Vorstellung nichts, als die stärkste Reactio, oder der stärkste Gegendruck des Gehirns gegen einen gewissen Theil des sinnlichen Eindrucks: so müßte, nach den Ge-

 setzen

die vorgegebene Seele und Geist, oder verständige und wollende Substanz seyn sollen, deren jede für sich empfände oder sich bewußt wäre: so würden in jedes Menschen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menschen stecken; welches ungereimt, und wider alle innere Erfahrung ist. Der Grund des Irrthumes liegt bloß darinn, daß man aus der verschiedenen Vorstellung und Neigung der Seele, dadurch sie mit sich selbst in einen Kampf geräth, verschiedene Substanzen gemachet. Allein, eben das Wesen in uns, welches sich bewußt ist, daß ihm ein Ding, nach sinnlicher Vorstellung, reizend und gut lasse, ist auch dasjenige, welches sich bewußt ist, daß es eben dasselbe Ding, nach der reineren Vorstellung der Vernunft, für böse ansehen und verabscheuen müsse: so wie es eine Seele ist, welche den halb im Wasser stehenden Stock, nach dem Gesichte, für gebrochen, nach dem Gefühle, für gerade hält.

§ 7.

Da denn, ordentlicher Weise, nur eine Seele im menschlichen Leibe wohnet, und diese eine Substanz allein alles aus allen räumlichen Punkten des ganzen Leibes empfindet, und sich allein alles dessen, was darinn geschieht, bewußt ist: so ist dieses Empfinden und Bewußtseyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die ausser einander sind, nicht im Zusammengesetzten oder Ausgedehnten; so sind die vielen Theile ausser der einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; so unterscheidet sich diese eine Substanz von allen räumlichen Punkten

des

ausgedehnten und zusammengesetzten
als ein einfaches Wesen, das der einzi-
bare Mittelpunkt ist, worinn alle Ver-
in dem ganzen Umfange des Leibes
en Empfindung und zum Bewußtseyn

ten nicht viele verschiedene Theile, die
nder sind, gemeinschaftlich empfinden
wußt seyn, oder ein jedes Theil würde
h empfinden, und eine Seele seyn, und
n Menschen so viel Seelen wohnen, als
empfindliche Theile ausser einander wä-
ser Leib aber, und selbst der Kopf, be-
alle ausgedehnte Körper, aus vielen
ie ausser einander und von einander un-
sind. Eins ist folglich nicht das andere.
opf nicht der Fuß, und dieser nicht die
so ist auch ein jedes Pünktchen oder
des Leibes, und selbst des Kopfes, nicht
er. Die Veränderung in dem einen
so auch nicht die Veränderung in dem
Demnach, wenn ein jedes in sich selbst
g hätte, so würde auch die Empfindung
Theiles nicht die Empfindung des andern
nn auch die Empfindung in allen Thei-
wäre, so würde sie doch in vielen versch
Theilen seyn, deren jedes für sich em-
So bald man also die Empfindung und
ßtseyn in unserm Körper selbst, und in
sgedehnter und zusammengesetzter Materie
sie vielen Theilen gemein machet: so wer-
den

den dadurch in einem Körper so viel Seelen gesetzt, als nur empfindliche Stäubchen sind.

Man stelle sich die Sache im Großen vor. Wenn viele Menschen sich angefasset haben, und einer durchs Electrisiren erschüttert wird: so theilet sich diese Erschütterung allen mit, welche sich angefasset haben. Hier geschieht demnach in vielen Körpern, die sich berühren, fast zugleich, eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für sich seine eigene einzelne Empfindung, die nicht des andern ist; und daher sind es auch verschiedene Menschen mit verschiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unsers Körpers, die sich einander berühren, von dem Eindrucke der Sinne, auch jedes für sich, seine eigene einzelne Empfindung hätte: so würde ja eben dasselbe müssen gesaget werden, daß jedes für sich eine Seele sey. Allein, der Fuß empfindet nicht für sich, noch die Hand, noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge sieht nicht besonders, das Ohr höret nicht besonders, u. s. w. es ist eine und dieselbe Seele, die im Auge sieht, im Ohre höret, in der Nase riecht, in der Zunge schmecket, in Millionen Punkten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadelspitze hingesetzet wird, allein alles fühlet; folglich auch von allen den vielen Theilen, darinn sie allein alles fühlet, unterschieden ist. Die Seele ist demnach eine einfache Substanz, nicht aber ausgedehnt, zusammengesetzt, oder theilbar; sie ist also von unserm Körper gänzlich unterschieden.

Wenn

m nun ein jeder Mensch dieses ohne grof-
fbrechen bey sich spüren und fühlen kann,
er körperlichen Theile unzählig viel sind,
r Empfindung hat, und daß doch das
welches in allen empfindet und sich bewußt
eins sey: so muß auch einem jeden leicht
ne Seele von allen körperlichen Theilen zu
iden, und sein wahres Ich mit dem Kör-
inn er sich jetzt bewußt ist, nicht zu ver-
Wenn aber einer durch sein eigen Ge-
t klug werden wollte: so möchte ich ihn
obbeschriebene Misgeburt verweisen.
ind offenbarlich zwey verschiedene empfin-
esen, zwo Seelen, die sich verschiedentlich
ind, verschiedentlich denken und wollen.
en die beyden Seelen in den unteren ein-
eilen gemeinschaftliche Empfindung, und
net sie eine jede Seele zu ihrem Ich:
s von dem einen Beine: es ist mein
de klaget, wenn nur eine Nadelspitze dar-
wird: ich werde gestochen, es thut mir
Wäre nun der empfindliche Theil selbst
Wesen, das da empfindet: so müßten
n Beine zwey, aus jedem empfindlichen
desselben ein gedoppeltes werden; welches
t ist. Es müssen also diese empfindlichen
aftlichen Theile ausser beyden Seelen, und
m unterschieden seyn. Da nun in solchen
rten die Gesetze der Empfindung und
ng nicht anders sind, als bey andern ein-
Seelen: so sind bey allen Menschen die
en Theile, worinn sie empfinden, auf-

ser

ser ihrer einen Seele, und von derselben unterschieden.

§ 8.

Diese Verschiedenheit der Seele von allen körperlichen Theilen erhellet auch daher, daß die Seele, wie ich oben gezeiget, sich der Dauer nach bewußt ist, eben dieselbe zu seyn, welche vormals so mancherley empfunden, gedacht und gewollt hat, und sich folglich innerlich, an der Reihe ihrer verschiedenen Veränderungen, als ein einzeln fortdaurendes Wesen, kennet. Nun sind wir uns aber von keinem einzigen Stäubchen unsers ganzen Körpers bewußt, ob es noch eben dasselbe sey, welches wir vormals gehabt haben, oder ob ein anderes an dessen Stelle getreten sey. Wir kennen kein einziges Theilchen unsers Leibes, weder von innen noch aussen, durch irgend ein Merkmaal, ob es noch das alte, oder ein neues sey; sondern wir wissen nur durch gegenwärtige Empfindung in denselben, daß sie jetzt zu unserm Ich gehören. Demnach ist die Seele, die sich als dieselbe in ihrer Dauer innerlich kennet, von allen Theilen des Körpers, davon sie kein einziges als dasselbe kennet, unterschieden.

Der Körper ist nämlich der Seele gleichsam zum Spiegel gegeben, worinn sie sich selbst, die Welt und den Schöpfer erkennen kann. Auf den Spiegel an sich ist sie nicht gewiesen; ob der unverrückt derselbe bleibt, oder ob sie die Dinge hernach in einem andern untergeschobenen sieht, daran liegt ihr nichts; genug, daß sie sich selbst,

und

nd andere Dinge allemal darinn auf eine kennt-
are Weise erblicket, und sich demnach durch Erin-
erung des vorigen Zustandes immer zu einer höhe-
n Stufe der Vollkommenheit schwingen kann.
Der Körper verhält sich also wie ein sanftfließendes
Wasser, darinn sich einer sieht. Das Wasser
erändert sich unvermerkt, und wir sehen uns doch
arinn unverändert, und auf einer Stelle.

§ 9.

Ich dürfte fast noch ein Paar Merkmaale des
Unterschiedes von Seele und Leib hinzufügen,
ie mir sehr klar und fühlbar scheinen. Wir
eobachten nämlich bey uns selbst zweyerley Em-
pfindungen, die wir in äussere und innere, oder in
sinnliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die
Verschiedenheit läßt sich am klärsten sehen, wann
wir heftige und scharfe Empfindungen beyder Arten
gegen einander halten; als etwa eine schmerzhafte
Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindli-
chen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wissen
wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo
es uns wehe thut; bey diesem aber nichts räumli-
ches. Wir können nicht über Kopfschmerzen, nicht
über Herzklopfen, nicht über Bauchgrimmen, nicht
über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile
des Leibes klagen.

Die Ursache ist offenbar. Denn, wenn der
Schmerz von unserm Körper den Ursprung nimmt,
so sind die verletzten Theile ausser einander, und
räumlich unterschieden; und die Seele, welche sich
den gegenwärtigen Zustand ihres Körpers genau

wor-

Stelle zu der Zeit, da sie beyderseits noch
guten Kräften gewesen, zwischen ihnen ent
den, hat diejenige, welche sich stärker zu
glaubte, die andere über die Achsel genom
und davon getragen. Jedoch sind sie viel
eines stillen und sanftmüthigen Wesens, als
sie sich oft erzürnen sollten. Die jüngere
dith ist vor ungefähr drey Jahren mit
Schlagflusse gerühret worden, wodurch si
der Sprache und Vernunft Schaden gelitten,
daher anjetzo etwas einfältig scheint. S
sich eine nicht wohl befunden, hat auch di
dere ebenermaßen, ob sie schon mit gle
Krankheit nicht behaftet war, einige Unruh
dem Gemüthe, Schwachheit der Sinnen,
unordentliche Bewegung der innern Theile
Leibes verspühret. Doch schreibt Mich. E
Ettmuller in Disp. de Monstro Hungarico, (
Georg. Chr. Werther) Lipſ. 1707. § XIII. vo
sen allzusehr verschwisterten Mägdchen, daß,
in Leipzig gewesen, die jüngere Judith mit
chen geplagt worden, wovon aber die ältere, He
nichts gewußt; daß sie aber doch beyde zuglei
den Pocken danieder gelegen. Sie sind 172

... vom Nabel aufwärts alles gedoppelt, niederwärts aber alles einfach gewesen [a].

[a] Der glaubwürdige Zeuge hievon ist eigentlich Buchananus, lib. XIII. de rebus Scoticis, dessen Worte ich aber (weil ich ihn selber nicht zur Hand gehabt) aus Roberti Sibbaldi Scotia illustrata, sive Prodromo Historiæ Naturalis, Edinb. 1684. fol. P. II. lib. III. cap. 2. p. 5. anführen will. *Circa hæc tempora* (1490. sub Jacobo IV Rege) *inquit* (Buchananus) *monstrum novi generis in Scotia natum est, inferiore quidem corporis parte specie maris, nec quicquam a communi hominis forma discrepans: umbilicum vero supra, trunco corporis, ac reliquis omnibus membris geminis, et ad usum et speciem discretis. Id Rex diligenter et educandum et erudiendum curavit, ac maxime in Musicis, qua in re mirabiliter profecit. Quin et varias linguas edidicit, et variis voluntatibus duo corpora secum discordia discutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune consultabant. Illud etiam in eo memorabile fuit, quod cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem sentiret: cum vero superne pungeretur, aut alioqui læderetur, ad alterum corpus tantum doloris sensus perveniret. Quod discrimen etiam in morte fuit magis conspicuum: nam cum alterum corpus complures ante alterum dies exstinctum fuisset, quod superstes fuit, dimidio sui computrescente, paulatim contabuit. Vixit id monstrum annos viginti octo, ac decessit administrante rem Scoticam Joanne Prorege. Hac de re scribimus* (inquit Buchananus) *eo confidentius, quod adhuc supersunt homines honesti complures, qui hæc viderint.* Siehe auch hievon den Camerarius in Horis subsecivis Cent. II. c. 67. p. 275.

Ich bedaure nur, daß diejenigen, welche dergleichen seltene Zufälle zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht mehr Nutzen daraus gezogen, und insonder-

als zween gesunde Menschen verschieden sind,
che von einem und demselben Punkte des äu
Körpers ein Bild in den Augen und Gedank
sen, oder beyde einen Ton hören. Uebrig
zwischen beyden Seelen, sowohl in der Vorst
dieser einen Veränderung im gemeinschaf
Theile, als deren Folgen, vielmehr aber n
andern Empfindungen, Gedanken und Gem
bewegungen, ein gewaltiger Unterschied.
eine schläft, wenn das andere wachet. Da
empfindet und bemerket, was das andere ni
merket. Das eine stellet sich bey dem Geg
tigen, in seiner Einbildungskraft, ganz and

sonderheit vieles, was die Seele betrifft, u
achtet gelassen haben. Ich würde wenigste
chen zween eingefleischten Menschen noch
schiedliche Fragen gethan haben, wie ihnen
sem und jenem Falle oder Theile zu Mut

esende und vergangene Dinge vor, als das an-
ere. Das eine urtheilet und schließt anders, wie
as andere, und ein Kopf könnte, seiner Einsicht
ach, einer ganz andern philosophischen oder christ-
chen Meynung und Secte zugethan seyn, wie der
ndere; der eine ein Zweifler, der andere ein
Dogmaticus, der eine ein Epicurer, der andere
n Stoiker, der eine ein Protestant, der andere
n Papist seyn. Man sieht, daß auch die Ge-
müthsneigungen und Bewegungen solcher Seelen
 einem Leibe ganz wider einander laufen. Das
ne ist lustig, das andere traurig; das eine fürch-
t, das andere hoffet; das eine liebet Geld, das
ndere Ehre. Zu geschweigen, daß das eine
rank seyn und sterben kann, wenn das andere
och gesund ist und lebet.

Kurz, wo zwey Wesen oder Substanzen außer
inander sind, deren jede für sich und auf verschie-
ene Weise empfindet, denket, will, und sich alles
essen bewußt ist, da sind zwo Seelen, da sind
ween Menschen; sie mögen nun ganz besondere,
der auch gemeinschaftliche Werkzeuge haben.
Daher sind dergleichen zweyköpfige Misgeburten
uch, in der Christenheit, allemal als zween be-
ondere Menschen getaufet, und mit verschiedenen
Namen benannt worden; welches zugleich ein Be-
weis ist, daß man die einzelnen Menschen nicht
ach dem Körper, sondern nach der Seele, rechnet
nd zählet.

Wenn demnach in jedem Menschen ordentlicher
Weise zwo Substanzen ausser einander wären, als

die vorgegebene Seele und Geist, oder verständige und wollende Substanz seyn sollen, deren jede für sich empfände oder sich bewußt wäre: so würden in jedes Menschen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menschen stecken; welches ungereimt, und wider alle innere Erfahrung ist. Der Grund des Irrthumes liegt bloß darinn, daß man aus der verschiedenen Vorstellung und Neigung der Seele, dadurch sie mit sich selbst in einen Kampf geräth, verschiedene Substanzen gemachet. Allein, eben das Wesen in uns, welches sich bewußt ist, daß ihm ein Ding, nach sinnlicher Vorstellung, reizend und gut lasse, ist auch dasjenige, welches sich bewußt ist, daß es eben dasselbe Ding, nach der reineren Vorstellung der Vernunft, für böse ansehen und verabscheuen müsse: so wie es eine Seele ist, welche den halb im Wasser stehenden Stock, nach dem Gesichte, für gebrochen, nach dem Gefühle, für gerade hält.

§ 7.

Da denn, ordentlicher Weise, nur eine Seele im menschlichen Leibe wohnet, und diese eine Substanz allein alles aus allen räumlichen Punkten des ganzen Leibes empfindet, und sich allein alles dessen, was darinn geschieht, bewußt ist: so ist dieses Empfinden und Bewußtseyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die ausser einander sind, nicht im Zusammengesetzten oder Ausgedehnten; so sind die vielen Theile ausser der einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; so unterscheidet sich diese eine Substanz von allen räumlichen Punkten

des

...zen ausgedehnten und zusammengesetzten ...s, als ein einfaches Wesen, das der einzi... ...heilbare Mittelpunkt ist, worinn alle Ver... ...gen in dem ganzen Umfange des Leibes ...zelnen Empfindung und zum Bewußtseyn ...

... kö...nen nicht viele verschiedene Theile, die ...einander sind, gemeinschaftlich empfinden ... bewußt seyn, oder ein jedes Theil würde ... sich empfinden, und eine Seele seyn, und ...edem Menschen so viel Seelen wohnen, als ...dene empfindliche Theile ausser einander wä... Unser Leib aber, und selbst der Kopf, be... ...wie alle ausgedehnte Körper, aus vielen ..., die ausser einander und von einander un... ...en sind. Eins ist folglich nicht das andere. ... Kopf nicht der Fuß, und dieser nicht die ..., so ist auch ein jedes Pünktchen oder ...chen des Leibes, und selbst des Kopfes, nicht ...chbar. Die Veränderung in dem einen ... also auch nicht die Veränderung in dem ... Demnach, wenn ein jedes in sich selbst ...dung hätte, so würde auch die Empfindung ... Theiles nicht die Empfindung des andern ... Wenn auch die Empfindung in allen Thei... ...lich wäre, so würde sie doch in vielen ver... ...en Theilen seyn, deren jedes für sich em... ... So bald man also die Empfindung und ...wußtseyn in unserm Körper selbst, und in ...ausgedehnter und zusammengesetzter Materie ...und sie vielen Theilen gemein machet: so wer- den

den dadurch in einem Körper so viel Seelen gesetzt, als nur empfindliche Stäubchen sind.

Man stelle sich die Sache im Grossen vor. Wenn viele Menschen sich angefasset haben, und einer durchs Electrisiren erschüttert wird: so theilet sich diese Erschütterung allen mit, welche sich angefasset haben. Hier geschieht demnach in vielen Körpern, die sich berühren, fast zugleich, eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für sich seine eigene einzelne Empfindung, die nicht des andern ist; und daher sind es auch verschiedene Menschen mit verschiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unsers Körpers, die sich einander berühren, von dem Eindrucke der Sinne, auch jedes für sich, seine eigene einzelne Empfindung hätte: so würde ja eben dasselbe müssen gesaget werden, daß jedes für sich eine Seele sey. Allein, der Fuß empfindet nicht für sich, noch die Hand, noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge sieht nicht besonders, das Ohr höret nicht besonders, u. s. w. es ist eine und dieselbe Seele, die im Auge sieht, im Ohre höret, in der Nase riecht, in der Zunge schmecket, in Millionen Punkten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadelspitze hingesetzet wird, allein alles fühlet; folglich auch von allen den vielen Theilen, darinn sie allein alles fühlet, unterschieden ist. Die Seele ist demnach eine einfache Substanz, nicht aber ausgedehnt, zusammengesetzt, oder theilbar; sie ist also von unserm Körper gänzlich unterschieden.

Wenn

Wenn nun ein jeder Mensch dieses ohne gros-
s Kopfbrechen bey sich spüren und fühlen kann,
aß seiner körperlichen Theile unzählig viel sind,
arinn er Empfindung hat, und daß doch das
Besen, welches in allen empfindet und sich bewußt
t, nur eins sey: so muß auch einem jeden leicht
yn, seine Seele von allen körperlichen Theilen zu
nterscheiden, und sein wahres Ich mit dem Kör-
er, worinn er sich jetzt bewußt ist, nicht zu ver-
iengen. Wenn aber einer durch sein eigen Ge-
ihl nicht klug werden wollte: so möchte ich ihn
uf die obbeschriebene Misgeburt verweisen.
Darinn sind offenbarlich zwey verschiedene empfin-
ende Wesen, zwo Seelen, die sich verschiedentlich
ewußt sind, verschiedentlich denken und wollen.
Nun haben die beyden Seelen in den unteren ein-
ichen Theilen gemeinschaftliche Empfindung, und
lglich rechnet sie eine jede Seele zu ihrem Ich:
de saget von dem einen Beine: es ist mein
Bein; jede klaget, wenn nur eine Nadelspitze dar-
n gesetzet wird: ich werde gestochen, es thut mir
ehe. Wäre nun der empfindliche Theil selbst
asjenige Wesen, das da empfindet: so müßten
is einem Beine zwey, aus jedem empfindlichen
heilchen desselben ein gedoppeltes werden; welches
ngereimt ist. Es müssen also diese empfindlichen
emeinschaftlichen Theile ausser beyden Seelen, und
on beyden unterschieden seyn. Da nun in solchen
Misgeburten die Gesetze der Empfindung und
Vorstellung nicht anders sind, als bey andern ein-
chen Seelen: so sind bey allen Menschen die
rperlichen Theile, worinn sie empfinden, auf-

ser

sie ihrer einen Seele, und von derselben
schieden.

§ 8.

Diese Verschiedenheit der Seele von all
perlichen Theilen erhellet auch daher, daß di
le, wie ich oben gezeiget, sich der Dauer na
wußt ist, eben dieselbe zu seyn, welche vorm
mancherley empfunden, gedacht und gewol
und sich folglich innerlich, an der Reihe ihr
schiedenen Veränderungen, als ein einzeln fo
rendes Wesen, kennet. Nun sind wir un
von keinem einzigen Stäubchen unsers ganze
pers bewußt, ob es noch eben dasselbe sey, w
wir vormals gehabt haben, oder ob ein ande
dessen Stelle getreten sey. Wir kennen kei
ges Theilchen unsers Leibes, weder von inn
aussen, durch irgend ein Merkmaal, ob e
das alte, oder ein neues sey; sondern wir
nur durch gegenwärtige Empfindung in dem
daß sie jetzt zu unserm Ich gehören. Denn
die Seele, die sich als dieselbe in ihrer Dau
nerlich kennet, von allen Theilen des Le
davon sie kein einziges als dasselbe kennet,
schieden.

Der Körper ist nämlich der Seele gle
zum Spiegel gegeben, worinn sie sich selbst
Welt und den Schöpfer erkennen kann.
den Spiegel an sich ist sie nicht gewiesen;
unverrückt derselbe bleibt, oder ob sie die
hernach in einem andern untergeschobenen
daran liegt ihr nichts; genug, daß sie sich

id andere Dinge allemal darinn auf eine kennt-
are Weise erblicket, und sich demnach durch Erin-
erung des vorigen Zustandes immer zu einer höhe-
n Stufe der Vollkommenheit schwingen kann.
der Körper verhält sich also wie ein sanftfließendes
Wasser, darinn sich einer sieht. Das Wasser
erändert sich unvermerkt, und wir sehen uns doch
arinn unverändert, und auf einer Stelle.

§ 9.

Ich dürfte fast noch ein Paar Merkmaale des
nterschiedes von Seele und Leib hinzufügen,
ie mir sehr klar und fühlbar scheinen. Wir
eobachten nämlich bey uns selbst zweyerley Em-
findungen, die wir in äussere und innere, oder in
nnliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die
Verschiedenheit läßt sich am klärsten sehen, wann
wir heftige und scharfe Empfindungen beyder Arten
egen einander halten; als etwa eine schmerzhafte
Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindli-
chen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wissen
wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo
s uns wehe thut; bey diesem aber nichts räumli-
ches. Wir können nicht über Kopfschmerzen, nicht
über Herzklopfen, nicht über Bauchgrimmen, nicht
über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile
des Leibes klagen.

Die Ursache ist offenbar. Denn, wenn der
Schmerz von unserm Körper den Ursprung nimmt,
o sind die verletzten Theile ausser einander, und
räumlich unterschieden; und die Seele, welche sich
den gegenwärtigen Zustand ihres Körpers genau
wor-

vorstellet, weis die Theile anzugeben, wo die widernatürliche Veränderung geschehen ist. Aber der Verdruß von einem Schimpfe entsteht in der Seele nicht aus der Vorstellung irgend einer körperlichen, sondern ihrer eigenen Unvollkommenheit und Verletzung. Und da sind keine verschiedene Theile, weder ausser noch in der Seele, anzugeben, wo ein Schade verursachet wäre. Nicht ausser der Seele: denn es war nur ein Wort, eine Gebärde, welche den Verdruß erweckten, ohne unsern Ohren oder Augen Leid zu thun. Nicht in der Seele: weil da keine Theile sind, die einen Raum ausmachen, und deren jedes einen gewissen Ort einnimmt.

Wäre die Seele körperlich, oder ein Theil unsers Körpers, und der sogenannte Gemüthsverdruß eine Verletzung dieses Körpers, oder dieser Materie: so müßte man, insonderheit in einer scharfen und heftigen Leidenschaft, den Ort anzeigen können, wo die festen Theile zerrissen, oder zu stark gedehnet, oder gedruckt worden, und wo es folglich so heftig wehe thäte. Denn da hat die Ausflucht nicht Statt, welche man bey schwachen und langsamen Gemüthsempfindungen, als Schwermuth, Sehnsucht, und dergleichen machen könnte. In solchem Falle könnte man etwa sagen, daß diese dennoch körperliche Leidenschaften wären, welche viele Theile des Körpers zugleich auf eine dunkele Weise beschwerten; daß man daher einen gewissen Theil, darinn es wehe thue, anzugeben nicht im Stande sey: es sey uns oft im Körper nicht recht, wenn etwa eine Krankheit schleichend

kömmt;

ömmt; und wir könnten doch keine gewisse Stelle
es Körpers bemerken, da der Schmerz vor an-
ern seinen Sitz hätte. Allein, diese Ausflucht läßt
ich bey scharfen und heftigen Gemüthsempfindun-
en nicht machen.

Man muß aber die körperlichen Folgen solches
Verdrusses mit dem Verdrusse an sich nicht ver-
nengen. Es kann nach dem Aergernisse das Blut
allen, ein Erbrechen, Podagra, Steinschmerz,
Zittern, Herzklopfen, u. s. w. erfolgen. Aber ein
eder fühlet wohl, in welchem Gliede diese Schmer-
en sitzen, und ist sich doch bewußt, daß sein em-
pfundener Gemüthsverdruß nicht im Fuße, nicht
n den Nieren, nicht im Magen, nicht im Herzen
wohne.

Ich will nicht sagen, daß die Art der Empfin-
ung selbst in beyden Fällen sehr unterschieden sey.
Das läßt sich fühlen, aber nicht beschreiben. Je-
och kann man dieses nicht allein bey beyderley hef-
igen, sondern auch gelinden Empfindungen in sich
elbst spüren. Denn wenn sich das menschliche
Auge an eine Unordnung, Schiefigkeit, übele Pro-
ortion und Bildung, oder ungereimte Wahl von
Farben, stößt: so weis ein jeder bey sich selbst, daß
ier nicht sowohl das Auge einen Eindruck bekömmt,
welchen es nicht vertragen könnte. Denn was
ann eine schiefe oder kürzere Linie das Auge mehr
eleidigen, als eine gerade, oder längere? Son-
ern das Gemüth leidet eine Unlust von seiner eige-
en Einsicht der Unvollkommenheit; gleichwie es
onst an der Einsicht der Ordnung, Proportion
nd Uebereinstimmung, Lust genießt. Es suchet

 sich

sich natürlicher Weise zur Vollkommenheit z
den, und liebet daher die Muster derselben, wo
Verstand und Neigung gebessert und bere
werden. Die gegenseitigen Vorstellungen v
ben den Geschmack der Seele, und gewöhn
nach und nach zur Unvollkommenheit.

Noch ein ander Merkmaal des Untersch
zwischen Seele und Leib läßt sich aus der will
lichen Beachtung nehmen. Wenn wir uns
lich, vermöge der Sinne, tausenderley gegen
tige Dinge zugleich vorstellen: so beachten wir
allein eins unter allen andern unwillkührlich,
uns den stärksten Eindruck giebt, sondern wi
nen auch willkührlich beachten, was einen
schwächeren Eindruck machet, als andere.

Die Vorstellung abwesender Dinge ist a
allezeit schwächer, als der gegenwärtigen: wi
nen sie aber willkührlich stärker und klärer ma
als alle Vorstellung gegenwärtiger Dinge, so
wir Hören und Sehen darüber vergessen. I
den gegenwärtigen Dingen, die uns rühren,
der Schall, der ins Ohr fällt, leiser und schw
seyn, als das Licht, welches die Körper im
bildet: aber wir haben es in unserer Macht,
dunkelen Schalle nachzulauschen, ohne auf die
genstände des Gesichtes zu achten. In dem
mahlen sich die Dinge am klärsten und deutlichste
welche der Augen Axe gegenüber stehen; die an
desto dunkeler und undeutlicher, je weiter sie
dem Mittelpunkte des Auges zur Seite abwei
Dennoch kann uns eins zur Seite reizen, daß
die Augenaxen willkührlich nach diesem Ge

st

stande drehen, um es vor andern zu beobachten. Ja, ich habe es oft versuchet, die Augenaxen unverwandt auf einem Gegenstande zu lassen, und dabey dennoch nicht diesen, sondern etwas, das ganz zur Seite stund, und mich gar nicht angieng, willkührlich zu beachten.

Die Seele hat demnach ein Vermögen, einem Theile ihrer ganzen Vorstellung, der an sich von den schwächsten Eindrucke entstanden, willkührlich eine überwiegende Klarheit und Stärke zu geben, wodurch alle übrige an sich klärere Vorstellungen verdunkelt werden. Es ist auch kein Zweifel, daß die Uebung darinn vieles thue, da einer die ausschweifenden Gedanken, wenn sie sich etwa durch die Sinne stöhren lassen, so oft und so lange wieder zurück ruft, bis er sie ganz in seine Macht bekömmt. Ich könnte mich auf namhafte Männer berufen, da einer, bey allem Toben und Lärmen seiner Kinder um ihn herum, schwere Berechnungen und Entwürfe zu Stande brachte; ein anderer noch jetzt zuweilen, vor dem offenen Fenster am Markte, wichtige Aufsätze und Deductiones verfertiget. Aber, ein jeder hat bey sich, obwohl die meisten in weit geringerer Maaße, die tägliche Erfahrung davon.

Wäre die Vorstellung nichts als eine Reactio, oder der Gegendruck des Gehirnes gegen den sinnlichen Eindruck; und wäre die ausnehmende Beachtung eines Theils der ganzen Vorstellung nichts, als die stärkste Reactio, oder der stärkste Gegendruck des Gehirns gegen einen gewissen Theil des sinnlichen Eindrucks: so müßte, nach den Ge-

 setzen

setzen der körperlichen Bewegung, die stärkste Reactio allemal der stärksten Action gleich seyn, und mit derselben übereintreffen; folglich würde die Beachtung allezeit nothwendig auf den Gegenstand fallen, welcher den stärksten sinnlichen Eindruck gegeben. Weil nun dieses durch die tägliche Erfahrung widerleget wird: so ist auch unwidersprechlich, daß die Seele nicht körperlich seyn könne, da sie, in der willkührlichen Beachtung, den Gesetzen der Bewegung nicht unterworfen ist, und anders handelt, als ein Körper, nach seiner Natur, thun müßte.

§ 10.

Ich habe mit Fleiß Gründe erwählet, die den Unterschied zwischen Seele und Leib, auf eine klare und fühlbare Art, durch innere Erfahrung zeigen. Denn solche Gründe sind nicht allein faßlicher und kürzer, sondern auch überzeuglicher und unleugbarer, als scharfsinnige Beweise, welche aus der wesentlichen Beschaffenheit der Materie und des Geistes, durch weitläuftige Vernunftschlüsse gezogen werden.

Ich will diesen aber dadurch ihre Stärke nicht absprechen. Ich glaube allerdings, man hat Recht zu behaupten, daß aus der Materie, und allem, was von ihr bekannt ist, nichts von dem, was der Seele eigentlich zukömmt, erkläret werden mag. Denn wer kann sich wohl erdreisten, daß er aus unsers Körpers zusammengesetztem Wesen, und dessen Bewegungskräften, begreiflich machen wollte, daß wir etwas ausser uns vorstellen, allgemeine Begriffe

begriffe haben, uns bewußt sind, die Dinge in unsern Gedanken vergleichen, und deren Uebereinstimmung einsehen? Wer wird nicht gestehen müssen, daß die Regeln, wornach sich die Kräfte der Körper in ihrer Bewegung richten, ganz anderer Art sind, als die Regeln, wornach sich unser Verstand und Wille natürlicher Weise betragen? Lassen sich Begriffe, Urtheile, Schlüsse durch Punkte, Linien, Winkel, Grade, Figuren; lassen sich Lust und Schmerz, Liebe und Haß, aus den Gesetzen der Schwere, der Federkraft, ja der ganzen Mechanik begreiflich machen? Daraus folget denn auch, daß diejenigen, welche die Seele für etwas Materielles halten, solches ohne vernünftigen Grund und Wahrscheinlichkeit vorgeben.

Gesetzt auch, daß man noch nicht so weit gekommen wäre, einen Widerspruch zwischen der Materie und dem Denken zu zeigen: so hätten doch die Gegner darum wenig Ehre zu sprechen. Man betrachte nur die seichte und flatterhafte Vernünfteley des Mannes, der in neuerer Zeit die Seele zu einem Nichts, und den ganzen Menschen zu einer bloßen körperlichen Maschine machen wollen. Sollte man nicht vermuthen, wer einen solchen Satz zu beweisen unternimmt, der würde doch den Hauptbegriff einer Maschine, worauf alles ankömmt, erkläret, und seinen Beweis darnach eingerichtet haben? Denn da eine Maschine ein zusammengesetzter Körper ist, dessen Veränderungen durch gewisse Bewegungskräfte, nach Art der Zusammensetzung, und nach den Regeln der Bewegung, erfolgen: so erwartete man von ihm, daß er die Ver-

änderungen, welche der Seele zugeschrieben werden, das Empfinden, Denken, Bewußtseyn, Wollen, als eine räumliche Bewegung gewisser Theile unsers Körpers darstellen, und selbige aus bekannten Kräften und Regeln der Bewegung, nach Beschaffenheit der Zusammensetzung unsers Körpers, verständlich machen würde. Aber Demetrius hat uns weder einen Begriff von einer Maschine gegeben, noch die Hauptfrage durch solchen Begriff bestimmt, noch in der Ausführung jemals daran gedacht, zu zeigen, daß die Verrichtungen der Seele eben dieselben sind, und auf eben dieselbe Art, und nach eben denselben Regeln geschehen, wie die Verrichtungen in einer Maschine.

Das einzige, worauf Demetrius hauptsächlich in dem ganzen Werkchen dringt, ist, was wir längst gewußt haben, und was niemand leugnet: daß die Seele in ihren Verrichtungen und Leidenschaften vom Leibe abhänge. Aber er hat dabey nimmer bedacht, daß er aus dieser Erfahrung seinen Satz durch einen falschen Schluß erschliche. Müßte er nicht eingesehen haben, daß er heimlich voraus setzete: Was vom Körper oder von der Materie abhängt, das ist körperlich oder materiell? Was von einer Maschine abhängt, das gehöret mit zur Maschine? Müßte er nicht diesen Satz, worauf er in der That alles bauet, ausdrücklich erwähnt, und deutlich erwiesen haben, wenn er was ordentliches und gründliches hätte schreiben wollen? Davon aber ist keine Spur bey ihm zu finden; und dennoch ist der Satz grundfalsch. Das Leben hängt von leblosen Dingen ab: das Erkenntniß von den

Werk-

[illegible] das Sehen vom Spiegel und Lichte;
[illegible] Tugend vom Geblüte: Ist denn darum das
[illegible] nichts mehr und nichts anders, als das Leb-
[illegible]? Ist das Erkenntniß einerley mit den Werk-
[illegible]? Kann der Spiegel und das Licht, so wie
[illegible] Auge, sehen? stecket die Tugend im Blute?
Selbst die Abhängigkeit der Seele vom Kör-
[illegible] ist nicht absolut, sondern leidet viele Einschrän-
[illegible]; und es ist die gegenseitige Abhängigkeit
[illegible] Körpers von der Seele damit billig auf die
[illegible] zu legen. Es ist 1) überhaupt wahr:
[illegible] könnte nicht zur Ausübung ihrer geistigen
[illegible] gelangen, wenn sie nicht einen or-
[illegible] Körper mit gesunden äusserlichen und in-
[illegible] Werkzeugen hätte, deren Bau und me-
[illegible] Wirksamkeit ihr Leben unterstützte, und
[illegible] Empfindung, Vorstellung und Neigung
[illegible] wäre. Sie ist in der Stufenleiter der
[illegible] in einen solchen Rang gestellet, daß sie von
[illegible] sehr niedrigen sinnlichen Vollkommenheit, all-
[illegible] zum Wachsthume einer geistigen steigen soll,
[illegible] keine Gränzen kennet. Aber es ist im Gegen-
[illegible] auch wahr, daß der gesundeste Körper ohne
[illegible] eine zwar körperliche, aber doch todte leblose
[illegible] seyn würde. Er würde die klärsten Au-
[illegible] haben, und doch nichts sehen; die schärfesten
[illegible], und doch nichts hören; die zartesten Ner-
[illegible], und doch nichts empfinden; die geschlankig-
[illegible] Füße und Hände, und doch nicht gehen noch
[illegible]; das richtigste Gehirn, und doch nichts
[illegible], wollen und beschließen. Nun aber belebet
[illegible] den Körper, und regieret alle Augenblicke die zu

 ihrer

ihrer eigenthümlichen Lebensart anerschaffenen Werkzeuge nach eigenem Winke und Gefallen; und siehe, sie gehorchen ihr mit einer zunehmenden Fertigkeit, die von den Stufen der Seelenfertigkeiten abhängt.

Es ist 2) wahr, daß die Gemüthskräfte mit dem Körper von der Kindheit an ordentlicher Weise wachsen, auch oft mit dem hohen Alter wieder abnehmen. Aber jenes ist nicht sowohl dem Wachsthume des Körpers an sich, sondern der Natur der Seele, die nur stufenweise in ihrem Erkenntnisse und in ihren Fertigkeiten zunehmen kann, zuzuschreiben. Dieses aber ist an sich keine nothwendige Folge der abnehmenden Leibes- und Lebenskräfte, sondern eine zufällige Schwachheit, welche auch das blühende Alter treffen kann, wenn dessen Krankheit aufs Gehirne fällt. An sich, wenn nur das Gehirn verschont bleibt, (wie es ja in vielen Krankheiten des Alters verschont bleiben kann,) folget vielmehr natürlicher, daß die Vollkommenheit des Geistes größer seyn und immer größer werden müsse: weil eine lange Erfahrung, öftere Uebung im Denken, und mancherley erworbenes Erkenntniß von Wahrheiten, da ein Tag den andern gelehret, und eine Einsicht zur andern das Licht gegeben hat, nothwendig das Urtheil richtiger und gewisser machen muß. Zu geschweigen, wenn der sinnliche Reiz matter geworden, und das Feuer der Einbildungskraft und Affecten verrauchet ist, daß alsdenn viele Vorurtheile, Uebereilungen und Thorheiten wegfallen, und die Rathschlüsse weiser, klüger, vorsichtiger, die Gemüths- und Lebensart gesetzter, ordent-

... und zufriedener seyn kann.
... an sich falsch, daß die Seele mit dem ... Leibe, der sich dem Tode nähert, ... unvermögender werden müsse; und die... genug, den Einwurf, welcher die Materiali... Seele auf eine gänzliche Dependenz von ... der körperlichen Maschine bauet, ... Die Dependenz der Seele in ihren ... Verrichtungen, von gewissen Thei... Gehirns, wird zwar dadurch nicht aufge... aber man kann auch nicht leugnen, daß ... das Gehirn, als ein Werkzeug beliebiger ... und körperlichen Handlungen, im ... von der Seelen Willkühr abhänge, und ..., daß sie an die Regeln eines mechanischen ... und Gegendrucks nicht gebunden ist. ... nicht zu leugnen, daß die actiones vitales ... animales der ganzen körperlichen Maschine ih... Ende nahe seyn können, wenn diejenigen ..., worinn das eigenthümliche Leben der ... besteht, in voller Kraft fortgehen.

... Es ist wahr, daß die Veränderungen und ... der Seele von den Werkzeugen der ... abhängen. Wenn Augen und Ohren ganz ... sind, so können wir nichts sehen noch hö... wenn es ihnen an Vollkommenheit und ... fehlet, so sehen und hören wir nur dunkel ... verworren. Wenn hergegen in gesunden Au... und Ohren ein klares Bild und heller Schall ..., der andere Eindrücke überwiegt, so müs... wir es sehen und hören, und haben es auch ... unserer Macht, daß wir schwarz für weiß,

roth für blau ansehen, noch ... wie oben die ... ter der Farben eins fürs andere hören: und ... eine Verletzung gesunder Nerven geschieh... müssen wir Schmerzen empfinden. Allein, ... wiederum auch wahr, daß wir doch noch ... freye Gewalt über unsere Sinne behalten: ... so ferne die willkühhrliche Beachtung auf ... ley Gegenstände, und so gar auf den schwä... Eindruck gewandt, und von dem stärkeren ... wandt werden kann; theils, so ferne wir ... Ohren, Nase, für den Eindruck verstopfe... verschließen können, oder uns den Gegenst... bald nähern, bald davon entfernen, oder ... Hülfsmittel der Brillen, Vergrößerungsgläs... Fernröhren gebrauchen, den Staar stechen ... oder einen Sinn in die Stelle des andern ... Ja, wir sind auch vermögend, die Dinge ande... sonst, zu empfinden, wenn wir unsere Werkzeu... zu vorbereiten und gewöhnen. So verhält ... mit dem Geschmacke an Speisen, am Tobak ... Weine auf Käse oder Zucker; und mit dem G... in der Gewohnheit an Arbeit oder Ruhe, an ... te oder Wärme; und selbst den sinnlichen Ge... sind wir fähig durch Vorstellung zu verdunkel... die sinnliche Lust zu erhöhen. Und eben dergl... Gewalt haben wir guten Theils auch über die ... liche Einbildungskraft.

4) Es ist wahr: wenn dem Leibe wohl ... ist dem Gemüthe gemeiniglich auch wohl, ... wenn jener mit Krankheit und Schmerzen be... ist, so spüren wir auch im Gemüthe ein... zufriedenheit. Allein, man sollte doch auch

vergessen, daß die Heiterkeit und Tugend des Gemüthes vielen Einfluß in die Gesundheit und Munterkeit des Körpers, ja in ein langes Leben hat; wenigstens, daß sie die widrigen Zufälle erträglich machet: so wie hergegen das Verderben des Gemüthes, durch Affecten und Laster der Gesundheit und dem Leben gefährlich wird, die Widerwärtigkeiten vergrößert, und durch Verzweifelung endlich die Entschließung des Selbstmordes mit sich bringen kann.

Ich bin hierinn aufrichtig, und verhehle die Dependenz der Seele vom Leibe in keinem Stücke: aber ich verlange auch, daß man eben sowohl auf die Dependenz des Leibes von der Seele achten, und sich daher im Schließen nicht übereilen solle. So wenig wir aus der Abhängigkeit des Körpers von der Seele schließen können, daß die Maschine des Leibes oder deren Materie eine Seele sey: eben so wenig können wir aus der gegenseitigen Abhängigkeit der Seele von ihren körperlichen materiellen Werkzeugen richtig schließen, daß sie eines Wesens mit denselben und gleichfalls materiell sey. So lange man nicht beweisen kann, daß sie beyde einerley wesentliche Eigenschaften haben, sich in eigenthümlichen Kräften und Handlungen ähnlich sind, und sich nach einerley und eben denselben Regeln richten: so ist aller Einwurf von der Dependenz eitel und umsonst.

315. Wenn Demetrius ja zuweilen eine mechanische Erklärung der Verrichtungen der Seele waget: so sind sie mehr des Belachens, als einer Antwort würdig. Er vergleicht z. B. die Vorstellung der Dinge

Dinge als ausser uns, mit der Verrichtung [illegible]
Laterna Magica, welche das Bild ausser sich a[illegible]
Wand wirft. Die Begriffe sind bey ihm n[illegible]
als Wörter, oder ein Schall, der sich im Ge[illegible]
ausdrucket: das Urtheilen und Schliessen ni[illegible]
als eine Verknüpfung und Folge solcher Bewegu[illegible]
im Gehirne, die einen Schall vorstellen. D[illegible]
stellet er sichs, nach seinen leeren Tönen, auch
möglich und leicht vor, einen Affen zu unte[illegible]
sen, daß er eben, wie die Menschen, von Ju[illegible]
auf, zu solchen Begriffen und deren Folge ge[illegible]
net würde, und eben so vernünftig und gut, [illegible]
ein Mensch, denken, urtheilen, schließen und [illegible]
chen könnte.

Es wäre eine große Frage, ob in solcher [illegible]
nunftschule, und nach solcher Anweisung zum [illegible]
ken, die Affen zu Menschen, oder vielmehr
Menschen zu Affen werden möchten? Nien[illegible]
wird sich und seine edleren Verrichtungen, die
Seele beygeleget werden, in dieser mechanischen
schreibung kennen; oder deswegen seine Seele,
er so klar und deutlich von seinem Körper unters[illegible]
det, in seinen eigenen Gedanken vernichten.
jeder, dem die üblichen Beweise von dem einf[illegible]
und geistigen Wesen unserer Seele bekannt [illegible]
wird leichtlich einsehen, daß dieselbe durch des [illegible]
metrius Gegengründe und Erklärung nicht u[illegible]
stoßen oder wankend gemacht werden. Ich get[illegible]
mir aber zu sagen, wenn sich einer auch in
deutlichen Begriffe und verketteten Schlüsse
Schulen von dieser Wahrheit nicht so vollkom[illegible]
finden könnte, daß ihm doch sein eigenes [illegible]

Bew

[Bewußt]seyn, wenn er darauf achten will, allen [Z]weifel benehmen werde. Unser organischer Kör[p]er ist zwar allerdings eine Maschine: aber der [M]ensch ist was mehr, als eine Maschine. Die [S]eele, als das Wesen in uns, welches sich bewußt [i]st, machet eigentlich den Menschen aus: diese wird [d]urch ihr inneres Bewußtseyn überführet, daß sie, [be]y aller Ebbe und Fluth ihres Körpers, als eine [u]nd dieselbe Substanz fortgedauret habe: und da [si]e sich von keinem einzigen Stäubchen des ganzen [K]örpers bewußt ist, ob es noch dasselbe sey; daß [si]e selbst von allen und jeden Stäubchen des ganzen [K]örpers unterschieden sey. Sie ist sich bewußt, [d]aß sie im ganzen Menschen einzig sey, die alles [a]lleine in allen verschiedenen Punkten, auch des [g]egenwärtigen ganzen Körpers, empfindet; und da [all]e diese Punkte des zusammengesetzten Körpers [a]usser einander und verschieden sind, daß sie selbst [d]er einfache Mittelpunkt aller dieser Veränderun[gen] in den empfindlichen Theilen ausser sich sey [4].

Sie

[4] Der Herr de la Mettrie in seinem Traité de l'Ame c. X. § 7. 8. 9. merket an, daß die Nerven im Gehirne an ganz verschiedenen Orten aus dem Marke desselben (substantia medullari) entspringen. Und das hat seine Richtigkeit, so ferne, als das menschliche Auge, und die Zergliederungskunst, dem Ursprunge derselben nachspüren kann. Allein, er hatte darum nicht Ursache, zu schliessen, daß die Seele ausgedehnt und materiell sey. Denn die Erschütterung der Nerven höret da nicht auf, wo sie das Auge zuerst hervorkommen sieht, sondern geht ferner in das Mark des Gehirnes hinein: gleichwie umgekehrt die Reizung des Hirnmarkes grausame Zuckun-

Sie ist sich bewußt, daß sie nicht allein ausser sich in

Zuckungen durch den ganzen Körper verursachet. Demnach ist uns der erste Ursprung der Nerven, und folglich der Empfindung und Bewegung, nicht sichtbar; und es hindert nichts, daß nicht irgend in dem Hirnmarke ein wirklicher untheilbarer Mittelpunkt (so, wie in einem Körper ein wirklicher Mittelpunkt der Schwere ist) seyn sollte, wo, als in einem communi sensorio, alle Erschütterungen aller Nerven sich vereinen, und von der Seele empfunden und vorgestellet werden können. Wenn das nicht wäre, so könnte nicht ein und dasselbe Wesen alles in allen Punkten des ganzen Körpers und Nervensystems empfinden, und mit einander vergleichen. Vielmehr, weil der erste Ursprung der Nerven und aller Empfindung ausser einander, und verschieden wäre: so würde ein anderes Wesen seyn, das sich im Anfange des Sehenervens, der Bilder, ein anderes, das sich im Anfange des Gehörnervens der Töne, u. s. w. bewußt wäre; keines aber, das alle Empfindungen zusammen fassete, und alle in seinem einzelnen Wesen allein vorstellete, und mit einander vergliche. Da nun aber die innere klare Empfindung uns vollkommen überzeuget, daß dieses geschiebt, so giebt uns dieselbe ein mehreres Licht von unserer Seele, als die äussere Zergliederung des Körpers gewähren kann. Die besten Zergliederer müssen gestehen, daß sie in dem Gehirne fremd sind, und daß sie von aussen den Weg zum Sitze der Seele nicht finden können. Aber ihr sinnliches Unvermögen kann uns die innere klare Erfahrung eben so wenig verdunkeln, als wenn uns jemand wollte streitig machen, daß wir in einem, dem Ansehen nach, ganz verschlossenen Zimmer die äussere Musik hören könnten; sondern behauptete, daß unser Ohr eine Ausdehnung bis rund um die Wand des Zimmers haben müßte.

räumlich unterschiedenen Theilen des Leibes empfinde, sondern auch in sich die schärfste Empfindung des Verdrusses habe, da sie keine Stelle des ganzen Leibes angeben kann, wo es ihr wehe thut; und daß sie folglich so wohl von dem zusammengesetzten Körper unterschieden, als in sich untheilbar sey. Sie ist sich bewußt, daß sie einem schwächeren Theile der Vorstellung eine willkührliche Stärke und Klarheit geben kann, die alle Stärke und Klarheit des sinnlichen Eindrucks verdunkelt; und daß sie folglich in dem Stücke den Gesetzen der körperlichen Bewegung nicht unterworfen sey, noch handele, wie ein Körper nothwendig thun müsse.

§ 11.

Die Abhängigkeit der Seele von ihrem Körper kann ihr inneres klares Bewußtseyn von sich selbst keinesweges umstoßen. Wie alles leblose Körperliche um der Lebendigen willen ist: so ist auch der menschliche an sich leblose Körper um der Seele willen, als welcher das Leben eigentlich zukömmt. Unser Leib wird daher billig organisch genannt, weil alle seine Glieder Werkzeuge der Seele und ihrer Lebensverrichtungen sind; die Augen des Sehens, die Ohren des Hörens, das Gehirn aller Empfindung und Vorstellung. Da nun alle unsere Gedanken von der Empfindung den Anfang nehmen, und alle unsere Neigungen und Begierden auf eine künftige vorausgesehene Empfindung zielen: so dienet der zu jeder Zeit gegenwärtige organische Körper unserer Seele zum Spiegel, worinn sie

sie alles sieht, und sich aller Dinge bewußt ist. Die ganze große Welt bildet sich, nach ihren Theilen, Veränderungen und Eigenschaften, in unserer kleinen Welt, dem Körper, ab. Wir kennen die körperliche Welt nicht unmittelbar, sondern bloß nach den Veränderungen, welche wir in den Werkzeugen der Sinne, durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, empfangen: und wenn uns eines dieser Werkzeuge fehlete, so würde ein Theil dieses Spiegels, worinn wir alles sehen sollen, blind seyn; wir würden bey dem Mangel der Augen nichts von Farben, bey dem Mangel der Ohren nichts vom Schalle wissen.

Was aber von der äusseren körperlichen Welt gesaget ist, gilt auch von unserm eigenen Körper. Denn die Theile unsers Körpers bilden sich in andern Theilen unsers Körpers ab; wir sehen alle unsere Gliedmaßen vermittelst der Augen, wir tasten dieselbe mit den Händen, wir hören unsere Bewegung und Sprechen mit den Ohren, und endlich drucket sich alle übrige Veränderung im ganzen Körper in dem allgemeinen ersten Werkzeuge der Empfindung, dem Gehirne, aus. Wie man also im Spiegel nicht allein die äusseren und vom Spiegel verschiedenen Dinge, sondern auch zugleich den Spiegel selbst sieht: so stellen wir uns auch in unserm Körper nicht allein die äussere körperliche Welt, sondern auch unsern eigenen Körper vor.

Allein, die Seele, als das Auge, welches alles ausser sich in diesem Spiegel sieht, sieht sich darinn auch selbst; so ferne sie sich, als das einzige, alles empfindende, denkende, wollende Wesen, sowohl

hl von den äusseren empfundenen Dingen, als
h von ihren eigenen Werkzeugen der Empfin-
ng, unterscheidet. Denn wir haben schon ge-
en, wie die Seele, als das einzige Wesen in
s, welches sich bewußt ist, alle verschiedene
heile des Leibes als ausser sich und ausser einan-
 vorstellet; wie sie wohl einsieht, daß sie, die
 ihrer selbst, als eines und desselben fortdauren-
 Wesens, bewußt ist, von keinem einzigen
täubchen ihres ganzen Körpers wisse, ob es noch
s und dasselbe sey, folglich von allen und jeden
täubchen ihres ganzen Körpers unterschieden sey;
e sie auch innere scharfe Empfindungen hat, wel-
 sie in keinem räumlichen Theile des ganzen Lei-
s angeben kann, folglich nichts Ausgedehn-
, Räumliches und Zusammengesetztes in sich
thält.

Endlich wird unserer Seele auch der Körper,
d durch denselben die körperliche Welt, zum
piegel der Gottheit, weil sie nun mit ihrem Ver-
nde in den sichtbaren leblosen Dingen die erste
endige Ursache: in der Mannichfaltigkeit, Ord-
ng und Uebereinstimmung der Dinge, den un-
dlichen Verstand und die Weisheit derselben; in
m Nutzen der leblosen Dinge, zur Lust und
lückseligkeit der Lebendigen, die beste und gütigste
sicht dieses höchsten Wesens erblicket. Auf sol-
e Weise dienet auch der Leib unserer Seele zum
Werkzeuge, nicht allein der sinnlichen Lust, sondern
ch eines vernünftigen höheren Vergnügens, das
n Verlangen auch ins Geistliche und Unendliche
strecket. Und dieses ist es, dessen uns der wahr-

Hh haftig

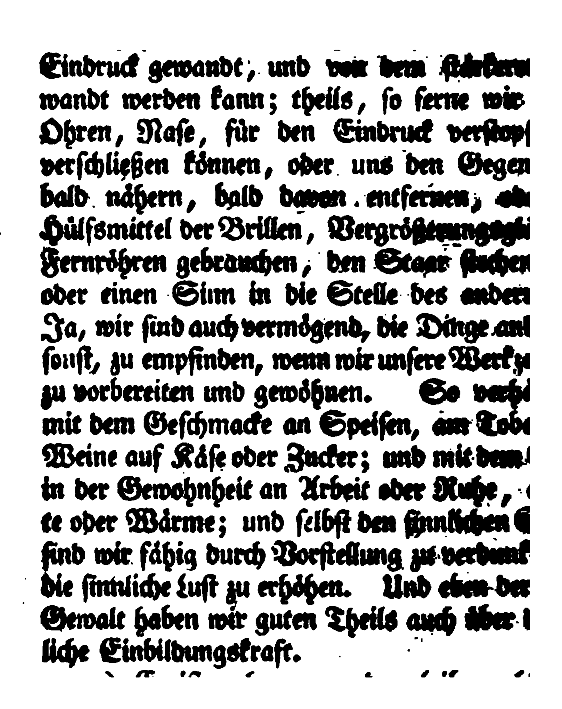
ihrer eigenthümlichen Lebensart anerschaffenen Werkzeuge nach eigenem Winke und Gefallen; und siehe, sie gehorchen ihr mit einer zunehmenden Fertigkeit, die von den Stufen der Seelenfertigkeiten abhängt.

Es ist 2) wahr, daß die Gemüthskräfte mit dem Körper von der Kindheit an ordentlicher Weise wachsen, auch oft mit dem hohen Alter wieder abnehmen. Aber jenes ist nicht sowohl dem Wachsthume des Körpers an sich, sondern der Natur der Seele, die nur stufenweise in ihrem Erkenntnisse und in ihren Fertigkeiten zunehmen kann, zuzuschreiben. Dieses aber ist an sich keine nothwendige Folge der abnehmenden Leibes- und Lebenskräfte, sondern eine zufällige Schwachheit, welche auch das blühende Alter treffen kann, wenn dessen Krankheit aufs Gehirne fällt. An sich, wenn nur das Gehirn verschont bleibt, (wie es ja in vielen Krankheiten des Alters verschont bleiben kann,) folget vielmehr natürlicher, daß die Vollkommenheit des Geistes größer seyn und immer größer werden müsse: weil eine lange Erfahrung, öftere Uebung im Denken, und mancherley erworbenes Erkenntniß von Wahrheiten, da ein Tag den andern gelehret, und eine Einsicht zur andern das Licht gegeben hat, nothwendig das Urtheil richtiger und gewisser machen muß. Zu geschweigen, wenn der sinnliche Reiz matter geworden, und das Feuer der Einbildungskraft und Affecten verrauchet ist, daß alsdenn viele Vorurtheile, Uebereilungen und Thorheiten wegfallen, und die Rathschlüsse weiser, klüger, vorsichtiger, die Gemüths- und Lebensart gesetzter, ordent-

deutlicher, ruhiger und zufriedener seyn kann.
s ist also an sich falsch, daß die Seele mit dem
nehmenden Leibe, der sich dem Tode nähert,
othwendig unvermögender werden müsse; und die-
s ist genug, den Einwurf, welcher die Materiali-
t der Seele auf eine gänzliche Dependenz von
n Lebenskräften der körperlichen Maschine bauet,
zuweisen. Die Dependenz der Seele in ihren
genthümlichen Verrichtungen, von gewissen Thei-
n des Gehirns, wird zwar dadurch nicht aufge-
oben: aber man kann auch nicht leugnen, daß
iederum das Gehirn, als ein Werkzeug beliebiger
Vorstellungen und körperlichen Handlungen, im
Gebrauche von der Seelen Willkühr abhänge, und
war so, daß sie an die Regeln eines mechanischen
Eindrucks und Gegendrucks nicht gebunden ist.
Auch ist nicht zu leugnen, daß die actiones vitales
nd animales der ganzen körperlichen Maschine ih-
em Ende nahe seyn können, wenn diejenigen
Actiones, worinn das eigenthümliche Leben der
Seele besteht, in voller Kraft fortgehen.

3) Es ist wahr, daß die Veränderungen und
Verrichtungen der Seele von den Werkzeugen der
Sinne abhängen. Wenn Augen und Ohren ganz
erdorben sind, so können wir nichts sehen noch hö-
en: wenn es ihnen an Vollkommenheit und
Schärfe fehlet, so sehen und hören wir nur dunkel
nd verworren. Wenn hergegen in gesunden Au-
en und Ohren ein klares Bild und heller Schall
ntsteht, der andere Eindrücke überwiegt, so müs-
en wir es sehen und hören, und haben es auch
icht in unserer Macht, daß wir schwarz für weiß,

 roth

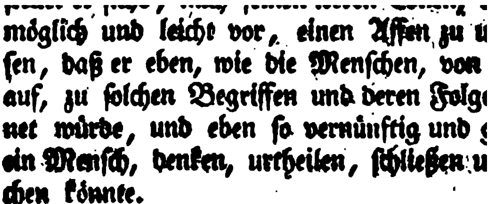


Eindruck gewandt, und von dem stärkern
wandt werden kann; theils, so ferne wir
Ohren, Nase, für den Eindruck verstopf
verschließen können, oder uns den Gegen
bald nähern, bald davon entfernen,
Hülfsmittel der Brillen, Vergrößerungsgl
Fernröhren gebrauchen, den Staar stechen
oder einen Sinn in die Stelle des andern
Ja, wir sind auch vermögend, die Dinge an
sonst, zu empfinden, wenn wir unsere Werkz
zu vorbereiten und gewöhnen. So verh
mit dem Geschmacke an Speisen, am Tob
Weine auf Käse oder Zucker; und mit dem
in der Gewohnheit an Arbeit oder Ruhe,
te oder Wärme; und selbst den sinnlichen
sind wir fähig durch Vorstellung zu verdunk
die sinnliche Lust zu erhöhen. Und eben der
Gewalt haben wir guten Theils auch über
liche Einbildungskraft.

rgessen, daß die Heiterkeit und Tugend des Ge-
müthes vielen Einfluß in die Gesundheit und Mun-
rkeit des Körpers, ja in ein langes Leben hat;
enigstens, daß sie die widrigen Zufälle erträglich
achet: so wie hergegen das Verderben des Ge-
müthes, durch Affecten und Laster der Gesundheit
nd dem Leben gefährlich wird, die Widerwärtig-
iten vergrößert, und durch Verzweifelung endlich
ie Entschließung des Selbstmordes mit sich brin-
en kann.

Ich bin hierinn aufrichtig, und verhehle die
Dependenz der Seele vom Leibe in keinem Stücke:
ber ich verlange auch, daß man eben sowohl auf
ie Dependenz des Leibes von der Seele achten,
nd sich daher im Schließen nicht übereilen solle.
So wenig wir aus der Abhängigkeit des Körpers
on der Seele schließen können, daß die Maschine
es Leibes oder deren Materie eine Seele sey:
ben so wenig können wir aus der gegenseitigen
bhängigkeit der Seele von ihren körperlichen
aterieellen Werkzeugen richtig schließen, daß sie
ines Wesens mit denselben und gleichfalls materiell
y. So lange man nicht beweisen kann, daß sie
eyde einerley wesentliche Eigenschaften haben, sich
 eigenthümlichen Kräften und Handlungen ähnlich
nd, und sich nach einerley und eben denselben Regeln
ichten: so ist aller Einwurf von der Dependenz
itel und umsonst.

Wenn Demetrius ja zuweilen eine mechani-
he Erklärung der Verrichtungen der Seele waget:
 sind sie mehr des Belachens, als einer Antwort
würdig. Er vergleicht z. B. die Vorstellung der
Dinge



möglich und leicht vor, einen Affen zu u
sen, daß er eben, wie die Menschen, von
auf, zu solchen Begriffen und deren Folg
net würde, und eben so vernünftig und
ein Mensch, denken, urtheilen, schließen u
chen könnte.

Es wäre eine große Frage, ob in solch
nunftschule, und nach solcher Anweisung zu
ken, die Affen zu Menschen, oder vieln
Menschen zu Affen werden möchten? I
wird sich und seine edleren Verrichtungen,
Seele beygeleget werden, in diesen mechanis
schreibung kennen; oder deswegen seine S
er so klar und deutlich von seinem Körper u
det, in seinen eigenen Gedanken vernichten
jeder, dem die üblichen Beweise von dem
und geistigen Wesen unserer Seele bekan
wird leichtlich einsehen, daß dieselbe durch
metrius Gegengründe und Erklärung nich

[...]wußtseyn, wenn er darauf achten will, allen [Z]weifel benehmen werde. Unser organischer Kör[p]er ist zwar allerdings eine Maschine: aber der [M]ensch ist was mehr, als eine Maschine. Die [S]eele, als das Wesen in uns, welches sich bewußt [i]st, machet eigentlich den Menschen aus: diese wird [d]urch ihr inneres Bewußtseyn überführet, daß sie, [b]ey aller Ebbe und Fluth ihres Körpers, als eine [u]nd dieselbe Substanz fortgedauret habe: und da [s]ie sich von keinem einzigen Stäubchen des ganzen [K]örpers bewußt ist, ob es noch dasselbe sey; daß [s]ie selbst von allen und jeden Stäubchen des ganzen [K]örpers unterschieden sey. Sie ist sich bewußt, [d]aß sie im ganzen Menschen einzig sey, die alles [a]lleine in allen verschiedenen Punkten, auch des [g]egenwärtigen ganzen Körpers, empfindet; und da [a]lle diese Punkte des zusammengesetzten Körpers [a]usser einander und verschieden sind, daß sie selbst [d]er einfache Mittelpunkt aller dieser Veränderun[g]en in den empfindlichen Theilen ausser sich sey [4].

Sie

[4] Der Herr de la Mettrie in seinem Traité de l'Ame c. X. § 7. 8. 9. merket an, daß die Nerven im Gehirne an ganz verschiedenen Orten aus dem Marke desselben (substantia medullari) entsprüngen. Und das hat seine Richtigkeit, so ferne, als das menschliche Auge, und die Zergliederungskunst, dem Ursprunge derselben nachspüren kann. Allein, er hatte darum nicht Ursache, zu schliessen, daß die Seele ausgedehnt und materiell sey. Denn die Erschütterung der Nerven höret da nicht auf, wo sie das Auge zuerst hervorkommen sieht, sondern geht ferner in das Mark des Gehirnes hinein: gleichwie umgekehrt die Reizung des Hirnmarkes grausame Zuckun-

Sie ist sich bewußt, daß sie nicht allein ausser sich in

Zuckungen durch den ganzen Körper verursachet. Demnach ist uns der erste Ursprung der Nerven, und folglich der Empfindung und Bewegung, nicht sichtbar; und es hindert nichts, daß nicht irgend in dem Hirnmarke ein wirklicher untheilbarer Mittelpunkt (so, wie in einem Körper ein wirklicher Mittelpunkt der Schwere ist) seyn sollte, wo, als in einem communi sensorio, alle Erschütterungen aller Nerven sich vereinen, und von der Seele empfunden und vorgestellet werden können. Wenn das nicht wäre, so könnte nicht ein und dasselbe Wesen alles in allen Punkten des ganzen Körpers und Nervensystems empfinden, und mit einander vergleichen. Vielmehr, weil der erste Ursprung der Nerven und aller Empfindung ausser einander, und verschieden wäre: so würde ein anderes Wesen seyn, das sich im Anfange des Sehenervens, der Bilder, ein anderes, das sich im Anfange des Gehörnervens der Töne, u. s. w. bewußt wäre; keines aber, das alle Empfindungen zusammen fassete, und alle in seinem einzelnen Wesen allein vorstellete, und mit einander vergliche. Da nun aber die innere klare Empfindung uns vollkommen überzeuget, daß dieses geschieht, so giebt uns dieselbe ein mehreres Licht von unserer Seele, als die äussere Zergliederung des Körpers gewähren kann. Die besten Zergliederer müssen gestehen, daß sie in dem Gehirne fremd sind, und daß sie von aussen den Weg zum Sitze der Seele nicht finden können. Aber ihr sinnliches Unvermögen kann uns die innere klare Erfahrung eben so wenig verdunkeln, als wenn uns jemand wollte streitig machen, daß wir in einem, dem Ansehen nach, ganz verschlossenen Zimmer die äussere Musik hören könnten; sondern behauptete, daß unser Ohr eine Ausdehnung bis rund um die Wand des Zimmers haben müßte.

nämlich unterschiedenen Theilen des Leibes em-
pfinde, sondern auch in sich die schärffte Empfindung
des Verdrusses habe, da sie keine Stelle des gan-
zen Leibes angeben kann, wo es ihr wehe thut; und
daß sie folglich so wohl von dem zusammengesetz-
ten Körper unterschieden, als in sich untheilbar sey.
Sie ist sich bewußt, daß sie einem schwächeren
Theile der Vorstellung eine willkührliche Stärke
und Klarheit geben kann, die alle Stärke und
Klarheit des sinnlichen Eindrucks verdunkelt; und
daß sie folglich in dem Stücke den Gesetzen der
körperlichen Bewegung nicht unterworfen sey, noch
so handele, wie ein Körper nothwendig thun
müsse.

§ 11.

Die Abhängigkeit der Seele von ihrem Kör-
per kann ihr inneres klares Bewußtseyn von sich
selbst keinesweges umstoßen. Wie alles leblose
Körperliche um der Lebendigen willen ist: so ist
auch der menschliche an sich leblose Körper um der
Seele willen, als welcher das Leben eigentlich zu-
kommt. Unser Leib wird daher billig organisch ge-
nannt, weil alle seine Glieder Werkzeuge der Seele
zu ihren Lebensverrichtungen sind; die Augen des
Sehens, die Ohren des Hörens, das Gehirn al-
ler Empfindung und Vorstellung. Da nun alle
unsere Gedanken von der Empfindung den Anfang
nehmen, und alle unsere Neigungen und Begier-
den auf eine künftige vorausgesehene Empfindung
gehen: so dienet der zu jeder Zeit gegenwärtige or-
ganische Körper unserer Seele zum Spiegel, worinn
sie

sie alles sieht, und sich aller Dinge bewußt ist. Die ganze große Welt bildet sich, nach ihren Theilen, Veränderungen und Eigenschaften, in unserer kleinen Welt, dem Körper, ab. Wir kennen die körperliche Welt nicht unmittelbar, sondern bloß nach den Veränderungen, welche wir in den Werkzeugen der Sinne, durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, empfangen: und wenn uns eines dieser Werkzeuge fehlet, so würde ein Theil dieses Spiegels, worinn wir alles sehen sollen, blind seyn; wir würden bey dem Mangel der Augen nichts von Farben, bey dem Mangel der Ohren nichts vom Schalle wissen.

Was aber von der äusseren körperlichen Welt gesaget ist, gilt auch von unserm eigenen Körper. Denn die Theile unsers Körpers bilden sich in andern Theilen unsers Körpers ab; wir sehen alle unsere Gliedmaßen vermittelst der Augen, wir tasten dieselbe mit den Händen, wir hören unsere Bewegung und Sprechen mit den Ohren, und endlich drucket sich alle übrige Veränderung im ganzen Körper in dem allgemeinen ersten Werkzeuge der Empfindung, dem Gehirne, aus. Wie man also im Spiegel nicht allein die äusseren und vom Spiegel verschiedenen Dinge, sondern auch zugleich den Spiegel selbst sieht: so stellen wir uns auch in unserm Körper nicht allein die äussere körperliche Welt, sondern auch unsern eigenen Körper vor.

Allein, die Seele, als das Auge, welches alles ausser sich in diesem Spiegel sieht, sieht sich darinn auch selbst; so ferne sie sich, als das einzige, alles empfindende, denkende, wollende Wesen, so-

wohl

wohl von den äusseren empfundenen Dingen, als auch von ihren eigenen Werkzeugen der Empfindung, unterscheidet. Denn wir haben schon gesehen, wie die Seele, als das einzige Wesen in uns, welches sich bewußt ist, alle verschiedene Theile des Leibes als ausser sich und ausser einander vorstellet; wie sie wohl einsieht, daß sie, die sich ihrer selbst, als eines und desselben fortdaurenden Wesens, bewußt ist, von keinem einzigen Stäubchen ihres ganzen Körpers wisse, ob es noch eins und dasselbe sey, folglich von allen und jeden Stäubchen ihres ganzen Körpers unterschieden sey; wie sie auch innere scharfe Empfindungen hat, welche sie in keinem räumlichen Theile des ganzen Leibes angeben kann, folglich nichts Ausgedehntes, Räumliches und Zusammengesetztes in sich enthält.

Endlich wird unserer Seele auch der Körper, und durch denselben die körperliche Welt, zum Spiegel der Gottheit, weil sie nun mit ihrem Verstande in den sichtbaren leblosen Dingen die erste lebendige Ursache: in der Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge, den unendlichen Verstand und die Weisheit derselben; in dem Nutzen der leblosen Dinge, zur Lust und Glückseligkeit der Lebendigen, die beste und gütigste Absicht dieses höchsten Wesens erblicket. Auf solche Weise dienet auch der Leib unserer Seele zum Werkzeuge, nicht allein der sinnlichen Lust, sondern auch eines vernünftigen höheren Vergnügens, das sein Verlangen auch ins Geistliche und Unendliche erstrecket. Und dieses ist es, dessen uns der wahrhaftig

haftig edle Geist des grosses Brockes, mit sei
irdischen Vergnügen in Gott, nach den R
ten der Vernunft, theilhaftig machen wollen.

§ 12.

Wenn also der Leib ein solches Werkzeug
Seele ist; was dürfen wir uns denn wundern,
sie von diesem Werkzeuge wiederum abhän
daß sie in diesem Spiegel vieles gar nicht s
anderes klar oder dunkel, deutlich oder undeut
langsam oder hurtig, ordentlich oder unordent
richtig oder verwirret und falsch vorstellet? da
nach solcher Vorstellung Lust oder Unlust, Neig
oder Abneigung spüret? Wenn ein Spiegel 1
darnach steht, daß er die Bilder gewisser Kör
nach den optischen Regeln, in unser Auge zu
werfen kann, oder dunkele blinde Flecken hat:
ist auch dem gesundesten Auge nicht möglich,
es die Dinge darinn sehen kann. Wenn
Spiegel mit Hauche oder Schmutze an gew
Stellen, oder überall, angelaufen ist: so wer
wir die Dinge so ferne nur dunkel und unvollk
men darinn wahrnehmen. Wenn der Spi
nicht flach und glatt, sondern voller Höcker,
len oder Beulen wäre, oder das Glas keine r
Klarheit, sondern einen Strich von einer Fa
hätte: so würden sich alle Dinge darinn verstel
und nichts, wie es ist, gesehen werden. W
also, durch solche Verstellung und Färbung
Dinge, ihre wahre Beschaffenheit, Proporti
Ordnung und Schönheit, in eine triegliche Un
staltheit verkehret wäre: so könnte auch das A

der Beschauung derselben keine Lust, sondern
ste lauter Unlust daran empfinden. Das Au-
hätte unterdessen, bey aller dieser zufälligen Be-
iffenheit des Spiegels, nicht allein sein eigen
esen, und seine innere Kraft und Vollkommen-
t, sondern es bliebe auch bey solchen Unvollkom-
nheiten des Spiegels in sich unverletzt. Ja,
nn der Spiegel ganz zerbrochen würde: so folgte
t daraus, daß auch das Auge zernichtet würde,
r seine Kraft verlöre, oder daß auch die Bil-
, welche das Auge einmal durch den Spiegel
pfangen, zugleich in der Vorstellung gänzlich
ausgelöscht wären. Es folget nicht, wenn die
rstellung der Bilder ja allewege eines Spiegels
öthiget wäre, daß dem Auge statt des zerbrochenen
piegels nicht ein anderer gewähret werden könne.

Ich werde nicht nöthig haben, obiges nach al-
Stücken ausführlich auf unsere Seele und deren
hängigkeit von ihrem Körper zu deuten. Das
eichniß ist an sich klar und völlig der Sache ge-
ß. Daher wird ein jeder von selbst leicht erken-
, wie sich die angezeigten Fälle auf den Man-
dieses oder jenes Sinnes, oder auf den Man-
der Erfahrung und die daraus entstehende Un-
enheit; wie auf die Schwäche und Blödigkeit
Verstandes; wie auf die Dunkelheit und Un-
tlichkeit der Begriffe; wie auf den Schlaf, die
nmacht, den Schlag; wie auf den Irrthum,
Einbildungen und Unsinnigkeit; wie auf die
gierden, Affecten und Laster, so ferne alles die-
mit vom Körper abhängt, ja so gar auf den
selbst schicke. Und man versteht nun bey allen

diesen Fällen gar leicht, wie die große Abhängigk
der Seele vom Leibe im geringsten nicht hin
daß die Seele ein vom Leibe unterschiedenes,
sich bestehendes, und bey allen inneren und äuße
Veränderungen fortdaurendes Wesen sey.
nun dieses sich auf eine sichere Erfahrung und
neres Bewußtseyn gründet, und die Abhängigk
der Seele vom Leibe damit bestehen kann: so
hellet, daß diese keinen erheblichen Einwurf ge
die klärste Erfahrung gebe; gleichwie es überha
eine schlechte Folgerung ist, wenn man von
Abhängigkeit eines Dinges von dem andern
die besondere Aehnlichkeit ihres Wesens, oder
mehr auf die Einheit desselben, schließt.

§ 13.

Aber man machet sich eben daher einen
Einwurf, daß man auf keine Weise begreifen
ne, wie ein einfaches Wesen von einem zusamm
gesetzten, und dieses wiederum von jenem, abh
gen könne; dagegen leicht zu begreifen sey,
wenn Dinge einer Natur und eines Wesens sind,
lich, wenn die Seele auch was körperliches ist,
de in einander wirken, und von einander abhän
können.

Der Einwurf ist bekannt und alt, und er
manchen so wichtig gedünkt, daß sie die Ver
dung einer einfachen Seele mit einem zusamme
setzten Körper nicht allein für unbegreiflich, sond
auch für widersprechend und unmöglich gehalt
dagegen sich andere auf mancherley Weise bemü
die Sache als möglich und begreiflich vo
stellen.

Ich setze fest: Wenn die Wirklichkeit eines Dinges durch klare Erfahrung bewähret ist, so muß die bloße Unbegreiflichkeit der Art und Weise, wie es zugeht oder möglich ist, unsere Gewißheit nicht stören. Es ist aber eine klare Erfahrung, erstlich, daß der Leib, dessen wir uns als des unsern bewußt sind, zusammengesetzet sey; zweytens, daß die Seele, als das einzige Wesen, welches sich allein in dem ganzen Leibe aller Veränderungen in allen Theilen bewußt ist, von allen und jeden räumlichen und veränderlichen Theilen ihres Körpers, als eine und dieselbe fortdaurende untheilbare Substanz unterschieden sey; drittens aber, daß sich die Veränderungen in der Seele, nämlich das Empfinden, Denken, Wollen, nach den Veränderungen der Bewegung in ihrem organischen Körper, und wiederum diese Bewegungen nach dem Denken und Wollen der Seele richten. Wenn also gleich die Art und Weise, wie es zugeht oder möglich ist, nicht könnte erforschet und begriffen werden: so bleibt doch das, dessen wir uns äusserlich und innerlich so klar bewußt sind, in seiner Gewißheit.

Selbst in den Körpern sind uns die ersten Kräfte, und die Art und Weise, wie die Bewegung sich von einem zum andern fortpflanzet, wie eins ins andere wirket, oder von dem andern abhängt, eben so unbegreiflich, als wie Seele und Leib in ihren Veränderungen von einander abhängen. Wer wird aber desfalls die Wirklichkeit dessen, was er so klar sieht und fühlet, nämlich die Bewegung der Körper selbst, oder die Abhängig-

keit eines Körpers von dem andern in solcher Bewegung, leugnen oder in Zweifel ziehen? Es ist aber auf beyden Seiten die Erfahrung gleich klar; nur mit dem Unterschiede, daß zur Beobachtung des zusammengesetzten Körpers, und der Wirkungen eines Körpers in den andern, eine äussere sinnliche Erfahrung genug ist; aber zur Beobachtung der Seele und ihres Unterschiedes vom Körper eine innere Erfahrung angewandt werden muß. Da uns aber ohne das Bewußtseyn unsers einzelnen fortdaurenden Wesens gar nichts klar werden kann: so kömmt es bloß darauf an, daß wir auf den Unterschied dieses einzelnen Wesens, welches sich alles bewußt ist, von den vielen Theilen des Körpers, worinn es sich bewußt ist, achten; welches keine große Schärfe des Verstandes erfordert, sondern durch lebhafte Empfindungen bald zu erkennen ist. Denn was kann klärers seyn, als daß das einzige Wesen, was sich alles in allen bewußt ist, nicht das vielfache sey, worinn es sich bewußt ist? und daß dieses einzige Wesen, welches sich bewußt ist, als eins und dasselbe Wesen fortgedauret zu haben, von allen und jeden Urstoffen unsers ganzen Körpers, von deren keinem uns bewußt ist, ob es noch dasselbe sey, unterschieden seyn müsse? Was kann also unsere Unwissenheit von der Art und Weise der Verbindung dieses einfachen sich bewußtseyenden und fortdaurenden Wesens mit dem Körper, gegen solche Klarheit, für Zweifel erregen?

§ 14.

Wer eine Unmöglichkeit oder einen Widerspruch in solcher Verbindung zu zeigen unternimmt, der

der scheint nicht zu wissen, was zu solchem Beweise für Einsicht gehöre. Ein solch deutlich Erkenntniß, woraus dieses herzuleiten wäre, haben wir Menschen weder vom Körper noch von der Seele, weder von dem Zusammengesetzten noch von dem Einfachen; und es läuft alles auf eine bloße Unbegreiflichkeit und Unwissenheit hinaus. Vielmehr läßt sich die Möglichkeit eben so gut, als die Verbindung der körperlichen Theile mit einander, zeigen.

Ich will jetzt nicht so sehr auf die Leibnitzische vorbestimmte Harmonie dringen, weil ich selbst nicht davon überführet bin. Unterdessen ist sie eine der scharfsinnigsten Hypothesen, welche nichts als lauter Mögliches anzunehmen scheint. Ich gestehe es aber, eine wirksame Vereinigung von Leib und Seele scheint mir, aus vielen Gründen, die ich hier übergehen kann, der Wahrheit gemäßer. Dabey nehme ich von jedem Körper an, daß derselbe aus einfachen Theilen zusammen gesetzt sey, darinn diejenige Kraft liegen muß, welche in dem zusammengesetzten Körper als eine Bewegung in die Sinne fällt. Denn ohne einfache Theile läßt sich von dem Zusammengesetzten eben so wenig zureichender Grund geben, als von der Zahl ohne Einheiten. Wer das Zusammengesetzte nur aus andern kleineren zusammengesetzten Theilen zusammen setzet, der erkläret nicht, wie etwas Zusammengesetztes möglich ist, sondern nur, wenn es ist, wie es größer wird. Zudem, so läßt sich nicht die geringste Kraft des Körpers aus dem Zusammengesetzten verständlich machen; man muß selbige

nothwendig in den einfachen Theilen suchen. Wenn viele unkräftige Dinge räumlich zusammengebracht und vereiniget werden, so versteht man aus dieser Vereinigung nicht, daß nun das Zusammengesetzte dadurch eine Kraft gewonnen hätte, die keines der Theile vorhin hatte; sondern, wo nicht ein jeglich Theil sein Maaß der Kraft mitbringet, so wird auch das Ganze unkräftig bleiben. Hundert tausend Nullen, die zusammen gerechnet werden, geben doch nur eine Nulle zum Facit: und hundert tausend unkräftige Dinge zusammengesetzt, bringen doch alle mit einander Nullkraft. Wenn man also z. E. die Festigkeit oder den Zusammenhang der Körper erklären will, so hilft es nichts, daß man die Körper aus lauter kleinen in einander greifenden Haken zusammensetzet. Denn da die Haken auch noch zusammengesetzt sind, so bleibt dieselbe Frage, woher die Theile der Haken zusammen hängen? Wollte man abermal die großen Haken aus kleineren Haken zusammenhängen: so sinds doch immer Häkchen, die aus vielen zusammenhängenden Theilen bestehen. Man findet den zureichenden Grund des Zusammenhanges nicht eher, als in einfachen Theilen.

Dieses nun voraus gesetzt: so folget, daß im Körper selbst, bey dessen Zusammenhange und Veränderungen, die einfachen Theile in einfache, einfache in zusammengesetzte, und wiederum zusammengesetzte in einfache, durch ihre Kraft wirken müssen. Es folget also auch, daß es überhaupt möglich sey, daß einfache Dinge mit zusammengesetzten, das ist, mit mehreren einfachen, in einer wirksamen

samen

Verbindung stehen. Wenn also die Seele
fach, der Körper zusammengesetzt ist, so hindert
sie an ihrer wirksamen Verbindung nichts: es
nur ferner auf die wesentlichen Kräfte und
tur der Seele an, welche sie vom Körper un-
rscheidet, und dennoch eine Gemeinschaft mit dem
rper verstattet.

Daß sich die Seele allein, durch ihr Leben,
pfinden, Bewußtseyn, Denken, Wollen, von
einfachen Bestandtheilen und Urstoffen unsers
zen Körpers unterscheide, ist schon genugsam
zeiget worden. Wenn sie aber jedoch auch von
m Körper leiden, und wieder in den Körper wir-
k soll: so muß auch wenigstens eine allgemeine
hnlichkeit und Gemeinschaft der Natur zwischen
r Seele und den Bestandtheilen des Körpers
yn, dadurch beyde in eine so genaue Verbindung
eten können.

Die Seele hat nämlich dieses mit allen Urstof-
n des ganzen Körpers gemein, daß sie eine ein-
che Substanz ist, daß sie mit andern einfachen
Substanzen in gewisser Ordnung zugleich da ist,
d einen Raum erfüllen hilft, darinn jedes seinen
sondern Ort hat, aber auch seinen Ort verän-
ern und bewegt werden, oder sich bewegen kann.
Denn wer kann nach seinem eigenen Gefühl und
Bewußtseyn leugnen, daß die Seele im Körper
ch ihren gewissen Ort habe? daß sie nicht in den
ßen oder Händen, nicht im Bauche oder in der
Brust, sondern im Kopfe, wohne? daß wir nicht
allen Theilen des Körpers, auch selbst nicht in
en Theilen des Kopfes, in der Zunge, Nase,

Augen oder Ohren, sondern im Gehirne, denken? Wer kann leugnen, daß die Seele ihren Ort verändern könne, da sie sich im Leben mit dem Körper beweget, und nach dem Tode von den Urstoffen des Körpers getrennet werden kann; auch überhaupt kein Ding nothwendig an einem gewissen Orte ist? Wenn aber dieses ist: so muß sie auch, wie die körperlichen Urstoffen selbst, von andern benachbarten Elementen ihrer Bewegung leiden, und wiederum in die benachbarte, und durch dieselbe in den ganzen Körper wirken, und denselben in Bewegung setzen können. Folglich muß sie die thätige und leidende Natur der Elemente mit ihnen gemein haben, und sich nach eben denselben Regeln richten, woraus bey den Elementen, im Zusammengesetzten, die Bewegung und der Mechanismus erwachsen.

Die Seele wohnet demnach in der Maschine eines gewissen organischen Körpers, an einem gewissen Orte, und hat ein natürliches Bemühen, gleich anderen Urstoffen, mit den benachbarten Urstoffen zusammen zu hängen, und in solchem Zusammenhange zu verbleiben. Sie empfängt, in dieser Maschine, eben denselben Eindruck von aussen, welcher dem ganzen Leibe wiederfährt, und leidet alle innere Veränderungen mit, welche von der Maschine selbst, als einem Automato, entstehen. Da aber kein einziges Element unsers Körpers sich seiner inneren leidenden oder thätigen Veränderungen bewußt ist: so unterscheidet sich die Seele allein von allen körperlichen Urstoffen des ganzen Körpers, durch ihre geistige Kraft, daß sie sich ihre empfangene

n Veränderungen durch eine ihr gemäße
ig vorstellet, und sich deren durch die Re-
ewußt wird. Die Seele wirket aber auch,
ndern Elementen, mit zu dem Zusammen-
es Körpers, und zu mechanischen Bewe-
und actionibus vitalibus. Wie sie aber
nebst allen Urstoffen des Körpers, nur
gs und unwissend thut, so hat sie ausserdem,
hrer vernünftigen Vorstellung, ein Vermö-
se natürliche Bewegungskraft, in gewissen
achen, nach ihrem Gutdünken willkührlich zu
en; und sie ist in dieser Maschine an einem
vortheilhaften Orte gestellet, daß nur wenig
ische Kraft dazu erfordert wird, die ganze
ne in Bewegung zu setzen. Kurz zu sagen,
r Steuermann in einem Schiffe, der eines
in der Bewegung und Erschütterung des
s mit leidet, aber allein sich dessen, was er
s Schiff leidet, bewußt ist; andern Theils
hwerkraft des Schiffes unwillkührlich, zur
g desselben aber, durch ein geringes Drehen
euers, willkührlich mit beyträgt.

Die

Die siebente Abhandlung.

Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmt sind.

§ 1.

Wenn wir nun ferner die Art des Lebens, wozu wir Menschen von dem Schöpfer bestimmt sind, in Betrachtung nehmen wollen: so können wir nicht besser thun, als daß wir zwischen uns und den Thieren eine Vergleichung anstellen. Dieser Weg zum Erkenntnisse ist bey der Zergliederung der Körper mit Nutzen gebraucht worden, da man die Theile und Gefäße in unserm Körper mit andern thierischen Körpern, ja mit Pflanzen zusammen gehalten; und daraus vieles, was den Gebrauch und Nutzen der Theile betrifft, gelernet hat. Die Art des Lebens ist das erste, was sich von jedem Lebendigen gedenken läßt, die machet ihren wesentlichen Unterschied aus, und so viele verschiedene Lebendige sind möglich, als Arten des Lebens möglich sind. Eines jeden Lebensart ist auch der Zweck, wozu es bestimmet ist, und sie enthält die Regel, wornach alles übrige, insonderheit die Kräfte, eingerichtet worden. Wie könnten wir also diejenige Art des Lebens, wozu wir Menschen beschieden sind, besser kennen und unterscheiden lernen, als aus der Vergleichung mit den Kräften und der Lebensart der Thiere?

Diese

Diese Vergleichung wird um so viel nöthiger ẏn, je mehr darinn viele Menschen leichtsinnig, ıd nach einer viehischen Neigung, verfahren.)enn sie schildern bloß das Aehnliche zwischen Ienschen und Thieren, oder auch dieser Vorzüge ır den Menschen, lebhaft ab; unsere Vorzüge)er werden übergangen und verkleinert. Die bsicht verhehlen sie dabey auch nicht sonderlich: sie ıchen sich und andere, gleichsam nach Anleitung r Natur selbst, viehisch zu machen: nicht aber ie Menschlichkeit in uns aufzuwecken, und sie zu nem höheren Grade der Vollkommenheit und Glückseligkeit, der unserer Natur so wohl möglich s eigenthümlich ist, zu führen.

Es kann ja wohl niemanden unbekannt seyn, ıas z. B. der Herr Rousseau vor einiger Zeit on der natürlichen Bestimmung des Menschen gechrieben hat, als die Academie zu Dijon die Frae aufwarf: Quelle est l'origine de l'inégalité armi les hommes, et si elle est autorisée par la ,oy naturelle? Sein Discours sur l'origine et les ondemens de l'inégalité parmi les hommes. Amst. 1755. 8. enthält die Antwort auf die Frage: nd sie geht dahin, daß wir Menschen ganz von nserm natürlichen Zustande abgerathen wären, und urch alle die Erfindungen, welche von der Reflexion bstammen, durch die Sprache, Gesellschaft, Künte, Wissenschaften, durch den Landbau, die Handlung, und das Eigenthum, durch Stiftung iner bürgerlichen Herrschaft und Ungleichheit der Stände, alles mögliche Elend eingeführet hätten. Der ursprüngliche Mensch sey nach seiner natürli-

chen

chen Bestimmung ein zweyfüßiges Thier, welches unter andern Thieren, in den dicken Wäldern des Erdbodens, zerstreut und einzeln, seine Nahrung reichlich finde, sein Leben mit der Flucht oder Gegenwehre zu schützen wisse, sein Geschlecht mit einer jeden, die ihm etwa aufstößt, fortpflanze, und dabey gesund, stark, hurtig sey, übrigens aber, wenn es diese Begierden gestillet, nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten habe, sich weiter um nichts bekümmere, sondern völlig zufrieden ruhe und schlafe. Dergleichen widersinnige Sätze wahrscheinlich und beliebt zu machen, erforderte gewiß einen Rousseau, der mit seiner vorzüglichen Lebhaftigkeit des Witzes und der Einbildungskraft, mit dem Glanze seiner Schilderungen, und mit dem angenehmen Reize seiner Schreibart, alles zu schmücken im Stande war, und die hie und da hervorleuchtenden Wahrheiten vortheilhaft zu seinem Zwecke anzuwenden wußte.

§ 2.

Laßt uns zuvörderst eine Beschreibung des ursprünglichen Thiermenschen umständlicher hören [1]: Der natürliche Zustand, saget Herr Rousseau, ist jetzt

1 Des Herrn Rousseau eigene Worte, kann ich ohne große Weitläuftigkeit nicht in den Noten anführen. Ich versichere aber öffentlich, daß ich ihm wissentlich nichts angedichtet, noch mit Fleiß etwas Wesentliches ausgelassen habe: wiewohl ich es aus vielen Ecken habe zusammen suchen müssen, um alles unter einen Gesichtspunkt zu bringen.

t nirgend wirklich, vielleicht ist er auch nimmer
wesen, und vermuthlich wird er auch künftig
nmer entstehen. Daher hat es große Schwie-
keit, auszuforschen, wie der Mensch von aller
tiftung nach der bloßen Natur müßte beschaffen
wesen seyn. Denn die übernatürliche Anweisung
ottes, welche uns die heilige Schrift lehret, kön-
n wir hier nicht einmischen. Und selbst Hobbes
d Puffendorf haben es darinn versehen, daß
in dem Statu naturali des Menschen noch vieles
nehmen, was erst unser jetziger Zustand mit sich
bracht hat, und was schon eine Erfindung und
nwilligung der Menschen voraus setzet. Herr R.
et seine ersten Menschen, nackt, unbewaffnet,
ne Sprache, ja ohne Reflexion, einzeln und zer-
eut, unter mancherley andern Thieren, jedoch
frecht und auf zween Füßen gehend, in den dick-
n Wald, der an Erd- und Baumfrüchten in ei-
m sanften Climate Ueberfluß hat. Sie sind von
atur nicht, wie andere Thiere, mit besondern
rieben und angebornen Fertigkeiten versehen, son-
rn sie erheben sich bloß durch Nachahmung zu ih-
n Trieben, und machen sich dadurch vielerley
riebe von verschiedenen Arten der Thiere zu Nutze.
nterdessen hat ein jeder dieß mit allen Thieren ge-
ein, (quod natura omnia animalia docuit) daß
sein Leben mit Nahrung zu unterhalten suchet,
le Gefahr aufs möglichste abwendet, durch einen
eiz zur Begattung sein Geschlecht fortpflanzet,
d, wenn er Hunger und Brunst gestillet hat, in
icherheit sich zur Ruhe und zum Schlafe begiebt.
ieß kostet ihm alles wenig Nachdenken und Mü-
he.

he. Die Erde ist sein Polster, der Baum
Obdach, sein Futter findet er allenthalben in
Wurzein, Kräutern und Baumfrüchten; für
Fleischessen scheint er nicht gemacht zu seyn.
erste weiblichen Geschlechts, welche dem Mann
der Wildniß aufstößt, entzündet ihn; von Sc
heit hat er keine Empfindung, und wenn sie b
ihre Lust gebüßet haben, geht ein jedes seinen W
und sie sehen sich vielleicht nimmer wieder.
Mutter selbst, wenn sie ihr Kind so weit gebr
hat, daß es sein Futter finden kann, läßt es in
Welt laufen, und bekümmert sich weiter um
selbe nicht. Geräth ein solcher Thiermensch in
fahr: so lehret ihn die Noth schnell zu laufen,
die Bäume hinan zu klettern, oder nach Befin
muthig zu kämpfen. Weil ihm aber die N
keine Waffen mit gegeben: so bricht er einen
vom Baume zu seiner Wehre, oder er erg
Steine, damit zu werfen. Gegen die Luft dar
seine Blöße in warmen Ländern nicht schützen;
wenn er ja in kältere Gegenden geräth, so hat
das Kämpfen mit andern Thieren in den St
gesetzt, daß er eins erlegen und ihm den Balg,
wa durch Hülfe eines scharfen Steines, abzie
kann, um sich darein zu hüllen. Wohnungen
Höhlen brauchet er sodann nicht, weil er zu a
Witterung erhärtet worden. Das Feuer kenne
nicht; und wenn ja eins durch Bliß entstünde,
wird er es, ohne Nachdenken ausbrennen las
und nicht zu unterhalten suchen. Durch die
wohnheit zu freyer Luft, durch das Laufen, K
tern, Kämpfen wird er gesund, stark, hur

und von Krankheiten befreyet, und kann der Arzeneyen entbehren, oder die Natur rathen lassen. Wenn die Natur, (saget Herr R. von der Arzeneywissenschaft) uns bestimmt hat, gesund zu seyn: so möchte ich fast behaupten, daß der Zustand der Reflexion ein Zustand wider die Natur sey, und daß ein Mensch, der nachdenket, schon ein verdorbenes Thier sey. Der Thiermensch weis auch von keiner Furcht vor dem Tode, weil er keinen Begriff davon hat; sondern der überraschet ihn, ehe er denselben voraus gesehen. Sonst ist er bey der gegenwärtigen Gefahr, nicht allein für sich herzhaft, sondern auch für andere mitleidig, wenn er etwa dabey seyn sollte; und er ist so ferne nicht böser Art, noch geneigt, jemanden, zumal seines gleichen, Schaden zu thun. Den Acker durch Mühe zu bauen hat er keine Ursache, die Natur biethet ihm seine Nothdurft von selbst an; und daher ist in diesem unschuldigen Stande der Natur weder Eigenthum noch Neid und Streit darüber. Die Liebe zu einer gewissen Person kann ihn nicht zum Sclaven machen, und er ist auch gegen Nebenbuhler eben so wenig eifersüchtig, als ein Caraibe. Denn er kennet und suchet keine Schönheiten, sondern nur dem Triebe der Natur Genüge zu thun; und das kann er mit einer jeden bestellen. Uebrigens liebet er die Freyheit, lebet für sich nach eigenem Gefallen, und trachtet nach keiner Gesellschaft; hat daher auch keiner Sprache nöthig. Weil er denn allein allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen weis, und nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten hat: so ist nicht zu begreifen, warum er sich die

unnöthige Mühe geben sollte; worüber nach-
ken, zu reflectiren, zu meditiren. Statt
ruhet und schläft er lieber, wie es die Muße m
bringet. Auch der Schauplatz der Natur ist fü
ohne Reiz, weil er dessen gewohnt ist. Er
unbesorgt in den Tag hinein, und denket nich
aus: so wie ein Caraibe, der des Morgen
Hangmatte verkaufet, und des Abends jam
daß er eine wiederkaufen soll; weil er nicht v
gesehen, daß er sie in der folgenden Nacht
nöthig haben würde.

§ 3.

So weit ist noch der ursprüngliche M
welchen sich der Herr R. ausgedacht, ein w
Vieh, oder vielmehr noch viehischer, als ein
(plus bête que les bêtes) so ferne er ihm bi
flexion, d. i. in der That, die Vernunft, ni
und ihm doch statt derselben keine blinde
oder angeborene Fertigkeiten einräumet, so
ihn auf die Nachahmung der Triebe ver
welche andern Thieren gegeben sind, daß er sic
selbe zu Nutze machen könnte. Wie wird e
aber die fremden und so sehr verschiedenen Trie
derer Thiere zu Nutze machen können, wen
nicht reflectiret, was sich zu seiner eigenen
schicke? Hier ist eine gewaltige Lücke, oder
mehr ein starker Widerspruch in dem System
Herrn R. Will er den Menschen blindlings fr
Triebe nachahmen lassen: so wird er seinen
menschen mit sich selbst in einem Streit
Bald wird er als ein Raubthier andere an

[illegible], bald als ein friedfertiges, sich mit [illegible], Wurzeln und Baumfrüchten begnügen. [illegible] wird er sich, nach Art der Füchse, Kanin[illegible] und Biber, eine Höhle graben und bauen, bald [illegible] dicksten Gebüsche, bald auf hohen Felsen, bald [illegible] belaubten Bäumen, eine sichere Lagerstätte [illegible]. Bald wird er gesellig werden, wie viele [illegible], zumal die schwächeren, sind, die sich zu [illegible] gleichen halten; bald wird er wiederum ein [illegible] werden, und sich an sich selbst begnü[illegible]. Bald wird er mit seiner Gattinn eine Art von [illegible] führen, und sich der Kinder gemeinschaftlich [illegible], bald die Gattinn nach gestillter Brunst [illegible] lassen, und sich auch um ihre Jungen nicht [illegible]. Ich möchte aber wissen, welchem [illegible] der Mensch nachmachen könnte, zu sei[illegible] einen Ast vom Baume zu brechen, oder [illegible] Steinen zu werfen, oder zu seiner Decke sich [illegible] Balg anderer Thiere einzuhüllen; wenn er [illegible] keine Reflexion hat, und dieselbe zur eigenen [illegible] nöthiger Hülfsmittel brauchet. So weis [illegible] nicht, warum Herr R. seinen ursprüngli[illegible] Menschen, unter den übrigen vierfüßigen [illegible], allein aufrecht und auf zweenen Füßen gehen [illegible]. Denn er führet selbst die Begebenheiten an, [illegible] Menschen, die unter den Thieren groß ge[illegible], auf allen vieren laufen gelernet, so daß [illegible] sie hernach mit Gewalt an einen Baum oder [illegible] binden müssen, um sie zu einer aufrechten [illegible] und Gange zu gewöhnen. Wie? wäre [illegible] einmal einem Thiermenschen ein Ourang Ou[illegible], eine Art auf zween Füßen gehender Affen, be-

 gegnet,

gegnet, davon er den Gang gelernet hätte? Aber, dann würde es zu spät gewesen seyn, wenn er sich einmal zum vierfüßigen Gange gewöhnt hätte: und er würde sich ja wohl nicht selbst an einen Baum gebunden haben, um es wieder zu verlernen. Herr R. mag mir es nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß er den Satz des Widerspruchs und zureichenden Grundes bey seiner Erdichtung nicht genug zu Rathe gezogen habe. Vielleicht hätte er alsdann gefunden, daß diese nicht so leere und unfruchtbare Grundsätze sind, als viele jetzt vorgeben wollen, die ihrer Einbildungskraft alles ohne Regeln zu denken erlauben. In der That sieht man auch keinen zureichenden Grund, warum Herr R. bey seiner Hypothese von der Nachahmung fremder thierischen Triebe, die sich der Mensch zu Nutze machen sollte, denselben nicht lieber gesellig, als ungesellig, machet; nicht lieber eine Art von fortwährender Ehe und gemeinschaftlicher Pflege der Jungen führen läßt, als daß er das Band der Liebe sofort wieder auf ewig zerreißt; ihn nicht lieber schüchtern bildet, und ihm eine Höhle zur Zuflucht anweist, als daß er ihn kühn dichtet, und frey unter den Bäumen schlafen läßt. Alles ist willkührlich in solchem System, und ich sollte meynen, daß jenes einer unbewaffneten nackten Creatur weit natürlicher und zuträglicher seyn würde, als das Gegentheil; wenigstens, daß wirklich alle von Natur schwächere friedfertige Thiere sich entweder verkriechen, oder zu ihres gleichen versammlen, und sich mit ihren Jungen gemeinschaftlich, so gut sie können, vertheidigen. Daraus wird gewiß bey dem Menschen,

nach

dessen natürlichen Vorzügen, ein ganz anderes
zu erwachsen, als was uns Herr R. entwor-
fen.

Man wird nun aber fragen: Giebt denn der
R. seinem ursprünglichen Thiermenschen nicht
einige vorzügliche Naturgaben vor den übri-
Thieren? Ja: er machet ihn erstlich zu einem
handelnden Wesen, das in zweyen möglichen
wählet, und sich selbst determinirt. Die
n Thiere wählen und verabscheuen nach dem
ncte, und können von dieser eingepflanzten
nicht abweichen, wenn es ihnen gleich zu-
vortheilhaft wäre: der Mensch aber wählet
e freye Creatur, und ist sich seiner Freyheit
it, entfernet sich aber auch daher zuweilen
m Guten zu seinem Nachtheil. Unterdessen
t doch solches die geistige Natur seiner See-
ndem sich freye Handlungen durch keine Re-
er Mechanik erklären lassen. Aber der haupt-
hste Vorzug des Menschen, besteht in der
tibilité, oder dem Vermögen, daß sowohl
einzelner Mensch, als das ganze Geschlecht,
mmener werden kann. Das ist der caracte-
pecifique de l'espece humaine. Denn die
n Thiere bleiben sowohl einzeln, als in ihrer
n Art, in gewissen unwandelbaren Schranken.
die Erfahrung nöthiget uns auch das trauri-
eständniß ab, daß eben diese unterscheidende
schaft, welche fast keine Schranken kennet,
uelle alles Unglücks der Menschen sey. Dieß
lso, nach dem Herrn R. die Vorzüge des ur-
glichen Menschen vor den übrigen Thieren.

Ich merke nur vorläufig dabey an, daß hier abermal eine Lücke in dem Lehrgebäude des Herrn R. sey. Wenn der Thiermensch in seinem natürlichen Zustande nicht reflectirt: wie kann er denn aus zweyen möglichen Fällen wählen, was ihm am besten dünket? Soll er aber dieses thun, und sich gar dieses Vermögens bewußt seyn: so muß er seine Natur einiger Maßen kennen, und die vorkommenden Dinge mit seiner Natur vergleichen, ob sie damit übereinstimmen oder nicht. Und was ist das anders, als Reflectiren? Es haben daher alle Weltweisen bey dem Begriffe freyer Handlungen, die wirkliche Reflexion und den Gebrauch der Vernunft vorausgesetzet. Dieß aber setzet wiederum die Sprache, und die Sprache ferner die Gesellschaft der Menschen voraus. Wie hängt denn des Herrn R. sein Gebäude zusammen? Und warum gedenket er der Freyheit sowohl, als der Perfectibilité, wenn es anders natürliche Vorzüge seyn sollen, nur als der Quelle alles menschlichen Elendes? Sie können es freylich durch Misbrauch werden: aber ich dächte, wenn man von den Naturkräften redet, so müßte man darauf hauptsächlich sehen, wozu die Regeln jeder Kraft an sich durch ordentliche Anwendung führen. Denn sonst kann alles gemisbrauchet werden, und dann werden alle Kräfte des Menschen, selbst das Sehen, Essen, Trinken, Gehen, zufälliger Weise Quellen seines Verderbens. Warum hätte denn die Natur dem Menschen solche Gaben verliehen, wenn sie ihm bloß zum Fallstricke dienen und dienen können? Was soll ihm das Vermögen, sich vollkommener zu ma-

chen

, wenn er eben dadurch nothwendig unvollkom-
en wird?

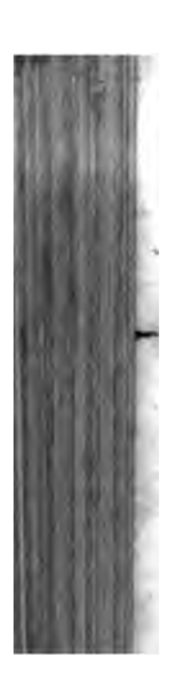
Aber Herr R. läßt hier seiner mahlerischen
chsamkeit, mit Verhehlung dieses Kunstgriffes,
en Lauf, und man liest ihn so ferne mit Ver-
gen; ja man muß ihm in dieser Betrachtung
ht geben, daß vielen ihre vorzüglichen Naturga-
durch den verkehrten Gebrauch nur zum Ver-
ien gereichen. Er saget z. B. daß ein gewisser
hmter Mann das Gute und Böse des mensch-
en Lebens gegen einander berechnet, und von
em ein grosses Uebergewicht gefunden habe.
habe auch recht geurtheilet, so ferne er den
schen in seinem bürgerlichen Zustande betrach-
: wenn er aber auf dessen ersten Zustand hätte
ck gehen wollen, so würde er erkannt haben,
der Mensch kein Elend litte, als was er sich
st verursachet, und daß die Natur unschuldig
: Es wäre nicht ohne Mühe geschehen, daß
uns so unglücklich gemacht hätten. Wenn
n von der einen Seite die unendliche Arbeit der
schen betrachte, so viele Wissenschaften zu er-
nden, so viele Künste zu erfinden, so viele
chte anzuwenden, um Tiefen auszufüllen, Ber-
eben zu machen, Felsen zu sprengen, Ströme
bar zu machen, frisches Land anzubauen, Was-
ehältnisse auszugraben, Moräste auszutrocknen,
geheure Gebäude auf der Erde zu errichten, das
er mit Schiffen und Seeleuten zu bedecken;
wenn man auf der andern Seite die wahren
rtheile davon für die wahre Glückseligkeit des
schlichen Geschlechtes erforschete, so müßte man

 über

über das ungleiche Verhältniß erstaunen, und die Blindheit des Menschen bedauren, welcher, um seinen thörichten Ehrgeiz zu nähren, nach allem möglichen Elende rennte, welches die wohlthätige Natur sorgfältig hätte von ihm entfernen wollen. — Der Mensch, saget er, ist jetzt bösartig; das zeiget die Erfahrung; und doch von Natur gutartig. Was hat ihn denn so weit verderben können, als die Aenderungen seines Zustandes, der Fortgang, welchen er darinn gemachet, und das Erkenntniß, was er sich erworben hat. Man mag die bürgerliche Gesellschaft so viel bewundern, als man will, so bleibt es doch wahr, daß sie die Menschen nothwendig treibe, sich unter einander zu hassen, nach dem Maaße, wie ihre besondern Vortheile einander entgegen sind. 2c. 2c. Da suchet denn Herr R. alles Unglück und alles moralische Verderben der Menschen auf die Abweichung von dem ersten natürlichen Zustande zu werfen. Nämlich das erworbene Erkenntniß machet uns nicht besser, sondern aufgeblasen, listig und boshaft. Die Künste machen durch die viele Bequemlichkeit Leib und Seele weichlich; und da wir einmal daran gewöhnt sind, so können wir wohl unglücklich werden, wenn wir diese Bequemlichkeiten verlieren, aber wir sind deswegen nicht glücklich, wenn wir sie besitzen. Das Eigenthum, welches von dem Ackerbaue und der Viehzucht angefangen, hat hauptsächlich Betrug und Unterdrückung eingeführet. Daraus ist der Unterschied der Reichen und Armen, der Mächtigern und Schwächern, und endlich die bürgerliche Herrschaft entstanden, welche mit allen

Gese-

setzen und Verordnungen bloß auf das Recht des ächtigern beruhet, und auf willkührliche Gewalt Tyranney hinaus läuft, wo die Schwächeren Sklaven gemacht sind, und ihre Freyheit, Gü- und Leben, dem Eigenwillen des Gebiethers auf- ern müssen. Aus der bürgerlichen Gesellschaft, der Ueppigkeit, welche daraus quillet, stammen freyen und mechanischen Künste, die Hand- g, die Gelehrsamkeit, und alle solche unnütze mühungen, welche den Fleiß blühend machen, den Staat zwar bereichern, aber zugleich ins rderben stürzen. Tugend, Ehre, Freund- aft, Höflichkeit ist nichts als ein gestiftetes an- nommenes Wesen. (factice et joué) Ich weis ht, wohin Herr R. die Religion zieht: wenig- ns könnte er sie nach seiner Schlußart vornehm- zu dem größten Elende des menschlichen Ge- lechtes gerechnet haben. Quid non Religio potuit dere malorum? Wo ist denn aber sonst der stand, wo sind die Mittel sonst, da der Mensch, möge eines wirklichen Gebrauches seiner Freyheit, einer mehreren Vollkommenheit gelangen, und von den Thieren unterscheiden könnte, wenn es ht der gesellige und gesprächige Zustand ist, wo seine wesentliche Kraft der Vernunft üben kann? ind denn nicht Freyheit und Perfectibilitet, in n System des Herrn R unbrauchbare Naturgaben den einsamen, wilden, dummen, und mit lau- viehischen Dingen sich begnügenden Thiermen- en? Und worinn könnte dessen mehrere Vollkom- nheit in solchem Statu naturali bestehen?



und sie sehen sich vielleicht nimmer wie[...]
Mutter selbst, wenn sie ihr Kind so w[...]
hat, daß es sein Futter finden kann, lä[...]
Welt laufen, und bekümmert sich wei[...]
selbe nicht. Geräth ein solcher Thierm[...]
fahr: so lehret ihn die Noth schnell zu l[...]
die Bäume hinan zu klettern, oder nac[...]
muthig zu kämpfen. Weil ihm aber [...]
keine Waffen mit gegeben: so bricht e[...]
vom Baume zu seiner Wehre, oder [...]
Steine, damit zu werfen. Gegen die [...]
seine Blöße in warmen Ländern nicht sch[...]
wenn er ja in kältere Gegenden geräth, [...]
das Kämpfen mit andern Thieren in [...]
gesetzt, daß er eins erlegen und ihm der[...]
wa durch Hülfe eines scharfen Steine[...]
kann, um sich darein zu hüllen. Woh[...]
Höhlen brauchet er sodann nicht, weil [...]
Witterung erhärtet worden. Das Feu[...]

und von Krankheiten befreyet, und kann der Arzeneyen entbehren, oder die Natur rathen lassen. Wenn die Natur, (saget Herr R. von der Arzeneywissenschaft) uns bestimmt hat, gesund zu seyn: so möchte ich fast behaupten, daß der Zustand der Reflexion ein Zustand wider die Natur sey, und daß ein Mensch, der nachdenket, schon ein verdorbenes Thier sey. Der Thiermensch weis auch von keiner Furcht vor dem Tode, weil er keinen Begriff davon hat; sondern der überraschet ihn, ehe er denselben voraus gesehen. Sonst ist er bey der gegenwärtigen Gefahr, nicht allein für sich herzhaft, sondern auch für andere mitleidig, wenn er etwa dabey seyn sollte; und er ist so ferne nicht böser Art, noch geneigt, jemanden, zumal seines gleichen, Schaden zu thun. Den Acker durch Mühe zu bauen hat er keine Ursache, die Natur biethet ihm seine Nothdurft von selbst an; und daher ist in diesem unschuldigen Stande der Natur weder Eigenthum noch Neid und Streit darüber. Die Liebe zu einer gewissen Person kann ihn nicht zum Sclaven machen, und er ist auch gegen Nebenbuhler eben so wenig eifersüchtig, als ein Caraibe. Denn er kennet und suchet keine Schönheiten, sondern nur dem Triebe der Natur Genüge zu thun; und das kann er mit einer jeden bestellen. Uebrigens liebet er die Freyheit, lebet für sich nach eigenem Gefallen, und trachtet nach keiner Gesellschaft; hat daher auch keiner Sprache nöthig. Weil er denn allein allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen weis, und nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten hat: so ist nicht zu begreifen, warum er sich die

unnöthige Mühe geben sollte, worüber nachzudenken, zu reflectiren, zu meditiren. Statt dessen ruhet und schläft er lieber, wie es die Muße mit sich bringet. Auch der Schauplatz der Natur ist für ihn ohne Reiz, weil er dessen gewohnt ist. Er lebet unbesorgt in den Tag hinein, und denket nicht voraus: so wie ein Caraibe, der des Morgens seine Hangmatte verkaufet, und des Abends jammert, daß er eine wiederkaufen soll; weil er nicht voraus gesehen, daß er sie in der folgenden Nacht wieder nöthig haben würde.

§ 3.

So weit ist noch der ursprüngliche Mensch, welchen sich der Herr R. ausgedacht, ein wahres Vieh, oder vielmehr noch viehischer, als ein Vieh, (plus bête que les bêtes) so ferne er ihm die Reflexion, d. i. in der That, die Vernunft, nimmt, und ihm doch statt derselben keine blinde Triebe oder angeborene Fertigkeiten einräumet, sondern ihn auf die Nachahmung der Triebe verweist, welche andern Thieren gegeben sind, daß er sich dieselbe zu Nutze machen könnte. Wie wird er sich aber die fremden und so sehr verschiedenen Triebe anderer Thiere zu Nutze machen können, wenn er nicht reflectiret, was sich zu seiner eigenen Natur schicke? Hier ist eine gewaltige Lücke, oder vielmehr ein starker Widerspruch in dem System des Herrn R. Will er den Menschen blindlings fremde Triebe nachahmen lassen: so wird er seinen Thiermenschen mit sich selbst in einem Streit setzen. Bald wird er als ein Raubthier andere anfallen

und

[illegible], bald als ein friedfertiges, sich mit
Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten begnügen.
Bald wird er sich, nach Art der Füchse, Kanin-
chen und Biber, eine Höhle graben und bauen, bald
im dicksten Gebüsche, bald auf hohen Felsen, bald
auf belaubten Bäumen, eine sichere Lagerstätte
suchen. Bald wird er gesellig werden, wie viele
Thiere, zumal die schwächeren, sind, die sich zu
ihres gleichen halten; bald wird er wiederum ein
Misanthrope werden, und sich an sich selbst begnü-
gen. Bald wird er mit seiner Gattinn eine Art von
Ehe führen, und sich der Kinder gemeinschaftlich
annehmen, bald die Gattinn nach gestillter Brunst
fahren lassen, und sich auch um ihre Jungen nicht
bekümmern. Ich möchte aber wissen, welchem
Thiere es der Mensch nachmachen könnte, zu sei-
ner Wehre einen Ast vom Baume zu brechen, oder
mit Steinen zu werfen, oder zu seiner Decke sich
in einen Balg anderer Thiere einzuhüllen; wenn er
selbst keine Reflexion hat, und dieselbe zur eigenen
Erfindung nöthiger Hülfsmittel brauchet. So weis
ich auch nicht, warum Herr R. seinen ursprüngli-
chen Menschen, unter den übrigen vierfüßigen
Thieren, allein aufrecht und auf zweenen Füßen gehen
läßt. Denn er führet selbst die Begebenheiten an,
daß wilde Menschen, die unter den Thieren groß ge-
worden, auf allen vieren laufen gelernet, so daß
man sie hernach mit Gewalt an einen Baum oder
ein Brett binden müssen, um sie zu einer aufrechten
Stellung und Gange zu gewöhnen. Wie? wäre
denn einmal einem Thiermenschen ein Ourang Ou-
tang, eine Art auf zweenen Füßen gehender Affen, be-

gegnet, davon er den Gang gelernet hätte?
dann würde es zu spät gewesen seyn, wenn
einmal zum vierfüßigen Gange gewöhnt hätt
er würde sich ja wohl nicht selbst an einen
gebunden haben, um es wieder zu verlernen.
R. mag mir es nicht übel nehmen, wenn ich
daß er den Satz des Widerspruchs und zur
den Grundes bey seiner Erdichtung nicht ge
Rathe gezogen habe. Vielleicht hätte er a
gefunden, daß diese nicht so leere und unfru
Grundsätze sind, als viele jetzt vorgeben woll
ihrer Einbildungskraft alles ohne Regeln zu
erlauben. In der That sieht man auch kein
reichenden Grund, warum Herr R. bey sein
pothese von der Nachahmung fremder thie
Triebe, die sich der Mensch zu Nutze machen
denselben nicht lieber gesellig, als ungesellig, m
nicht lieber eine Art von fortwährender Eh
gemeinschaftlicher Pflege der Jungen führen
als daß er das Band der Liebe sofort wied
ewig zerreißt; ihn nicht lieber schüchtern bilde
ihm eine Höhle zur Zuflucht anweist, als
ihn kühn dichtet, und frey unter den B
schlafen läßt. Alles ist willkührlich in solcher
stem, und ich sollte meynen, daß jenes einer
waffneten nackten Creatur weit natürlicher u
träglicher seyn würde, als das Gegentheil;
stens, daß wirklich alle von Natur schwächere
fertige Thiere sich entweder verkriechen, od
ihres gleichen versammlen, und sich mit ihren
gen gemeinschaftlich, so gut sie können, vert
gen. Daraus wird gewiß bey dem Men

dessen natürlichen Vorzügen, ein ganz anderes ... erwachsen; als was uns Herr R. entworfen ... hat.

Man wird nun aber fragen: Giebt denn der ... R. seinem ursprünglichen Thiermenschen nicht einige vorzügliche Naturgaben vor den übrigen Thieren? Ja: er machet ihn erstlich zu einem handelnden Wesen, das in zweyen möglichen ... wählet, und sich selbst determinirt. Die ... Thiere wählen und verabscheuen nach dem ...ncte, und können von dieser eingepflanzten ... nicht abweichen, wenn es ihnen gleich zu... vortheilhaft wäre: der Mensch aber wählet ... freye Creatur, und ist sich seiner Freyheit ...st, entfernet sich aber auch daher zuweilen ...em Guten zu seinem Nachtheil. Unterdessen ist doch solches die geistige Natur seiner See... indem sich freye Handlungen durch keine Re... der Mechanik erklären lassen. Aber der haupt...chste Vorzug des Menschen, besteht in der ...tibilité, oder dem Vermögen, daß sowohl ... einzelner Mensch, als das ganze Geschlecht, ...mmener werden kann. Das ist der caracte... ...ecifique de l'espece humaine. Denn die ...en Thiere bleiben sowohl einzeln, als in ihrer ... Art, in gewissen unwandelbaren Schranken. ... die Erfahrung nöthiget uns auch das trauri... Geständniß ab, daß eben diese unterscheidende ...nschaft, welche fast keine Schranken kennet, ... Quelle alles Unglücks der Menschen sey. Dieß also, nach dem Herrn R. die Vorzüge des ur...nglichen Menschen vor den übrigen Thieren.

Ich merke nur vorläufig dabey an, daß hier abermal eine Lücke in dem Lehrgebäude des Herrn R. sey. Wenn der Thiermensch in seinem natürlichen Zustande nicht reflectirt: wie kann er denn aus zweyen möglichen Fällen wählen, was ihm am besten dünket? Soll er aber dieses thun, und sich gar dieses Vermögens bewußt seyn: so muß er seine Natur einiger Maßen kennen, und die vorkommenden Dinge mit seiner Natur vergleichen, ob sie damit übereinstimmen oder nicht. Und was ist das anders, als Reflectiren? Es haben daher alle Weltweisen bey dem Begriffe freyer Handlungen, die wirkliche Reflexion und den Gebrauch der Vernunft vorausgesetzet. Dieß aber setzet wiederum die Sprache, und die Sprache ferner die Gesellschaft der Menschen voraus. Wie hängt denn des Herrn R. sein Gebäude zusammen? Und warum gedenket er der Freyheit sowohl, als der Perfectibilité, wenn es anders natürliche Vorzüge seyn sollen, nur als der Quelle alles menschlichen Elendes? Sie können es freylich durch Misbrauch werden: aber ich dächte, wenn man von den Naturkräften redet, so müßte man darauf hauptsächlich sehen, wozu die Regeln jeder Kraft an sich durch ordentliche Anwendung führen. Denn sonst kann alles gemisbrauchet werden, und dann werden alle Kräfte des Menschen, selbst das Sehen, Essen, Trinken, Gehen, zufälliger Weise Quellen seines Verderbens. Warum hätte denn die Natur dem Menschen solche Gaben verliehen, wenn sie ihm bloß zum Fallstricke dienen und dienen können? Was soll ihm das Vermögen, sich vollkommener zu machen

, wenn er eben dadurch nothwendig unvollkom-
n wird?

Aber Herr R. läßt hier seiner mahlerischen
tsamkeit, mit Verhehlung dieses Kunstgriffes,
n Lauf, und man liest ihn so ferne mit Ver-
en; ja man muß ihm in dieser Betrachtung
t geben, daß vielen ihre vorzüglichen Naturga-
durch den verkehrten Gebrauch nur zum Ver-
n gereichen. Er saget z. B. daß ein gewisser
mter Mann das Gute und Böse des mensch-
Lebens gegen einander berechnet, und von
m ein großes Uebergewicht gefunden habe.
habe auch recht geurtheilet, so ferne er den
schen in seinem bürgerlichen Zustande betrach-
wenn er aber auf dessen ersten Zustand hätte
t gehen wollen, so würde er erkannt haben,
der Mensch kein Elend litte, als was er sich
verursachet, und daß die Natur unschuldig
. Es wäre nicht ohne Mühe geschehen, daß
uns so unglücklich gemacht hätten. Wenn
von der einen Seite die unendliche Arbeit der
schen betrachte, so viele Wissenschaften zu er-
den, so viele Künste zu erfinden, so viele
te anzuwenden, um Tiefen auszufüllen, Ber-
ben zu machen, Felsen zu sprengen, Ströme
bar zu machen, frisches Land anzubauen, Was-
hältnisse auszugraben, Moräste auszutrocknen,
heure Gebäude auf der Erde zu errichten, das
r mit Schiffen und Seeleuten zu bedecken;
wenn man auf der andern Seite die wahren
theile davon für die wahre Glückseligkeit des
schlichen Geschlechtes erforschete, so müßte man

 über

über das ungleiche Verhältniß erstaunen, und die Blindheit des Menschen bedauren, welcher, um seinen thörichten Ehrgeiz zu nähren, nach allem möglichen Elende rennte, welches die wohlthätige Natur sorgfältig hätte von ihm entfernen wollen. — Der Mensch, saget er, ist jetzt bösartig; das zeiget die Erfahrung; und doch von Natur gutartig. Was hat ihn denn so weit verderben können, als die Aenderungen seines Zustandes, der Fortgang, welchen er darinn gemachet, und das Erkenntniß, was er sich erworben hat. Man mag die bürgerliche Gesellschaft so viel bewundern, als man will, so bleibt es doch wahr, daß sie die Menschen nothwendig treibe, sich unter einander zu hassen, nach dem Maaße, wie ihre besondern Vortheile einander entgegen sind. &c. &c. Da suchet denn Herr R. alles Unglück und alles moralische Verderben der Menschen auf die Abweichung von dem ersten natürlichen Zustande zu werfen. Nämlich das erworbene Erkenntniß machet uns nicht besser, sondern aufgeblasen, listig und boshaft. Die Künste machen durch die viele Bequemlichkeit Leib und Seele weichlich; und da wir einmal daran gewöhnt sind, so können wir wohl unglücklich werden, wenn wir diese Bequemlichkeiten verlieren, aber wir sind deswegen nicht glücklich, wenn wir sie besitzen. Das Eigenthum, welches von dem Ackerbaue und der Viehzucht angefangen, hat hauptsächlich Betrug und Unterdrückung eingeführet. Daraus ist der Unterschied der Reichen und Armen, der Mächtigern und Schwächern, und endlich die bürgerliche Herrschaft entstanden, welche mit allen

Gese-

ießen und Verordnungen bloß auf das Recht des
ichtigern beruhet, und auf willkührliche Gewalt
Tyranney hinaus läuft, wo die Schwächeren
Sklaven gemacht sind, und ihre Freyheit, Gü-
und Leben, dem Eigenwillen des Gebiethers auf-
ern müssen. Aus der bürgerlichen Gesellschaft,
der Ueppigkeit, welche daraus quillet, stammen
freyen und mechanischen Künste, die Hand-
g, die Gelehrsamkeit, und alle solche unnütze
mühungen, welche den Fleiß blühend machen,
den Staat zwar bereichern, aber zugleich ins
rderben stürzen. Tugend, Ehre, Freund-
ft, Höflichkeit ist nichts als ein gestiftetes an-
ommenes Wesen. (factice et joué) Ich weis
t, wohin Herr R. die Religion zieht: wenig-
s könnte er sie nach seiner Schlußart vornehm-
zu dem größten Elende des menschlichen Ge-
echtes gerechnet haben. Quid non Religio potuit
dere malorum? Wo ist denn aber sonst der
stand, wo sind die Mittel sonst, da der Mensch,
möge eines wirklichen Gebrauches seiner Freyheit,
einer mehreren Vollkommenheit gelangen, und
von den Thieren unterscheiden könnte, wenn es
jt der gesellige und gesprächige Zustand ist, wo
seine wesentliche Kraft der Vernunft üben kann?
nd denn nicht Freyheit und Perfectibilitet, in
n System des Herrn R unbrauchbare Naturgaben
den einsamen, wilden, dummen, und mit lau-
viehischen Dingen sich begnügenden Thiermen-
n? Und worinn könnte dessen mehrere Vollkom-
nheit in solchem Statu naturali bestehen?

§ 4.

Wir wollen dem Herrn R. nicht zutrauen, daß er in einer so ernstlichen Materie bloß seinen Witz habe wollen sehen lassen, wie er auch den widersinnigsten Sätzen einen Schein der Wahrheit zu geben wisse. Wir wollen vielmehr glauben, daß sein Humeur ihn wirklich auf die Meynung gebracht: der Zustand der menschlichen Gesellschaft habe so viel Verderben und Unglück eingeführet, daß ein viehischer Zustand in Vergleichung dessen weit erträglicher und besser würde gewesen seyn.

So ist dann meine erste Frage: Machet uns wohl solche Vergleichung und Beurtheilung des zwiefachen Zustandes zufriedener, glücklicher, besser? Gewiß nicht. Denn, wenn wir unsern geselligen Zustand, dem wir nicht leicht entlaufen können, mit solchen Augen ansehen: so können wir nicht anders als misvergnügt seyn, für alle Kunst, Wissenschaft, Tugend und Religion eine Verachtung bekommen, den Umgang mit Menschen und so gar mit Freunden, als lauter Heucheley verabscheuen, die Reicheren und Vornehmeren beneiden, gegen die Obrigkeiten und Regenten, als Unterdrücker unsrer Freyheit und Gleichheit einen beständigen Haß und Widerwillen hegen, mit einem Worte, unser ganzes Leben als ein unheilbares Elend ansehen. Sollen wir denn Einsiedler werden, oder zu den Caraiben und Hottentotten, oder gar zu den wilden Thieren, als unsern natürlichen Gefährten, fliehen, um uns zu beruhigen?

Nein,

, das ist nunmehr unmöglich, das will Herr
ich nicht. Er lenket also wieder ein, und will,
t dieser Zustand einmal ist, und nicht geän-
werden kann, daß wir uns nach allen Stif-
n der menschlichen Gesellschaft bequemen sol-
Was hat er denn mit seiner Vorstellung an-
ausgerichtet, als daß er die Menschen in ihrer
ltenheit gestöhret, ihre Neigung zu Künsten,
nschaften und allem Guten wankend gemachet,
leute von bösem Herzen berechtiget, Tugend
Pflicht nur für unnatürliche Gaukeley zu ach-
und ihr ganzes Vergnügen in viehischen Lüsten
hen?

Das beste für uns ist, daß Herr R. gleich an-
, bey der Erdichtung seines ursprünglichen Zu-
s, sich selbst und der Natur der Dinge viel-
widerspricht, und dadurch den Ungrund sei-
hrgebäudes augenscheinlich zu erkennen giebt:
aß er hernach, in der Vergleichung desselben
em Geselligen, die zufälligen Misbräuche al-
len Erfindung und Ordnung, dem geselligen
nde als wesentlich, nothwendig und allgemein
net; welches ein ziemlich offenbarer und be-
r Paralogismus ist. So sehr also seine Schil-
, wegen der Colorite, das Auge reizet: so
let man doch bald die wesentlichen Fehler, wel-
der Zeichnung und in den Grundstrichen be-
n sind.

Den mannichfaltigen inneren Widerspruch und
Willkührliche des Systems habe ich schon bey-
angemerket. Herr R. nimmt 1) dem Thier-
en alle Instincte, und giebt ihm doch statt

derſel-

derselben keine anderen Kräfte: gleich als ob er allein keine eigenthümliche Natur hätte. Er verweist ihn 2) auf die Nachahmung fremder thierischen Triebe, daß er sich dieselben zu Nutze machen soll: und nimmt ihm doch die Reflexion, wodurch er überlegen könnte, was zu seinem Nutzen sey. Er verweist 3) seine Nachahmung auf alle Thiere ohne Unterschied, da doch die verschiedenen Arten ganz entgegengesetzte Triebe und Sitten haben: und setzet also seinen Thiermenschen mit sich selbst in Streit, welchen Trieben er nachahmen solle. Er läßt ihn 4) ohne allen Grund und wider seine Natur die Lebensart der ungeselligsten frechsten Thiere ergreifen, daß er einzeln, ohne seines gleichen, ohne beständige Gattinn, ohne Höhle, frey unter wilden Thieren herum irret: da doch eine unbewaffnete nackete Creatur nothwendig schüchtern seyn, und sich gerne verkriechen, und zu seines gleichen halten müßte; und da besonders, die das ganze Jahr herdurch fortwährende Lust zur Gattung eine fortgesetzte Ehe und Beywohnung verursachen würde. 5) Er giebt ihm willkührlich Gewohnheiten und Erfindungen, die er nicht aus Nachahmung haben konnte. Denn welch Thier geht beständig aufrecht? welches bedienet sich eines abgebrochenen Astes oder Steines zur Wehre? welches kleidet sich mit einem fremden Balge? Noch mehr: 6) der ursprüngliche Mensch soll vor allen andern Thieren eine Freyheit haben: und hat doch keine Vernunft oder Reflexion, welche der Grund einer freyen Wahl ist. 7) Er soll sich vollkommener zu machen suchen: und ist doch in solchem Zustande, da er

sich

durch nichts vollkommener machen kann. 8)
ine vorzüglichen Naturgaben sollen in Freyheit
Perfectibilitet bestehen: und eben diese Vorzü-
dienen doch, seiner Meynung nach, zu nichts an-
m, als einen jeden und das ganze Geschlecht un-
cklich zu machen. Welche Widersprüche!

Auch die Natur der Dinge ist dem erdichteten
stande des ersten Thiermenschen entgegen.
irde nicht ein einsamer, unbewaffneter, nackter
nsch, ohne Feuer oder Schlupfwinkel, ohne
stinct und Reflexion, ohne Erkenntniß, Kunst
Werkzeuge, unter so vielen reißenden Thieren
sendmal umkommen? oder würde er in seiner
samkeit ruhig, sicher und zufrieden seyn kön-
? Man setze eine Mutter mit drey Kindern von ei-
n, drey und fünf Jahren, in einem sonst warmen
de, das voller Früchte ist. Sie kann doch keins
in für sich laufen lassen. Dem einen hat sie die
ust zu geben, für die andern und für sich muß
diensame Nahrung suchen. Indem sie nun
jüngste stillet und auf den Armen trägt, so suchet
die Früchte, Kräuter und Wurzeln in Gesell-
ft der übrigen herumlaufenden Kinder. Und
e! das eine wird in dem Gebüsche von einer
lange oder Natter gebissen, das andere von
m Skorpione gestochen; oder beyde haben für
nger giftige Früchte gegessen. Sie schreyen:
Mutter hat zwar Mitleiden mit ihnen; aber keine
flexion, was ihnen fehle, viel weniger Kenntniß
Mitteln, ihnen zu helfen; sie sterben alle beyde.
kömmt ein Tiger oder Leopard: sie will sich mit
letzten Kinde auf einen Baum retten; kann
aber

aber mit dem Kinde zugleich nicht klettern. So sind entweder beydes Mutter und Kind, oder wenigstens das Kind verloren. Denn Prügel und Steine wollen gegen solche Thiere, so wie gegen Schlangen, Nattern und Skorpionen nichts ausrichten. Laß sie aber mit allen ihren Kindern gesättiget und unbeschädigt die Nacht erreichen. Ist sie denn von der Natur dazu gemachet, auf Bäumen zu schlafen? oder kann sie ihren Kindern daselbst ein Nest oder Lager bereiten? Das ist nicht möglich. Auf der Erde aber wird vielleicht die erste Nacht ihr selbst und ihren Kindern die letzte werden, wenn die Raubthiere ihrer Gewohnheit nach im Finstern auf ihre Beute ausgehen. Die Finsterniß versaget ihr alsdann allen Rath und alle Zuflucht. Und wenn ihr auch kein lebendiger Feind den Tod drohet: so sind allein die Nachtfröste in dem wärmsten Ländern desto empfindlicher und tödlicher für die nackten Würmchen, welche sie mit nichts zu decken weis. Aber lasset uns eben diese Mutter mit ihren drey Kindern in einen mittleren Erdstrich setzen: so möchte sie zwar vielleicht von reißenden Thieren weniger Gefahr haben, aber weit größere Noth von Hunger und Kälte leiden. Denn, weil sie nicht vorausdenket, so sieht sie auch den künftigen Mangel im Winter nicht vorher; folglich sammlet sie keine Nahrung auf den Winter. Wenn also der Winter kömmt, und aller Vorrath aufhöret, oder verdorben, erfroren oder mit Schnee und Eise bedeckt ist: so muß sie mit ihren Jungen vor Hunger umkommen. Und dazu kömmt denn die strenge Kälte, welche sie in freyer Luft, ohne Behausung

...iner, von sich und ihren Kindern mit einen ...kammerjellen nicht genug wird abwehren kön... Wie? wenn die Mutter durch einen Zufall ...würde, und stürbe, welches ja menschlich ist, ...wenn sie von einem wilden Thiere getödtet ..., welches möglich ist: wer wird sich alsdenn ...inder annehmen, die sich selbst noch nicht zu ...wissen? Kann denn ein solcher Zustand dem ...chen natürlich seyn, worinn das ganze Ge... ...s in kurzem vergehen müßte, und worinn, ...er auch leben könnte, alle seine edleren Na... ...erstickt werden müßten?

§ 5.

...ie Natur giebt nichts umsonst; sie hat uns ...weifel zur Ausübung unserer Kräfte bestimmt. ...nige Zustand kann allein dem Menschen na... ...und menschlich seyn, worinn seine eigen... ...ichen Kräfte wenigstens so weit wirksam sind, ...e fürs erste den Bedürfnissen seines Lebens, ...eines Geschlechts Genüge leisten kann, und ...hiernächst eine solche Lebensart führe, welche ...besondere Art von allen übrigen Thieren un... ...ide. Der Zustand hingegen ist unnatürlich ...unmenschlich, darinn er mit seinem ganzen ...lechte tausendmal umkommen müßte, und ...r des Gebrauchs aller eigenthümlichen Kräfte ...vortheile beraubt, und ihn zum dummen und ...en Viehe machet, welches sein Leben ohne alles ...m, in einem steten Schlummer zubrächte. ...kann der Mensch ohne Geselligkeit, und ohne ...Gebrauch der Vernunft und Sprache, nicht

einmal

einmal den Bedürfnissen seines Lebens und seines Geschlechtes Genüge leisten, geschweige eine Lebensart führen, die mit seinen eigenthümlichen Naturkräften übereinstimmet, und seine besondere Art von den übrigen Thieren unterscheidet. Also ist allein der Zustand dem Menschen natürlich, welcher gesellig ist, und den Gebrauch der Vernunft und Sprache mit sich bringet; und des Herrn R. sein ersonnener Zustand, welcher allen Gebrauch dieser eigenthümlichen Naturkräfte des Menschen ersticket, ist ganz unnatürlich.

Der Grundirrthum (das πρῶτον ψεῦδος) des Herrn R. ist, daß die Geselligkeit dem Menschen nicht natürlich sey, sondern daß ein jeder von Natur einzeln und einsam lebe, und wenn ihn auch die Brunst zu einer Gattinn geführet, er dieselbe doch alsobald nach gekühlter Hitze wieder verlasse. Ich will die Beweise des Gegentheiles, welche ich beyläufig einfließen lassen, hier aus einander setzen. Der Mensch, sage ich, ist nicht zum ungeselligen Zustande gemacht: 1) weil eine nackte waffenlose Creatur, welche viel schwächer ist, als viele andere bösartigen Thiere, nothwendig schüchtern ist, und sich aus Furcht zu ihres gleichen hält: 2) weil wir die natürliche Geselligkeit an vielen andern Thieren, die dem Menschen an Friedfertigkeit und Schwäche ähnlich sind, wirklich wahrnehmen, daß sie sich und ihre Jungen auf solche Art zu schützen suchen: 3) weil nicht der geringste Grund vorhanden ist, warum der Mensch, vermöge seiner eigenen Natur, lieber allein, als bey seines gleichen seyn wollte, da er von diesen nichts zu fürchten, und hergegen

wegen

des Mitleids, welches ihnen Herr R. selbst
natürlich beyleget, allen Beystand zu gewarten
4) So ist auch nicht der geringste Grund
funden, da Herr R. den Menschen auf die
chahmung der Triebe anderer Thiere verweist,
um derselbe nicht den Trieb der geselligen und
fertigen Thiere vielmehr nachahmen sollte, als
schädlichen reißenden Thiere, die sich allein auf
Kräfte verlassen können, und ihre Beute nicht
mit andern theilen mögen. 5) Herr R. muß
st wenigstens die Gesellschaft zwischen Mutter und
d auf eine Zeitlang annehmen; und ich habe
iget, daß diese Gesellschaft gar leicht bis auf drey
r mehrere Kinder anwachsen kann, weil sie schwer-
vor sieben ja vor zehen Jahren ganz allein sich
helfen und zu schützen im Stande sind. Und
um sollten sie nicht lieber fortan in Gesellschaft
Mutter bleiben, da sie die Proben ihrer Liebe
Vorsorge so vielfältig geschmecket haben?
Warum wollen wir aber den Mann von dieser
ellschaft ausschließen, da doch Löwen und Ti-
, da Wölfe und Bären paarweise in Höhlen
sammen wohnen, und gemeinschaftlich ihre
e schützen, nähren und zur Jagd anführen?
r Mensch hat vor andern einen Reiz dazu, weil
nicht wie einige Thiere bloß zu einer gewissen Zeit
Jahre in Brunst geräth, sondern das ganze
hr hindurch zur Beywohnung einer Gattinn Kräf-
und Lust hat. Warum soll denn der Mensch
andern in solchem Grade ein Misanthrope seyn,
er sogar eine Gattinn flöhe, die seinen natürli-
Begierden den angenehmsten Dienst erwiesen

hat, und dazu ferner bereitwillig ist? Hat
Empfindung von besonderer Schönheit: so
vielmehr daraus, daß er auch seine Gattin
ihm das Glück zugewiesen, nicht verlassen
einer schönern vertauschen wird. Und wenn
nige Empfindung von Mitleiden hat: so wird
gleichfalls der hülfsbedürftigen Kinder anne
Der ungesellige Zustand ist also für den Me
ein höchst unnatürlicher Zustand: und wir
nothwendig schon in dem ursprünglichen Zu
des menschlichen Geschlechtes eine Familien
schaft annehmen.

Da Herr R. aber seinen ursprünglichen
schen einmal aus seiner natürlichen Stellung
Lebensart gesetzt hatte: so war es nicht zu ver
dern, daß er die erste vorzügliche Naturkraf
Menschen, die Vernunft, in solchem Viehe nic
blicket, und daher die Entwickelung der Ver
zu des Menschen seinem geänderten Zustande
net. Ich will auf das Wort Vernunft oder
son, eben nicht bestehen, welches ich mich
besinne, in dem ganzen Werke des Herrn R.
sen zu haben. Ich nehme seine Reflexion,
den Zustand der Reflexion, für eben dasselb
was wir mit dem Worte Vernunft oder Geb
der Vernunft sagen. Diesen Zustand der R
xion hält er aber nicht allein für einen schon ve
benen unnatürlichen Zustand, der die Quelle
menschlichen Elendes sey; sondern leitet ihn
von ganz zufälligen Umständen her, vor wel
vielleicht unendliche Tausenden von Jahren h
gangen, ehe sie zusammen getroffen, und w

ich fortan in Ewigkeit hätten ausbleiben können.
Wir suchen das Erkenntniß, saget Herr R. bloß
n etwas zu genießen, und es ist unmöglich zu
greifen, warum einer, der weder etwas verlanget
ich fürchtet, sich die Mühe geben sollte, zu raison-
ren. Das Verlangen des wilden Menschen geht
cht über die physischen Nothwendigkeiten. Die
nzigen Güter, die er in der Welt kennet, sind
ahrung, Beyschlaf und Ruhe: die einzigen Ue-
l, die er fürchtet, sind Schmerz und Hunger:
ur vom Tode hat er keine Vorstellung. Die
erfectibilitet, die geselligen Tugenden, und die
ndern Geschicklichkeiten, welche der natürliche
Mensch in potentia (en puissance) bekommen hat.
, konnten sich nimmer von selbst entwickeln, son-
rn hatten dazu einen ungefähren Zusam-
enlauf vieler fremden Ursachen nöthig, welche
ich nimmer hätten entstehen können, und ohne
elche der Mensch ewig in seinem ursprünglichen
ustande geblieben wäre. Er wirft viele fast un-
auflösliche Schwierigkeiten in den Weg, ehe die
Menschen auf den Einfall hätten kommen können,
ch einander ihre Begierden durch gewisse Worte
anzudeuten, oder sich selbst abstracte und allge-
meine Begriffe zu machen. Er ist daher unwillig,
aß man die Waldaffen nicht für wirkliche wilde
Menschen, von eben der wesentlichen Art hält.
Denn daß sie nicht sprächen, sey ein schlechter Be-
weis, weil das Reden uns auch nicht natürlich sey,
ungeachtet die Werkzeuge zum Sprechen uns na-
türlich wären. Daß sie aber das Nachtfeuer der
Negern, dabey sie sich gewärmet hatten, nicht un-

 ter-

terhalten hätten, sey nicht sowohl eine bêtise oder viehische Dummheit, als ein Mangel des Willens: sie hätten in dem heißen Climate von Loango der Wärme so nöthig nicht, die Zeit wäre ihnen endlich an einer Stelle zu lang geworden, und sie wären mit dem Tage zu einer wichtigern Sache geeilt, ihre Nahrung zu suchen.

§ 6.

Es wäre, dünket mich, dem Zwecke des Herrn R. wohl gemäß gewesen, da er uns belehren will, welcher Zustand dem Menschen natürlich sey oder nicht sey, daß er zuvor deutlich und genau erkläret hätte, was er unter den Worten, Natur, Natürlich, Natürlicher Zustand, Recht der Natur, eigentlich verstehe. Weil er aber das nicht gethan, so scheint er in seinen Begriffen sehr zu schwanken; wo er nicht gar unrichtig davon denkt. Ich will mich über jedes erklären, und dann des Herrn R. seine Begriffe, so viel ich sie errathen kann, dagegen halten.

Natur des Menschen nenne ich seine wesentlichen Leibes- und Gemüthskräfte, und seine angebornen Beschaffenheiten. Die wesentlichen Leibeskräfte sind zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit wirksam, und bekannt genug. Die wesentlichen Seelenkräfte sind, außer den Sinnen, sinnlichen Vorstellungen und Neigungen, welche wir mit den Thieren gemein haben, die Vernunft, Freyheit und Perfectibilitet. Die angeborne Beschaffenheit, welche hier in Betrachtung kömmt, ist, daß wir nackt, unbewaffnet und hülflos auf

die

kommen, und so ferne zur Pflege und Er-
der Aeltern in einer Familiengesellschaft an
sind. Hergegen ist der Begriff des Herrn
der Natur des Menschen, theils mangel-
theils irrig: indem er die eigenthümliche
kraft des Menschen, welche ihn von allen
Thieren wesentlich unterscheidet, nämlich
Vernunft oder Kraft zu reflectiren, nicht zu sei-
Natur, sondern zu seinem zufälligen, und wohl
Zustande rechnet; ihn an die
thierischer Triebe verweist; folglich
keine eigenthümliche Natur beyleget.
der Fehler äussert sich auch darinn, daß er
nunft, Freyheit und Perfectibilitet nicht als
thätige, wirksame Seelenkräfte; sondern als ein
entferntes Vermögen (potentiam remotam)
welche vielleicht nimmer hätten zur Wirk-
kommen können, wie diese von einem un-
Zusammenstoße vieler zufälligen Ursa-
dependirte, welche alle hätten wegbleiben kön-
. Demnach sind seine Reflexion, Freyheit und
ctibilitet Werkstücke, die nicht in seine Natur-
gehören, sondern in statu Naturæ unge-
liegen bleiben. Unrichtig ist auch des
R. seine Vorstellung von der angeborenen
schaffenheit des Menschen, so ferne er ihn un-
machet, und die Gesellschaft der Gattung
Erziehung, welche er nicht leugnen konnte,
nach dem Beyschlafe und der Entwöhnung,
aufhebt: wovon ich schon ausführlich geredet

Natürlich nenne ich dasjenige, was sich zu seiner Zeit aus der Natur, d. i. wesentlichen Kräften und angeborenen Beschaffenheiten entwickelt, wenn nur kein Hinderniß da ist, und die Umstände übereinstimmen. Ich sage zu seiner Zeit u. s. w. denn, (daß ich erst ein Gleichniß gebe,) an einem Baume kann man nicht zugleich mit den Knospen auch Blätter, Blumen und Früchte verlangen; und doch ist alles dieses dem Baume natürlich, weil es sich in gewisser Ordnung aus seinen vegetabilischen Naturkräften und Beschaffenheiten entwickelt. Ich sage ferner, wenn kein Hinderniß da ist, und die Umstände übereinstimmen. Denn, wenn der Baum keine Wurzeln hätte, oder die Witterung entgegen wäre: so würde alles dieses nicht zur Wirklichkeit kommen, und deswegen bliebe es doch dem Baume an sich natürlich. So ist es auch mit Thieren beschaffen. Es ist natürlich, daß eine Raupe sich einspinnet und in einen Schmetterling verwandelt: aber man warte bis sie alle Häute abgeworfen, stöhre sie nicht in ihrer Arbeit, und setze sie nicht in widrige Umstände. Es ist natürlich, daß Bienen ihren Wachs- und Honigbau verrichten: aber erst müssen sie aus Würmern Fliegen geworden seyn, sie müssen keine ungebethenen Gäste im Stocke bekommen, und in Gesellschaft einer Mutterbiene oder Königinn seyn, sonst arbeiten sie nicht. So werde ich denn auch nicht unrecht sagen, dem Menschen sey der Hunger, der Auswurf, der Schlaf, das Gehen auf zweyen Füssen, die Mannheit und Fortpflanzung des Geschlechtes natürlich; nämlich alles zu seiner Zeit. Ich sage auch nicht unrecht, das

...sprechen überhaupt, und das Abstrahiren sey
...natürlich; nämlich so ferne sich die Vernunft
...Sprachfähigkeit und den allgemeinen Begriffen
...in der Kindheit ohne alle Anweisung und Re-
...zeiget, wenn der Mensch nur nicht taub zur
...gekommen, und nicht in einer unnatürlichen
...sellschaft von stummen und dummen Viehe, son-
...unter seinen Aeltern groß geworden ist, wie
...angeborene Beschaffenheit erfordert.

... daraus kann man denn auch urtheilen,
...natürlicher Zustand des Menschen sey:
...lich, wenn er in die Umstände gesetzt ist, die
...eigenthümliche Natur nothwendig zur Wirk-
...keit voraussetzet. Wenn man den Statum mere
...ralem des Menschen, dem Statui civili entge-
...setzet, so muß man freylich die Stiftungen der
...lichen Gesellschaft davon absondern: aber der
...sch soll doch auch in seinem statu naturali schon
Mensch seyn, und wir müssen ihm diejenigen Um-
...de nicht benehmen, welche der Ausbruch seiner
...thümlichen Naturkräfte voraussetzet, und die
...aller bürgerlichen Verordnung und Herrschaft
...nommen werden können und müssen. Herr R.
hat sich einen falschen Begriff von dem Natür-
...m, und natürlichen Zustande. Er meynet,
...wir nicht wirklich mit auf die Welt brächten,
...sey nicht natürlich. Denn er saget, das Spre-
...sey dem Menschen nicht natürlich, sondern das
...eyen. Ja, mit Schreyen kömmt er allerdings
...auf die Welt; aber hernach lallet er, dann
...et er die Sprache, dann spricht er sie. Aber
...R. saget, er spricht gar nicht, wenn er unter

 Thie-

Thieren erwachsen ist. Nämlich er setzet den Menschen erst in einen unnatürlichen Zustand, und leugnet er, daß ihm das natürlich sey, was ihm zu seiner Zeit in dem natürlichen Zustande mütterlicher oder älterlicher Gesellschaft unausbleiblich begegnen würde. Nach Herrn R. seiner Schlußart wollte ich eine oder mehr Bienen, ohne Mutter ... in die Gesellschaft von Kefern und Raupen ... und weil sie dann ihren Trieb nicht äussern, ... die Bereitung des Wachses und Honiges sey den Bienen nicht natürlich; wie ungereimt wäre das geurtheilet? Wir Menschen lernen ja nicht deswegen sprechen, weil wir in statu civili unter bürgerlicher Herrschaft stehen, sondern, weil wir in einer Familiengesellschaft erzogen sind, welches unser Status naturalis, auch ohne und vor aller bürgerlichen Gesellschaft ist. Eben so wie Herr R. das Gehen auf zweyen Füßen, welches doch offenbar von der mütterlichen Gesellschaft und Erziehung entspringt, zu dem Statu naturali des Menschen rechnet, eben so und mit gleichem Rechte müssen wir die Sprache des Menschen zu seinem Statu naturali rechnen. Es ist so wenig ein Volk in der Welt, was auch noch so wild wäre, das gar keine Sprache hätte, sondern bloß blöckte oder brummte, als gefunden wird, das auf allen vieren kröche, wo da keine fortgesetzte Ehe und gemeinschaftliche Erziehung der Kinder im Gebrauche wäre. Man darf deswegen nicht sagen, daß dieser oder jener Schall besonders ein natürlich Zeichen gewisser Gedanken und Begierden sey. Das erfordert freylich eine heimliche Einwilligung oder vielmehr bl...

Nachahmung anderer Menschen; aber doch auch keine solche, die ex statu civili und obrigkeitlicher Verordnung fließt, sondern die vielmehr vor dem Statu civili zu setzen ist. Die Natur hingegen hat doch überhaupt dem Menschen vor andern Thieren Werkzeuge zum deutlichen Schalle und zur vernehmlichen Sprache gegeben. Da nun andere Thiere sich einander ihre Leidenschaften und Begierden durch einen confusen Schall, Stimme und Ton zu verstehen geben: warum sollte der Mensch nicht auch seine Stimme brauchen, und seine Gedanken andern in einer Familiengesellschaft und in einem Umgange durch einen ihm eigenthümlichen deutlichen Schall entdecken? Warum sollte er also seine natürliche Sprachfähigkeit nicht äussern, da tausend Gelegenheiten kommen, wo Mutter und Kinder es nöthig haben, sich einander ihre Gedanken kund zu machen. Welchen besondern Schall der erste Erfinder eines Wortes zu einer jeden Sache brauchte, das war gleichgültig; die erste Sylbe, die ihm einfiel, war die Beste. Andere Menschen sind froh, wenn ein Ding nur seinen unterscheidenden Namen hat, und nehmen ihn willigst an. Die Thiere haben in jeder Art nur einen einzigen bestimmten undeutlichen Schall, oder doch nur geringe Abwechselung desselben: weil sie ihre Art an diesem Schalle kennen sollen, und sich in individuo einander nur wenige Leidenschaften zu entdecken haben, auch von Natur unfähig sind, mit Worten, verständliche Begriffe zu verbinden. Der Mensch aber mußte deutliche Begriffe durch einen deutlichen Schall ausdrücken; um so mehr, da er so viele Begriffe von Dingen nöthig

 hat,

hat, dazu die unendliche Mannichfaltigkeit der möglichen Wörter das geschickteste Mittel war. Daher konnte er auch nicht von der Natur zu einem einzigen gewissen Schalle angewiesen seyn; sondern die Wahl aus so unzählig vielen möglichen Sylben und Wörtern mußte seiner Willkühr überlassen werden. Es ist also dem Menschen zwar nicht diese oder jene Sprache, aber doch überhaupt das Sprechen natürlich; die Sprachfähigkeit ist dem Menschen allein und eigenthümlich gegeben, und zur Unterhaltung der Gesellschaft mit seines Gleichen nothwendig.

§ 7.

Es ist demnach grundfalsch, daß die Natur uns Menschen gebildet habe, einsam, ungesellig, stumm und dumm, kurz, ein wahres Vieh zu seyn. Es ist grundfalsch, daß wir in solchem Zustande seyn, oder glücklich und zufrieden seyn könnten; grundfalsch, daß Geselligkeit, Sprache, allgemeine Begriffe, Reflexion und Gebrauch der Vernunft den Menschen unnatürlich, oder erst nach vielen Tausenden von Jahren unter ihnen entstanden wären; grundfalsch, daß die Reflexion, Freyheit, und Perfectibilitet, daß Wissenschaften und Künste, welche aus jenen entspringen, an sich und nach ihren wesentlichen Regeln, die Quelle alles menschlichen Elendes wären.

So viel kann und muß man dem Herrn R. gerne zustehen, wie es auch aus seiner Perfectibilitet, von selbst folget, daß in den Künsten, Wissenschaften und allen Vorzügen der Menschen, Stufen

und

[illegible] Statt finden, welche sich erst mit [illegible] nach Umständen, mehr und mehr entwickelt haben. Die Nothwendigkeiten des Lebens, Nahrung, Sicherheit, Kleidung, Wohnung, gehen allem übrigen Bemühen der Menschen vor, und wenn sie Kinder haben, so sorgen sie für deren Nothwendigkeiten eben so, wie für ihre eigene. Aber auch diesen ersten Bedürfnissen können Menschen, die mit keinen blinden Trieben versehen sind, [illegible] ohne mancherley Kenntniß der Dinge, ohne Nachdenken, ohne Erfindung, ohne einige rohe Künste, abhelfen. Nun könnte man wohl annehmen, daß der Schöpfer selbst denen ersten Menschen, die ganz neu in der Welt waren, die unentbehrlichsten Hülfsmittel angewiesen habe. Dazu giebt die heilige Schrift Anleitung, und viele der heidnischen Weltweisen haben gleichfalls die nothwendigsten Künste den Göttern zugeeignet. Allein, Herr R. will wohl einen übernatürlichen Lehrmeister nicht gerne in seinen statum naturae eingemischet haben. Wir wollen uns also lieber auf die natürlichen Geschicklichkeiten berufen, die er selbst den ursprünglichen Menschen zuschreibt. Sie gehen aufrecht, und wissen auf ihren zweyen Füßen das Gleichgewicht zu halten; ja sie laufen, sie klettern auf die Bäume. Das konnten sie nicht aus der Nachahmung der Thiere gelernet haben. Denn die hätte sie vielmehr zum vierfüßigen Gange geführet. Sie müssen also bey Zeiten, schon als Kinder, versuchet haben, sich aufzurichten, und müssen wenigstens aus der Empfindung gemerkt haben, daß diese Stellung ihrem Körper angemessener sey, als die thieri-

hat, und dazu ferner bereitwillig ist? Hat er keine Empfindung von besonderer Schönheit: so folgt vielmehr daraus, daß er auch seine Gattinn, die ihm das Glück zugewiesen, nicht verlassen noch mit einer schönern vertauschen wird. Und wenn er einige Empfindung von Mitleiden hat: so wird er sich gleichfalls der hülfsbedürftigen Kinder annehmen. Der ungesellige Zustand ist also für den Menschen ein höchst unnatürlicher Zustand: und wir müssen nothwendig schon in dem ursprünglichen Zustande des menschlichen Geschlechts eine Familiengesellschaft annehmen.

Da Herr R. aber seinen ursprünglichen Menschen einmal aus seiner natürlichen Stellung und Lebensart gesetzt hatte: so war es nicht zu verwundern, daß er die erste vorzügliche Naturkraft des Menschen, die Vernunft, in solchem Viehe nicht erblicket, und daher die Entwickelung der Vernunft zu des Menschen seinem geänderten Zustande rechnet. Ich will auf das Wort Vernunft oder Raison, eben nicht bestehen, welches ich mich kaum besinne, in dem ganzen Werke des Herrn R. gelesen zu haben. Ich nehme seine Reflexion, und den Zustand der Reflexion, für eben dasselbe an, was wir mit dem Worte Vernunft oder Gebrauch der Vernunft sagen. Diesen Zustand der Reflexion hält er aber nicht allein für einen schon verdorbenen unnatürlichen Zustand, der die Quelle alles menschlichen Elendes sey; sondern leitet ihn auch von ganz zufälligen Umständen her, vor welchen vielleicht unendliche Tausenden von Jahren hergegangen, ehe sie zusammen getroffen, und welche

auch

nur in Ewigkeit hätten ausbleiben können.
hen das Erkenntniß, saget Herr R. bloß
s zu genießen, und es ist unmöglich zu
, warum einer, der weder etwas verlanget
htet, sich die Mühe geben sollte, zu raison-
Das Verlangen des wilden Menschen geht
r die physischen Nothwendigkeiten. Die
Güter, die er in der Welt kennet, sind
g, Beyschlaf und Ruhe; die einzigen Ue-
er fürchtet, sind Schmerz und Hunger:
m Tode hat er keine Vorstellung. Die
ilitet, die geselligen Tugenden, und die
Geschicklichkeiten, welche der natürliche
in potentia (en puissance) bekommen hat-
ten sich nimmer von selbst entwickeln, son-
itten dazu einen ungefähren Zusam-
vieler fremden Ursachen nöthig, welche
mmer hätten entstehen können, und ohne
er Mensch ewig in seinem ursprünglichen
geblieben wäre. Er wirft viele fast un-
he Schwierigkeiten in den Weg, ehe die
n auf den Einfall hätten kommen können,
nder ihre Begierden durch gewisse Worte
en, oder sich selbst abstrackte und allge-
begriffe zu machen. Er ist daher unwillig,
r die Waldaffen nicht für wirkliche wilde
n, von eben der wesentlichen Art hält.
ß sie nicht sprächen, sey ein schlechter Be-
eil das Reden uns auch nicht natürlich sey,
er die Werkzeuge zum Sprechen uns na-
dren. Daß sie aber das Nachtfeuer der
, dabey sie sich gewärmet hatten, nicht un-

terhalten hätten, sey nicht sowohl eine b
viehische Dummheit, als ein Mangel de
sie hätten in dem heißen Climate von L
Wärme so nöthig nicht, die Zeit wäre i
lich an einer Stelle zu lang geworden, u
ren mit dem Tage zu einer wichtigern Se
ihre Nahrung zu suchen.

§ 6.

Es wäre, dünket mich, dem Zwecke
R. wohl gemäß gewesen, da er uns beh
welcher Zustand dem Menschen natürlic
nicht sey, daß er zuvor deutlich und gen
hätte, was er unter den Worten, Na
türlich, Natürlicher Zustand, Recht d
eigentlich verstehe. Weil er aber das nic
so scheint er in seinen Begriffen sehr zu s
wo er nicht gar unrichtig davon denkt.
mich über jedes erklären, und dann des
seine Begriffe, so viel ich sie errathen ka
gen halten.

Natur des Menschen nenne ich sein
chen Leibes- und Gemüthskräfte, und sei
renen Beschaffenheiten. Die wesentlich
kräfte sind zur Erhaltung des Lebens un
sundheit wirksam, und bekannt genug.
sentlichen Seelenkräfte sind, außer de
sinnlichen Vorstellungen und Neigunge
wir mit den Thieren gemein haben, die
Freyheit und Perfectibilitet. Die angeb
schaffenheit, welche hier in Betrachtun
ist, daß wir nackt, unbewaffnet und h

die Welt kommen, und so ferne zur Pflege und Erziehung der Aeltern in einer Familiengesellschaft angewiesen sind. Hergegen ist der Begriff des Herrn R. von der Natur des Menschen, theils mangelhaft, theils irrig: indem er die eigenthümliche Seelenkraft des Menschen, welche ihn von allen übrigen Thieren wesentlich unterscheidet, nämlich die Vernunft oder Kraft zu reflectiren, nicht zu seiner Natur, sondern zu seinem zufälligen, und wohl gar verdorbenen Zustande rechnet; ihn an die Nachahmung thierischer Triebe verweist; folglich ihm gar keine eigenthümliche Natur beyleget. Eben der Fehler äussert sich auch darinn, daß er Vernunft, Freyheit und Perfectibilitet nicht als geschäfftige, wirksame Seelenkräfte; sondern als ein bloßes entferntes Vermögen (potentiam remotam) ansieht, welche vielleicht nimmer hätten zur Wirksamkeit kommen können, wie diese von einem ungefähren Zusammenstoße vieler zufälligen Ursachen dependirte, welche alle hätten wegbleiben können. Demnach sind seine Reflexion, Freyheit und Perfectibilitet Werkstücke, die nicht in seine Naturgebäude gehören, sondern in statu Naturæ ungebraucht liegen bleiben. Unrichtig ist auch des Herrn R. seine Vorstellung von der angeborenen Beschaffenheit des Menschen, so ferne er ihn ungesellig machet, und die Gesellschaft der Gattung und Erziehung, welche er nicht leugnen konnte, gleich nach dem Beyschlafe und der Entwöhnung, wieder aufhebt: wovon ich schon ausführlich geredet habe.

Natürlich nenne ich dasjenige, was sich zu seiner Zeit aus der Natur, d. i. wesentlichen Kräften und angeborenen Beschaffenheiten entwickelt, wenn nur kein Hinderniß da ist, und die Umstände übereinstimmen. Ich sage zu seiner Zeit u. s. w. denn, (daß ich erst ein Gleichniß gebe,) an einem Baume kann man nicht zugleich mit den Knospen auch Blätter, Blumen und Früchte verlangen, und doch ist alles dieses dem Baume natürlich, weil es sich in gewisser Ordnung aus seinen vegetabilischen Naturkräften und Beschaffenheiten entwickelt. Ich sage ferner, wenn kein Hinderniß da ist, und die Umstände übereinstimmen. Denn, wenn der Baum keine Wurzeln hätte, oder die Witterung entgegen wäre: so würde alles dieses nicht zur Wirklichkeit kommen, und deswegen bliebe es doch dem Baume an sich natürlich. So ist es auch mit Thieren beschaffen. Es ist natürlich, daß eine Raupe sich einspinnet und in einen Schmetterling verwandelt: aber man warte bis sie alle Häute abgeworfen, stöhre sie nicht in ihrer Arbeit, und setze sie nicht in widrige Umstände. Es ist natürlich, daß Bienen ihren Wachs- und Honigbau verrichten: aber erst müssen sie aus Würmern Fliegen geworden seyn, sie müssen keine ungebethenen Gäste im Stocke bekommen, und in Gesellschaft einer Mutterbiene oder Königinn seyn, sonst arbeiten sie nicht. So werde ich denn auch nicht unrecht sagen, dem Menschen sey der Hunger, der Auswurf, der Schlaf, das Gehen auf zweyen Füssen, die Mannheit und Fortpflanzung des Geschlechtes natürlich; nämlich alles zu seiner Zeit. Ich sage auch nicht unrecht

Sprachen überhaupt, und das Abstrahiren sey natürlich; nämlich so ferne sich die Vernunft zur Sprachfähigkeit und den allgemeinen Begriffen in der Kindheit ohne alle Anweisung und Regel zeiget, wenn der Mensch nur nicht taub zur Welt gekommen, und nicht in einer unnatürlichen Gesellschaft von stummen und dummen Viehe, sondern unter seinen Aeltern groß geworden ist, wie seine angebohrne Beschaffenheit erfordert.

Und daraus kann man denn auch urtheilen, was ein natürlicher Zustand des Menschen sey: nämlich, wenn er in die Umstände gesetzt ist, die seine eigenthümliche Natur nothwendig zur Wirklichkeit voraussetzet. Wenn man den Statum merenaturalem des Menschen, dem Statui civili entgegensetzet, so muß man freylich die Stiftungen der bürgerlichen Gesellschaft davon absondern: aber der Mensch soll doch auch in seinem statu naturali schon ein Mensch seyn, und wir müssen ihm diejenigen Umstände nicht benehmen, welche der Ausbruch seiner eigenthümlichen Naturkräfte voraussetzet, und die außer bürgerlichen Verordnung und Herrschaft vorkommen werden können und müssen. Herr R. macht sich einen falschen Begriff von dem Naturstande, und natürlichen Zustande. Er meynet, was wir nicht wirklich mit auf die Welt brächten, das sey nicht natürlich. Denn er saget, das Sprechen sey dem Menschen nicht natürlich, sondern das Schreyen. Ja, mit Schreyen kömmt er allerdings erst auf die Welt; aber hernach lallet er, dann lernet er die Sprache, dann spricht er sie. Aber Herr R. saget, er spricht gar nicht, wenn er unter



ne, in die Gesellschaft von Kesern und Bu
und weil sie dann ihren Trieb nicht äuß
die Bereitung des Wachses und Honig
Bienen nicht natürlich; wie ungereimt w
gedrechseller? Wir Menschen lernen ja n
gen sprechen, weil wir in statu civili un
cher Herrschaft stehen, sondern, weil wir
miliengesellschaft erzogen sind, welches
tus naturalis, auch ohne und vor aller
Gesellschaft ist. Eben so wie Herr R.
auf zweyen Füßen, welches doch offenb
mütterlichen Gesellschaft und Erziehung
zu dem Statu naturali des Menschen re
so und mit gleichem Rechte müssen wir
des Menschen zu seinem Statu natur
Es ist so wenig ein Volk in der We
auch noch so wild wäre, das gar kei
hätte, sondern bloß blöckte oder brumm
gefunden wird, das auf allen vieren

...ehrung anderer Menschen; aber doch auch
... solche, die ex statu civili und obrigkeitlicher
...ordnung fließt, sondern die vielmehr vor dem
...u civili zu setzen ist. Die Natur hingegen
...doch überhaupt dem Menschen vor andern
...ren Werkzeuge zum deutlichen Schalle und zur
...ndlichen Sprache gegeben. Da nun andere
... sich einander ihre Leidenschaften und Be-
...den durch einen confusen Schall, Stimme und
... zu verstehen geben: warum sollte der Mensch
... auch seine Stimme brauchen, und seine Gedanken
...um in einer Familiengesellschaft und in einem Um-
...ge durch einen ihm eigenthümlichen deutlichen
...hall entdecken? Warum sollte er also seine natürli...
Sprachfähigkeit nicht äussern, da tausend Gelegen-
...en kommen, wo Mutter und Kinder es nöthig
..., sich einander ihre Gedanken kund zu machen.
...chen besondern Schall der erste Erfinder eines
...rtes zu einer jeden Sache brauchte, das war
...chgültig; die erste Sylbe, die ihm einfiel, war
... Beste. Andere Menschen sind froh, wenn ein
...ng nur seinen unterscheidenden Namen hat, und
...men ihn willigst an. Die Thiere haben in jeder
... nur einen einzigen bestimmten undeutlichen
...hall, oder doch nur geringe Abwechselung dessel-
...: weil sie ihre Art an diesem Schalle kennen
...en, und sich in individuo einander nur wenige
...denschaften zu entdecken haben, auch von Natur
...fähig sind, mit Worten, verständliche Begriffe zu
...binden. Der Mensch aber mußte deutliche Be-
...ffe durch einen deutlichen Schall ausdrücken; um
...mehr, da er so viele Begriffe von Dingen nöthig

 hat,

hat, dazu die unendliche Mannichfaltigkeit der möglichen Wörter das geschickteste Mittel war. Daher konnte er auch nicht von der Natur zu einem einzigen gewissen Schalle angewiesen seyn; sondern die Wahl aus so unzählig vielen möglichen Sylben und Wörtern mußte seiner Willkühr überlassen werden. Es ist also dem Menschen zwar nicht diese oder jene Sprache, aber doch überhaupt das Sprechen natürlich; die Sprachfähigkeit ist dem Menschen allein und eigenthümlich gegeben, und zur Unterhaltung der Gesellschaft mit seines Gleichen nothwendig.

§ 7.

Es ist demnach grundfalsch, daß die Natur uns Menschen gebildet habe, einsam, ungesellig, stumm und dumm, kurz, ein wahres Vieh zu seyn. Es ist grundfalsch, daß wir in solchem Zustande seyn, oder glücklich und zufrieden seyn könnten; grundfalsch, daß Geselligkeit, Sprache, allgemeine Begriffe, Reflexion und Gebrauch der Vernunft den Menschen unnatürlich, oder erst nach vielen Tausenden von Jahren unter ihnen entstanden wären; grundfalsch, daß die Reflexion, Freyheit, und Perfectibilitet, daß Wissenschaften und Künste, welche aus jenen entspringen, an sich und nach ihren wesentlichen Regeln, die Quelle alles menschlichen Elendes wären.

So viel kann und muß man dem Herrn R. gerne zustehen, wie es auch aus seiner Perfectibilitet, von selbst folget, daß in den Künsten, Wissenschaften und allen Vorzügen der Menschen, Stufen

und

[illegible] Statt finden, welche sich erst mit [illegible] und nach Umständen, mehr und mehr ent[illegible] haben. Die Nothwendigkeiten des Lebens, [illegible]hrung, Sicherheit, Kleidung, Wohnung, ge[illegible] allem übrigen Bemühen der Menschen vor, [illegible] wenn sie Kinder haben, so sorgen sie für deren [illegible]wendigkeiten eben so, wie für ihre eigene. [illegible] auch diesen ersten Bedürfnissen können Men[illegible], die mit keinen blinden Trieben versehen sind, [illegible] nicht ohne mancherley Kenntniß der Dinge, [illegible] Nachdenken, ohne Erfindung, ohne einige [illegible]e Künste, abhelfen. Nun könnte man wohl [illegible]nehmen, daß der Schöpfer selbst denen ersten [M]enschen, die ganz neu in der Welt waren, die [illegible]lichsten Hülfsmittel angewiesen habe. [illegible] giebt die heilige Schrift Anleitung, und [illegible] der heidnischen Weltweisen haben gleichfalls [illegible] nothwendigsten Künste den Göttern zugeeig[illegible] Allein, Herr R. will wohl einen übernatürli[illegible] Lehrmeister nicht gerne in seinen statum naturae [illegible]mischet haben. Wir wollen uns also lieber auf [illegible] natürlichen Geschicklichkeiten berufen, die er selbst [illegible] ursprünglichen Menschen zuschreibt. Sie ge[illegible] aufrecht, und wissen auf ihren zweyen Füßen das [G]leichgewicht zu halten; ja sie laufen, sie klettern [illegible] die Bäume. Das konnten sie nicht aus der [N]achahmung der Thiere gelernet haben. Denn die [illegible] sie vielmehr zum vierfüßigen Gange geführet. [illegible] müssen also bey Zeiten, schon als Kinder, ver[illegible] haben, sich aufzurichten, und müssen wenig[illegible] aus der Empfindung gemerkt haben, daß diese [illegible]ung ihrem Körper angemessener sey, als die

thieri-

thierische, und daß sie dabey auch das Vergnügen
hätten, weiter umher zu sehen. Folglich hat schon
anfangs die Bequemlichkeit, und der Reiz der
sinnlichen Gegenstände ihre Naturkräfte zu einer
gewissen Art der Handlungen determinirt, welche
sie von den Thieren unterschied. Sie wehren sich
mit einem abgebrochenen Äste und mit Steinen.
Das ist abermal nicht aus der Schule der Thiere,
und also aus eigener menschlicher Reflexion, wa
ihnen bey der angebornen Waffenlosigkeit statt de
Waffen dienen könnte. Sie fühlen ihre Blöß
bey der Kälte, und denken auf ein Mittel, sich da
gegen zu schützen: finden, daß sie sich wohl in de
warmen Pelz eines Thiers einhüllen könnten
Demnach schlagen sie es mit ihrer Keule todt, un
ziehen ihm das Fell ab. Womit? hatten sie doch
noch kein Eisen oder Messer. Mit einem scharfen
Steine. Gar recht; den Gebrauch der Steine be
stätiget auch die alte Geschichte, so wie die Klei
dung in Thierfellen. Also hat sie ja die Noth zum
Nachdenken getrieben und erfinderisch gemacht.
Sollten Menschen, die schon so viel Nachdenk
und Erfindung haben, nicht auch Höhlen son
für die Kälte, als zum Schutze gegen wilde T
suchen? Das ist ganz natürlich. Und ich
nicht, warum Herr R. ihnen das abspricht,
es doch selbst an wilden Thieren sehen konnte
ren Nachahmung er ihnen statt eigener Trie
statt der Reflexion zur Regel der Lebensar
Ich dächte auch, sie hätten auf solche Art b
ren abgesehen, welche Früchte ihnen zur S
dienlich seyn könnten: wie es wirklich uns

der in der neuen Welt machen mußten. Die unentbehrliche Verknüpfung unter einander, besonders in einer Familiengesellschaft, trieb sie zur Bezeichnung ihrer Gedanken und Begierden vermittelst eines Schalles; folglich macheten sie auch Gebrauch von den natürlichen Werkzeugen einer deutlichen Stimme und Sprache. Ich will sehen: sie hätten sich anfangs noch viel mit der Fingersprache beholfen: so konnte diese doch bey weitem nicht alle ihre Gedanken oder ihr Verlangen ausdrücken. Sie werden dabey etwas gelallet, und bald deutliche Wörter hervorgebracht haben. Denn der Mensch ist geneigt, wenn er auch den Schall der Thiere nachahmen will, solchen in einen deutlichen Schall, in Wörter zu verwandeln.

Wo denn nur ein Anfang ist vom Nachdenken, von Erfindungen, von Künsten, vom Sprechen, da geht die Bemühung bald weiter, von der äusserten Nothdurft, und rohen Hülfsmitteln derselben, zu besseren, zu mehreren, zur Bequemlichkeit, zur Abwechselung, zur Lust, zum Zeitvertreibe und Vergnügen. Selbst die wildesten Nationen in America, welche dem thierischen Zustande am nächsten kommen, sind doch nicht ohne Geselligkeit, Sprache, und Künste, und Herr R. thut ihnen offenbar Unrecht, wenn er z. B. einen Caraiben dichtet, daß er seine Hangmatte verkaufte, ohne auf den Abend zu denken, und daß er sein Weib ohne Eifersucht andern Preis gäbe. Eben die geflochtene Hangmatte zeiget ihre Kunst, Erfindung und Nachdenken, sich eine bequeme und sichere Schlafstelle zu bereiten. Ihr Jagen, Fischen,

schen, Schiffen, Schwimmen, Tauchen, ihre Bogen, Pfeile und Waffen, ihre Kenntniß giftiger sowohl als heilsamer Pflanzen, ihre Musik, Gesänge, Tänze und andere Uebungen, sind Beweise, daß sie mit des Herrn R. seiner Beschreibung, die er von ihnen machet, nicht übereinstimmen, und überhaupt, daß sie sich mit solchem ursprünglichen Zustande, als er sich einbildet, nicht begnügt haben. Sie leben nicht zerstreut und einsam in Wäldern, ungeachtet sie die dickste Wildniß um sich haben. Sie halten sich zusammen in Familien und Völkerschaften: sie führen ihre fortdaurenden Ehen: sie erziehen ihre Kinder nach ihrer Lebensart: sie erkennen das Unrecht, was man ihnen anthut, ihr Land einzunehmen, sie erwählen einen Heerführer im Kriege, und wehren sich tapfer, so viel sie können.

Daß die meisten Amerikaner nicht weiter gekommen sind in Künsten, Wissenschaften, Sitten, daß sie faul und träge sind, und Ruhe und Schlaf allen weitern Stufen möglicher Vollkommenheit vorziehen: entsteht bloß daher, weil sie sich in Betrachtung des großen Landes noch sehr wenig vermehret haben, und in den wüsten Wäldern, Wild die Menge, Baumfrüchte und Erdgewächse, kurz, einen Ueberfluß von Lebensmitteln vor sich finden, welcher für alle zureichet, ohne daß sie nöthig haben, der ergiebigen Natur durch ihren Fleiß zu Hülfe zu kommen. Daher blieb alles allen zum Gebrauche gemein: man bekümmerte sich nicht groß darum, weder Vieh zu zähmen, das die Küche versorgen, noch eine Art Korn oder Früchte zu bauen, welche die

die Scheuren füllen könnten. Aber sobald die Menschen sich in einem Lande so vermehren, daß der von selbst sich anbiethende Vorrath der Natur nicht mehr für solche Menge zureichet, oder so auch die Art des Landes an Früchten so ergiebig nicht ist, sobald höret die Gemeinschaft der Güter auf. Derjenige, welcher eine Art eßbaren Viehes zu seinem Gebrauche fängt, zähmet, weidet, der ein Feld bearbeitet, und mit nahrhaften Gewächsen besäet, der hat Recht, andere von dessen Nutzung auszuschliessen, und sich die Frucht seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit zuzueignen. Siehe! so ist denn das Eigenthum unter Menschen, die sich in einem Lande mehren, unentbehrlich; und dieses wecket den Fleiß und die Geschicklichkeit unter ihnen auf, und eben daher entsteht der erste Unterschied des äusserlichen Zustandes, wie Herr R. gar wohl eingesehen hat. Der Faule, der Nachläßige, Unachtsame, Unordentliche, Dumme, Einfältige, darbet, und kann in so guten häuslichen Umständen unmöglich seyn, als der Emsige, Ordentliche und Witzige. Das giebt denn Reiche und Arme, das giebt Herren und Bediente, das giebt endlich, bey weiterer Vermehrung der Menschen, Regenten und Unterthanen; welches auszuführen mein Zweck nicht mit sich bringet. Herr R. könnte also auch wohl eingesehen haben, daß solcher Unterschied der Stände mit der Natur der Menschen eine nothwendige Verknüpfung habe, und daß Fleiß und Geschicklichkeit an und für sich den Menschen und dessen Zustand vollkommener machen. Die Ungleichheit des Standes hebt die Gleichheit des Rechtes, ja

ich mag auch sagen der Freyheit, Vollkommenheit und Glückseligkeit, nicht auf. Billige Regenten lassen sich in ihrem eigenen Lande von den gesetzten Obergerichten die Rechtssachen mit den Unterthanen ab- und den Unterthanen zu sprechen. Der Contractus Societatis civilis ist wegen der Unordnungen im Statu naturali, zu besserer Handhabung menschlicher Rechte, zur Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinen, zur Pflanzung der Künste, Wissenschaften, Tugenden und guten Sitten, gestiftet und eingeführet, und bey jetziger Vielheit der Menschen unentbehrlich. Ein jeder kann dabey in jedem Stande, nicht allein gesund seyn und zureichende Lebensmittel haben, sondern auch alle menschliche Vollkommenheiten des Leibes und Gemüthes erwerben, geschäfftig, weise, klug, beliebt und geachtet seyn, ja, wenn er will, auch im mittelmäßigen Stande eben so vergnügt seyn, als ein König [a]. Misbrauchet einer im Statu civili des Vorzuges, welchen ihm sein Stand giebt, durch Gewalt, List und Betrug: so ist es dem Statui civili an sich nicht zuzuschreiben. Und gewiß, die Wilden

a Ich habe den Satz, Omnes homines æque felices esse, in einer besondern Rede ausgeführet, welche in meinen Primitiis Wismariensibus 1723. 4. gedruckt ist. Mancher möchte den Satz als paradox verworfen; aber vernünftige Leute werden leicht einsehen, was ich damit sagen will, und in seinem eigentlichen Verstande halte ich ihn für eine große und zur Zufriedenheit des Menschen höchst wichtige Wahrheit, die ich dem Herrn Rousseau, bey seiner Klage sur l'inegalité des hommes, wohl empfehlen möchte.

Wilden in America und anderwärts, haben bey ihrer wüsten und dummen Lebensart unleugbar weniger Vergnügen, und sind doch theils eben demselben, theils anderm Ungemache unterworfen, führen auch unter sich selbst mit der unmenschlichsten Grausamkeit Kriege.
Wir, die wir in bürgerlicher Gesellschaft unter Obrigkeiten und Gesetzen leben, haben nicht Ursache, wegen der hie und da zufällig eingerissenen Misbräuche, wegen der Unterdrückungen von den Mächtigern, und des daraus entstehenden Elendes aus der Welt zu laufen, Misanthropen zu werden, uns lieber wild, ungesellig, nackt, einsam, stumm und dumm zu wünschen, die menschliche Natur selbst aller ihrer Vorzüge zu berauben, und weit unter das Vieh herunter zu setzen [3]. Es sind noch immer Länder, da unter einer sanften Regie-

[3] In der Bibliotheque des Sciences et des Beaux Arts, T. IV. P. II. Artic. 7. p. 407. sqq. ist eine sehr artige Beurtheilung obgedachter Schrift des Herrn R. der Beschluß davon ist folgender: *Qui l'auroit crû, que pour constater, que nous étions naturellement égaux, il fallut prouver, qu'originairement nous étions au dessous de la bête; raisonnables sans raisonner; susceptibles de vertu sans aucune idée de devoir; accessibles aux passions, sans aucun desir dans le cœur; libres, sans faire aucun choix; comblé de bienfaits de notre Createur, sans penser jamais à lui, sociables, sans liaison; pères et époux, sans tendresse; freres sans amitié; capables de parler, sans daigner l'apprendre; industrieux, sans industrie; perfectibles à une infinité d'égards, sans essayer de nous perfectionner à aucun; immortels, sans le savoir; nés en un mot uniquement pour manger, pour multiplier, pour dormir, pour mourir?*

Regierung, die Freyheit der Religion, der Lebensart, der willkührlichen Handlungen, ungekränkt bleibt, da Künste, Wissenschaften und Handlung blühen, da Geschicklichkeit, Fleiß, Ehrlichkeit und Tugend geachtet und belohnet wird, und da Menschenliebe immer Gegenliebe findet. Wenn ein jeder Stand wegen der äußerlichen Ungleichheit, oder wegen der Misbräuche zu verwerfen wäre: so müßten wir auch den allernatürlichsten Stand, welchen die Natur selbst zwischen Mann und Weib, zwischen Aeltern und Kinder gestiftet hat, nämlich die Ehe, für unnatürlich erklären, ihr alles Verderben der Menschen aufbürden, und sie lieber ganz verabscheuen, oder statt dessen eine wilde Kühlung der Geilheit einführen, und die Kinder umkommen lassen, oder, welches einerley ist, in den Wald unter das Vieh laufen lassen? Das wäre ja wohl sehr unnatürlich geschlossen. Es ist demnach des Herrn R. sein Status naturæ primitivus, welcher die menschliche Natur aller angeborenen eigenthümlichen Vorzüge und Vollkommenheiten, aller Gesellschaft, Sprache und Uebung der Vernunft, aller Künste, Wissenschaften und Geschicklichkeit, aller Bequemlichkeit, Ergötzung, Freundschaft, Gefälligkeit, Menschenliebe, ja Tugend und Religion, beraubet, und uns noch dazu weit unempfindlicher, dümmer, wilder und elender machet, als irgend ein Thier auf der Welt seyn mag, ein höchst unnatürlicher und in sich selbst widersprechender Zustand.

§ 8.

Ich will die Vergleichung der Menschen mit den Thieren ganz aufrichtig anstellen. Ich will nicht

nicht allein anzeigen, was wir mit den Thieren gemein, sondern auch, worinn diese vor uns, und worinn wir vor ihnen etwas voraus haben. Wir müssen aber überhaupt voraus setzen, daß wir sowohl, als die Thiere, zu einer gewissen Art der Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, von dem Schöpfer fähig gemachet und bestimmet sind. Das Vorzügliche auf beyden Seiten muß uns belehren, zu welcher besondern Art der Glückseligkeit uns unsere Natur leiten soll.

Dasjenige, was wir Menschen mit den Thieren gemein haben, besteht hauptsächlich in dem Sinnlichen. Ein Leben in einem organischen Körper, welches wir durch die Zeugung und Geburt empfangen, und durch Nahrung unterhalten, und wiederum durch Zeugung fortpflanzen, ehe wir sterben. Wir haben beyderseits innere Lebenskräfte, die das Ihre, ohne unser Denken und unsern Rathschluß, verrichten: eine willkührliche Bewegung einiger Gliedmaßen, um uns selbst von einem Orte zum andern zu bringen, oder äusserliche Dinge zu unserm Gebrauche zu handhaben, Gefahr von uns abzuwenden, oder unserm eigenen Körper Handreichung zu thun. Wir haben beyderseits Sinne und sinnliche Vorstellung des Gegenwärtigen, im Fühlen, Schmecken, Riechen, Sehen, Hören; welche sich mit einer Einbildungskraft und einem Gedächtniß, oder einer Vorstellung und Erinnerung des Vergangenen vergesellschaftet ist [a]. Wir empfinden

 beyder-

[a] Indem ich den Thieren sowohl, als uns Menschen, Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß zuschreibe,



tig. Wir haben einen natürlichen T
nähren und unser Geschlecht mit ei
unserer Art fortzupflanzen, und die J
ben, zu nähren und zu vertheidigen.
endlich denen allgemeinen körperlich
welche die Verknüpfung der Dinge, d
Bewegung, und die Maschinen unsere
sich bringen, unterworfen. Speise
Wetter, Gewitter, Elemente, haben
Körper Macht; wir können von dem
rer Körper verletzt werden; es sind b
geburten möglich; Schmerz, Krankh
warten unser sowohl, wie der Thiere.

be, so sehe ich nur auf eine allgemein
oder Analogie, welche den besonder
nicht aufhebt. In der That sind n
Kräfte nicht allein unter den Thieren
verschiedener Art, sondern sie sind
Menschen darinn ausnehmend, daß s

[Hi]eraus ist eines Theils zu schließen, daß der-
[je]n Handlungen, die wir Menschen, durch die
[Ähn]lichkeit der Natur, mit allen Thieren gemein
[habe]n, an und für sich betrachtet, auch der mensch-
[liche]n Natur, und folglich den göttlichen Absichten
[uns], gemäß sind. Darinn besteht das allge-
[meine] Recht der Natur, welches die alten Rechts-
[gelehr]ten eben dadurch erkläreten, daß es die Natur
[alle] lebendige gelehret habe: als z. B: sich selbst
[...] alles Böse, alle Gefahr von sich abzuwen-
[...] suchen, sein Geschlecht fortpflanzen, die Jun-
[gen nä]hren und schützen 2c.

Wir sehen besonders daraus, daß uns Gott
[die sin]nliche Lust, welcher die Thiere genießen kön-
[nen, g]leichfalls gegönnet habe: weil er diese süße
[Em]pfindung mit dem natürlichen Gebrauche der
[kö]rperlichen Kräfte und Werkzeuge stets verknü-
[pfet] hat. Folglich ist Gottes Absicht auch gemäß,
[daß] wir in der sinnlichen Lust einen Theil unserer
[Gl]ückseligkeit suchen und finden sollen. Handeln
[also] diejenigen nicht wider die Absicht ihres Schö-
[pfers] und wider das allgemeine Naturrecht, welche
[sich] bey dem natürlichen und nothwendigen Ge-
[brau]che körperlicher Theile und Kräfte, der damit
[verk]nüpften sinnlichen Lust, aus eingebildeter Hei-
[ligke]it, entschlagen und entäussern; oder sich wohl
[gar] unnöthig und vorsetzlich allerley sinnlichen
[Sch]merz anthun, und bey aller Gelegenheit dar-
[nach] ringen? Dennoch finden sich in der alten und
[neue]n Geschichte, bey Heiden und Christen, der-
[gleic]hen thörichte Selbstmärtyrer nicht wenig;
[gleich]sam, als wenn es uns an widrigen Zufällen

in der Welt fehlete, oder als wenn ein gutes Herz des Selbsthasses fähig wäre, oder, als wenn ein böses Herz nicht auch darunter Hochmuth und Bosheit verbergen könnte.

§ 9.

Die Thiere haben aber in dieser Art der Glückseligkeit, die aus sinnlicher Lust entsteht, noch manche Vorzüge vor den Menschen. Einer der vornehmsten besteht darinn, daß sie weder so viel Kleidung, Waffen, Häusung und Wartung brauchen, als wir, noch die dazu benöthigten Handlungen selbst erdenken, oder lernen und üben dürfen. Sie bringen Kleidung, Waffen, und andere Nothwendigkeiten, mit auf die Welt; und so ihnen noch was fehlet, so ist auch einer jeden Gattung ein dienlicher Trieb mit einer Fertigkeit angeboren, dem sie nur blindlings folgen dürfen. Dann verrichten sie gleich alles ohne Fehl, was zu ihrem bestimmten Zwecke erforderlich ist. Brauchen sie Wohnungen: sie wissen sich solche von selbst künstlich zu graben und zu bauen. Haben sie Betten, Kleidungen und deren Wechsel nöthig: so ist ihnen eine unerlernte Kunst, zu weben, zu spinnen, und die veraltete Decke abzuwerfen, eingeprägt. Müssen sie ihr Futter etwas weitläuftig suchen, oder zu ihrem Gebrauche bereiten, oder zur künftigen Nothdurft sparen: so wissen sie auch schon von Natur eine Kunst, mit welcher sie ihr Brodt verdienen, oder ihre Nahrung erjagen können; wie sie dieselbe sich zu Nutzen machen, oder auf den Winter sammlen, und in verborgenen Kammern aufschütten sollen.

lich; Haben sie Feinde auf der Welt, oder sind sie Krankheiten und Verletzungen unterworfen: so haben sie auch Waffen und Genesmittel dagegen, welche sie ohne alle Anweisung zu ihrem Besten anzuwenden wissen. Sollen sie sich paaren, und ihren Jungen Bequemlichkeit und Unterhalt verschaffen: so brauchet man ihnen nicht die Ehestandespflichten zu erklären; sie suchen sich zu der bequemsten Zeit einen Gatten, sie bauen ihren Jungen, wenn es nöthig thut, zum voraus sanfte Nester; sie wärmen, füttern, säugen und vertheidigen dieselben emsig und herzhaft. Können sie nicht anders, als gesellschaftlich, zu Rechte kommen: so sind ihnen schon die Grundgesetze der besten Republik ins Herz geschrieben; und ein jeder thut darinn seine Pflicht ohne Zwang.

Wie nackt und bloß, wie vieler Dinge bedürftig, wie rohe und unwissend aber kommen wir nicht auf die Welt? Was hat es nicht dem menschlichen Geschlechte für Zeit und Mühe gekostet, die zu ihrer Nothdurft, Bequemlichkeit und Lust diensamen Künste und Wissenschaften zu erfinden, und zu der Vollkommenheit zu bringen, in welcher sie jetzo sind? Die Natur hat uns mit keinen wirklichen Künsten und Fertigkeiten versehen; sie hat uns bloß das Vermögen der Vernunft, zur Erwerbung mancherley Geschicklichkeit, verliehen. Und dennoch sind die anfangs dadurch erfundenen Künste und Wissenschaften nicht gleich vollkommen, sondern erst sehr roh und mangelhaft gewesen; ihr Wachsthum hat Tausende von Jahren erfordert,

 und



chem Irrthum, Fehl und Brudeley
dazu bahnen. So bald die Mensch
Weltalter aufhören, die Künste und
ten noch höher zu treiben, oder die Bes
finder derselben zu ehren und zu belohne
men sie schon zurück; sie verderben ihre
sie verfallen in eine Barbarey, und m
dung geht gar darüber verloren. Es
nimmer geschehene Arbeit bey uns
Das Vermögen der Vernunft, welche
zur Erwerbung der Glückseligkeit, h
immer geschäfftig erhalten. Wir M
den selbst durch die sinnlichen Bedü
durch den Mangel der angeborenen
den Gebrauch unserer Vernunft, und
kenntniß unser selbst und der Welt, ja
tenden Fleiße in denselben, verwiesen
Mangel, Schmerz und Verdruß vern
einigermaßen Lust genießen wollen.

§ 10.

leicht wird mancher Reicher oder Vorneh-
enken: Mit den Uebungen des Verstandes
sich andere placken, denen Armuth und
ein Schicksale bestimmt ist; ich darf mir
f nicht zerbrechen, noch mir es so sauer in
st werden lassen; für meine Glückseligkeit
Himmel, haben meine Aeltern und Voräl-
m überflüßig gesorget; für mein Geld sind
Krämer, Künstler und Gelehrte zu Dien-
n ich ihrer brauche. Ich will mir nur
thun, und mir mein Leben durch allerley
e Lust vergnügt machen.

ein, nicht zu sagen, daß es ohne Uebung
erstandes unmöglich seyn wird, sich in den
ichkeiten der Sinne zu mäßigen; so würde
n Mensch, der so dächte, sich selbst nicht
; und indem er seine Natur nach viehischer
rieden stellen wollte, des Weges zur mensch-
Glückseligkeit gänzlich verfehlen. Die sinn-
ust ist nicht das einzige, noch äusserste Ziel
enschlichen Natur. Darinn besteht der
große Unterschied zwischen uns und den
n. Wenn diese die körperliche Nothdurft
t, sich satt gegessen und getrunken, oder auch
isser Zeit ihre Brunst gekühlet haben; wenn
allen diesen nach ihrer angebornen Fertigkeit
ren sind: so sind sie, nach ihrer Art, voll-
m vergnügt; ihre Vorstellung und ihr Ver-
erstrecket sich nicht weiter, ihnen fehlet nichts
In der That, die Zeit wird ihnen nimmer



ihrer Art, viel eher und wohlfeiler zuf
glücklich werden, als wir.

Wenn aber ein Mensch alle die Lu
er mit dem Viehe gemein hat, ohne di
Mühe und Kunst erhalten, ja auch ohn
mäßig treiben könnte: würde er dabe
seyn, und thäte er seiner Natur damit
nüge? würde er nicht weitere Ergötzung
läßt sich die menschliche Seele mit solch
sättigen? Mit grober Wollust kann er
beständig unterhalten. Die Nothdurft
nigem zufrieden. Hals und Magen sin
füllt; und der Beyschlaf giebt nur kur
Wenn auch selbst die gemäßigte sinnlic
uns nicht mit Witze, Geschmacke, Verst
sicht, Gespräche, Freundschaft, Vert
gewürzet und erhöhet wird, so ist sie fü
unempfindlich und abgeschmackt. Wi
weiter dehnen, als die Natur zu ihrer

...schaften, Gärten, Comödien, Musik, ...st beständiger zu vergnügen: so verliert die... ...eder eben dadurch, daß er zum täglichen ...e gebraucht wird, seine Süßigkeit; er wird ...mer, widerlich und ekelhaft; und giebt doch ...eelen keine Nahrung. Der Mensch ist nicht ...ständigen sinnlichen Lust gemachet, und kann nicht einmal so vergnügt seyn, als das Vieh Wer sie bloß zur Nothdurft, oder nach müh... Beschäfftigungen zur Erquickung brauchet, ...dann mit Verstande zu würzen, und mit ei... ...nen Herzen anzuwenden weis: der genießt ...e, höhere und schärfere sinnliche Lust, als ...aus ein Handwerk machen will, seine Sin... ...s sey gröber oder feiner, jedoch beständig, zu ...?

...ie aber? soll der übrige Raum des Lebens ...ule Muße seyn? Dabey würden wir uns ...ur Last werden. Wir brauchen, wir suchen ...ehreres zu unserm Vergnügen. Fällt denn geschäfftiges Bemühen, es sey aus Noth ...ffect, auf Geld- oder Ruhmbegierde: so be... ...uch eines Theiles die Nothdurft, daß wir ...leicht glücklich und zufrieden werden können, ...Thiere; andern Theiles der Affect, daß un... ...egierden sich über alle leibliche und äusserliche ...urft erstrecken. Werden diese denn mit ...nd Ehre gesättiget? Gewiß nicht, so lange Affect ist: wir kommen in der Zufriedenheit weiter. Ueberflüßige Schätze vermehren ...it ihrem Anwachse unsere Mühe, Sorgen ...egierden; und eitele Ehre ist ein flüchtiger

Schat-

Schatten, dem wir ängstlich nachjagen, ohne ihn in unsere Gewalt zu bekommen. Die innere Zufriedenheit entsteht bey Menschen nicht von Geld und Ehre an sich; sondern von dem Bewußtseyn der Weisheit und Tugend, womit sie beydes erworben haben und gebrauchen.

Es erhellet also auf alle Weise, daß der Mensch, nach seiner Natur, viel mehreres zu seiner Glückseligkeit brauche, als dasjenige, was die Thiere, nach ihrer Art, völlig glücklich machet. Es erhellet, daß er, zur Erhaltung menschlicher Glückseligkeit, auch diejenigen Kräfte anwenden müsse, die ihn von den Thieren unterscheiden. Hat er nicht höhere und gleich rege Kräfte des Verstandes, des Witzes und der Vernunft? Hat er nicht Empfindung von Ordnung, Proportion, Vollkommenheit, Schönheit, Absicht der Natur und Kunst? Fühlet er nicht einen wißbegierigen Drang, die Beschaffenheit, das Wesen, die Eigenschaften, die Ursachen und Wirkungen der Dinge zu erforschen? Merket er nicht einen Reiz, sich selbst, seine Natur, sein denkendes Wesen, seine Gemüthskräfte und Leidenschaften, seinen Ursprung, und den Grund seiner Zufriedenheit, Zuversicht und Hoffnung kennen zu lernen? Findet er nicht Lust an anderer Menschen Weisheit, Klugheit, Vorsicht, Arbeitsamkeit, Dienstfertigkeit, Billigkeit, Liebe, Freundschaft, Treue, Güte, Großmuth und allen Tugenden? Treibt ihn nicht Bewunderung, nicht Eifersucht, nicht Eigenliebe, nicht selbst die Muße, daß er, zur Erhaltung einer menschlichen Vollkommenheit und Zufriedenheit, und zu

der

der Beförderung des gemeinen Bestens, Lust hat, sich mit nützlichen Verrichtungen und Uebungen zu beschäfftigen? Gewiß, wer sich diese edlere Empfindung versaget, oder deren Geschmack erstickt und verderbet; wer das rege Bemühen der menschlichen Naturkräfte mit bloßer Sinnlichkeit übertäuben und unterdrücken will; der muß nothwendig den Mangel der eigenthümlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit, und das unruhige Verlangen seines unterdrückten Adels, in verdrießlicher langer Weile, in Unzufriedenheit mit sich selbst, in Scham, Reue und Furcht über seine Unwissenheit, Ungewißheit, Niederträchtigkeit und Unart, oft und bitter empfinden. Es sind selbst, gewisse Beschäfftigungen des Geistes für uns nicht männlich genug, sondern als bloße kindische Tändeleyen anzusehen, damit wir uns nur um unsere Zeit bringen, und unser Leben für Nichts verschleißen. Was uns und andern nicht wahren Nutzen schaffet, was zur Nothdurft, zum Wohlstande, und zur Bequemlichkeit nichts hilft, was den Verstand nicht mit Erkenntniß wichtiger Wahrheiten, den Willen nicht mit Tugend, Liebe, Zuversicht und Hoffnung erfüllet, das thut alles der menschlichen Natur keine Genüge. Der Mensch kann also nicht so leicht, noch auf dieselbe Weise, als die Thiere, zufrieden und glücklich werden.

§ 11.

Ich will nur noch den dritten Vortheil der Thiere, in Absicht auf die ihnen bestimmte Glückseligkeit, hinzufügen, daß sie wegen des Zukünfti-

gen

gen ganz unbekümmert sind; dagegen der Mensch, wenn er gleich gegenwärtig alles hat, was er verlangen kann, durch sein Vorausdenken oft beunruhiget wird, und darüber auch den Genuß des Gegenwärtigen verliert.

Es scheint nämlich aus allen Umständen der Thiere, daß sie keine Fähigkeit haben, sich ihren und anderer Dinge zukünftigen Zustand vorzustellen. Eine gegenwärtige Empfindung erinnert sie der Nothdurft ihrer Natur, und die angeborene Fertigkeit weist sie zurechte, was sie dabey zu thun haben. Sie thun das mit Lust, erhalten was sie nöthig haben, genießen es mit Vergnügen, und sind zufrieden. Der morgende Tag kömmt nicht in ihre Gedanken, sie wissen von keinem Kummer, Sorgen und Furcht, wegen ihres entferneten Schicksales. Selbst der Tod überraschet sie, ohne daß sie ihn vorher gesehen, und sich über das bevorstehende Ende ihres Lebens jemals betrübt haben.

Der Mensch aber kann seine Vorstellung nicht bloß mit dem Gegenwärtigen beschränken: er muß, er soll voraus denken. Seine Vernunft weist ihm, in der Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, das Zukünftige, wenigstens als möglich. Er überleget die Schicksale, die ihm auf seiner ferneren Lebensbahn bevorstehen oder begegnen können: er machet Anschläge auf sein künftiges Glück, sinnt auf Mittel, und wendet alle Vorsicht an, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dennoch kann er den Lauf der Dinge nicht klar übersehen: sein Weg ist ihm in der Ferne

mit einem undurchsichtigen Nebel verhüllet. offnung und Furcht begleiten ihn zu beyden Sei- n: Freude und Leid scheinen seiner zum voraus zu arten. Wenn er auch seinen vorgesetzten Zweck ach Wunsche erreichet hat, so gehen schon seine egierden weiter voraus, und erstrecken sich ins nendliche. Bey allem diesen unersättlichen Be- ühen, nach einer ungewissen Glückseligkeit, die st kommen soll, eilet er einem unvermeidlichen ode wissentlich entgegen.

Kurz, es ist eines Theiles wider der Menschen atur, nicht voraus denken, andern Theiles aber, ie möglichen Unfälle ohne Sorgen, und den ge- issen Tod ohne Gemüthsbewegung zu erwarten. Daraus folget, daß wir, mit aller unserer weit se- enden Vernunft, viel unglücklicher seyn würden, ls das Vieh, wenn wir nicht Weisheit und Tu- end damit erwerben, welche allein unser bleiben, nd ein beständiges Vergnügen versprechen können; nd wenn wir nicht so weit damit kommen, daß ir einen weisen, gütigen, mächtigen Schöpfer nd Regierer der Welt erkennen, in dessen Vorse- ung und Obhut wir gut verwahret sind, und der ns eben durch diese natürliche Vorstellung und Begierde des zukünftigen Guten zu der Hoffnung nd zum Bestreben nach einer dauerhaften, und öheren Glückseligkeit hat ermuntern wollen.

§ 12.

Wir sehen vornehmlich aus obigen, daß die Menschen durch den Mangel derjenigen Vorzüge, welche den Thieren zugestanden sind, zum Gebrau-

che

che ihrer Vernunft genöthiget werden. Wenn nun im Gegentheile erweislich ist, daß sie alle ihre Vorzüge vor den Thieren dem Gebrauche der Vernunft zu danken haben: so ist auch offenbar, daß selbst ihr Mangel zu einem Mittel größerer Vorzüge angewandt sey. Da aber aller Nutzen, der durch die Natur bey den Lebendigen entsteht, oder entstehen kann, und besonders alles Ziel der Naturkräfte, als eine göttliche Absicht betrachtet werden muß: so ist es auch göttliche Absicht, daß die Menschen ihre Vernunft gebrauchen, und dadurch zu ihrem eigenthümlichen Vorzügen gelangen sollen.

Weil nämlich die Menschen von Natur nicht allein in gleicher Nothdurft des Leiblichen, sondern noch in einer weit größeren, als die Thiere, stehen; dabey aber, nicht wie jene, mit angebornen Fertigkeiten, sondern ganz roh und unwissend auf die Welt kommen: so sind sie durch die höchste Bedürfniß gezwungen worden, ihre vorzügliche Kraft der Vernunft zur Abhelfung ihres Mangels anzuwenden. Sie haben sich also aus Trieb zur Fortpflanzung, aus Bedürfniß, Furcht und Mitleid zusammen gesellet, und eine willkührliche Zeichenkunst der Wörter, oder eine Sprache ersonnen, damit sie einander ihre Gedanken und ihr Anliegen kund thun möchten. Sie haben den Erdboden und die Natur durchforschet, was zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und Werkzeugen dienen konnte. Sie haben eine Handwerkskunst nach der andern, zu mehrerer Bequemlichkeit, aufgebracht und verbessert. Sie mußten auf den

Sterne achten, um den Landbau nach den
iten, und ihre Reisen nach der Weltge-
zurichten. Zur Erfindung der Rechen-
kunst sind sie durch die Haushaltung,
g und Austheilung der Aecker getrieben
Die Zufälle des menschlichen Körpers
t auf allerley Genesmittel denken. Man
er Sicherheit gegen Raub und Gewalt,
genugsamen Vorrathe der Mittel eines
n Lebens, eine ordentliche Gesellschaft;
ete Städte, setzete Regenten, ordnete
Je mehr nun die Menschen ihre leibliche
ft gestillet, und ihre Vernunft dabey geü-
n, desto mehr fiengen sie an, ihre auenth-
erstandeskraft zu fühlen, und die vorzüg-
ückseligkeit, welche ihnen dadurch offen
inzusehen. Wäre ihnen die höchstnöthige
t und Kunst natürlich und erblich gewesen,
en Thieren, so hätten sie zu einer mehre-
höheren Vollkommenheit weder Fähigkeit
g gehabt. So aber dringt uns unser na-
Mangel an niedrigern Vollkommenheiten,
diesem durch eigenes Vermögen abhelfen
und da dieses nicht anders, als durch
der Vernunft, Erkenntniß, Wissenschaft
tichkeit, geschehen kann: so werden wir
h unsere Unvollkommenheit auf den Weg
r höheren Vollkommenheit geführet. Laß
nun auch die hauptsächlichsten Vorzüge vor
ren betrachten, welche uns, so ferne wir
ife der Natur folgen, und menschlich seyn
ungebrochen werden.

§. 13.

Erstlich bekommen wir, durch den Gebrauch der Vernunft, selbst in dem Sinnlichen, ungemeine Vorzüge vor den Thieren: indem wir uns theils eine größere Mannichfaltigkeit des sinnlichen Vergnügens schaffen, theils dasselbe in sich, auf eine unschädliche Weise, schärfen und erhöhen können. Es ist wahr, die Thiere kennen ihr dienliches Futter von Natur, und zwar die meisten, wie es scheint, durch den bloßen Geruch. Allein, daraus folget auch, daß ihnen gemeiniglich nur eins gut riecht, gut schmecket, und angenehm zu sehen ist, alles übrige aber entweder gleichgültig, oder wohl gar zuwider seyn muß. Sie versuchen auch nichts neues zu kosten, oder es durch eine Bereitung zu verändern. So ist auch ihre übrige Lust sehr eingeschränkt. Ihr Gehör wird in ihrer natürlichen Wildheit, nur durch einen Ton oder eine Melodie, welche sie selbst, oder welche ihre Gatten machen, ergötzet. Man sieht nicht leicht, daß sie einem fremden Gesange, selten auch, daß sie der menschlichen Musik, Gehör geben oder nachlaufen. Eine Sprache zu verstehen, sind sie vollends ungeschickt, und ihr natürliches Gespräch mit einander besteht bloß darinn, daß sie sich ein paar Leidenschaften undeutlich kund machen. Ihr Gesicht hat keine Empfindung von Mannichfaltigkeit, Figur, Aehnlichkeit, Proportion, Mischung der Farben, Ordnung, Uebereinstimmung, Schönheit. Sie sehen ohne Nachdenken, düster und wild in die Welt hinein. Ihre Bequemlichkeit, welche sie sich zu berei-

reiten wissen, ist auch nur für die höchste
Nothdurft.

Der Mensch hingegen spüret eine mannichfal-
ge Annehmlichkeit im Geruche, auch von Dingen,
ie seine Nahrung nicht sind; und seine Geschick-
chkeit weis die wohlriechenden Kräuter, Blu-
en, Gewürze, Pflanzen, aus Feldern und fernen
nden, in den engen Umkreis seines Gartens, sei-
es Hauses und seiner Stube zu bringen, ja selbst
en Winter sich in seinen vier Mauern zum blühen-
en Frühlinge zu machen. Unser Geschmack ist
icht an eins oder wenige Speisen und Getränke
ebunden. Ich brauche fast niemanden zu sagen,
elchen ungemeinen Wechsel an Speisen und Ge-
ränke aus allen Elementen und Gegenden des
rdbodens unsere Tische darbiethen, und wie schmack-
aft sie durch witzige Bereitung gemachet werden.
Eben so wenig ist es nöthig, zu zeigen, zu welcher
Bequemlichkeit endlich unsere Wohnungen, Haus-
eräthe, Werkzeuge, Kleidung und Fuhrwerke,
urch Kunst gebracht sind [s]. Ich muß vielmehr
rinnern, daß diese mannichfaltige Ergötzung un-
serer Sinne nur den geringsten Theil der mensch-
ichen Vorzüge vor den Thieren ausmachet.

s Siehe auch eine artige Stelle des Herrn Linnäus, aus seinen Amoenitatibus, in dem allgemeinen Magazin II Th. p. 333. sq. wie die Vernunft den Mangel unserer körperlichen Beschaffenheit überschwenglich ersetze.

Ein gleiches ist auch alsdenn von den vielerley Ergötzungen edlerer Sinne, des Gehöres, mit allerley Musik und Reden, des Gesichts, mit tausend veränderten Gegenständen der Natur und Kunst, zu sagen, wenn diese Dinge ohne Verstand empfunden werden, und nur dienen, unsere lange Weile zu vertreiben; oder vielmehr unser Leben zu vertändeln. Ein Unverständiger empfindet alles nur mit stumpfen und betäubten Sinnen, und genießt des menschlichen Vorzuges in der Mannichfaltigkeit um so weniger, als er es durch beständigen Genuß, bis zur gähnenden Unempfindlichkeit, treibt. Die Vernunft muß den Genuß, nach der Nothdurft und nach der Erschöpfung unserer Leibes- und Gemüthskräfte, einschränken, wenn er soll ans Herz kommen; und der Geist muß zugleich aus diesen sinnlichen Dingen durch sein Denken Nahrung zu ziehen wissen, wenn die Lust geschärfet und erhöhet werden soll.

Wer beydes kann, der wird ohne den gehäuften und beständigen Ueberfluß sinnlicher Annehmlichkeiten, und des dazu gehörigen Reichthums, nicht allein mehrere, sondern auch weit höhere, zärtere, feinere Lust, auf eine wohlfeile Art, genießen, als ein Wollüstiger bey unverständiger Unmäßigkeit. Ein Armer hat oft an einem einzigen Rosenstöckchen, das er nach seinen Geschäfften selber pflegt, und jedes Blatt und jeden Knospen, mit voller Erwartung, und Achtsamkeit auf Bildung, Farbe und Geruch, aufbrechen sieht, mehr Freude, als ein Reicher an seinem ganzen Garten, dessen

ssen Blumen er täglich überhin sieht, und mit Füßen tritt. Ein Paar mäßige Gerichte, mit Hunger und Wohlschmack, unter einem vernünftigen, witzigen und vertraulichem Gespräche weniger guten Freunde, gegessen, schmecken besser, als einem Könige viele kostbare Leckereyen, bey einer einsamen, oder mit Schmeichlern besetzten Tafel, schmecken können. Ein verständig Ohr höret in der Musik ganz was anders, als ein ungeschliffenes, wo die Reinigkeit, Zärtlichkeit, Fertigkeit, Abwechselung und Uebereinstimmung der Töne, die [illegible] Erfindung des verschiedenen Ganges und der Melodie, den natürlich rührenden Ausdruck des Gedichtes, durch den Gesang, nicht unterscheiden und beurtheilen kann. Setzet ein hochgräflich Menschengesicht, mit ledigem Kopfe und vollem Beutel, das nebst einem Hofmeister, von feinem Geschmacke und wahrer Menschlichkeit, auf Reisen geht. Sie sehen beyde einerley Gegenden, Städte, Flecken, Flüsse, Seen, Berge und Thäler, Thiere und Kräuter; sie beschauen Gärten, Tempel, Palläste, Bildsäulen, Gemählde: sie besuchen Natur- und Kunstcabinette, Bibliotheken, Opern, Comödien, Höfe, Gesellschaften, Bälle, Maskeraden, Jagden. Sie sehen und hören dennoch beyde nicht einerley, noch mit gleicher Lust, Reiz, Zärtlichkeit oder Geschmack: das wahre Schöne ist allein dem vernünftigen Auge sichtbar.

§ 14.

Der zweyte Vorzug der Menschen besteht in dem Vergnügen des Verstandes an den Schön-

heiten der Natur und Kunst, an Wahrheit und Wissenschaft, an Einsicht und Ueberführung, an Geschichten und Erfahrungen, an Gespräche und Witze. Wir Menschen sind es allein auf dem Erdboden, welche Fähigkeit und Begierde haben, die Beschaffenheit und die Ursachen der Dinge zu erforschen, und von uns selbst und der lebendigen und leblosen Natur, bis zu der ersten unsichtbaren Ursache, bis zu dem vollkommensten unendlichen Wesen, von welchem alles abhängt, zu dringen, und von diesem Erkenntnisse Lust zu schöpfen. Dieses Vergnügen ist den Thieren völlig unbewußt. Der sinnliche Kitzel hat gar keinen Antheil daran. Dennoch hat es viele ungemeine Vorzüge vor aller sinnlichen Lust, und giebt dem menschlichen Geiste theils rechte Nahrung und Stärke, theils edlere unschuldige Wollust. Wir können es aus der Vergleichung sehen.

Der Genuß sinnlicher Dinge hat ein enges Maaß, und weiter begleitet ihn die Lust nicht. Die Süßigkeit und Begierde nimmt ab, höret auf; die Nerven wollen nicht weiter angestrengt seyn; die Natur erfordert nichts weiter; man wird satt und unempfindlich. Erkenntniß aber kann die Seele immer mehr vertragen; und je mehr sie erhalten hat, zu desto mehreren wird sie fähig und begierig; die Lust daran nimmt nicht ab, sondern wächst ohne Aufhören.

Man kann auch der sinnlichen Lust leicht unvermerket zu viel thun, und sich durch ihren Reiz, zu unserm Schaden, auf mehrerley Weise verleiten lassen, die Gesundheit und Kräfte schwächen,

Wohl-

Wohlstand und Ehre kränken, Schmerz, Unlust, Reue und Scham auf sich laden. Aber wer kann von wahren Erkenntnisse sagen, es ist zu viel, es ist unmäßig, es schadet? Vielmehr machet es uns immer vollkommener, und gereuet uns nimmer.

Die Sinne und Kräfte des Leibes werden natürlicher Weise mit dem Alter matt und stumpf, die Lust verläßt uns, wenn wir sie gleich nicht verlassen; wir werden alsdenn des Lebens müde, und die ganze körperliche Welt kann uns nicht mehr ergötzen. Wenn aber nur die Werkzeuge des Denkens ungekränkt bleiben, so wird der Geist immer stärker an Erfahrung, Einsicht, Wissenschaft, Weisheit; das Vergnügen an Wahrheiten, und das Verlangen nach Erkenntniß begleitet uns bis an den Tod, ja es erstrecket sich weit über das Ziel unsers Lebens und jetzigen Vermögens.

Die sinnliche Lust ist mit dem Augenblicke des Genusses vorüber, die Erinnerung derselben ist ein bloßer Schatten und Traum; die Stärkung, welche der Körper davon bekommen hatte, verschwindet wieder. Allein, Erkenntniß und Wissenschaft bleiben, so lange wir leben, in uns und in unserer Macht; sie werden zum Eigenthum, und zur dauerhaften Beschaffenheit und Vollkommenheit der Seele; wir können sie, so oft wir wollen, überdenken, und das Vergnügen daran ist bey der Erinnerung so lebhaft, als da wirs zuerst empfunden; und weil wir nicht leicht unsern Vorrath von Wahrheiten übersehen können, daß er nicht mit neuer Einsicht fruchtbar seyn sollte.

Die sinnliche Lust erfodert viele äusserliche Dinge: Ort, Zeit, Gegenstand, Gelegenheit, Gesellschaft, Geld; und innerlich will sie einmal durch die Bedürfniß einer gesunden Natur, oder durch eine Ermüdung von Geschäfften, [illegible] gemacht seyn. Das Vergnügen des Verstandes aber, welches von dem Erkenntnisse entsteht, kann sich die Seele allezeit selbst, mit Nachdenken und Erfinden, oder mit Betrachtung der Natur, oder mit Lesung eines guten Buches, allein, ohne Unkosten, machen; und, wenn nur die [illegible] Schwachheit nicht hinderlich ist, so hat sie auch allemal Begierde dazu.

Wenn wir besonders das Erkenntniß von Gott und seinen weisesten und gütigsten Absichten in dem Zusammenhange der Welt, und dessen Einfluß in unsere Zufriedenheit und Beruhigung, mit den sinnlichen Lüsten in Vergleichung stellen wollten: so würden wir dem Vergnügen des menschlichen Verstandes, das aus der Quelle aller Vollkommenheit entspringt, das allergrößte Uebergewicht, gegen alle Empfindung, die wir mit den Thieren gemein haben, geben können. Allein, diese Betrachtung ist zu weitläuftig, als daß sie in wenig Worten, nach Würden, sollte können erkläret werden. Ich habe etwas davon im Vorberichte erwähnet; und muß mir eine weitere Abhandlung dieser Materie zum Beschlusse dieses Buches vorbehalten.

Ich weis übrigens wohl, daß nicht alle Menschen Gelehrte seyn können, noch daß alle Gelehrte zu höheren Wissenschaften oder Erfindungen aufgelegt

... Aber wir können doch, als Menschen, empfinden, beobachten, reflectiren, denken, und, andere erfahren, bemerket, gethan, gedacht, erfunden haben, lesen. Es giebt nützliche und sehr angenehme Betrachtungen, die sich jeder Wissenschaft, anbiethen; es sey im Umgang mit andern Menschen, oder in der Geschichte ...n, in Reisebeschreibungen, in Werken ...rs, in der Gottesgelahrtheit, Sittenlehre, ...kunst, Policey, in Beschauung der Hand...e, Fabriken, Künstler, Kabinetter, in Be...tung des Ackerbaues, der Viehzucht und Gärt...; in Beobachtung von so mancherley Thieren Pflanzen, ja der ganzen Natur, und der darinn ...euchtenden Weisheit, Absicht und Güte des ...pfers. Daher kann es keinem Menschen leicht ...higkeit oder Gelegenheit fehlen, daß er sich ...Vergnügens theilhaftig mache, womit wir ...hen uns über die viehische und bloß sinnliche ...heben können.

Billig sollte unsere Erziehung und Anführung ...n Schulen darnach eingerichtet werden, daß ... bey seiner erwählten Lebensart, doch einen ...mack an irgend einer Beschäfftigung des Ver...es bekäme, wodurch er vor den niederträchti... Ausschweifungen der Wollust, und der eitelen ...wendung des Lebens, so, wie vor der müh...n Sclaverey des Geld- und Ehrgeizes, bewah...werden, sich auf eine edlere menschliche Weise ...ügen, und zweifelsohne auch andern, so wie ...selbst, nützlich seyn könnte. Alle Menschen ...en ja nach ihrer Art Versuche und Vernunft-

schlüsse; sie sind Beobachter und Erfinder; nur daß sie es auf gemeine Dinge anwenden, und nicht wissen, daß ihre Fähigkeit zu was mehrerem aufgelegt sey, und sich, gleichsam spielend, ein viel grösseres und reineres Vergnügen an betrachtungswürdigen Dingen erwerben könnte. Wir haben sehr viele schöne Beobachtungen und Erfindungen in der Natur und Kunst den Ungelehrten zu danken; ich kenne unterschiedliche derselben, die ihren Zeitvertreib müßiger Stunden mit der größesten Lust in einer Sammlung oder Untersuchung einer gewissen Art von Dingen finden. Andere, und selbst das Frauenzimmer, nehmen doch, wider die lange Weile, ein gutes Buch zur Hand, dadurch sie ihren Verstand und Witz schärfen, und ihr Erkenntniß vermehren können. Nichts aber ist für alle und jede begreiflicher, nützlicher und angenehmer, als was zur Betrachtung der Weisheit und Güte des Schöpfers in seinen Werken, und zu unserer Sittlichkeit und Glückseligkeit gehöret. Wie viele sind nicht, denen ihr Stand und Reichthum einen so leeren Raum des Lebens läßt, daß sie ihn unmöglich auf eine angenehme Weise mit lauter gewöhnten Kleinigkeiten ausfüllen können, sondern sich selbst zur Last werden, weil sie nichts grösseres vorzunehmen, oder etwas zu denken und zu lesen Lust haben? Die fühlen alsdenn, zu ihrem Verdrusse, daß sie dem Bemühen ihrer regen Naturkräfte entgegen handeln, und sich des wahren menschlichen Vergnügens berauben.

Die Gelehrten haben vor andern an der Belustigung des Verstandes und Witzes Anspruch,

und

sie finden darinn eine innere eigenthümliche Be-
lohnung ihrer Beschäfftigung. Aber man muß
von ihnen nicht nach derer Beyspiele urtheilen, die
eine Wissenschaft, ohne Geschmack und Nutzan-
wendung, handwerksmäßig, und nur um des
Brodtes willen, treiben, oder sich bloß am Rande
derselben aufhalten, und nichts, als die Hülsen,
schmecken. Ich rede von solchen, die ins Innere ge-
drungen sind, und das wahre Schöne und Nahr-
hafte derselben schmecken, das den wißbegierigen
Verstand nicht minder sättigt als vergnüget, und
das Gemüth durch Einsicht der Vollkommenheit
der Dinge zu seiner eigenen Vollkommenheit bildet,
diese, sage ich, haben des erwähnten Vorzuges vor
den Thieren, und vor deren bloß sinnlichen Lust,
vorzüglich zu genießen. Gewiß, wenn nicht das
Vergnügen an der Einsicht nützlicher Wahrheiten,
an sich selbst, stärker und erquickender wäre, als
alle sinnliche Ergötzlichkeiten seyn können: so wür-
den nicht Leute, die beydes geprüft und erfahren,
und eines sowohl als das andere zu wählen, Fähig-
keit, Mittel und Gelegenheit genug haben, frey-
willig der Untersuchung von Wahrheiten nachhän-
gen, und alle andere sogenannte Lustbarkeiten des
gemeinen Haufens dagegen geringe achten.

§ 15.

Der dritte Vorzug der Menschen entspringt
aus dem vorigen. Das vernünftige Erkenntniß
Gottes, der Welt, und unserer eigenen Natur,
zieht ein vernünftig Vergnügen des Willens,
an fremder Vollkommenheit sowohl, als unserer
eigenen.

Ein Thier genießt zwar, nach seiner Art
Nutzens, der ihm von innern und äusseren V
kommenheiten sinnlich angedeyet; aber der V
kommenheiten selbst genießt es nicht, weil es
keine Einsicht oder Empfindung davon hat.
jedes ist für sich in seinen körperlichen Theilen,
zum Leben, zur Empfindung, Bewegung
Fortpflanzung gehören, aufs künstlichste geb
und dabey mit nöthigen Trieben und Fertigk
versehen: aber keines ist fähig, seine eigene V
kommenheit, die im Baue des Körpers oder in
Kräften der Seele liegt, zu erkennen, oder da
Lust zu haben. Die Mannichfaltigkeit, Ordn
und Uebereinstimmung der äußeren Dinge
gleichfalls für die Thiere was unsichtbares,
bringt ihnen daher auch nicht ans Herz.
Schönheit, Kunst und Absicht in der Natur
ret sie nicht; geschweige, daß sie sich zu dem U
de und zu der Quelle aller Vollkommenheiten e
ben könnten, oder von dem Reize der Tugend et
wüßten.

Der Mensch allein sieht und empfindet
Geistige in dem Irdischen. Es ist nicht der R
unserer sinnlichen Gliedmaßen von einer lebl
Materie, sondern eine eigenthümliche Fähigkeit
höheren Seelenkräfte, durch welche wir die Sch
heit, Kunst, Vollkommenheit und Absicht in
Dingen wahrnehmen, bewundern, abbilden,
in dem anschauenden Erkenntnisse derselben Lust
nießen. Unser Verstand ist es, der den Verst
und die gute Meynung in den Buchstaben
Natur einsieht, der darinn die Regeln aller V

schaft, Weisheit und Glückseligkeit liest, und
den Ausdrücken der höchsten Vernunft und Lie-
ben vollkommensten Urheber erkennet. Diese
sicht aber reizet, rühret und ergötzet das Ge-
th, auf eine Weise, die allen groben Kitzel der
ine übersteigt. Diese nähret, stärket und er-
et den Geist, so ferne er sich von dem Körper
scheidet. Diese allein beruhiget die menschli-
Seele, und thut dem edleren Verlangen unse-
Natur Genüge.

Wenn uns auch andere Menschen ein Bild der
llkommenheit werden, so empfinden wir an ih-
Bekanntschaft und ihrem Umgange ein Ver-
ügen, davon die Thiere nichts wissen. Ihre
fahrung, Wissenschaft, Kunst, ihre Gemüths-
ben, ihr guter Geschmack und ihre Geschicklichkeit,
Klugheit, Vorsicht, Mäßigkeit, ihre Ehrlichkeit,
ue, Liebe, Freundschaft, Dienstfertigkeit,
nkbarkeit, Sanftmuth, Billigkeit, Gerechtig-
t, und übrige Tugenden, nehmen uns das Herz
ch einen süßen Zug der Liebe ein; und der La-
hafteste selbst kann sich der Hochachtung und
rfurcht gegen solche Gemüthsvollkommenheiten
ht erwehren.

Nichts aber ist uns näher, als wir uns selbst
. Und wenn wir menschlich handeln, so wer-
wir unsern Verstand und Willen, nicht allein
h den Vollkommenheiten anderer Menschen,
dern hauptsächlich nach dem göttlichen Urbilde,
nach den Regeln und Absichten, die Gott in
Natur ausgedruckt hat, bilden; damit wir zu
em Besitze wahrer Vollkommenheit gelangen,
und

und mithin gegründete Ursache haben, uns an unserer eigenen Vollkommenheit zu vergnügen. Keine Vorstellung kann uns angenehmer seyn, als die uns selbst in unsern Augen schön abmahlet, und keine Lust ist dauerhafter, als welche nicht aus der Einbildung, sondern aus der unwandelbaren Empfindung wirklicher Vorzüge, insonderheit der Seele, und die wir uns selbst erworben haben, entsteht.

Zwar sind uns auch unsere Natur- und Glücksgaben angenehm. Wir freuen uns über die gute Bildung, Gesundheit, Stärke, Hurtigkeit des Körpers; über die Fähigkeit und Schärfe der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, des Witzes und der Vernunft; über unser Geschlecht, Stand, Verwandschaft, Mittel, Bequemlichkeit, Ehre. Aber nichts schmeichelt uns auf eine süßere Weise, als was wir zugleich unserem eigenen Bemühen zu danken haben, und was wir dadurch vornehmlich unserm Verstande und Willen zu eigen gemachet. Wenn wir uns durch fleißiges Gespräch, Beobachtung, Versuche, Lesen, Nachdenken, Erfinden, eine ausnehmende Einsicht, Kunst, Wissenschaft und Klugheit erworben; wenn wir unsere Neigung zu liebreichen, reinen, edelen Absichten gelenket und gewöhnet haben; wenn wir uns der Vollziehung unserer Pflichten, nützlicher Bemühungen, und rühmlicher Verrichtungen bewußt sind; wenn wir unser Gemüth durch eine heitere Zufriedenheit, getrosten Muth, und zuversichtliche Hoffnung aufgekläret haben: dann genießen wir

einer

... höheren und überwiegenden Lust, die uns Men-
... vorzüglich glücklich machet.

Ich muß aber hierbey noch eine Vergleichung
... welche die tägliche Erfahrung nöthig
machet. Die Geschicklichkeit, welche wir in unserm
... wahrnehmen, ist allerdings ein ange-
... Gegenstand unserer Betrachtung: und den-
... wird der schärfste Verstand und das weiteste
... dem Menschen oft ein Fallstrick zum
Misvergnügen, wenn sein Wille nicht in die gött-
... Absichten tritt. Er thut sich selbst nimmer
..., und ist mit dem Reichthume der Natur-
... Glücksgaben noch nicht zufrieden: er erblicket
... Gemüths- und Glücksvorzüge bey andern,
... das quälet ihn mit Unruhe und Neid: oder er
... an andern viele Einfalt, Unwissenheit, Irr-
..., Thorheit, Bosheit, und das erfüllet sein
... mit Verachtung und Haß; er wird nimmer
... geehret, geachtet, geliebet, erhoben, und das
... ihn mit Verdrusse, Zorne und Rache. Er
... sich wohl gar, mit allem seinen Witze
... Erkenntnisse, Unvollkommenheiten in der Na-
... zu entdecken, die Vorsehung zu meistern, Gott
... der Welt hinauszudenken, und sich einem blin-
... Schicksale, oder einem wilden Ungefähr, ohne
... und Hoffnung, zu übergeben. Kurz, alle
... Geschicklichkeit dienet ihm nur, sich misver-
... und unglücklich zu machen; wie dem Gei-
... sein Geld, nur es desto weniger zu gebrauchen,
... desto ärmer zu leben. Die Vollkommenheit
... Willens fehlet beyden, als welche unserm Ver-
... den rechten Ausschlag geben, und alle

übrige

übrige Vortheile ans Herz bringen muß. Mensch ist vornehmlich zur vernünftigen Zufri heit und Liebe geboren. Je mehr er seine anderer Dinge Vollkommenheit erkennet, liebet, genießt, so, wie es die Verknüpfun der Welt mit sich bringet, desto glücklicher i Und er kann es in seiner Mäße weit über alle re seyn, wenn er nur seinen Willen nach dem wozu ihn die Vorsicht des Schöpfers in der bestimmet hat, richtet.

§ 16.

Es ist noch ein wichtiger Vorzug übrig, uns Menschen von den Thieren sehr untersch Alle Thiere erreichen zwar durch ihre Sinne Triebe, ohne Fehl, eine gewisse Art, und gewissen Grad der Vollkommenheit, und d fließende Lust und Glückseligkeit; aber sie bl auch immerfort in einerley unbeweglichen Sch ken stehen, und können nicht ein Haarbreit kommen. Ein Vogel einer Art bauet sein nicht anders, nicht künstlicher, fester, bequ wie der andere; und die neue Vogelwelt ist d nicht das geringste klüger geworden, als ihre V tern. Die Spinnen weben noch ihr Netz der alten Weise, die vor vielen tausend Jahr ihrem Geschlechte gegolten. Der Gesang Nachtigallen bleibt, wie er zu Adams Zeite wesen. Die Regierungs- und Haushaltungs der Bienen folget den Regeln unverändert, w stets ihr Glück gemacher. Mit einem Worte, Thier, und keine Thierart kann an Vollkom

heit zunehmen; sie sind gleich, ohne ihr Bemühen, so vollkommen, als sie werden können und sollen: es besteht aber alles im Sinnlichen. Sie wissen von keiner höheren Vollkommenheit, als die ihnen angeerbt ist; sie haben keine Fähigkeit zu einer grösseren, und also auch kein Verlangen oder Bemühen, sich und ihren Zustand zu bessern.

Der Mensch hingegen kömmt mit keiner bestimmten Fertigkeit und Kunst auf die Welt: er hat aber eine unbeschränkte Fähigkeit des Verstandes, und Begierde des Willens, zu einer immer höheren Vollkommenheit, und eine vernünftige Freyheit des Willens, daß er die besten Mittel zu diesem Zwecke wählen kann. Daher ist der Mensch unter allen Thieren des Erdbodens der einzige, der in seinem Geschlechte vollkommener wird, und werden kann, als seine Vorfahren, und als er selbst anfangs gewesen. Die heutige Art, Mannichfaltigkeit und Menge sinnlicher Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeit übertrifft ohne Zweifel nicht allein die erste rauhe, sondern auch die alte und mittlere gesittete Lebensart. Die Künste, Handlung, Schiffahrt steigen von Tage zu Tage. Die Wissenschaften, und insonderheit das Erkenntniß der Weltweisheit, Meßkunst, Naturgeschichte, Versuche, Beobachtungen und Naturlehre, werden immer höher getrieben. Regiment, Policey, Kriegeskunst sind weit sicherer, billiger, vortheilhafter, als vor Zeiten.

Nur zweifelt man, ob die Menschen auch in guten Sitten besser geworden sind. Ich wünschte, daß dazu kein erheblicher Grund wäre. Die Ver-

gleichung ist etwas schwer. Doch dünket mich, daß wenigstens viele, vormals allgemeine, barbarische Gewohnheiten und unmenschliche Laster, theils durch einen besseren Geschmack der Menschen, theils durch weise Verordnungen und Gesetze, theils durch die gesäuberte Religion abgeschaffet, und durchgehends verabscheuet worden sind. Es scheint nur auf einige Verordnungen bey der Erziehung der Jugend, und in der Policey, anzukommen, daß den noch herrschenden Lastern vorsichtiger gesteuret, hauptsächlich aber mehrere innere Sittlichkeit und wahre Tugend in die jungen Gemüther gepflanzet, und durch Gewohnheit und Vernunft beständiget werde [6].

Das

[6] Wenn die Menschen überhaupt, sittlich, noch besser, und in so ferne auch glücklicher und zufriedener werden können, als sie jetzo sind, wie ich nicht zweifele: so kann solches nicht füglicher geschehen, als wenn der Grund dazu in zarter Jugend gelegt wird. Wenn ein Gemüth erst durch Nachlässigkeit der Zucht, böse Beyspiele und Gewohnheiten, verwildert und verdorben ist, so kommen hernach alle vernünftige Vorstellungen und Gesetze zu spät. Der Verstand erkennet vielleicht ihre Wahrheit, und das darinn liegende Gute; aber Sinnlichkeit, Affecten und Laster sind schon zu stark eingewurzelt, und siegen ob. Die Tugend ist allerdings der menschlichen Natur gemäßer, als die Laster: Arbeitsamkeit und Fleiß reimen sich eher zu den Bemühungen reger Kräfte, als Müßiggang und Faulheit: es ist natürlicher, aufrichtig zu sagen, was man denket, wie auch Kinder thun, als gegen seine Meynung sprechen: Ordnung und Uebereinstimmung, Liebe und Gegenliebe, sind uns von Natur angenehmer, als Unordnung, Unvollkommenheit, Haß und Feindschaft.

Das menschliche Geschlecht ist überhaupt noch
weit grösseren Vollkommenheit, nicht allein

haft. Allein, wir sind wie die edleren Pflanzen,
n welchen eine schöne Frucht stecket; die jedoch in ih-
r eigenen Erde und Luft gepflanzet, gewartet und
zogen seyn wollen, die von allem Unkraute um-
er, das sie ersticken kann, befreyet, und dazu ge-
fropft oder oculirt werden müssen, damit der rohe
nd herbe Saft gemildert und zur süssen Reife ge-
racht werde. Menschen, und gute menschliche Ge-
llschaft, sind das Erdreich, in welchem wir aufwach-
n müssen: aber böse Exempel sind das Unkraut in
erselben, worunter alles Gute, was in uns ist, er-
icket. Die Sinnlichkeit ist der rohe Saft in uns,
elcher zur herben Frucht ausschlägt, wenn er
icht durch gute Gewohnheit und Gebrauch der
ernunft gemildert und gekocht wird. Die Erzie-
ung ist die Baumschule, in welcher eines geschick-
en Aufsehers Hand gesunde und nutzbare Mitglie-
r der menschlichen Gesellschaft zieht.

Wir haben zu dem Ende bisher einige gute Bü-
her von der Erziehung, für Aeltern. Aber wer liest
ie? wer brauchet sie? Ich weis auch nicht, ob
hre Regeln aus der inneren Natur der Menschen
rgeholet sind, daß sie eine gründliche Besserung
ffen könnten. Die wenigsten Aeltern haben
die Zeit, den Verstand, oder die Lust, auf ih-
e Kinder Erziehung genaue Acht zu geben: viele
er zeigen ihnen wohl gar schlechte Beyspiele in
Handlungen und Reden, zur Nachahmung. Man-
che Aeltern sind aus Armuth nur über ihr Brodt aus,
und lassen die Kinder verwildern, auf die Gassen
laufen, Unarten lernen, betteln, stehlen, und, so es
iel ist, frühe ein Paar Groschen verdienen. Ande-
re nehmen etwa zur Beyhülfe Hofmeister an, so
wohlfeil, als sie zu bekommen sind: Gott weis
aber, wie geschickt an Wissenschaften, Geschmack
und



der Tugendlehren, eingerichtet; kon
darinn viel Gutes stiften, da es zu V
zärtelung, und durch allzugroße F
gend, mehrentheils wieder vernich
damit ja nicht viele tüchtige Männe
dienen Lust bekommen mögen, so
wohl mit Hunger und Verachtung.
Universitäten nicht sagen, nach dere
sung der rasenden Wildheit noch v
stehen. Diese Erziehung ist es,
Bürger giebt. Wunder! daß sie n
oder leidliche liefert. Sollte es nic
te es nicht der Mühe werth seyn,
Und würde es nicht einem großen
rer Ehre gereichen, wenn er in seine
stens zum Versuche, alle Fündli
verwaiste, und ihren dürftigen Aelt
lende Kinder, auf dem Lande, beso
nes vernünftigen Mannes Aufsicht
ten Alter, erziehen ließe? Derglei
ben sonst die allerschlechteste Erziehu
werden Grübler, ungeschickte und u
bothen, Arme, Bettler, Lasterhafte,
he, und setzen wieder eine Menge il

[illegible]sichten, weit gemäßer, als die Laster. Daher [illegible]in Zweifel ist, daß die Nachwelt, durch das all[illegible]emeine natürliche Bemühen nach größerer Voll[illegible]ommenheit, uns beydes in Sitten und Erkennt[illegible]iß noch weit übertreffen wird.

Wenn wir auf einzelne Menschen sehen, so äus[illegible]ert sich der Unterschied von den übrigen Thieren [illegible]uch bey jedem insbesondere. Ein jedes Thier [illegible]ird mit der Vollkommenheit geboren, die es je[illegible]ials erhalten kann: es kann sich selbst durch Witz, [illegible]ebung und Fleiß, nicht vollkommener machen: es [illegible]enket und sinnet auch nicht darauf, es weis von [illegible]einer Vorstellung eines Besseren, von keinem Hof[illegible]en, Wünschen und Verlangen des Zukünftigen [illegible]nd Möglichen. Aber ein jeder Mensch suchet alle[illegible]eit vollkommener zu werden; und kein Mensch ist [illegible]uf der Welt, der in seinem Leben wirklich so voll[illegible]ommen wird, als er werden könnte und wollte. Niemand thut seinem Begriffe, Vermögen oder Verlangen, hierinn genug, wenn er auch alle Klug[illegible]eit und allen Fleiß anwendet. Er mag so glück[illegible]ich, groß, mächtig, geliebt, geehrt und reich; so

 gelehrt,

seyn, wenn die schlechteren Köpfe zu gemeinen Soldaten erzogen würden. Die Kosten möchten auch anfangs geringer seyn, als man glaubet, wenn nur so viel Land dazu eingeräumet würde, als die erforderliche Anzahl, die das Land selbst bearbeitet, mit Landkost nähren kann. Mit der Zeit könnte eine solche Stiftung so gar einträglich und nutzbar gemachet werden. Allein, hier ist der Raum zu enge, mich darüber umständlicher zu erklären.

gelehrt, künstlich, witzig, weise, und klug, edelmüthig, liebreich, sittsam und tugendhaft wie er will: so hat er doch noch eine Vorst von einer weit größeren Stufe oder höhere der Vollkommenheit, die er nicht besitzt, der sich doch fähig hält, die er sich wünschet, darn Lust hat, und strebet. Wenigstens suchet er a die mehrere Vollkommenheit in der ferneren E tung seines Lebens und guten Zustandes, so als er nur voraus denken kann. Kurz, di gierden des Menschen gehen immer über d reichte Ziel hinaus, und laufen ins Unendlich mag auf eine wahre oder bloß vermeynte Vol menheit fallen: und keine Zufriedenheit der schen ist so groß, daß sie sich die Fortsetzun Vermehrung der Glückseligkeit versagete.

§ 17.

Wenn wir alles zusammen nehmen, wa obiger Vergleichung kann geschlossen werden erhellet, 1) daß wir durch mehrere Bedürfni licher Dinge, und durch gänzlichen Mangel borener Fertigkeiten, von Natur, wie zur ligkeit mit andern Menschen, welche zum Gebr unserer Vernunft getrieben werden, sowohl Benöthigte zu erhalten, als es zu unserm w Nutzen anzuwenden. 2) Daß wir aber, dur Stillung der leiblichen Begierden, nach u Natur, nicht so gänzlich zufrieden und gl werden können, als die Thiere; sondern Theils die sinnliche Lust durch die Vernunft gen, vervielfältigen, würzen, und zum feinere

sich

schmacke bringen; andern Theils, nach unserm Verstande, Vergnügen am Erkenntnisse der Wahrheit, nach dem Willen, Lust an der Vollkommenheit der Dinge finden, und darinn durch die Natur bis zur ersten Quelle aller Wahrheit und Vollkommenheit steigen. 3) Daß unsere Fähigkeit und Begierde nicht in so engen oder gemessenen Schranken der Vollkommenheit und Glückseligkeit, als der Thiere, eingeschlossen ist; sondern, daß sich beydes unsere Vorstellung des möglichen und zukünftigen Guten, und unser Bemühen nach diesem erkannten Guten, über die Schranken des jederzeit gegenwärtigen Zustandes zu immer mehrerer Vollkommenheit und Glückseligkeit, bis ins Unendliche, erstrecket.

In diesen Stücken besteht demnach des Menschen besondere und vorzügliche Natur. Was den Gebrauch der Vernunft zur Erlangung nicht allein einer gereinigten sinnlichen, sondern auch einer immer höheren Gemüthsvollkommenheit und Lust, mit sich bringet, das ist menschlich, das ist natürlich, oder der Absicht des Schöpfers bey unserer Natur gemäß. Denn das Wesen und die Natur der Dinge sind Mittel göttlicher Absichten, und alle Absichten Gottes sind auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Daher auch, umgekehrt, alles Gute, was aus der Natur oder den Kräften der Dinge, nach ihren Regeln, entspringen kann, göttliche Absicht ist. Also ist das Bemühen unserer vorzüglichen Kraft der Vernunft nach einer immer höheren Vollkommenheit, deren wir dadurch fähig sind, ein göttlicher Wink, Reiz und Trieb zu demjenigen Ziele, wozu wir bestimmet sind.

Daraus folget auch, daß alle diejenigen ganz unnatürlich denken und handeln, die einen blinden viehischen Trieb zur Richtschnur menschlicher Handlungen machen. Denn der Mensch hat keine solche Triebe, das ist, solche angeborne Bemühungen, die mit einer Kunst und Fertigkeit verknüpft sind, als die Thiere haben. Daher ist es auch nicht möglich, daß uns ein blinder Trieb zu irgend einer Vollkommenheit und zu unserm wahren Wohl führen könne. Wir haben freylich eine Begierde zur sinnlichen Lust mit den Thieren gemein: aber diese Begierde ist in unserer Natur nicht durch regelmäßige Triebe, Künste und Fertigkeiten, zu unserem Wohl, bestimmet und beschränket. Ein Thier brauchet, bey seiner sinnlichen Begierde, zumal, wenn es seiner Natur und Freyheit gelassen ist, keiner Vernunft zum Wegweiser und Führer; der Trieb reizet seine Begierde nimmer zur Unzeit, oder unmäßig, und führet es allemal sicher und richtig zu ihrem, obgleich niedrig gesteckten, Ziele. Aber wenn der Mensch bloß dem Reize sinnlicher Lüste nachgehen will, ohne einen solchen getreuen Führer zu haben, und ohne die eigenthümliche Kraft der Vernunft, die ihm statt der Triebe gegeben ist, zu gebrauchen: so rennet er allemal in sein Verderben.

Ich kann demnach auch nicht unerinnert lassen, daß sich dasjenige, was uns natürlich, oder unserer Natur gemäß ist, auf eine ganz andere Art äusser, wie bey den Thieren. Bey diesen brauchet es keiner Erfahrung, Beyspiele, Anweisung, Uebung, Ueberlegung und Wahl; ihre Kraft ist mit der Geburt

[illegible] selbst gänzlich und genugsam zu ihren Ver-
[illegible]ungen bestimmt, und erreichet ihren Endzweck,
[illegible] weitere eigene Bemühung zu einer mehreren
[illegible]kommenheit. Aber die menschliche Natur und
[illegible]ste bringen uns zwar anfänglich, auch ohne
[illegible] Ueberlegung und Wahl, durch eingepflanzete
[illegible]eln, auf den ersten Weg der Wahrheit und
[illegible]kommenheit; daß wir schon als zarte Kinder
[illegible] alle Dinge in unserer Vorstellung reflectiren,
ohne und wider die Regeln der Einstimmung
des Widerspruches wissentlich nichts gedenken
[illegible]en, und nichts wollen können, als unter der
[illegible]alt des Guten, nichts verabscheuen können,
unter der Gestalt des Bösen. Ja, es liegt
[illegible] in eben denselben eingepflanzeten Regeln un-
Verstandes und Willens der Grundriß zu ih-
[illegible]ichtigen Gebrauche, und so zu reden zu einer
[illegible]lichen Vernunftkunst und Sittlichkeit. Allein,
[illegible]wirkliche Anwendung dieser natürlichen Regeln
[illegible]jeden vorkommenden Fall, das ist, die Kunst
Fertigkeit unserer Natur gemäß richtig zu den-
und zu wollen, ist uns nicht zugleich durch ei-
blinden Trieb mitgegeben; (denn ein blinder
[illegible]b, oder eine blinde Fertigkeit, könnte ja auch
[illegible] vernünftige Einsicht und Tugend zuwege brin-
[illegible]) sondern sie erfordert unsere Ueberlegung und
Wahl, und in beyden eine anhaltende Uebung und
Vorsatz. Und eben diese eigene Ueberlegung und
[illegible] bringet die menschliche Natur nicht allein
sich, sondern sie ist auch dann besonders natür-
[illegible] oder unserer Natur gemäß, wenn sie den ein-
[illegible]lanzten Regeln, die den Weg zur Wahrheit

 und

und Vollkommenheit weisen, gemäß ist; aber unnatürlich, wenn sie auf das Gegentheil führet.

Es erhellet daraus, daß diejenigen einen gar verkehrten Begriff von der menschlichen Natur, und dem, was uns natürlich ist, haben, die keine Handlung durch unsere Natur bestimmt halten, weil wir nicht wie die Thiere durch einen blinden unwidersetzlichen Drang zu unseren Handlungen getrieben, und, so zu reden mit Gewalt, zu unserem Ziele gestoßen und zerrissen werden; folglich, weil wir nicht alle einerley und auf eine Art, sondern einige Menschen so, andere anders denken und handeln. Das ist offenbar falsch geschlossen: unsere Natur bestimmet unsere Handlungen nicht blindlings und gleichsam zwangsweise; also bestimmet sie dieselben gar nicht. Hat denn nicht, ausser der blinden Bestimmung, auch eine vernünftige Statt? und ist diese nicht der menschlichen Natur gemäß? Ist es darum nicht durch unsere vernünftige Natur bestimmt, daß wir die Füße, die den ganzen Leib tragen sollen, in ihrer ordentlichen Größe wachsen lassen; weil es dem Sineser einfällt, dem Frauenzimmer die Füße zu einer unnatürlichen Kleinigkeit zu zwängen? Ist es darum nicht vernünftig-natürlich, auf den Füssen zu stehen, und mit denselben vorwärts zu gehen; weil es möglich ist, daß auch einer rückwärts gehen, und daß ein Positurmacher auf dem Kopfe stehen und auf den Händen gehen kann? Gleichwie wir aber diesen Zwang und diese Bewegung billig unnatürlich heißen, ungeachtet sie nicht übernatürlich, und also natürlicher Weise möglich ist: so

ist auch aller Misbrauch der Vernunft im Den-
n und Handeln unnatürlich, das ist, den uns
ngepflanzten Regeln unserer Kräfte entgegen,
eil er uns nicht zur Wahrheit und Vollkommen-
it führet; als wohin die Regeln des Verstandes
nd Willens gerichtet sind. Dagegen ist natürlich,
er unserer Natur und unsern angeborenen Kräften
mäß, und sodann auch göttlicher Zweck, was mit
m Bemühen unserer Kräfte und mit den Regeln
nserer Vernunft übereinstimmet.

§ 18.

Allein, wenn nun ein Mensch seiner Natur
lget, das ist, wenn er außer dem vernünftigen
Bemühen nach Wohlstande, Freundschaft, Ehre
nd sinnlicher Lust, hauptsächlich in der inneren
Vollkommenheit des Verstandes und Willens sein
Vergnügen suchet: kann er denn seiner Natur in
er Welt Genüge thun, das ist, völlig zufrieden
nd glücklich werden?

Man sieht leicht, daß bey dieser Frage die
Hindernisse unserer Zufriedenheit, und die Hülfs-
ittel, welche uns die Natur dagegen gegeben hat,
ut in Erwägung zu ziehen sind. Auf das erste
ann ich kurz antworten, weil es Dinge betrifft,
ie ein jeder aus eigener Erfahrung weis.

Unser natürliches Bemühen hat von aussen, und
on innen viele Hindernisse, die es uns an sich un-
möglich machen, dasselbe in diesem Leben so voll-
ommen zu vergnügen, daß wir nichts mehreres
nd besseres wünscheten. Die Verknüpfung der
örperlichen Dinge in der Welt unterwirft uns

man-

manchen widrigen Zufällen, die wir nicht voraus sehen noch verhüten können, und die wir doch nicht allein, wenn sie kommen, mit Schmerzen empfinden, sondern schon, ehe sie kommen, vermöge unserer Natur, aus anderer Beyspiele und Geschichte, mit Bekümmerniß, als möglich vorstellen. Die Menschen, mit welchen ein jeder vornehmlich umgeht, die Verfassung der Gesellschaft, und der Lauf der Zeiten, in welchen wir leben, sind unsern Absichten vielfältig entgegen. Wir empfinden also öfteren Verdruß, wenn durch diese Ursachen unsere Lust, Ehre und Wohlstand gekränket, oder wenigstens gehindert wird, so hoch zu steigen, als wir wünscheten. Unser Körper ist vielen Schmerzen und Krankheiten bloß gestellet, und erwartet einen gewissen Tod, zur ungewissen Zeit, und auf unbekannte Art. Unser Gemüth wird durch Erziehung und Umgang bald gut, bald schlecht gebildet, und hängt von des Körpers Beschaffenheit, in seinen Verrichtungen, und in seinem Vergnügen großentheils ab. Und wenn wir uns auch alle Mühe nach wahrem, gründlichen und nützlichen Erkenntniß, und nach Pflicht, Tugend, Freundschaft und Menschenliebe geben: so können wir doch weder allen Irrthum verhüten, noch den Grad und die Größe des Erkenntnisses erlangen, welche wir suchen, noch auch allemal unsere Leidenschaften und sinnliche Begierden in den Schranken der Vernunft erhalten, oder, durch die weiseste Aufführung, aller Menschen Liebe, Freundschaft und Achtung gewinnen.

Es

Es ist wohl gewiß; wir können diese Unvollkommenheit und Widerwärtigkeit durch Fleiß, Weisheit und Tugend vermeiden, oder wenigstens lindern und versüßen, und uns dagegen manch großes Gute erwerben, manch überwiegendes Vergnügen verschaffen. Allein, eine Vollkommenheit und Glückseligkeit, die unserm Verlangen gleich wäre, ist doch nicht zu hoffen; und die größte Weisheit und Tugend reichet nicht zu, alle Unlust abzuwehren. Wir sind so ferne weit schlimmer daran, als die Thiere, daß ein Quentlein gegenwärtigen Schmerzens und Verdrusses, wegen unserer Vorstellung, viele Pfunde vergangener Lust und Vergnügens überwiegt, und daß wir das künftige mögliche oder gewisse Böse voraussehen und vorher empfinden; wenigstens, daß unser Verlangen, Wunsch und Bemühen, sich allemal weit über das allergrößte Glück, und über die größte Vollkommenheit, welche sich in diesem Leben erhalten lassen, erstrecket. Wenn auch das Leben noch so glücklich und vergnügt geführet wäre: so wird es doch, je näher es dem Tode rücket, durch die Vorstellung eines gewissen Endes, natürlicher Weise, mit Furcht und Angst vergället.

Ich rede noch von dem Menschen, ohne Religion betrachtet, um zu zeigen, daß wir unserer Natur, mit aller Vernunft und Tugend, noch lange nicht Genüge thun, wenn wir nicht bis zum Erkenntnisse des höchsten Wesens und seiner Absichten steigen. Denn so wenig der Verstand ohne dieses Erkenntniß den zureichenden Grund und Zusammenhang aller Dinge, und die Vollkommenheit,

heit, welche in der Welt herrschet, finden kann: so wenig wird auch unser Wille, ohne Hochachtung, Liebe und Verehrung unsers Schöpfers, und besonders ohne Zuversicht, auf dessen weise und gütige Vorsehung, und ohne die Hoffnung eines vollkommenern unvergänglichen Lebens, wozu er uns bestimmet hat, beruhiget. Ich weis aus dem Umgange mit Menschen, daß Atheisten selbst, in Ermangelung dieses Erkenntnisses, ihre Gemüthsunruhe und Verwirrung ängstlich empfinden, zumal, wenn sie an den Tod gedenken, und daß sie nicht ohne Bewegung wünschen, davon überzeugt zu seyn. Es wird also meinem Zwecke gemäß seyn, daß ich diese beyden großen Wahrheiten, als Hauptstützen unserer Zufriedenheit, fest setze, und letztlich überhaupt den Einfluß, welchen die Religion in unsere Glückseligkeit hat, klärlich darthue.

Die achte Abhandlung.

Von der göttlichen Vorsehung.

§ 1.

Die Vorsehung Gottes ist eine Folge des Raths der Schöpfung. Eben die inneren Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, welche ihn vermocht haben, die Welt in gewisser Absicht zur ersten Wirklichkeit zu bringen, die erstrecken sich auch über die ganze Dauer der Welt in allem Zustande, nach allen und jeden, selbst den allerkleinsten Theilen und Begebenheiten. Denn man

ı würde diesen unendlichen Vollkommenheiten
ıahe treten, wenn man sagen wollte, daß ent-
er seine Weisheit, bey der ersten Anlage, nicht
ganzen Zusammenhang der zukünftigen Welt,
ı der Uebereinstimmung mit seiner Absicht, aufs
lichste durchgeschauet hätte; oder daß sein
hschluß, bey solcher Einsicht in alles Zukünfti-
die Begebenheiten, welche seinem Zwecke ge-
; seyn würden, nicht auf einmal und unverän-
ich gut geheißen; oder daß etwas außer Gott,
e ihn und seine Kraft, bestehen könne. Dem-
) kann auch in der ganzen Welt, in allen Zeiten,
t das geringste seyn und geschehen, was Gott
t von Ewigkeit vorher gesehen hätte, oder was
t in seiner Absicht und in seinem Rathschlusse
befasset wäre, oder dessen Wirklichkeit nicht von
er Wirkung abhienge.

Man kann also die göttliche Vorsehung nicht
nen, ohne das Daseyn Gottes, und seiner
llkommenheiten, nebst der Schöpfung, aufzu-
n. Setzte man etwas in der Welt, das der
)öpfer nicht vorher gesehen, oder das er anders
nuthet hätte: so würde man zugleich seinem
stande Schranken setzen, und ihm, statt der
vissenheit und vollkommensten Weisheit, Un-
enheit, Dunkelheit, Undeutlichkeit, Uebereı-
, Widerspruch und Irrthum beylegen. Wollte
ı sagen, daß er sich um die Welt, oder um alle
inigkeiten in derselben, nicht weiter bekümmere:
vürde man sich sowohl das göttliche Erkenntniß,
seinen Willen, nach menschlicher Schwachheit
tellen. Denn das setzets voraus, daß bey

Gott,

Gott, so wie bey uns Menschen, das Erk
der Dinge erst nach ihrer Wirklichkeit
könnte, daß er, um das Wirkliche zu er
eine mühsame Achtsamkeit auf dieselbe nöthi
und daß er doch die Dinge nicht von solchem
hielte, sich die Mühe anzuthun. Allein,
Wissen hängt nicht von der Wirklichkeit der
sondern umgekehrt, die Wirklichkeit der
hängt von Gottes Wissen und Rathschlu
Es kann nichts Zufälliges wirklich seyn ode
den, was nicht völlige Möglichkeit hat; und
dergleichen kann möglich seyn, was nicht
gedacht, und in dem unendlichen Verstande
set wäre, der sich alle Möglichkeit vor aller
lichkeit aufs deutlichste und auf einmal vor
Dieser ist also die wesentliche Quelle alles
chen, und stellet sich darunter auch, ohne alle
liche Forschen, Bemühen und Bekümmern,
jenige, was zureichenden Grund der Wirkl
in der Verknüpfung der Dinge hat, vor.
hierinn ist ihm nichts zu geringe oder zu kl
betrachten, weil er darinn seine großen Ab
im Ganzen, und in aller Folge der Zeit,
die Uebereinstimmung in den allerkleinsten
aufs vollkommenste erfüllet sieht.

Diese Einsicht ist zugleich ein steter Bewegu
grund für den göttlichen Willen, die Welt in
ganzen Wirklichkeit und Dauer unverändert
halten. Denn wenn sich Gottes Rathschlu
den wirklichen Begebenheiten und deren
änderte: so müßte er auch andere Bewegu
gründe dazu haben, als er anfänglich ge

olglich würde er dadurch selbst seine vorigen Ein-
chten und Rathschlüsse für nicht gut und weise er-
ären, und würde also entweder zuerst, oder zu-
zt, geirret und übel gewählet haben, welches
er unendlichen Vollkommenheit Gottes wider-
richt.

Wie könnte aber die Welt nach Gottes Willen
veränderet wirklich bleiben, wenn nicht auch der
irksame Einfluß göttlicher Macht sie in der Wirk-
chkeit erhielte? Sie hatte ja einmal den Grund
hrer Wirklichkeit nicht in sich selbst und ihrem
Wesen: denn sie mußte von Gott erschaffen wer-
en, wenn sie da seyn sollte, und ihre erste Wirk-
ichkeit hieng demnach unmittelbar von Gottes
irksamer Macht ab. Dadurch aber, daß sie ge-
chaffen ist, hat sie kein anderes Wesen bekommen:
ie ist bloß eine solche wirkliche Welt geworden, als
orher nur möglich war. Demnach kann ihr We-
en oder ihre innere Möglichkeit, auch noch jetzt,
nd in aller ihrer Dauer, nicht den Grund ihrer
Wirklichkeit in sich halten. Sie kann dadurch,
daß sie als Welt geschaffen ist, nicht unabhängig
und selbständig, mit einem Worte, kein Gott
geworden seyn. Der andere, dritte, vierte Au-
genblick ihrer Wirklichkeit ist und bleibt, eben so-
wohl als der erste, ausser ihrem Wesen, in der
Macht des allein selbständigen Schöpfers gegrün-
det; dessen fortdaurende Wirkung ihre fortdauren-
de abhängige Wirklichkeit unterhalten mußte.
Wollte also Gott, daß eine Welt wirklich bleiben
sollte, welche, vermöge ihres Wesens, für sich
nicht bestehen konnte: so war auch in solchem Wil-

len der Vorsatz enthalten, daß Gott die
durch seine kräftige Wirkung in allen Stück
halten, und nach den gesetzten Absichten e
wollte.

Manche denken vielleicht hierbey: Es k
wohl ein Mensch, als Werkmeister, eine M
ne machen, die hernach von sich selbst nach
Absicht richtig geht, ob er gleich weiter kein
daran setzet; und man würde denjenigen für
sehr unvollkommenen Künstler halten, der se
machtes Werk alle Augenblick herumdrehe
fortstoßen müßte. So, meynen sie, wäre m
Vollkommenheit des göttlichen Werks der
pfung auch dieses schuldig, zu sagen, daß di
nun für sich bestehe, und ohne Gottes fortd
den Einfluß dennoch alle seine Absichten erfü

Allein, dieser Einwurf beruhet auf eine
falschen Vorstellung. Denn der Mensch th
nichts zum Bestehen einer Maschine. B
Materie und Kraft, ist schon vor seiner Kun
er entlehnet sie bloß aus der Natur, und th
ter nichts dazu, als daß er der Materie eine
Figur, Eintheilung und Zusammenfügung
damit die natürliche Kraft die verlangte Wi
darinn hervorbringen möge. Er machet e
nicht, daß die Materie hernach bleibt, ode
sie ihre innere Kraft und Festigkeit behält.
kann also wohl davon gehen: das, was oh
Zuthun da gewesen ist, kann auch ohne ihn
hen. Aber daraus folget nicht, daß es auc
ein höheres Wesen sey und bestehe, und keine
halters brauche. Der Gärtner pflanzet den B

let den Samen, und begießt ihn etwa: das ist
les, was er thut. Aber darf er sich und seiner
andlung das nachmalige Wachsen des Baumes
nd Samens zuschreiben, da er doch nur Gelegen-
eit gegeben, daß die Natur so wirken kann? Es
t also falsch, daß ein Mensch etwas für sich be-
ehendes hervorbringe. Die gute Absicht, daß
ian, durch solche Unabhängigkeit der Welt, Gott
nd sein Werk desto vollkommener vorstellen will,
iegt auch gar sehr. Denn das Werk wird da-
urch dergestalt über seinen Werkmeister erhoben,
aß dieser gar als unnöthig angesehen werden dürf-
. Ein Atheist wird wenigstens das Angenom-
iene nach seiner Absicht so drehen und sagen:
kann die Welt jetzo für sich ohne Gott seyn und
estehen; warum hat sie es nicht von Ewigkeit thun
önnen? Man lernet zugleich daraus, daß bloße
ute Absichten einen sehr mißlichen und gefährlichen
Grund zur Wahrheit legen.

§ 2.

Gleichwie nun bisher die Vorsehung Gottes
ber die fortdaurende Welt, aus eben den wirksa-
ien Eigenschaften erwiesen ist, welche in das
Werk der Schöpfung einen näheren Einfluß ge-
abt haben: so kann man sich davon ferner auch
us der Betrachtung der Welt selbst lebhaft
berführen.

Wir setzen hiebey die Absicht der Schöpfung
oraus, die oben weitläuftig bestätiget ist; daß
ämlich die Welt zum Wohl aller möglichen Leben-
igen hervorgebracht sey. Dann zeiget sich in sol-

cher Betrachtung der Welt erstlich ein Verstan der alle Wirkungen der Naturkräfte, in dem gan Zusammenhange, auf alle Zeiten, ganz genau v aus gesehen, und alles nach seiner Absicht, so reden, abgezählet, abgewogen und abgemessen h so, daß die Welt nach ihrer ersten Einrichtu ohne alle weitere Aenderung der Naturgesetze, o der Zusammenfügung, wenn es Gott will, in Ew keit in einerley Ordnung bestehen, und dem Zwe Genüge thun kann.

In menschlichen Maschinen entsteht das G gentheil aus Mangel einer genauen Vorhersehun Die beste Maschine des klügsten Künstlers fän bald an, ein wenig von dem verlangeten Zwecke a zuweichen; und dieser Fehler vergrößert sich imm mit der Zeit. Diese Unrichtigkeit und Unordnu hatte ohne Zweifel schon in der ersten Einrichtu ihren völligen Grund, und vielleicht in einer se geringen Kleinigkeit. Allein, das war dem Kün ler verborgen. Kein Künstler ist so scharfsichti daß er sich in dem gegenwärtigen Zustande sein Maschine alle darinn gegründete zukünftige aufs g nauste vorstellen könne.

Die körperliche Welt ist zwar auch nichts a ders, als eine Maschine, aber von einer unerme lich größeren Vielheit und Mannichfaltigkeit d Theile, und der besonderen Absichten. Sie ist z Bewohnung aller möglichen lebendigen, verschi dener Gattung, in gar viele lichte und finstere Ku geln vertheilt, davon diese sich um jene, in geme sener Zeit und Bahn, herum wälzen, um Licht un Wärme, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Wi

terung

ng, Nahrung und Wachsthum, nach jeder
wohner Beschaffenheit zu empfangen. Die
llung der Planeten, und ihr wirkender Druck
n einander, ist in dem Laufe der Natur und
en so mannichfaltig, daß es fast unmöglich
int, eine künftige Zeit oder Cyclum zu setzen,
ihrer aller Stellung der ersten wieder ähnlich
den, und ihr grosser Kreislauf wieder von neuem
gleiche Weise anfangen wird. Mithin ist auch
s Jahr von dem andern, in aller Folge der
, an Witterung und an Fruchtbarkeit, bald
s, bald jenes Gewächses oder Thieres, ver-
den. Zudem, so wird der Planeten Bahn,
h einen ausserordentlichen Lauf der Cometen,
einer ganz andern Himmelsgegend, zum öf-
t durchgeschnitten. Es ist aber kein beständi-
Weg durch unser Sonnensystem, der immer
die Cometen offen und frey wäre: sie kommen
so verschiedenen Strichen, und haben so ver-
dene Richtung, laufen auch, bald der Sonne,
diesem und jenem Planeten so nahe, daß schon
Menschen bange geworden ist, es möchte eine
leichen Himmelsbombe uns treffen, oder uns
n unserer Nachbaren entführen, oder unsere
ne verrücken. Kein Sternseher kann uns auch
le Bürge seyn: er nimmt sie nur wahr, wenn
la sind, weis es aber nicht vorher, wann und
er ein Comet kommen, und welchen Lauf er
nen wird; wenigstens, wenn ja ein voriger zu
isser Zeit wieder käme, so würden doch unsere
neten alsdenn nicht so stehen, als vorhin.

Bey aller dieser beständig fortwährenden Verschiedenheit der großen Erscheinungen in der Welt, hat noch kein Weltkörper den andern in so viel tausend Jahren, als wir Nachrichten haben, an seinem gebührenden Laufe, Zustande oder in seiner Wirkung gehindert. Es sind ungegründete Hypothesen, daß jemals ein Comet auf unsere Erde, oder an die Sonne gestoßen sey. Alle Planeten halten ihre Bahn und Zeit aufs richtigste: sie sind weder näher zur Sonne, noch gegen einander gezogen: ihre Kräfte sind in demselben Verhältnisse und Gleichgewichte geblieben: alle Erscheinungen der Firsterne, die seit zwey tausend Jahren beobachtet sind, stimmen auch in ihrer veränderlichen Länge, Declination und in ihrem Abstande vom Pol, mit einander überein: Sonnenhöhe, Mittagslinie, Tag und Nacht, Jahre und Jahreszeiten, sind allewege aufs genauste dieselben, welche sie gewesen. Ein offenbarer Beweis, daß der Urheber der Natur in der ersten Stellung der Himmelskörper, in dem Maaße, in den Regeln und Verhältnissen der Kräfte, welche er ihnen gleich anfangs bestimmet, in der Richtung und Geschwindigkeit ihres Laufs, allen zukünftigen Zustand der Welt und ihrer Theile, auf alle unzählige Tausenden von Jahren, voraus gesehen, in so ferne darinn kein künftiger Fall entstehen wird, welcher seinen großen Zweck stöhren und aufheben möchte. Und diese göttliche Vorsehung ist uns in Zukunft Bürge, wofür uns kein Naturkündiger oder Meßkünstler Bürge seyn kann.

§ 3.

§ 3.

Ein gleiches muß man bey den Begebenheiten des Erdbodens sagen, so ferne derselbe jährlich verschiedener Witterung und Zustande unterworfen ist. Denn ob es gleich anfangs scheinen möchte, als wenn heiteres Wetter, Wärme, Kälte, Thau, Regen, Schnee und Hagel, Donner, Blitz und allerley Winde, nach einem bloßen Ungefähr wechseln, und bald hier bald da blindlings ausgestreuet würden; als wenn das Wasser auf dem Erdboden in einem unversehenen Zufalle wühlte, und die Oberfläche änderte, aus Land See, aus See Land machete, Berge aufwürfe, oder verschlünge, und den Lauf der Ströme versetzte: so ist doch nichts gewisser, als daß ein jeder Zustand unsers Erdbodens, nach allen seinen Umständen, in dem vorigen, und dieser wieder in seinem vorhergehenden, und so endlich im ersten, zureichenden und natürlichen Grund haben.

Nichts aber kann uns Menschen mehr von unserer Unwissenheit in den besonderen Ursachen natürlicher Dinge, und von dem Zusammenhange mit dem Zukünftigen überführen, als dieser verschiedene Zustand der Witterung und Erdfläche, und auch der davon abhängenden Fruchtbarkeit. Wir mögen so viel Wetterbeobachtungen anstellen, als wir wollen: so werden wir doch in Ewigkeit kein Jahr dem andern vollkommen ähnlich finden, und aufs Zukünftige nichts gewisses und bestimmtes schließen können.

Unterdessen erfahren wir überhaupt so
daß dieses unsern Augen so verworrene Wimm
Wühlen und Toben aller Elemente den Erdb
nicht in ein unwohnbares Chaos verwandelt,
seine Figur und sein Gleichgewicht verkehret; son
daß es vielmehr das natürliche Mittel ist, die
nung, Fruchtbarkeit und Wohnbarkeit des ga
Erdbodens ein Jahr und Jahrhundert nach
andern zu erhalten. Da nun aller folgende
veränderliche Zustand im ersten Grund hat: s
kennen wir daraus, daß hier nicht die Elem
nach einem wilden Ungefähr zusammen gest
sind, sondern daß die ewige Weisheit des S
pfers das erste Maaß und die erste Mischung
Elemente und ihrer Kräfte mit genauer Vorse
auf alle zukünftige Zeiten eingerichtet hat.

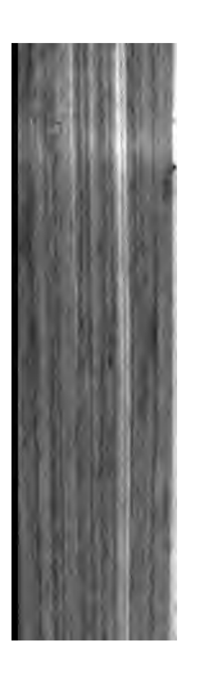
§ 4.

Ich muß noch ein drittes Beyspiel der g
chen Vorsehung anführen, welches uns gera
dem Hauptzwecke der Schöpfung leitet, ver
dessen alle mögliche Lebendige in der Welt ei
ständiges Wohnhaus haben sollten. Wir fi
also auf unserm Erdboden so viel tausend Arte
bendiger Thiere, als nur seyn konnten, die
ihr Geschlecht in einem gewissen Verhältnisse
pflanzen. Dazu sind jeder Art ihre beson
Werkzeuge des Lebens, der Bewegung, Em
dung, Zeugung, und mancherley innere Triebe
Fertigkeiten, nebst äusserer Nahrung, als n
liche Mittel, verliehen. Die Wirkung davo

us klar vor Augen, daß nämlich alle und jede Thiere auf dem Erdboden nicht allein bleiben, sondern auch in ihrem Gleichmaaße und Verhältnisse gegen einander bleiben.

Nun hat jedes in seiner Fortpflanzung eine beständige Proportion, sowohl der Fruchtbarkeit überhaupt, als auch des männlichen und weiblichen Geschlechtes bekommen, welche von der Natur des Paares abhängt. Jede Vögel, Insecten, Fische, Schlangen, Schildkröten u. s. w. legen ihre beynahe gewisse Anzahl Eyer: und darinn ist bey verschiedenen Arten so großer Unterschied, daß die Zahl der Eyer von eins zu vielen hunderttausenden steigt. Andere Thiere, die lebendige Jungen werfen, haben ebenfalls ihre gesetzten Schranken der Fruchtbarkeit; die aber bey weitem nicht an die Fruchtbarkeit der Insecten und Fische reichet. In jeder Art ist eine beständige Proportion des männlichen und weiblichen Geschlechtes. Denn wie z. B. bey Menschen die weiblichen Geburten sich gegen die männlichen, wie dreyzehn zu vierzehn, oder, nach genauerer Berechnung, wie zwanzig zu ein und zwanzig verhalten: so legen die Tauben, welche ordentlich paarweise eine unzertrennliche Ehe führen, jedesmal auch nur zwey Eyer, davon das erste gemeiniglich einen Tauber, das andere eine Taube enthält †. Ueberhaupt ist in allen Arten eine solche Austheilung des zwiefachen Geschlechtes, daß jedes seinen Gatten findet.

† Siehe die öconomisch-physicalischen Abhandlungen, den 5ten Theil, p. 96.



bracht seyn, wenn entweder ihre
nicht so fruchtbar gewesen, oder die
männlichen und weiblichen Geschlecht
Ungefähr wäre überlassen worden.
bald diese bald jene Thierart an ihr
genugsames Futter gefunden haben
Verhältniß zwischen ihrer Vermeh
Futter gewesen wäre; oder sie würd
Witterung an dem Orte, wo ihr F
war, nicht haben vertragen können
eine oder die andere Thierart durch
aufgerieben und ausgerottet seyn, w
lichen fruchtbarer gewesen, oder
Stärke, Geschwindigkeit und List
ten, und die Unschädlichen hierinn n
sie jetzo sind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeiget also seine
fenbar in dergleichen Erhaltung a
auf dem Erdboden, so ferne er aller

messen hat; so daß jede Art gegen alle widrige Fälle, die sich in der Folge der Zeit äußern werden, zulänglich versehen ist, und doch davon in gebührenden Schranken gehalten wird.

§ 5.

Es ist demnach so ferne aus der Erfahrung klar, daß Gott, bey dem Rathschlusse der Schöpfung, zugleich die ganze künftige Folge der natürlichen Begebenheiten, nach seinem Zwecke, vorsichtig überdacht habe. Darinn liegt denn folglich ein Beweis, daß er sie auch weislich bestimmet und gewollt haben müsse. Allein, was den fortdaurenden Einfluß seiner Macht, oder seine Wirkung in die Erhaltung der Welt betrifft; so wird dieselbe aus den Beobachtungen der Natur etwas schwerer werden, zu erkennen. Denn wodurch wollen wir sie von den natürlichen Wirkungen unterscheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder, daraus zu machen?

Lasset uns also erst die Begriffe durch besondere Merkmaale bestimmen, damit wir ohne Verwirrung sagen können, was wir nach der Erfahrung beobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche Wirkungen Gottes, gedenken, so setzen wir zwar, daß sie in der Welt oder in der Natur geschehen, oder daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun, und bloß leiden, sondern auch, daß die Wirkungen Gottes den Bemühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegen laufen. Eine solche Wirkung göttlicher

Macht

Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht seyn; denn sie würde derselben vielmehr widerstreiten. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unterrichter alle Augenblick ändern, und diesen und jenen davon frey sprechen wollte, so würde es nicht anders seyn, als ob er gar keine Gesetze gegeben, gar keine Unterrichter gesetzt hätte: er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren: und man würde von seinen Einsichten und Rathschlüssen nicht das Beste denken, wenn man gleich seine Obermacht erkennen müßte. Wenn denn auch Gott alles unmittelbar und durch Wunder thäte, so würde er alles alleine thun: und wozu hätte er denn eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geschaffenen Substanzen, und die Gesetze ihrer Natur, alle Augenblick hemmete: wozu hätte er sie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten, und umsonst geschaffen haben, nicht aber erhalten; und für sich würde er entweder die möglichen Naturmittel zu seinem Zwecke nicht eingesehen haben, oder auch seinen Zweck oft ändern, und seinem eigenen Einflusse in die Erhaltung der Natur entgegen arbeiten.

Da nun solche wunderthätige Wirkungen Gottes in der Natur hier in keine vernünftige Betrachtung kommen können, wo von der ordentlichen und beständigen Erhaltung die Rede ist: so fraget sich, welcher Einfluß seiner Macht sonst für die Erhaltung übrig bleibt, der sich von der Natur-

wirkung

hung unterscheiden ließe? Ich antworte: Da,
die Schranken der Natur, das ist, der Sub-
zen in der Welt und ihrer Kräfte, eine Abhän-
keit von einem unendlichen Wesen erfordern, da
enket man sich nicht allein vernünftig einen
ksamen Einfluß einer unendlichen Macht in die
haltung der Substanzen und ihrer Kräfte, wel-
: ihrer Natur und der Absicht der Schöpfung
äß ist; sondern derselbe Einfluß läßt sich auch
erne aus der Erfahrung wahrnehmen, als diese
in dem Eingeschränkten auf das Unendliche
weist.

Wir können uns einen Begriff solcher Erhal-
g machen, wenn wir eine Vergleichung von
sittlichen Einflusse nehmen, den eines Regen-
Obermacht in das Daseyn der Unterrichter, und
ihre abhängende Macht bey der Handhabung der
setze hat. Die unteren Obrigkeiten, und ihre
acht, nebst den Gesetzen, wornach sie dieselbe
üben, haben nicht allein ihr erstes Daseyn und
en ersten Ursprung von des Oberregenten Macht,
dern auch ihre Dauer von dem fortfahrenden
fluße dieser Macht. Wenn dieser Einfluß auf-
rte, wenn der Regent nicht allezeit die Richter,
setze, Sprüche bestätigte, für die seinen erken-
e, und ihnen den Nachdruck seines unveränder-
Willens und seiner Obermacht verliehe: so
rden auch Richter, und richterliche Macht, Ge-
e und Sprüche, nichts mehr seyn. Die Ursa-
dessen liegt in der Abhängigkeit dieser Dinge
der Obermacht des Regenten, und in ihrem
geschränkten Wesen. Und eben diese Ursache

muß

Nun sind aber die Thiere und ihre E
Jungen, sowohl der Nachstellung und
anderer unterworfen, als sie von der W
und Fruchtbarkeit abhängen. Wäre nun
Vorsehung gewesen: so würde in aller der Z
diese bald jene Thierart in sich vergang
ausgerottet, oder verdrungen, und auf we
bracht seyn, wenn entweder ihre Fortpf
nicht so fruchtbar gewesen, oder die Erzeugu
männlichen und weiblichen Geschlechtes einem
Ungefähr wäre überlassen worden. Es
bald diese bald jene Thierart an ihrem Or
genugsames Futter gefunden haben, wen
Verhältniß zwischen ihrer Vermehrung un
Futter gewesen wäre; oder sie würden die L
Witterung an dem Orte, wo ihr Futter zu
war, nicht haben vertragen können. Es
eine oder die andere Thierart durch die Gef
aufgerieben und ausgerottet seyn, wenn die
lichen fruchtbarer gewesen, oder mehr S
Stärke, Geschwindigkeit und List bekomm
ten, und die Unschädlichen hierinn nicht so g
sie jetzo sind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeiget also seine Vorseh
fenbar in dergleichen Erhaltung aller Th
auf dem Erdboden, so ferne er aller Natur,
zeuge, Fruchtbarkeit, Geschlecht, Größe
sen, Stärke, Geschwindigkeit, List, un
Triebe, nach ihrem bestimmten Futter, n
Witterung eines jeden Landes, und üb
nach allem, was ihnen auf alle künftige
schaden oder nutzen konnte, aufs genauest

effen hat; so daß jede Art gegen alle widrige
älle, die sich in der Folge der Zeit äußern wer-
n, zulänglich versehen ist, und doch davon in
bührenden Schranken gehalten wird.

§ 5.

Es ist demnach so ferne aus der Erfahrung
ar, daß Gott, bey dem Rathschlusse der Schö-
ung, zugleich die ganze künftige Folge der na-
rlichen Begebenheiten, nach seinem Zwecke, vor-
chtig überdacht habe. Darinn liegt denn folglich
n Beweis, daß er sie auch weislich bestimmet
nd gewollt haben müsse. Allein, was den fort-
aurenden Einfluß seiner Macht, oder seine Wir-
ung in die Erhaltung der Welt betrifft; so wird
ieselbe aus den Beobachtungen der Natur etwas
hwerer werden, zu erkennen. Denn wodurch
ollen wir sie von den natürlichen Wirkungen un-
rscheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder,
araus zu machen?

Lasset uns also erst die Begriffe durch besondere
Merkmaale bestimmen, damit wir ohne Verwir-
ung sagen können, was wir nach der Erfahrung
eobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche
Wirkungen Gottes, gedenken, so setzen wir zwar,
aß sie in der Welt oder in der Natur geschehen,
ber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht
llein gar nichts dazu thun, und bloß leiden, son-
ern auch, daß die Wirkungen Gottes den Be-
mühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte
ntgegen laufen. Eine solche Wirkung göttlicher
Macht

Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht seyn; denn sie würde derselben vielmehr widerstreiten. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unterrichter alle Augenblick ändern, und diesen und jenen davon frey sprechen wollte, so würde es nicht anders seyn, als ob er gar keine Gesetze gegeben, gar keine Unterrichter gesetzt hätte: er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren: und man würde von seinen Einsichten und Rathschlüssen nicht das Beste denken, wenn man gleich seine Obermacht erkennen müßte. Wenn denn auch Gott alles unmittelbar und durch Wunder thäte, so würde er alles alleine thun: und wozu hätte er denn eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geschaffenen Substanzen, und die Gesetze ihrer Natur, alle Augenblick hemmete: wozu hätte er sie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten, und umsonst geschaffen haben, nicht aber erhalten; und für sich würde er entweder die möglichen Naturmittel zu seinem Zwecke nicht eingesehen haben, oder auch seinen Zweck oft ändern, und seinem eigenen Einflusse in die Erhaltung der Natur entgegen arbeiten.

Da nun solche wunderthätige Wirkungen Gottes in der Natur hier in keine vernünftige Betrachtung kommen können, wo von der ordentlichen und beständigen Erhaltung die Rede ist: so fraget sich, welcher Einfluß seiner Macht sonst für die Erhaltung übrig bleibt, der sich von der Naturwirkung

irkung unterscheiden ließe? Ich antworte: Da,
o die Schranken der Natur, das ist, der Sub-
anzen in der Welt und ihrer Kräfte, eine Abhän-
gkeit von einem unendlichen Wesen erfordern, da
denket man sich nicht allein vernünftig einen
irksamen Einfluß einer unendlichen Macht in die
rhaltung der Substanzen und ihrer Kräfte, wel-
er ihrer Natur und der Absicht der Schöpfung
emäß ist; sondern derselbe Einfluß läßt sich auch
ferne aus der Erfahrung wahrnehmen, als diese
ns in dem Eingeschränkten auf das Unendliche
erweist.

Wir können uns einen Begriff solcher Erhal-
ung machen, wenn wir eine Vergleichung von
m sittlichen Einflusse nehmen, den eines Regen-
n Obermacht in das Daseyn der Unterrichter, und
ihre abhängende Macht bey der Handhabung der
setze hat. Die unteren Obrigkeiten, und ihre
acht, nebst den Gesetzen, wornach sie dieselbe
uchen, haben nicht allein ihr erstes Daseyn und
n ersten Ursprung von des Oberregenten Macht,
ern auch ihre Dauer von dem fortfahrenden
lusse dieser Macht. Wenn dieser Einfluß auf-
e, wenn der Regent nicht allezeit die Richter,
ze, Sprüche bestätigte, für die seinen erken-
und ihnen den Nachdruck seines unveränder-
Willens und seiner Obermacht verliehe: so
n auch Richter, und richterliche Macht, Ge-
d Sprüche, nichts mehr seyn. Die Ursa-
sen liegt in der Abhängigkeit dieser Dinge
: Obermacht des Regenten, und in ihrem
ränkten Wesen. Und eben diese Ursache
muß

muß auch in der Natur, bey der Dauer eingeschränkter Substanzen, ihrer Kräfte, und deren Gesetze gelten, daß alles seine Wirklichkeit von der unendlichen Obermacht des Schöpfers behält. Gleichwie aber der Einfluß der Obermacht des Regenten in die Bestätigung der Richter, Gesetze und Sprüche, der Verfassung des Staats nicht entgegen, sondern gemäß ist: so ist auch der göttliche Einfluß in die Erhaltung der Welt und ihrer Kräfte der Natur und dem Zwecke der Schöpfung nicht entgegen, sondern gemäß.

Wenn man nun die Erfahrung hat, daß ein Vermögen abhängig sey, und dabey in beständiger Wirkung bleibe: so sage ich nicht unrecht, daß man auch darinn von dem Einflusse der unabhängigen Macht eine Erfahrung habe. In der beständigen Handhabung der Untergerichte erkennen wir die Wirksamkeit der Obermacht; in dem beständigen Gehen des Zeigers an der Uhr sehen wir, daß die Feder auch beständig wirksam sey. Von dergleichen Erfahrungen will ich nun auch einige in der Natur namhaft machen, welche derselben Abhängigkeit von einer unendlichen Kraft, und also den Einfluß einer unendlichen Kraft in die Erhaltung der Natur zu erkennen geben.

§ 6.

Es ist der Erfahrung gemäß, daß jedes Dinges Ort, und dessen Veränderung, von seinen Nachbaren, und deren wirkenden Kräften, abhängt. Warum ruhet dieses Stück Holz, jenes schwimmt, das dritte fällt? Man gebe jedem andere Nachbaren: so wird das, was senkrecht fiel, horizontal

schwim-

schwimmen, das, was ruhete, wird fallen, das, was schwomm, wird ruhen. Selbst des ganzen Erdbodens Ort, und täglicher und jährlicher Lauf in der Welt, hängt von den Kräften und Wirkungen seiner Nachbaren, insonderheit der Sonne, mit ab: und es verhält sich mit den Fixsternen und Cometen nicht anders. Jedes Ort und natürliche Bewegung entsteht mit von den benachbarten. Eins hält das andere entweder im Gleichgewichte, oder stößt und schiebt es so lange fort, bis es an Nachbaren geräth, deren Kräfte den seinigen gleich sind.

Aus dieser Erfahrung habe ich oben schon geschlossen, daß die Natur nicht das erste Wesen seyn könne; weil vor der Natur, das ist, vor allen Kräften und deren gewisser Wirkung in einander, eine gewisse Stellung und Ordnung der Dinge gedacht werden muß, ehe die Kräfte in einander wirken, und diesen Lauf der Natur haben hervorbringen können. Ich habe also daraus bewiesen, daß ein Schöpfer oder Werkmeister seyn müsse, welcher diese Ordnung und Stellung der Dinge gemachet, die eine äusserliche Abhängigkeit von einander haben. Mich dünket aber, daß eben diese allgemeine Beobachtung auch des Schöpfers erhaltenden Einfluß in die Natur beweise. Denn die Abhängigkeit des Ortes und der Bewegung geht von Nachbaren zu Nachbaren. Warum ist a hier? weil bbb mit solchen Kräften um dasselbe sind. Warum sind aber bbb auf dieser Stelle? weil ccc dieselbe umgeben. Frage ich aber nach dem Grunde des Ortes von ccc, so muß ich mich weiter

ter auf ddd beziehen. Was folget daraus? E
weder müßte die Abhängigkeit der natürlichen
sachen von a ins Unendliche geschoben werd
welches in der That so viel hieße, als gar k
natürliche Grundursache geben; oder es muß
ne erste unendliche Kraft seyn, von welcher
natürliche Kräfte und deren Wirkungen
hängen.

Es wird vergeblich seyn, daß man sich
Welt selbst als einen wirklich unendlichen vol
Raum, und die Natur als eine unendliche Kr
darinn, vorstellen wollte. Es ist unleugbar, d
die Theile der Welt, als Fixsterne, Planeten, u
alle leblose und lebendige Körper, die wir vor A
gen haben, eingeschränkte, endliche Dinge u
zählbar sind. Eine Zahl aber von endlichen D
gen, die wirklich sind, kann nicht unendlich se
und folglich kein unendliches Ganzes ausmache
weil noch immer eine größere Zahl, als die wirk
che, gedacht werden kann. Gesetzt, daß auch d
Zahl der wirklichen Dinge alles Mögliche befasse
so muß doch die Zahl endlicher möglichen Din
erschöpflich, eingeschränkt, und endlich seyn. W
können uns davon bald überführen, wenn wir d
verschiedene Möglichkeit der Dinge, deren Besti
mung und Eigenschaft wir kennen, von der ob
sten Stufe bis zur untersten durchgehen. Wä
also in der Welt auch alle mögliche Dinge wirkli
wären, so würde doch ihre Anzahl bestimmt u
endlich seyn. Wie kann also die Welt, als ei
bestimmte Anzahl von lauter endlichen möglich
Dingen und Naturkräften, ein unendliches Ganz

au

ausmachen? Und wovon sollen die von einander abhängigen Kräfte der Natur endlich zuerst abhängen, wenn nicht eine unendliche Kraft ausser der Welt wäre, wodurch sie ihr Daseyn haben und behalten?

§ 7.

Es ist ferner der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte der Dinge in einem unaufhörlich anhaltenden Bemühen zu einer gewissen Veränderung bestehen; welches zwar durch Hindernisse an seiner Würkung kann gehemmet werden, aber dennoch auch mitten unter den Hindernissen beständig anhält, und daher den Augenblick, so bald nur der Widerstand weg ist, in gleichem Maaße seine Würkung leistet. Dieses ist an der Schwere klar zu erkennen. Denn wenn ein Körper auch tausend Jahre ruhet, so hat er doch in aller der Zeit nicht einen Augenblick aufgehöret, sich nach seiner senkrechten Bewegung zu bemühen, und den unter ihm liegenden Körper nach Maaße seiner Schwere zu drücken. Wenn man daher die unter ihm stehende Stütze wegschlägt, so bewegt er sich den Augenblick senkrecht, mit gleicher Stärke und Geschwindigkeit, als vormals.

Nun wird wohl ein jeder zugestehen, daß alle dauernde Kräfte der Natur ihren beständigen eigentlichen Sitz in den allerkleinsten untheilbaren Stoffen haben, und nicht erst durch die Zusammensetzung entstehen, noch mit derselben aufhören oder sich verändern. Denn wenn jedes dieser Grundstoffe nicht sein Maaß der Kräfte zur Zu-

sammen-

sammensetzung mitbrächte, sondern in sich u
tig wäre: so würde durch die Zusammen
vieler unkräftigen Urstoffe eben so wenig eine
entstehen, als aus der Zusammensetzung
Nullen eine Zahl werden kann [x]. Wie al
sich klar ist, daß die Kräfte der kleinsten u
baren Urstoffe eingeschränket sind: so erhell
auch, daß ihre Schranken nicht Schranke
Ausdehnung sind, sondern bloß intensive
Graden oder Stufen gedacht werden! ki
Wenn sie also, als eingeschränkte Kräfte,
nem steten Bemühen zur Veränderung bef
so müßte auch diese Veränderung ihre Grad
Stufen betreffen, das ist, die Kräfte müßte
jeder wirklichen Veränderung stärker oder
cher, vollkommener oder unvollkommener w
wie wir an unserer Seele wahrnehmen.
kömmt es denn, daß dieses Bemühen unver
und in gleicher Maaße fortdauret? daß es
aufhöret, noch zu- oder abnimmt? In der
selbst ist dieses nicht gegründet. Eine e
eingeschränkte Kraft kann ermüden und er
werden: sie kann aber auch durch ungehi
Ausübung stufenweise zunehmen. Ich glau
nicht, daß man eine vernünftige Ursache geben
warum die eingeschränkten Naturkräfte der
sten Urstoffe, welche sich so viel tausend
gegen mancherley Hindernisse bemühet habe
zwischen nicht abgenommen haben und sch

x Dieses ist bereits ausführlicher in der VI Ab
lung § 14. p. 469. sq. dargethan.

geworden sind, oder warum andere in ihrem unge-
hinderten Bemühen nicht zugenommen und stärker
geworden sind; als weil eine unendliche Kraft sie
stets nach dem bestimmten Maaße ihrer Schranken
erhält und unterstützet.

§ 8.

Ich werde mich, zum weiteren Beweise des
göttlichen Einflusses in die Natur, nicht unbillig
auf die künstliche Bildungen so vieler Millionen
Samen in den Thieren und Pflanzen berufen,
welche jährlich geschehen, und in keiner bloßen
Naturkraft zureichenden Grund haben können.
Ich will nur einen Fischrögen zur Betrachtung vor-
stellen. Ein gewisser Freund, der sich mit vieler
Einsicht um die Naturgeschichte bekümmert, er-
forschete die Anzahl Eyer in einem Kleiß [a], welcher
vierzehn Zoll lang, zwölf Zoll breit war, folgender
Gestalt. Er wog den ganzen Rögen, und fand
eilf Loth schwer. Nun zählte er in einem
Klümpchen Eyer, das einen Gran am Gewichte
ausmachete, mehr als zweyhundert Eyer. Wenn
ich zweyhundert und vierzig Gran auf ein Loth,
also zweytausend sechshundert und vierzig Gran

 auf

[a] ... ist eine Art Fische in der Nordsee, die einer
...einbutte an Figur, Größe und Geschmack nahe
...mt, nur daß ihm die harten Schuppen fehlen.
... habe selbst nachher fast eben die Proportion in
...m Dorschrogen gefunden; da dreyhundert
... zwey Aß Ducaten Gewicht ausmachen; der
... Rogen aber 10⅝ Loth wog.

auf eilf Loth gehen: so folgete, daß in dem ganzen Rögen mehr als fünfhundert und acht und zwanzig tausend Eyer enthalten waren. Wir wollen aber die übrigen, und selbst noch die acht und zwanzig tausend Eyer für das Gewicht der Haut abrechnen, welche den Bündel bekleidet: so sind doch gewiß fünf mal hundert tausend Eyer in dem Rögen eines einzigen solchen Fisches beschlossen. Ein jedes Eychen enthält schon seinen ganz zart gebildeten Fisch, der in der Eyhaut ganz sorgfältig eingepackt liegt. Alle Eyer sind ordentlich an die Zwischenwände des Rögens zu beyden Seiten angeheftet; und sie werden überhaupt von der gemeinschaftlichen äusseren Haut beschlossen, durch welche eine große Ader läuft, die ihre Aeste nach jeder Zwischenwand, und von da wieder fünf hundert tausend kleinere Aeste nach allen den Eyern schicket; wodurch ein jedes Ey seine Nahrung und sein Wachsthum empfängt.

Diese Bemerkung zeiget uns, daß die Sameneyer nicht ausser den Thieren schon zerstreuet in der Welt da gewesen, und etwa durch den Nahrungssaft einzeln zu ihrem Behältnisse geführet sind, sondern, daß sie alle mit einander, nebst ihren Häuten und Gefäßen, als ein zusammenhangendes Gewebe, auf einmal, und aus einer Materie, in dem Thiere selbst entworfen und gebildet worden. Es läßt sich aber auch keine innere Präformation gedenken; als ob alle Samen der künftigen Geburten schon in den Samen der ersten Thiere eingepackt gewesen wären. Denn so müßten wir, wider alle Vernunft, unendlich kleine wirkliche Theile annehmen: weil ein jedes Ey wenigstens eine Million mal klei-

ner

ner ist, als seine Mutter; und die zweyte Ordnung der Eyer, welche schon in diesem Eye stecken sollten, wieder eine Million mal kleiner seyn müßte, als das erste Ey, und eine Bimillion kleiner, als die erste Mutter. Was wird denn aus der dritten, vierten, tausendsten Ordnung, ja aus allen künftigen in alle Ewigkeit werden, welche schon, als die Nürnberger Schachteln, in einander, und alle in dem ersten Eye, oder in der ersten Mutter, eingepackt seyn sollten? zu geschweigen, daß auch die Erfahrung solcher Präformation widerspricht, weil bey den Krebsen und Polypen die verlorenen Theile wieder aufs neue gebildet werden *. Da wir

 also

* Die beyden Hypothesen theils der zerstreuten, theils der in einander beschlossenen Samen von Thieren und Pflanzen. sind die einzigen, welche noch einige Wahrscheinlichkeit oder wenigstens eine Möglichkeit vor sich haben, und uns bloß auf die einmal in der Schöpfung weislich gemachte Bildung verweisen. Unter vielen andern haben noch unlängst, jene Hypothese Herr Perrault in seiner Mechanique des Animaux, Opp. T. II. p. 481. sqq. diese Herr Charle Bonnet in seinen beliebten Werken sur l'Organisation und der Contemplation de la Nature, vertheidiget. Ich gestehe, daß ich von der Präformation, oder dem Emboitement gänzlich abgeschreckt bin, nicht sowohl weil mich die Imagination verläßt, als weil deutlich zu berechnen ist, daß diese Hypothese zu einer wirklich unendlichen Theilbarkeit führet, weil schon in der ersten Generation das Samenthierchen tausend Millionen mal kleiner seyn müßte, als das vollgewachsene Thier. Da nun in sechstausend Jahren von der Schöpfung an, etwa zwey hundert Generationen vergangen sind, oder viel-

also in jedem Jahre eine neue Bildung der Samen anzunehmen genöthiget sind: so fraget sich, welche mechanische oder elementarische Kraft und Regel bringet dieses zu wege? Wir können in dem organischen Baue der thierischen Körper und Pflanzen nichts weiter finden, als daß er die zum Samen dienliche Materie, so zu reden, sichte, presse, koche, und, wie andere Säfte, die aus der Nahrung gezogen, und durch die Gefäße getrieben werden, zusammen nach einem Behältnisse führe. Was giebt ihr denn die Bildung eines organischen Körpers? Wollten wir in den Gefäßen, wodurch die Samenmaterie gepreßt wird, ein Modell annehmen, welches der Materie eine gewisse Bildung gäbe, so würde dadurch höchstens nur eine äussere Gestalt und Figur des Samens entstehen. Woher aber würden alle innere Theile des Sameneyes so ordentlich gebildet? Der Herr Büffon, welcher dazu ein inneres mechanisches Modell ersonnen,

vielmehr bey den Fischen und Insecten, fast so viele Generationen zu setzen wären, als Jahre verflossen sind und künftig kommen möchten: so würden die Samenthierchen zuletzt wirkliche unendlich kleine Theile der ersten Generation werden. Eine unendliche Vielheit wirklicher Theile widerspricht aber der Wirklichkeit, da alles bestimmt seyn muß. Ich würde also weit eher die zerstreuten Samenthierchen oder Samenpflänzlein von determinirter Größe und Proportion annehmen, weil die Hypothese einfacher und an sich möglich ist, wenn mich nicht der Augenschein von fünfmal hundert tausend auf einmal und in einem Verbande gebildeter Sameneyer der Fische abhielte.

das auch den inneren Theilen der Samenkörner eine ordentliche Bildung eindrücken könne, nichts, das sich mit Verstande gedenken läßt, dern vielmehr was widersprechendes. Denn Modell eines zu bildenden Körpers kann ihm auf einer Fläche, sie sey äusserlich oder innerlich eine Form oder Figur geben, nicht aber den zen Körper in allen inneren kleinsten Theilen hdringen, ohne daß es den ganzen Raum selbst lle. Und wo bliebe denn der Körper, der durch Modell soll gebildet werden? Es ist dazu eine pothese, welcher die Erfahrung ganz entgegen weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwischen den ttertieren und Mutterpflanzen, und zwischen Frucht, sowohl äusserlich als innerlich, zu beken ist. So sind sie ja denn nicht in ihre Mo gegossen, oder über ihren Leisten geschlagen [z].

Noch andere haben in der Materie, woraus Samen der Thiere und Pflanzen gebildet wer, eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes ilchen bemühet wäre, sich zu seines Gleichen zu llen, und sich in gewisser Ordnung daran zu hängen,

[z] s verdienet hievon, ausser den Lettres à un Americain, des Herrn von Hallers Vorrede zu dem II Bande der deutschen Uebersetzung von des Herrn Büffon Naturhistorie gelesen zu werden; welche auch ins Französische übersetzet, zu Genf (Paris) 1751. 12. ans Licht getreten, und den Titel führet: Reflexions sur le Systeme de la generation de Mr. Buffon, traduites d'une Preface allemande de Mr. de Haller. G. G. Z. 1752. p. 181. sq.

hängen, oder anzuschliessen. Allein, wer sieht nicht, daß nach solcher Bildungsregel entweder ein einförmig gemischter Körper herauskommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geschieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige, was eine Verschiedenheit hat, jedes sich in einen besondern Klumpen sammlen, folglich nimmer ein ordentlicher Bau eines organischen Körpers aus verschiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen diese, dem andern jene Figur? was bildete die Fleischmuskeln bald so, bald anders? was fügete sie durch Knorpel und Sehnen zusammen? was durchflöchte sie mit Nerven, Drüsen, Schlag- und Blutadern? Alles dieses würde ohne und wider die gesetzte Bildungsregel geschehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Samenbildungen angenommen worden, ist alles bloß willkührlich, unzureichend, falsch, und zum Theile kindisch und lächerlich. Es wird auch nimmer, weder in dem organischen Baue der Mutterthiere und Pflanzen, ein mechanischer Grund solcher Bildung zu finden seyn; noch auch ein elementarischer in den kleineren Urstoffen der Samentheilchen, daß sie sich von selbst, nach so viel tausend Modellen, zusammen fügen. Man kann einem Jeden alle Naturkräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oscillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er sonst verlanget, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverständige Kraft seyn, in welcher für sich allein kein genugsamer Grund enthalten seyn kann, daß sich so viele

ver-

hiedene Theilchen, so zu reden, unter einander
ehen, und ohne alles äusserliche oder innere
rielle Modell, und wider die Aehnlichkeit ih-
Natur, bloß nach Absicht, Gebrauch und Nu-
eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze,
ntlich zusammen fügen. Gewiß, nichts kann
licher, verständiger, göttlicher seyn, als diese
er fortwährende neue Bildung so vieler Milli-
Thiere und Pflanzen; und wir werden durch
klaren Augenschein genöthiget, eine höhere
t eines verständigen Wesens zu erkennen, durch
Einfluß die blinden Kräfte der Urstoffe,
ysam als die Stralen durch den Spiegel, eine
tung zur Entwerfung so vieler künstlichen Bil-
en empfangen. Was oben wider das Ent-
n der Thiere durch ein blindes Ungefähr gesagt
en, gilt auch bey ihrer Fortpflanzung durch
e Naturkräfte. Man kann sich ja endlich
vorstellen, wenn erst die Urstoffe in ihrer
en Zusammenfügung sind, daß denn alles für
seinen ordentlichen Gang nimmt, und sich, so
den, von der Nothwendigkeit eines höheren
lusses immer mehr entfernet. Aber, weil die
te der kleinsten Urstoffe, welche die ersten in
Natur sind, auch die erste Zusammenfügung
n sollen, und doch für sich, als blinde Kräfte,
n Grund oder Regel zur ersten Bildung der
nen in sich halten: so liegt uns darinn die
vendige Abhängigkeit von einem göttlichen
lusse klärlich vor Augen.

ter auf d d d beziehen. Was folget darau
weder müßte die Abhängigkeit der natürli
sachen von a ins Unendliche geschoben
welches in der That so viel hieße, als
natürliche Grundursache geben; oder es
ne erste unendliche Kraft seyn, von wel
natürliche Kräfte und deren Wirkun
hängen.

Es wird vergeblich seyn, daß man
Welt selbst als einen wirklich unendliche
Raum, und die Natur als eine unendlic
darinn, vorstellen wollte. Es ist unleugb
die Theile der Welt, als Fixsterne, Plan
alle leblose und lebendige Körper, die wir
gen haben, eingeschränkte, endliche Di
zählbar sind. Eine Zahl aber von endlic
gen, die wirklich sind, kann nicht unendl
und folglich kein unendliches Ganzes aus
weil noch immer eine größere Zahl, als di
che, gedacht werden kann. Gesetzt, daß
Zahl der wirklichen Dinge alles Mögliche
so muß doch die Zahl endlicher möglichen
erschöpflich, eingeschränkt, und endlich seyn
können uns davon bald überführen, wenn
verschiedene Möglichkeit der Dinge, deren
mung und Eigenschaft wir kennen, von d
sten Stufe bis zur untersten durchgehen.
also in der Welt auch alle mögliche Dinge
wären, so würde doch ihre Anzahl bestim
endlich seyn. Wie kann also die Welt,
bestimmte Anzahl von lauter endlichen m
Dingen und Naturkräften, ein unendliches

ausmachen? Und wovon sollen die von einander abhängigen Kräfte der Natur endlich zuerst abhängen, wenn nicht eine unendliche Kraft ausser der Welt wäre, wodurch sie ihr Daseyn haben und behalten?

§ 7.

Es ist ferner der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte der Dinge in einem unaufhörlich anhaltenden Bemühen zu einer gewissen Veränderung bestehen; welches zwar durch Hindernisse an seiner Wirkung kann gehemmet werden, aber dennoch auch mitten unter den Hindernissen beständig anhält, und daher den Augenblick, so bald nur der Widerstand weg ist, in gleichem Maaße seine Wirkung leistet. Dieses ist an der Schwere klar zu erkennen. Denn wenn ein Körper auch tausend Jahre ruhet, so hat er doch in aller der Zeit nicht einen Augenblick aufgehöret, sich nach seiner senkrechten Bewegung zu bemühen, und den unter ihm liegenden Körper nach Maaße seiner Schwere zu drücken. Wenn man daher die unter ihm stehende Stütze wegschlägt, so bewegt er sich den Augenblick senkrecht, mit gleicher Stärke und Geschwindigkeit, als vormals.

Nun wird wohl ein jeder zugestehen, daß alle fortdaurende Kräfte der Natur ihren beständigen wesentlichen Sitz in den allerkleinsten untheilbaren Urstoffen haben, und nicht erst durch die Zusammensetzung entstehen, noch mit derselben aufhören, oder sich verändern. Denn wenn jedes dieser Urstoffe nicht sein Maaß der Kräfte zur Zu-

sammensetzung mitbrächte, sondern in sich unkräftig wäre: so würde durch die Zusammensetzung vieler unkräftigen Urstoffe eben so wenig eine Kraft entstehen, als aus der Zusammensetzung vieler Nullen eine Zahl werden kann [z]. Wie aber an sich klar ist, daß die Kräfte der kleinsten untheilbaren Urstoffe eingeschränket sind: so erhellet nun auch, daß ihre Schranken nicht Schranken der Ausdehnung sind, sondern bloß intensive nach Graden oder Stufen gedacht werden können. Wenn sie also, als eingeschränkte Kräfte, in einem steten Bemühen zur Veränderung bestehen: so müßte auch diese Veränderung ihre Grade oder Stufen betreffen, das ist, die Kräfte müßten bey jeder wirklichen Veränderung stärker oder schwächer, vollkommener oder unvollkommener werden, wie wir an unserer Seele wahrnehmen. Woher kömmt es denn, daß dieses Bemühen unverändert und in gleicher Maaße fortdauret? daß es weder aufhöret, noch zu- oder abnimmt? In der Natur selbst ist dieses nicht gegründet. Eine endliche eingeschränkte Kraft kann ermüden und erschöpft werden: sie kann aber auch durch ungehinderte Ausübung stufenweise zunehmen. Ich glaube also nicht, daß man eine vernünftige Ursache geben kann, warum die eingeschränkten Naturkräfte der kleinsten Urstoffe, welche sich so viel tausend Jahre gegen mancherley Hindernisse bemühet haben, inzwischen nicht abgenommen haben und schwächer gewor-

z Dieses ist bereits ausführlicher in der VI Abhandlung § 14. p. 469. sq. dargethan.

geworden sind, oder warum andere in ihrem ungehinderten Bemühen nicht zugenommen und stärker geworden sind; als weil eine unendliche Kraft sie stets nach dem bestimmten Maaße ihrer Schranken erhält und unterstützet.

§ 8.

Ich werde mich, zum weiteren Beweise des göttlichen Einflusses in die Natur, nicht unbillig auf die künstliche Bildungen so vieler Millionen Samen in den Thieren und Pflanzen berufen, welche jährlich geschehen, und in keiner bloßen Naturkraft zureichenden Grund haben können. Ich will nur einen Fischrögen zur Betrachtung vorstellen. Ein gewisser Freund, der sich mit vieler Einsicht um die Naturgeschichte bekümmert, erforschete die Anzahl Eyer in einem Kleiß [z], welcher vierzehn Zoll lang, zwölf Zoll breit war, folgender Gestalt. Er wog den ganzen Rögen, und fand ihn eilf Loth schwer. Nun zählte er in einem Klümpchen Eyer, das einen Gran am Gewichte ausmachete, mehr als zweyhundert Eyer. Wenn ich zweyhundert und vierzig Gran auf ein Loth, also zweytausend sechshundert und vierzig Gran

 auf

[z] Es ist eine Art Fische in der Nordsee, die einer Steinbutte an Figur, Größe und Geschmack nahe kömmt, nur daß ihm die harten Schuppen fehlen. Ich habe selbst nachher fast eben die Proportion in einem Dorschrogen gefunden; da dreyhundert Eyer zwey Aß Ducaten Gewicht ausmachen; der ganze Rogen aber 10⅝ Loth wog.

auf eilf Loth gehen: so folgete, daß in dem ganzen Rögen mehr als fünfhundert und acht und zwanzig tausend Eyer enthalten waren. Wir wollen aber die übrigen, und selbst noch die acht und zwanzig tausend Eyer für das Gewicht der Haut abrechnen, welche den Bündel bekleidet: so sind doch gewiß fünf mal hundert tausend Eyer in dem Rögen eines einzigen solchen Fisches beschlossen. Ein jedes Eychen enthält schon seinen ganz zart gebildeten Fisch, der in der Eyhaut ganz sorgfältig eingepackt liegt. Alle Eyer sind ordentlich an die Zwischenwände des Rögens zu beyden Seiten angeheftet; und sie werden überhaupt von der gemeinschaftlichen äusseren Haut beschlossen, durch welche eine große Ader läuft, die ihre Aeste nach jeder Zwischenwand, und von da wieder fünf hundert tausend kleinere Aeste nach allen den Eyern schicket; wodurch ein jedes Ey seine Nahrung und sein Wachsthum empfängt.

Diese Bemerkung zeiget uns, daß die Samenеyer nicht ausser den Thieren schon zerstreuet in der Welt da gewesen, und etwa durch den Nahrungssaft einzeln zu ihrem Behältnisse geführet sind, sondern, daß sie alle mit einander, nebst ihren Häuten und Gefäßen, als ein zusammenhangendes Gewebe, auf einmal, und aus einer Materie, in dem Thiere selbst entworfen und gebildet worden. Es läßt sich aber auch keine innere Präformation gedenken; als ob alle Samen der künftigen Geburten schon in den Samen der ersten Thiere eingepackt gewesen wären. Denn so müßten wir, wider alle Vernunft, unendlich kleine wirkliche Theile annehmen: weil ein jedes Ey wenigstens eine Million mal klei-

er ist, als seine Mutter; und die zweyte Ordnung der Eyer, welche schon in diesem Eye stecken sollten, wieder eine Million mal kleiner seyn müßte, als das erste Ey, und eine Bimillion kleiner, als die erste Mutter. Was wird denn aus der dritten, vierten, tausendsten Ordnung, ja aus allen künftigen in alle Ewigkeit werden, welche schon, als die Nürnberger Schachteln, in einander, und alle in dem ersten Eye, oder in der ersten Mutter, eingepackt seyn sollten? zu geschweigen, daß auch die Erfahrung solcher Präformation widerspricht, weil bey den Krebsen und Polypen die verlorenen Theile wieder aufs neue gebildet werden *. Da wir

 also

* Die beyden Hypothesen theils der zerstreuten, theils der in einander beschlossenen Samen von Thieren und Pflanzen, sind die einzigen, welche noch einige Wahrscheinlichkeit oder wenigstens eine Möglichkeit vor sich haben, und uns bloß auf die einmal in der Schöpfung weislich gemachte Bildung verweisen. Unter vielen andern haben noch unlängst, jene Hypothese Herr Perrault in seiner Mechanique des Animaux, Opp. T. II. p. 481. sqq. diese Herr Charle Bonnet in seinen beliebten Werken sur l'Organisation und der Contemplation de la Nature, vertheidiget. Ich gestehe, daß ich von der Präformation, oder dem Emboitement gänzlich abgeschreckt bin, nicht sowohl weil mich die Imagination verläßt, als weil deutlich zu berechnen ist, daß diese Hypothese zu einer wirklich unendlichen Theilbarkeit führet, weil schon in der ersten Generation das Samenthierchen tausend Millionen mal kleiner seyn müßte, als das vollgewachsene Thier. Da nun in sechstausend Jahren von der Schöpfung an, etwa zwey hundert Generationen vergangen sind, oder viel-

also in jedem Jahre eine neue Bildung der Sa
anzunehmen genöthiget sind: so fraget sich, w
mechanische oder elementarische Kraft und N
bringet dieses zu wege? Wir können in dem
nischen Baue der thierischen Körper und Pfla
nichts weiter finden, als daß er die zum Sa
dienliche Materie, so zu reden, sichte, presse,
und, wie andere Säfte, die aus der Nahrung
zogen, und durch die Gefäße getrieben werden,
sammen nach einem Verhältnisse führe.
giebt ihr denn die Bildung eines organischen
pers? Wollten wir in den Gefäßen, wodurch
Samenmaterie gepreßt wird, ein Modell a
men, welches der Materie eine gewisse Bil
gäbe, so würde dadurch höchstens nur eine ä
Gestalt und Figur des Samens entstehen.
her aber würden alle innere Theile des Samen
so ordentlich gebildet? Der Herr Büffon,
cher dazu ein inneres mechanisches Modell

vielmehr bey den Fischen und Insecten, fast so
Generationen zu setzen wären, als Jahre verf
sind und künftig kommen möchten: so würde
Samenthierchen zuletzt wirkliche unendlich
Theile der ersten Generation werden. Eine u
liche Vielheit wirklicher Theile widerspricht
der Wirklichkeit, da alles bestimmt seyn muß.
würde also weit eher die zerstreuten Samen
chen oder Samenpflänzlein von determinirter G
und Proportion annehmen, weil die Hypothes
facher und an sich möglich ist, wenn mich nic
Augenschein von fünfmal hundert tausend gr
mal und in einem Verbande gebildeter Same
der Fische abhielte.

das auch den inneren Theilen der Samen eine ordentliche Bildung eindrücken könne, nichts, das sich mit Verstande gedenken läßt, ern vielmehr was widersprechendes. Denn Modell eines zu bildenden Körpers kann ihm auf einer Fläche, sie sey äusserlich oder inner- eine Form oder Figur geben, nicht aber den en Körper in allen inneren kleinsten Theilen hdringen, ohne daß es den ganzen Raum selbst le. Und wo bliebe denn der Körper, der durch Modell soll gebildet werden? Es ist dazu eine othese, welcher die Erfahrung ganz entgegen weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwischen den tterthieren und Mutterpflanzen, und zwischen Frucht, sowohl äusserlich als innerlich, zu be- en ist. So sind sie ja denn nicht in ihre Mo- gegossen, oder über ihren Leisten geschlagen [3].

Noch andere haben in der Materie, woraus Samen der Thiere und Pflanzen gebildet wer- , eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes ilchen bemühet wäre, sich zu seines Gleichen zu len, und sich in gewisser Ordnung daran zu

 hängen,

3 verdienet hievon, ausser den Lettres à un Ame- ricain, des Herrn von Hallers Vorrede zu dem I Bande der deutschen Uebersetzung von des Herrn Büffon Naturhistorie gelesen zu werden; welche auch ins Französische übersetzet, zu Genf (Paris) 1751. 12. ans Licht getreten, und den Titel führet: Reflexions sur le Systeme de la generation de Mr. Buffon, traduites d'une Preface allemande de Mr. de Haller. G. G. Z. 1752. p. 181. sq.

hängen, oder anzuschließen. Allein, wer sieht nicht, daß nach solcher Bildungsregel entweder ein einförmig gemischter Körper herauskommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geschieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige, was eine Verschiedenheit hat, jedes sich in einen besondern Klumpen sammlen, folglich nimmer ein ordentlicher Bau eines organischen Körpers aus verschiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen diese, dem andern jene Figur? was bildete die Fleischmuskeln bald so, bald anders? was fügete sie durch Knorpel und Sehnen zusammen? was durchflöchte sie mit Nerven, Drüsen, Schlag- und Blutadern? Alles dieses würde ohne und wider die gesetzte Bildungsregel geschehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Samenbildungen angenommen worden, ist alles bloß willkührlich, unzureichend, falsch, und zum Theile kindisch und lächerlich. Es wird auch nimmer, weder in dem organischen Baue der Mutterthiere und Pflanzen, ein mechanischer Grund solcher Bildung zu finden seyn; noch auch ein elementarischer in den kleineren Urstoffen der Samentheilchen, daß sie sich von selbst, nach so viel tausend Modellen, zusammen fügen. Man kann einem Jeden alle Naturkräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oscillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er sonst verlanget, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverständige Kraft seyn, in welcher für sich allein kein genugsamer Grund enthalten seyn kann, daß sich so viele

ver-

chiedene Theilchen, so zu reden, unter einander
lehen, und ohne alles äusserliche oder innere
terielle Modell, und wider die Aehnlichkeit ih-
Natur, bloß nach Absicht, Gebrauch und Nu-
eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze,
mtlich zusammen fügen. Gewiß, nichts kann
ftlicher, verständiger, göttlicher seyn, als diese
ner fortwährende neue Bildung so vieler Milli-
n Thiere und Pflanzen; und wir werden durch
klaren Augenschein genöthiget, eine höhere
ift eines verständigen Wesens zu erkennen, durch
n Einfluß die blinden Kräfte der Urstoffe,
chsam als die Stralen durch den Spiegel, eine
htung zur Entwerfung so vieler künstlichen Bil-
gen empfangen. Was oben wider das Ent-
en der Thiere durch ein blindes Ungefähr gesagt
den, gilt auch bey ihrer Fortpflanzung durch
de Naturkräfte. Man kann sich ja endlich
l vorstellen, wenn erst die Urstoffe in ihrer
ten Zusammenfügung sind, daß denn alles für
seinen ordentlichen Gang nimmt, und sich, so
eden, von der Nothwendigkeit eines höheren
flusses immer mehr entfernet. Aber, weil die
ifte der kleinsten Urstoffe, welche die ersten in
Natur sind, auch die erste Zusammenfügung
n sollen, und doch für sich, als blinde Kräfte,
en Grund oder Regel zur ersten Bildung der
men in sich halten: so liegt uns darinn die
hwendige Abhängigkeit von einem göttlichen
flusse klärlich vor Augen.

§ 9.

Es ist demnach auch sinnlich offenbar, daß Gottes allmächtige Wirkung in die Welt nicht mit der Schöpfung ganz aufgehöret habe, sondern sich, wie sein Wissen und Wollen, über die ganze Dauer der Welt erstrecke, und seine Absicht in der Welt auf das Wohl der Lebendigen auch thätig hinausführe. Und dieses ist es, was wir eine göttliche Vorsehung nennen. Wir haben sie aber nicht nur als eine allgemeine, sondern auch als eine besondere, in Absicht auf uns, zu betrachten. Nicht zwar in dem Verstande, als ob Gott andere Dinge nur überhaupt und Geschlechterweise überdacht und bestimmet; aber bey den Menschen allein jeden besonders in seine Erwägung und Vorsorge genommen habe. Nein: in solchem Verstande würde alle Vorsehung, sowohl über lebendige als leblose Geschöpfe, eine besondere Vorsehung zu nennen seyn, weil seine Weisheit alle und jede, auch die allerkleinsten Theile und Begebenheiten in der Welt, in aller Folge der Zeit, aufs deutlichste betrachtet hat. Wir Menschen aber nennen die göttliche Vorsehung für uns eine besondere Vorsehung, so ferne sie eine ausnehmende Güte für unser Wohl enthält.

Der Begriff hat seinen guten Grund. Denn wenn es wahr ist, daß wir ausnehmende Vorzüge in unserm Wesen und Naturkräften zu einer höheren Glückseligkeit von Gott bekommen haben; und daß wir allein auf diesem Erdboden, durch die

Fähig-

igkeit, unsern Schöpfer zu erkennen und zu ver-
:n, in eine Gemeinschaft und Verbindung mit
gesetzt sind, wie ich oben ausführlich gezeigt
e: so muß auch die Absicht auf unser Wohl,
folglich seine Güte für uns, bey dieser Vorse-
g ausnehmend, und in solchem Verstande be-
der seyn; und ein jeder einzelner Mensch kann
muß sich diese besondere Vorsehung Gottes zu
er Beruhigung zueignen.

Er wird nun die allgemeine Einrichtung der
lt, die Naturkräfte und deren Regeln, den
Boden und dessen Bequemlichkeiten, als Dinge
ehen, die nach göttlicher Absicht auch ihm be-
ders zu Gute kommen sollen: da die ewige
rsehung auch auf ihn gedacht, und ihm in die-
prächtigen Gebäude für die Lebendigen auch
Daseyn und Leben zu seinem Wohl bestimmet
; da auch für ihn die ganze Natur geschäfftig
muß, und, wo nicht in allen Stücken körper-
hilft, dennoch allenthalben zu einem Lehrbuche
net, seinen Schöpfer und dessen Vollkommenheiten
erkennen, und daran ein vernünftiges Vergnügen
haben. Er wird nun das Gute, was er am Leibe
Gemüthe, an Gesundheit, Bildung, Kräf-
, Sinnen, Verstande, Witze, Gedächtnisse be-
, nicht unempfindlich genießen, als Dinge,
er etwa bloß einer blinden Naturkraft zuschrei-
dürfte, sondern er wird sie als Gaben ansehen,
ihm von dem weisen Schöpfer und Geber alles
ten zu einer vorzüglichen Glückseligkeit beschie-
sind; und wird um so viel mehr von dankba-
Empfindung, und von Eifer zur Erfüllung
göttli-

göttlicher Absichten, gerühret werden. Wenn er sich durch sein eigen Betragen eine Vollkommenheit oder äusserlichen Wohlstand erworben: so vergißt er nicht, daß ihm Gott dazu nicht allein die Kräfte und Gelegenheit gegeben, sondern auch die Regeln des Verstandes und Willens eingepräget, welche ihn auf den Weg der Wahrheit und Glückseligkeit gebracht; und wird durch die innere Süssigkeit, welche in dem Erkenntnisse und der Tugend gelegt ist, und durch die äußeren Belohnungen, die der Urheber der Natur mit solchen Handlungen verknüpft hat, desto williger, den weisen Vorschriften und Absichten seines Schöpfers zu folgen. Wiederfährt ihm ohne sein Zuthun etwas Gutes: so erfreuet es ihn desto mehr, weil er es nicht einem ungefähren Zufalle und blinden Glücke beymißt, sondern versichert ist, daß es ihm von dem großen Regenten der Welt, als ein außerordentlich Gnadengeschenk, wissentlich, durch die weise Verknüpfung der Dinge beschieden sey. Er bedenket oft, mit wie vielem Bösen er von Gott verschonet worden, dem er theils nach seinem Wesen in der Welt unterworfen war, theils auch sich selbst bloß gestellet hatte, so, daß es ihm schon über dem Kopfe schwebete. Er achtet fleißig auf die göttliche Führung, wie ihm dieses und jenes vermeynte Glück nur würde geschadet haben, und wie ihm hingegen mancher Mangel und manches Böse zum Mittel seiner Wohlfahrt gedeyen müssen. Er überläßt demnach alle seine Begierden und Leidenschaften in Gelassenheit einer so gütigen Vorsorge, nach welcher ihm nichts ohne den weisesten Rath

ederfahren kann, sondern alles zum Besten die-
n muß. Er genießt des Maaßes vom zeitlichen
lücke, das ihm bestimmet ist, in Zufriedenheit
d dankbarer Freude. Das Zukünftige, was er
eder voraussehen noch ändern kann, überläßt er
m großen Regierer der Welt unbesorgt: hoffet
nterdessen das Beste, ist aber auch bereit, die
nfälle, welche die Schwachheit seiner Natur und
in Stand in der Welt, nach der allgemeinen
erknüpfung der Dinge; mit sich bringen möchte,
trost und standhaft zu übernehmen. Er ist ver-
hert, daß ihm alles, nach dem Rathe der Vor-
hung, zum Besten gedeyen müsse; und er be-
achtet selbst die Widerwärtigkeiten, Krankheiten
d Schwachheiten des Alters, als Wohlthaten,
elche ihm die Lust dieses sinnlichen Lebens nach und
ch benehmen, und sein Verlangen nach einer rei-
nern und dauerhafteren Glückseligkeit erwecken
llen; ist auch gänzlich überführet, daß Gott ihm
ine solche Natur gegeben haben würde, nach de-
n Regeln er eine Vorstellung und ein Verlangen
ch einer zukünftigen besseren Glückseligkeit haben
uß, wenn er ihn nicht nach seiner gütigen Vorse-
ung dazu bestimmet hätte.

§ 10.

Diese Verfassung des Gemüthes ist ohne Zwei-
l die einzige, welche unsere Begierden in Ord-
ung bringen, und uns bey allen Begebenheiten
der Welt getrost, zufrieden und vergnügt ma-
en kann: sie ist auch die einzige, welche in unse-
r Natur, in der Verknüpfung der Dinge, und

in

in den göttlichen Vollkommenheiten und Abs
Grund hat. Da sie nun besonders aus der l
führung von Gottes gnädiger Vorsehung entsp
so müssen diejenigen eine sehr verkehrte Vorst
davon haben, denen die göttliche Vorsehung
Anstoße und Fallstricke gedeyet, daß sie darül
Verwirrung, Unruhe, Misvergnügen und
zweifelung gerathen. Sie machen sich nä
nach ihrem Unverstande und ihren Lüsten, ein
und eine Regel, wie die göttliche Vorsehun
schaffen seyn und verfahren müßte, wie die
aussehen, und wie sie regiert werden sollte.
da es nicht allwege so ist und geht, wie s
wollten: so können sie nun gar keine Vorse
keine Weisheit, Absicht oder Güte, ja k
Gott mehr in der Welt sehen. Alles ist ihnen
kehrt, unordentlich, widrig. Sie berauschen
zwar zum Theil in den gegenwärtigen Lüsten,
sie ihren Verdruß und ihre Verzweifelung übe
ben mögen. Dennoch dünket ihnen das Leben
überwiegender Unlust, und die Welt mit lauter B
angefüllt zu seyn. Sie sind nach ihren Gedc
durch ein bloßes Ungefähr, oder durch eine b
Nothwendigkeit, durch eine leblose Natur, di
selbst nicht kennet, in solche Welt hinein gewo
und täglich gleichsam allen Fluthen, Klippen
Stürmen einer wilden See, ohne einen St
mann zu haben, bloß gestellet; und in t
trost- und hoffnungslosen Ungewißheit ihres S
sales, eilen sie dem Tode, als dem gänzl
Ende ihres Seyns, mit Furcht und Zittern
gegen.

Grund dieser unglückseligen Gemüthsver-
egt in verschiedenen Irrthümern von der
ıg; obwohl auch ein verkehrter Wille daran
haben scheint.

Sie meynen, wenn eine Vorsehung wäre,
gar keine Unvollkommenheit und kein
der Welt seyn: gleich als ob eingeschränk-
, woraus die Welt besteht, gänzlich voll-
und von Mangel und Bösem frey seyn

Sie unterwinden sich, über die Unvollkom-
ı und das Böse in der Welt Richter zu
eich als ob ein Mensch die Verbindung
reinstimmung aller Dinge übersehen könn-
nicht oft, nach seinem engen Erkenntnisse,
was zur Vollkommenheit des Ganzen ge-

Sie setzen sich zum Mittelpunkte der gan-
r, und wollen, daß alles allein für sie,
ihrem Wunsche, geschaffen seyn sollte:
ob die Welt nicht eben darum vollkom-
ire, da sie für alle mögliche Lebendige ein-
ist; und als ob eine solche Welt ihnen
ıt vortheilhafter wäre, als diejenige, wel-
va für sich allein, nach ihrem Sinne, bauen

Sie fordern von der göttlichen Vorsehung
te und heitere Tage in der Welt; da doch
en und gemischten ihnen schon so gut sind,
eselben nicht ertragen können.

Sie wollen das Böse, gegen alle Natur und
fung der Dinge, von sich abgewandt wis-
sen;

sen; und fordern eine Vorsehung, die stets Wunder für sie thun soll, und die über die Tugendhaften nichts als Gutes, über die Lasterhaften nichts als Böses verhängete: da doch durch stete Wunder, statt Eines Bösen, tausendfältiges würde eingeführet werden; nun hergegen selbst das Böse zum Mittel des Guten angewandt ist.

6. Sie schränken die Vorsehung auf dieses Leben ein, und schneiden sich selbst alle Hoffnung zu einem künftigen ab: da doch dieses die vornehmste Absicht der göttlichen Vorsehung über die Menschen, und der kräftigste Trost aus derselben ist, daß sie unsere Gedanken und Begierden auf eine dauerhaftere und höhere Glückseligkeit richtet.

Allein, die genauere Beantwortung dieser Zweifel erfordert eine besondere Abhandlung, worinn ich sie nach einander durchgehen und beantworten werde [4].

4 Der erste Irrthum ist in der folgenden IX Abhandlung erörtert, § 1. 2. 3. der zweyte § 4. 5. 6. der dritte § 7 — 10. der vierte § 11. 12. der fünfte § 13 — 19. der sechste § 20. und in der X Abhandlung.

Die neunte Abhandlung,

Worinn die Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung gezeiget wird.

§ 1.

lasset uns die irrigen Vorstellungen, welche ge-
gen die göttliche Vorsehung Zweifel erregen,
ch einander durchgehen. Der erste Einwurf ist
r alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorsehung
, woher kömmt denn die Unvollkommenheit und
s Böse in der Welt? Er setzet eines Theils ganz
he zum Grunde, daß aus Gottes Wesen und
genschaften an sich nichts Unvollkommenes oder
öses, sondern lauter Gutes, herzuleiten sey; und
s ist genug zu Gottes Rechtfertigung. Aber an-
rn Theils fehlet er darinn sehr, daß er das Wesen
d die Natur des Geschöpfes gar nicht in Be-
chtung zieht, was dieselben leiden oder in sich
ließen. Beydes muß gegen einander gehalten
rden, wenn man urtheilen will, wie viel Voll-
mmenheit der unendliche Schöpfer den endlichen
ingen ausser sich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben so verfahren, wenn wir
s verständigsten und besten Künstlers Werk in
hon und Erde untersuchen wollten: daß wir nicht
ein aus der Vollkommenheit des Verstandes und
r Wissenschaft des Künstlers, wie auch aus sei-
m guten Willen und Absicht immer fortschlössen,
e das Werk beschaffen seyn müßte; sondern auch

die Natur des Thons mit in Erwägung zög
was, vermöge derselben, möglich sey. W
wir den vollkommensten Regenten als den Sti
einer gewissen Republik betrachten; so werden
uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des R
genten selbst, eine platonische Republik in elysisch
Feldern vorstellen; sondern auch die Lage und N
tur des Landes, die Fähigkeit, Eigenschaft u
Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehme
um zu sehen, was der vollkommensten Weisheit ein
Regenten, bey einem solchen Volke, in einem solch
Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrach
man denn Gott nicht auch als den herrlichsten We
meister, aber in zerbrechlichen Gefäßen? als den w
festen Regenten, aber über endliche Geschöpfe?
bliebe dem höchsten Wesen seine Ehre, bey all
Unvollkommenheit der Natur.

Es ist der Vernunft entgegen, daß man d
Verhältniß zweyer Dinge gegen einander nicht na
beyder Natur und Wesen betrachtet; und m
muß auf solche Art nothwendig in mancherley W
derspruch verwickelt werden. So sind denn einig
Menschen dahin verfallen, daß sie wegen der U
vollkommenheit und des Bösen in der Welt, kei
Vorsehung, keine Schöpfung, keinen Gott erke
nen wollen: sondern die Welt und Natur für da
erste selbständige Wesen gehalten haben. Welch
Thorheit! Sie konnten nicht begreifen, daß ei
Werk des ersten selbständigen Wesens irgend ein
Unvollkommenheit oder Böses an sich haben kön
te; und nun können sie begreifen, daß das erst
selbständige Wesen selbst, nämlich, die Wel
welch

elche sie dafür halten, alle diese Unvollkommen-
iten und dieses Böse unter seinen wesentlichen Ei-
nschaften in sich fasset?

Andere haben aus der Welt ein Werk gemachet,
is von zweyen selbständigen, nothwendigen, ewi-
n, aber ganz widrigen Wesen, einem guten und
iem bösen, entstanden; so daß daher Gutes und
öses in der Welt unter einander gemischt wäre.
ber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und
is Böse von der Welt in den Werkmeister selbst
rsetzet, und noch dazu die Vollkommenheit des be-
n Wesens eingeschränket und abhängig gemachet.
Bie kann denn ein nothwendiges, unendliches
Besen zwiefach und verschieden seyn? wie können
beyde einen unendlichen Verstand, Willen und
lacht haben, da doch das eine nicht denket, will,
id kann, wie das andere? Ihre Einsicht und
r Zweck laufen wider einander: das eine will das
bute, das andere das Böse: das eine hat so we-
ig Macht, als das andere, seinen Willen gänzlich
i Stande zu bringen. Sie werden dennoch bey
em streitenden Willen entweder eins, ein jedes das
Seine zu dem Werke beyzutragen; oder das Eine
inn doch nicht hindern, daß dasjenige, was es
emachet hat, von dem Andern wieder verdorben
irb. Welche Begriffe! wie haben die Menschen
blind seyn können, dergleichen Gemenge in ih-
n Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein
rscheuter Mann neuerer Zeit seinen Witz ver-
hwenden mögen, dieser Meynung eine Farbe zu
ben?

§ 2.

Es gereichet dem Herrn von Leibniz unsterblichen Ruhme, daß er diesen Nebel, de Menschen so lange auf die gefährlichsten Irr verleitet hatte, durch ein neues Licht vertri und einen richtigen Mittelweg gewiesen hat, uns bey aller unserer Unvollkommenheit dennoch dem vollkommensten Wesen führet.

Ein unendlicher Verstand eines selbständi Wesens konnte sich nichts ausser sich als mi vorstellen, ohne nur eingeschränkte, veränder abhängige Dinge. Denn wenn ihnen nicht Vollkommenheit mangeln sollte; wenn sie wesentliche Schranken, unveränderlich, unab gig, nothwendig, selbständig, ewig seyn soll wie könnten sie denn als solche gedacht werden, bloß durch Gott, als das erste Wesen, ihre W lichkeit erhalten müßten? Wenn also nichts a Gott als eingeschränkte Dinge zu denken waren konnte auch bloß die verschiedene Möglichkeit Schranken eines jeden Dinges besonderes W bestimmen; nicht anders, als es sich in den F ren verhält, davon so viele, verschiedener Art Wesens, möglich sind, als die Einschränkun nes Raumes Verschiedenheit leidet.

Aber eben darum, weil ein jedes ausser möglicher Ding seine eigene wesentliche Schra der Vollkommenheit haben mußte, und ohne selben eben so wenig das seyn konnte, was es als ein Dreyeck ein Dreyeck seyn, und doch di genschaften eines Zirkels haben kann: so f

ich, daß etwas ausser jedes Dinges Schranken
r Vollkommenheit war, das ihm nach seinem
Wesen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleisch
e Härte und Festigkeit hätte, welche Stahl und
isen hat, so würde es nicht biegsam, und kein
leisch mehr seyn können. Wenn ein Baum, ein
blos Ding, Empfindung hätte, so würden sie zu
n Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft
sätze und sprechen könnte, so müßten wir ihn für
n Mittelding zwischen Menschen und Thieren hal-
n. Und wenn wir Engelverstand hätten, so wür-
en wir aufhören, Menschen zu seyn. Jedem sind
ine Schranken so wesentlich als den Figuren. Ein
Dreyeck kann nicht ohne Mangel der vierten Seite
nd des vierten Winkels, und also nicht als ein
Viereck gedacht werden. Und ein Viereck ist nicht
hne Mangel der Ründe eines Zirkels möglich.
Demnach konnte Gottes Verstand jedes ausser ihm
mögliche eingeschränkte Ding nicht ohne Mangel
iner andern oder mehreren Vollkommenheit ge-
enken.

Eben dieser wesentliche Mangel einer anderen
der mehreren Vollkommenheit, welcher von allen
ingeschränkten Dingen gedacht werden muß, ent-
ält auch die Möglichkeit des Bösen, sowohl des
atürlichen, als des sittlichen, Denn wenn Dinge
mit eingeschränkten Kräften von einander abhän-
gen, so muß auch möglich seyn, daß das schwächere
von dem stärkeren überwältiget, verdorben und
vernichtet wird; oder daß es sich in sich selbst durch
seine widrigen Kräfte aufreibt. Blumen und Pflan-
zen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre

Vernichtung durch äussere und innere Kräfte
lich wäre. Das Fleisch der Thiere konnte
unbiegsam hart seyn, und ohne Nahrung be
aber eben daher auch von Austrocknung, W
Krankheit und Tode nicht gänzlich frey seyn.
ten solche Seelen seyn, als der Thiere und
schen sind: so mußten auch ihre Vorstellung
einem organischen Körper abhängen; folglich
auch ein Mangel dieses oder jenes Sinnes
ein Wahnwitz bey ihnen möglich seyn. Ein
schränkter Verstand, der vieles gar nicht, a
dunkel, das meiste undeutlich vorstellet, i
dem Maaße seiner Schranken, mehr oder
ger, der Unwissenheit, Verwirrung, un
Irrthume unterworfen. Daher können
Mängel auch in der Vorstellung des Gu
Bösen äussern, und das Böse statt des Gu
wählet, das Gute als ein Böses verworf
den. Es ist also offenbar, daß eine Welt v
ter eingeschränkten Dingen ohne Möglichk
natürlichen und sittlichen Bösen nicht zu g
sey; und daß besonders die Glückseligkeit de
digen nicht höher, dauerhafter und rein
konnte, als jedes eingeschränkte Wesen litte

§ 3.

Was sollte nun die vollkommenste Weis
Vorsehung thun? Sollte Gott nach derselb
der gar keine Welt schaffen, damit nicht auc
Böses zur Wirklichkeit käme? Das hieße j
gen des Mangels einer Vollkommenheit,
möglich war, alle mögliche Vollkommenhe

[illegible] wegen des zufälligen Bösen, auch das [illegible] liche Gute aufheben; wegen der Endlichkeit [illegible] Schwanken des Lebens und der Lust, gar nie[illegible] Leben und Lust gönnen.

[illegible] Würde man den Fürsten für weise, gütig und [illegible] halten, oder ihm eine diesen Vollkommen[illegible] gemäße Vorsehung zuschreiben, der deswe[illegible] sein Land nicht bevölkerte, und keine Städte, [illegible] und Dörfer anlegte, weil nicht alle darinn [illegible] reich und bequem seyn, oder gleich [illegible] und vergnügt leben könnten? weil [illegible] und da verwundet werden oder ersaufen [illegible] alle endlich doch sterben müßten? weil [illegible] Diebstahl, Mord, Ehebruch, bey diesen [illegible] nicht gänzlich ausbleiben würden? [illegible] ein weiser, gütiger und mächtiger Regent [illegible] viel Gutes, als möglich ist, und machet [illegible] den Mangel und das Böse alle mögliche [illegible]. Er bekömmt dadurch die edele [illegible] sein Land mit Leben, Nahrung, Ueberflusse, [illegible] Künsten, Wissenschaften und guten Sitten, [illegible] Lust, Vergnügen und Glückseligkeit dergestalt [illegible], daß aller Mangel und Kummer dabey [illegible], und daß einiger Faulen und Bos[illegible] muthwilliges Verderben gegen der übrigen [illegible] und des ganzen Staats Wohlfahrt für [illegible] zu achten ist.

[illegible] wäre es denn der göttlichen Weisheit und [illegible] gemäß gewesen, die Schöpfung so vieler [illegible] Vollkommenheiten, wegen der ihrem [illegible] anklebenden Unvollkommenheit, zu unter[illegible]? Eine Welt, die alle mögliche lebendige in

sich fasset, begreift alle innere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, die möglich ist, und alle damit übereinstimmende äussere Vollkommenheit und Schönheit; so, daß darinn stets alle Stufen des Vergnügens, nach allen möglichen Arten des Lebens, durch Sinne, Triebe, Bewegung, Nahrung, Fortpflanzung, Verstand, Witz, Einsicht, Liebe, und alle höhere Kräfte genossen werden. Diese also wirklich zu machen, und allem, was einer Lust fähig war, Leben und Glückseligkeit nach seiner Art zu gönnen, das ist der grosse Zweck des Schöpfers gewesen.

Hiernach ist der ganze Bau der Welt aufs weiseste eingerichtet; und die Natur der leblosen Dinge ist stets für das Wohl der Lebendigen, ohne unser Denken und Zuthun, arbeitsam. Die mechanischen Regeln, wornach sowohl in den grossen Weltkörpern, als auf unserm Erdboden, alle sichtbare Begebenheiten erzeuget werden, stimmen an sich mit dieser Absicht unverbesserlich überein. Die körperlichen Werkzeuge der Lebendigen, zum sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, zum bewegen, nähren, zeugen, sprechen, sind mit wunderbarer Kunst zum Genusse der Lust gebildet. Die inneren Kräfte der Seele, die anerschaffenen Fertigkeiten und Künste der Thiere, die eingepflanzten Regeln, wornach sich unsere Vorstellung, Einbildungskraft, Erinnerung, unser Bewußtseyn, unser Verstand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäßen Glückseligkeit. Was also von diesem Ziele in der Welt abweicht, das kömmt nicht von dem, was Gott

zur

ur Wirklichkeit gebracht hat und erhält, (denn as ist alles untadelich, gut und vollkommen) ondern von den wesentlichen Schranken der Dinge, as ist, von dem Mangel solcher Vollkommenheit, ie das Wesen der Dinge nicht litte. Es ist nicht ie ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Re-eln, noch die gerade Absicht Gottes, sondern eine ufällige Begebenheit, welche ein Zusammenlauf er natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der we-entlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlasset.

In einer solchen Welt muß dennoch das Gute berschwenglich herrschen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, so ferne sie in einer Wirk-ichkeit besteht, gegründet ist. Das Böse muß lso weit überwogen werden, weil es nicht weiteren Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schran-en der Dinge, oder eine Abwesenheit mehrerer irklichen Vollkommenheit, veranlassen. Ja, elbst das Böse muß sich zum Guten lenken, und in Mittel der Vollkommenheit des Ganzen, oder uch einzelner Dinge und ihrer Arten und Geschlech-er, werden: weil es nur zufälliger Weise, selbst us den Regeln des Guten, entspringt, und dem-ach seine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchsten Weisheit und Güte gemäß, solche Abweichungen zulassen, da sie in der Vollkommenheit des Gan-en verschwinden, und ohne Aufhebung des Guten icht wegbleiben konnten, sondern vielmehr zu dessen Beförderung das Ihrige beytragen.

§ 4.

Es ist aber zweytens offenbar, daß solche Menschen, welche die Schöpfung und Vorsehung meistern, oft nach ihrem engen Erkenntnisse, und nach ihrer kurzen Einsicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und böse erklären, was in der That gut ist, und was zur Vollkommenheit sowohl des Ganzen, als der Geschlechter, Arten, und einzelner Dinge, gereichet. Daher es denn auch geschieht, daß sie das Böse in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergrößern, und das Uebergewicht des Guten desto weniger einsehen.

Eines Theiles sind sehr viele Dinge in der Welt, deren Absicht, Nothwendigkeit, Nutzen und Uebereinstimmung mit den andern, keines Menschen Verstand übersehen kann. Es gehöret ein unendlicher Verstand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Großen, im Kleinen, dem Raume und der Zeit nach, zu beurtheilen. So sehr wir nun von solcher Einsicht entfernet sind, so vermessen ist es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böse zu erklären, bloß weil man nicht weis, wozu es gut seyn sollte. Es kann in einem niedrigen Gesichtspunkte lauter Unordnung zu seyn scheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit seinem an der Erde schwebenden Kopfe, des besten Gartens Schönheit sich getrauete zu übersehen: würde er nicht allenthalben Mängel und ver-

kehr-

hrtes Wesen darinn zu finden vermeynen; zu-
al, wenn er sich einbildete, daß der Garten bloß
r ihn angelegt seyn müßte? Würden ihm nicht
e Beeten, Stauden, Töpfe, Bildsäulen, Hecken
id Lauben, ja selbst die Bluhmen und Frucht-
iume, allerwärts im Wege seyn, wenn er mit
inem Gatten wild herum schwärmen wollte? un-
rdessen, da des Herrn scharfes Auge aus seinem
ltane alle Schönheit dieser künstlichen und nutz-
iren Einrichtung mit dem größten Vergnügen
if einmal übersieht. Wie wollten wir Menschen,
e wir an der Erde kleben, von dem wahren
erhältnisse der Dinge in der ganzen Welt richti-
r urtheilen?

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit
vieler Dinge klärlich wissen, schließen wir weit
rmünstiger und billiger auf das, was wir nicht
issen, daß es gleichfalls nutzbar und gut seyn
erde; als daß wir, wider die erkannte Beschaf-
nheit so vieler Dinge, von andern, lediglich we-
m unserer Unwissenheit, gedenken wollten, als
sie unnütze, unordentlich, unvollkommen und
ise seyn sollten. Demnach hat das Tadeln der
Schöpfung und Vorsehung, auch in den besondern
ällen, wo kein Mensch die Güte der Dinge be-
eisen kann, den gerechten Vorwurf des Unver-
andes gegen sich.

Wie viele aber haben nicht schon ihre thörichte
Uebereilung im Tadel der Natur verrathen, da sie
manches aus bloßer Unwissenheit für unnütze und
öse erkläret, davon man jetzt klärlich zeigen kann,
aß es allerdings nützlich, und, wie zur Erhaltung

der

der Menschen oder Thiere, so auch zur Vollko
menheit des Erdbodens, überaus nöthig se
Wenn Lucretius, nach Epicuri Anweisun
darthun will, daß die Natur der Dinge nicht v
Gott seyn könne, weil sie so viele Fehler hat:
beruft er sich gleich anfangs darauf, daß Berg
Felsen, Wälder, Seen und Meere so vielen Pl
unnützer Weise einnähmen, ja daß zwey The
des Erdbodens vor gar zu großer Kälte und Hi
ganz unwohnbar wären [r]. Sehet theils eine gr
se Unwissenheit, theils einen verwegenen Schl
aus derselben! Er wußte nicht, daß die warm
und kalten Länder bewohnt und wohnbar wär
welches jedoch schon zu seiner Zeit vielen bekan
war. Unterdessen war er doch nicht befugt, so
folgern; ich weis nicht, daß die Länder bewoh
sind; also sind sie es auch nicht: ich kann nicht b
greifen, wie es möglich seyn sollte, daß Mensch
die strenge Kälte und Hitze aushielten; also ka
das auch nicht geschehen; also ist der Erdbod
ni

r) Lucretius V. 196.

Quod si jam rerum ignorem primordia quæ sint,
Hoc tamen ex ipsis cæli rationibus ausim
Confirmare, aliisque ex rebus reddere multis,
Nequaquam nobis divinitus esse paratam
Naturam rerum, tanta stat prædita culpa.
Principio, quantum cæli tegit impetus ingens,
Inde avidam partem montes, sylvæque ferarum
Possedere, tenent rupes, vastæque paludes,
Et mare, quod late terrarum distinet oras.
Inde duas porro prope partis fervidus ardor,
Assiduusque geli casus mortalibus aufert.



ichet nach weisem Rathe und Vorsehung eingerich-
t. So müssen sich die Menschen vergehen, und
lbst lächerlich machen, die sich erkühnen, den
Mangel ihrer Einsicht zum Grunde eines Tadels
er Werke Gottes zu legen. Wir wissen heutiges
Tages noch genauer und gewisser, als die Alten,
aß der Erdboden von den wärmsten Gegenden an,
is auf einen sehr hohen Grad der Kälte, seine
Einwohner habe und haben könne. Wir genießen
ie Vortheile mit so vielen nutzbaren und angeneh-
nen Dingen, die uns aus Ost- und Westindien,
aus Norwegen, Island, Grönland und Siberien
ugeführet werden. Wir bewundern demnach viel-
mehr die weise Vorsorge Gottes für uns Menschen,
aß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen
Erdbodens machen wollen, da unsere Natur sich
aller Kost und Luft in allen Gegenden gewöhnen
an; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in
em kleinen Erdstriche eingeschränkt sind, weil
nicht allerwärts ihr Futter finden, noch alle Luft
ragen können.

Der große Nutzen, welchen die Berge leisten,
auch nunmehro genugsam bekannt seyn [2].
n außer, daß es dem Auge so angenehm als
tig läßt, den steten Wechsel von Bergen,
ln, Thälern, Wiesen und Feldern zu
n, so sind die Berge mehrentheils ein beque-
ufenthalt für so viel Menschen und Vieh, die
daselbst

e Derham's Physicotheologie, III. B. 4. Cap.
E. Bertrand Essai sur les usages des Montagnes
une lettre sur le Nil, Zuric 1754. 8.

daselbst sichere Wohnung, reine und gesunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächse und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden seyn, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachsen verstattet. In dem Inneren der Berge werden uns allerley nutzbare und köstliche Metalle, Edelgesteine, Werkstücke und Erdgewächse erzeuget. Sie geben an sich der äusseren Erdrinde eine Festigkeit, zumal, wo sie in einer zusammenhangenden Kette fortgehen; sie sind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Wassers oder der Winde: und, was das vornehmste ist, so saugen sie aus dem Dunstkreise die Feuchtigkeit an sich, daß hernach von solchem durchgesickerten Wasser, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströhme ihren Ursprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu dessen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Genesmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbst die rauhen Eisberge, deren Gipfel von stetem Schnee und Eise starren, sind Schatzkammern dieser nöthigen Feuchtigkeit, welche sie in haushälterische Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, so viel nöthig ist, geschmolzen zufliessen lassen.

Ein Poete kann ja wohl, aber ein Weltweiser müßte nicht an den Gebirgen einen Abscheu finden, und sich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichsam als ein Paradies vorstellen. Denn es ist aus den jetzt angeführten Gründen leicht

t zu begreifen, daß alsdenn alle die angeregten
'theile wegfallen, und dagegen der Erdboden
:inen Sumpf und Morast stehender Wasser
)andelt seyn würde, darauf wegen der stinken-
und schädlichen Ausdünstungen kein Mensch
Thier dauren, noch von einem Orte zum an-
i kommen könnte [3]. Wenn man aber auch
rer Erde, wegen beständiger Abnahme der
'ge, eine vollkommene Ebene, auf künftige
'en, verkündigte: so bin ich desfalls unbesorgt.
weise Vorsehung, welche die jetzigen Berge
Felsen, durch natürliche Mittel, aus der
'e der See, mit allen darinn beschlossenen
ischeln, zu der jetzigen Höhe erhoben, hat das
ülen des Regens und das Wühlen des Mee-
so abgemessen, daß es nicht zur Verschlämmung
Erdbodens ausschlagen kann, sondern daß
ch eben die natürlichen Mittel sich noch jetzo, ob-
hl unvermerkt, die Berge wieder so viel erheben,
nöthig seyn wird.

Auf die Klage von dem vielen Wasser der
en und Meere, welches unsere Erdfläche un-
er Weise bedecken soll, will ich nur kürzlich die-
zur überführenden Antwort sagen, daß das
aß des Regens, Schnees und Thaues genug-
: beweist, es sey des Wassers auf der Erd-
he nicht zu viel. Denn es ist unleugbar, daß
Regen, Schnee und Thau von den Ausdün-
stun-

)er Herr Popowitsch hat in seiner Untersuchung vom Meere p. 187—194. diese Materie gründlich ausgeführt.



ſe, das iſt, zu viel Platz auf der E
men; ſondern daß ſich auch dari
Vorſehung des Schöpfers offenba
Maaß der natürlichen Urſachen ſo g
abgezielten Nutzen, auf alle künftig
gewogen. Wenn alſo das Waſſer
Oberfläche eingeſchränkt wäre: ſo w
ausdünſten, folglich auch zu wenig
oder Thau fallen; mithin würde d
ſehr vielen Orten dürre und unfrucht
wie er gegentheils, bey dem Mang
einer ſchlammichten Ueberſchwemmu
geweſen wäre. Er würde alſo in
unwohnbar ſeyn; und die Menſche
ren Unverſtand, welche eben das, w
und anderen Thieren gut und höch
für böſe und überflüßig erklären. Z
daß der Schöpfer in den Meeren ſe
nem großen Zwecke, deſto mehr Le

...ewiß haben wir Menschen noch nicht zu klagen, ...aß nicht Raum genug für uns auf der Erdfläche ...blieben sey. Denn es könnten noch weit ...ehr Menschen darauf wohnen und Nahrung ...nden.

§ 5.

Es ist ferner eine ungegründete Klage des Lucretius wider die Natur, oder vielmehr wider die ...orsehung, daß die übergebliebene Erdfläche uns ...cht von selbst Früchte darreiche, sondern mit ...ornen und Büschen überzogen sey, so daß sie erst ...it schwerer Arbeit bereitet werden müßte; dabey ...nnoch die hoffnungsvolle Saat entweder von ...itze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden ...rdürbe [4].

Wie schlecht kennet doch Lucretius der Men... ...hen Natur! Wie wenig weis er den Werth der ...rbeit zu schätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemü...

4 Lucretius V. 207.

Quod superest arvi, tamen id natura sua vi
Sentibus obducat, ni vis humana resistat,
Vitai causa valido consueta bidenti
Ingemere, & terram pressis proscindere aratris,
Si non fœcundas vertentes vomere glebas,
Terraïque solum subigentes, cimus ad ortus;
Sponte sua nequeant liquidas existere in auras.
Et tamen interdum magno quæsita labore,
Quam jam per terras frondent, atque omnia florent;
Aut nimiis torret fervoribus ætherius sol,
Aut subiti perimunt imbres, gelidæque pruinæ,
Flabraque ventorum violento turbine vexant.

Rr

Bemühung in den Mund wüchsen: so würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müßiggang entstanden seyn, weil niemand für seine Nothdurft zu sorgen gehabt hätte. Eine solche Lebensart würde alle edlere Kräfte der Menschen einschläfern und ersticken, daß sie auf keine Künste und Wissenschaften dächten, weil sie dazu nicht einmal den ersten Trieb von der Nothdurft empfiengen. Das Band menschlicher Gesellschaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden, weil selbst die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menschen nöthig hätten, sondern ein jeder für sich leben könnte, ohne dem andern gehorsam, gefällig und dienstfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menschliche Geschlecht in eine rohe, wilde und viehische Lebensart verfallen seyn, und ein jeder, wie bey den Thieren geschieht, wenn sie der Muttermilch entwachsen sind, und der Fütterung ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen, für sich in die Welt dahin laufen, ja von den Aeltern selbst weggewiesen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu danken, daß sich die menschlichen Vorzüge in uns hervorgethan, daß unser Witz zur Erfindung erweckt worden, und daß wir nun theils im Aeusserlichen bequemer leben, und mehr sinnliches Vergnügen genießen, als das Vieh; theils auch, daß wir gesellig, vernünftig und sittsam geworden sind, und daß Künste und Wissenschaften unter uns blühen. Die Arbeitsamkeit ist überhaupt den Menschen gut,

lsam und nöthig. Wenn seine regen Kräfte
mit nichts beschäfftigen, so ist er sich selbst eine
t, so wird ihm die Zeit lang, so verfällt er in
e dumme Unwissenheit, in eine faule und nieder-
chtige Wollust, und allerley andere Laster. Eine
beit hingegen ist seinem natürlichen Bemühen ge-
iß, und vergnüget ihn, wenn sie geräth und
ußen schaffet; ja desto mehr, je mehr Schwie-
keiten dabey zu überwinden sind, und je mehr
unst, Witz, Nachdenken, Vorsicht, Wissen-
aft dabey angewandt worden.

Was insonderheit die Landarbeit beym Acker-
rten- und Weinbau, oder bey der Viehzucht be-
fft: so dürfen sich die wenigsten Menschen da-
t bemühen. Es ist durch Witz und Ordnung
hin gebracht worden, daß die Arbeit eines klei-
n Theiles der Menschen zureichet, für das ganze
schlecht genugsame Lebensmittel zu schaffen; und
ß die übrigen sich mit andern guten Künsten und
issenschaften beschäfftigen können. Unterdessen
ben sich die edelsten Gemüther aus der Landwirth-
aft eine Lust gemachet: der Bauer selbst hat auch
ne Freude, und sieht seinen Fleiß mit Vergnü-
n gedeyen. Die jugendliche Gewohnheit machet
n die grobe Arbeit leicht, und wir, die wir der-
ichen nimmer angreifen, legen demselben die
npfindung, welche wir davon haben würden,
schlich bey. Wenn nicht manche Bauren faul
d dumm wären, und zu sehr an der alten Ge-
hnheit hiengen, als daß sie allerley Versuche zur
erbesserung machen sollten: so würden sie auch
Früchte ihres Fleißes reichlicher sammlen. Die

Witterung und andere Zufälle, welche dem Landmanne oft zuwider sind, haben sonst in der Verbindung der Dinge ihren großen Nutzen, und wenn sie das Wachsthum auf der einen Erdart hindern, so fördern sie dagegen dasselbe auf andern. Dadurch wird die Fruchtbarkeit überhaupt durch alle Länder und Landarten, und für das ganze menschliche Geschlecht, zur Gleichheit gebracht: der Miswachs hält auch in jedem Striche seinen Kreislauf, da man ein Jahr ins andere rechnen muß. Und überhaupt wäre es nicht gut, wenn nicht etwas von der Arbeit verloren gienge, und wenn die Natur das Bemühen des Landmannes, nach seinem Wunsche, so gar ergiebig vergölte. Wie würde er denn nicht selbst klagen, daß das Korn und die Früchte zu wohlfeil wären!

§ 6.

Lucretius beschweret sich weiter über die Vorsehung, daß so viele dem Menschen schädliche Thiere in der Welt sind; daß wir nackend, weinend, ohne Waffen, und ohne Vermögen uns selbst zu erhalten, auf die Welt kommen, und noch vieles Unglück im Leben auszustehen haben; dagegen die Thiere ihre beständigen Kleider und Waffen mitbringen, keines Spielzeuges, keines liebkosenden Lallens der Ammen, keines Wechsels der Kleidung, keiner Mauren und Städte bedürfen, und ihr Futter bereitet vor sich finden [5].

Aber

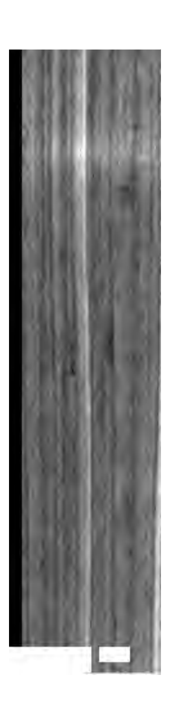
5 Lucretius V. 219.

Praeterea genus horriferum natura ferarum,
Humanae genti infestum, terraque marique,

Cur

...rum sind sie auch unvernünftig Vieh,
in den engen Schranken einer niedri-
...igkeit bestehen. Uns hergegen war die
...edürfniß nöthig, daß wir gesprächig,
künstlich, weise, gesellig, umgänglich,
...gendhaft und vorzüglich glücklich wür-
... aller Vollkommenheit immer höher
...ten. Hätten wir nach der Mutter-
weiteren Handreichung und Hülfe nö-
...rden wir, wie die Thiere, für uns le-
...Sprache lernen, und ohne dieselbe kei-
...ch unserer Vernunft machen, noch Un-
...chen können; folglich auch kein deutli-
...tseyn, kein Erkenntniß von uns und
...gen, keine Kunst oder Wissenschaft,
...emlichkeit des Lebens, kein höheres
des Gemüthes erhalten; vielweniger zu

... atque auget? cur anni tempora morbos
...nt? quare mors immatura vagatur?
...ro puer, ut sævis projectus ab undis
..., nudus humi jacet, infans, indigus omni
...xilio, quom primum in luminis oras
... ex alvo matris natura profudit;
...ue locum lugubri complet, ut æquum est,
...ndoin in vita restet transire malorum.
...e crescunt pecudes, armenta, feræque:
...pitacula eis opus est, nec quoiquam adhibenda est
...utricis blanda atque infracta loquela:
...rias quærunt vesteis pro tempore cæli
...e non armis opus est, non mœnibus altis,
...ua tutentur, quando omnibus omnia large
...ipsa parit naturaque dædala rerum.



und nach ihrer Vorschrift zur Sprac[...]
brauche der Vernunft, und zur Sitt[...]
nen, daß sie in allem guten Erkennt[...]
empfangen, tüchtige Menschen und [...]
und in einer anständigen Lebensart i[...]
bauen, und auf ihre Kinder fortpfla[...]

Sie können dabey alles dessen, [...]
re voraus zu haben scheinen, gerne e[...]
brauchen weder angeborne Haare, n[...]
Kleidung, weder Zahn noch Klaue, [...]
bel, zur Wehre und Waffen, weder [...]
ne, noch eine gewisse angeerbte Kuns[...]
rung und Erhaltung. Sie würden [...]
solche Naturgaben nur in einen niedri[...]
licher Vollkommenheit eingeschränke[...]
Sinnen, ihr Verstand und ihre Hände[...]
nug, Kleider, Waffen, Häuser, Nahrun[...]
nicht nur zur Nothdurft und Siche[...]
auch zur Gemächlichkeit und Erg[...]

Demnach ist eben der Mangel, worüber Lucretius die Vorsehung anklaget, der wahre Grund nserer vorzüglichen Glückseligkeit, und das beste Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwählen konnte, die menschlichen Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn sich alle Menschen ihrer Fähigkeit nach dieser Absicht gebrauchten: so würde von hundert jetzigen Elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von sich abwälzen, und auf ihr Schicksal schieben könnten; oder deren übrige Widerwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes versüßet, und dadurch das Leben einträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hierbey überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach seinen wesentlichen Schranken, jedem Thiere nach seiner Art des Lebens zukömmt, möglich wäre, dieselbe ihm dennoch vielmehr schaden würde; und also der Mangel einer mehreren Vollkommenheit so ferne nichts Böses, sondern was Gutes sey.

Ein Hund ist jetzt, bey seinem Hundesverstande, vergnügt mit den Brocken, die von des Herrn Tische fallen: er suchet sie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er draussen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird, dem Befehle zu gehorchen: er ist gleich munter, und freuet sich ungemein zu seinem Herrn, und zu einer guten Mine, die er bekömmt. Gebet ihm aber Menschenverstand, und sehet, wie alle seine Glückselig-

 keit

keit verschwinden wird. Was? denket er:
die ganze Nacht über wachsam seyn, und a
bey frieren? alles im Hause schläft auf
Betten, ich allein muß mich auf harten
und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lo
Kleidung zu bekommen, für die bloße
kaum giebt man mir so viel als zur Stil
oder, wenn ich ja was bekomme, so muß i
Gnadenbissen annehmen, was andere nicht
und was sie im Sande und Unflathe herum
haben? ich thue mein Bestes, jedem zu
und doch muß ich mich unverschuldet nach de
gensinne der Kinder und des Gesindes rupfe
prügeln lassen? das ist nicht länger auszu
Kurz, er läuft davon; er kehret in zehn Häu
und wird aus zehn Häusern wieder weggejag
man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufn
da findet ers allenthalben noch schlechter. E
nunmehr ohne Herrn allenthalben herum
stiehlt sein Brodt, so gut er kann, wird abe
der halb lahm geprügelt. Ja, daß ich doch
daß ich doch Sprache hätte! denket er, ich
mich so nicht placken lassen. Er fluchet a
Schicksal, das ihn so hat lassen geboren wer
stirbt vor Hunger und Verdrusse mit seinem
schenverstande.

Sehet hieran, was wir machen, wenn
Welt, und jedes Ding darinn, wollen besser
als wie es seyn kann, und wie es die g
Vorsehung geordnet hat. Es ist bloß ein
Wahn, und eine Schwachheit des Vers
Das, was wir besser heißen, würde gerade

ige seyn, welches den Zustand der Dinge verdürbe:
nd was uns eine Unvollkommenheit oder etwas
Böses zu seyn dünket, ist eben dasjenige, was zur
Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach rei-
ner Einsicht gut zu nennen ist.

§ 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Verge-
ungen namhaft machen, da man dieses und jenes
i der Welt mit bösen Augen ansieht, das doch in
er That untadelich, und nach den Regeln der höch-
en Weisheit und Güte bestimmt ist. Allein, wer
ch die Dinge nicht willkührlich verkehrt vorstellen
ill, der kann nach obiger Anleitung entweder
icht einsehen, was zur wesentlichen Vollkommen-
eit der Dinge gehöre, und was für Gutes darinn
ege, oder, so es ihm an solcher Einsicht mangelt,
i wird er sich auch bescheiden, daß er aus seiner
Unwissenheit keinen widrigen Schluß ziehen kön-
e, der so vielen klar erkannten Wahrheiten
iderspricht.

Jetzt will ich einen sehr gemeinen Irrthum be-
erken, welcher den Menschen noch bis auf den
eutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vor-
hung ganz verstellt. Sie setzen ihr Geschlecht,
i jeder sich allein, zum allgemeinen Mittelpunkte
nd äussersten Ziele aller übrigen Dinge. Was
nen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheil-
aft ist, das dünket ihnen überflüßig und unnütze
i seyn: und was nicht mit ihren Wünschen über-
instimmet, das erklären sie für unordentlich und
öse.

Daher kömmt es dann insonderheit, daß sie sich nicht darein finden können, warum so viele verächtliche Würmer, Insecten und Geschmeiß, ja so viele unbequeme, giftige und schädliche Thiere in der Welt sind; warum sie nicht allein sich einander fressen, stechen, saugen, und ihr Leben auf Unkosten anderer erhalten müssen; sondern auch den Menschen zur Last fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unlust und Schmerzen verursachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge und Begebenheiten in der Welt, die ihren Absichten entgegen sind, zu geschweigen.

Wenn wir Menschen aber allein die unermeßliche Größe der göttlichen Absichten erfüllen könnten; allein verdieneten, daß um unsernt willen eine Welt erbauet würde; allein verlangen könnten, daß sich alles Mögliche nach uns richten sollte; so möchten wir mit einigem Scheine des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach unserm Eigensinne machen. Aber das ist nicht der rechte Gesichtspunkt, worinn wir uns zur Betrachtung der Welt stellen, darinn muß uns nothwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Daseyn anderer möglichen Lebendigen hat einerley Grund mit dem unserigen in der großen Absicht des Schöpfers; es trägt das Seinige gleichfalls zur Vollkommenheit des Ganzen bey, und machet, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zusammenhang der Dinge, kann keine Lücken leiden, kann nicht zerrüttet und zerris-

sen

sen werden: und wenn wir es recht betrachten, so ist in dem Weltgebäude kein Stein umsonst, nichts so geringe und widrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörete, und demnach nicht auch, wenigstens mittelbar, mit jeder Dinge Daseyn und Wohl übereinstimmete.

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann sich in einer großen Stadt niederließe, um da recht bequem und vergnügt zu leben; würde er vernünftig, billig und bey sich selbst wohl handeln, wenn er sich einbildete, daß um seinetwillen alles in der ganzen Stadt da seyn oder nicht da seyn müßte? Auf die Weise möchte er etwa von den Gelehrten denken: was sollen die unnützen Grillenfänger in einem Staate? sie zanken sich nur unter einander um nichts; setzen den Leuten allerley neue Meynungen in den Kopf, und wollen dabey allen vorgezogen seyn. Bey den Kaufleuten und Krämern, möchte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen und ihn zu übervortheilen suchet, zuwider seyn. Das ewige Getöse und Geklapper so vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geschrey so vieler Bauren, und anderer, die ihre Waaren öffentlich feil biethen, würde er vielleicht aus seiner Nachbarschaft und aus der Stadt wünschen. Schmierige und schmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Gestank machen, wären ihm vollends verhaßt und abscheulich: Lumpensammler, Scherenschleifer, Tablittenkrämer, Obstweiber, Matrosen und dergleichen, möchte er für unnütz und verächtlich Bettelvolk ansehen. Saget mir, würde ein solcher

Mann

Mann die Vollkommenheit dieser Stadt aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, und sich seinen Aufenthalt darinn selbst vergnügt machen? Vernünftiger dächte er so: hier ist alles fein lebendig, munter, und voller Menschen: sie müssen doch leben können. Wie finden so viel tausend und tausend Leute von allerley Stande und Lebensart an einem Orte ihr Auskommen! Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie emsig ein jeder ist, sein Brodt zu verdienen, und wie er sich befleißt, es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wohl nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiser Regent seyn, der alle mögliche Waaren, Handthierungen, Künste und Wissenschaften in einem Staate zu verbinden gewußt; darinn ein jeder den andern dienet, und von den andern seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit erhält.

Dieses ist auch der rechte Gesichtspunkt, in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einsehen können. Wir wohnen in einer großen Stadt Gottes, die um so viel blühender zu achten, je volkreicher sie ist, und je weniger darinn ein Stand, eine Lebensart und Handthierung mangelt. Die gütigste Vorsehung des weisesten Regenten erstrecket sich über alle: er hat sie alle herein gesetzt, und ihnen das Bürgerrecht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Gesetze und Verordnungen, die Nahrung und Zufuhre, soll allen zu statten kommen, und eines dem andern nützlich seyn. Wir Menschen sind in dieser Stadt mittleren Standes, ja in unserm Sprengel die Vornehmsten. Wir

müß-

ten oder schlechte Bürger seyn, und an dem meinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich auch von den edelsten Absichten unsers ge- schaftlichen Regenten sehr entfernen, wenn wir leiden könnten, daß so viele geringere Mit- ge neben uns wohnen, sich nähren, fortpflan- und nach ihrer Art fröhlich sind. Wenn schenket, wie viele und große Wohnplätze für die Lebendigen in den Weltkugeln ange- ; wie viele und mancherley Einwohner er iefer großen Stadt erhalte und regiere; wie er und jeden Liebe und Lust zum Leben eingepflan- wie er allen, bis auf die niedrigsten, rege skräfte, allerley Kitzel der Sinne, Nahrung Wohlschmacke, Neigung zum Gatten, Ver- gen an ihren Jungen, manchen auch noch hö- Ergötzungen gegeben: so wird man nicht feln, daß in allen möglichen Arten des Lebens alle mögliche Lust genossen werde. Wenn h nicht ein jedes Geschöpf aller Arten und fen der Lust fähig ist, so weis es auch von kei- besseren, es ist mit derjenigen, die seiner Na- gemäß ist, zufrieden, und erfüllet seine Triebe ißer Beschäfftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die ge- sten Thiere, so ferne sie auch Leben und Em- dung haben, und nach ihrer Art einer Lust Glückseligkeit fähig sind. Wenn ein Schwarm cken unter einander spielet; wenn die Bienen h Bluhmen und Heide emsig herumflattern, Honig und Wachs zum gemeinen Besten des ckes zu sammlen, wenn die Vögel durch Büsche

und

und Bäume rauschen, zwitschern, oder eine Gattinn locken; wenn der Hund über seines Herrn Ankunft, oder im grünen Felde, von tausend Freuden außer sich, zehnmal hin und wieder läuft, wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterley artigen Stellungen, Springen und Haschen, scherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau sich so willig hinleget, und sich von ihren saugenden Ferkeln zerwühlen läßt: so ergötze ich mich an der unschuldigen Lust der Thiere, und stelle mir die Vielheit und Mannichfaltigkeit derselben, wie sie von der unzählbaren Menge und Verschiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den großen Weltkörpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den großen Schöpfer, der aller seiner Geschöpfe Lust mit anschauendem Erkenntnisse gegenwärtig vor sich hat, und in derselben den erhabenen Zweck seiner Schöpfung nicht ohne eigene Lust bewirket sieht. Ich schwinge mich in diese göttliche Vorstellung, als den wahren und einzigen Gesichtspunkt, aus welchem sich die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen, auch den niedrigsten Geschöpfen, das Leben; und sehe, daß, wie wir Menschen in dem Zusammenhange des Möglichen auf einer mittleren Stufe der Vollkommenheit stehen, jedoch selbst noch einer höheren fähig sind, und von Natur darnach streben; so Millionen andere Geschöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Lust in der Welt seyn müssen, die nichts in der göttlichen Absicht leer lassen, und aller noch über

unsern

unsern jetzigen Zustand möglichen Glückseligkeit, ausser der unendlichen, geniessen.

§ 8.

Wir würden aber auch unser eigen Bestes in der Verknüpfung der Dinge nicht einsehen, wenn wir nur mit denen wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen schaffen, und zu Dienste sind, allein in der Welt seyn wollten. Denn wie in einer Stadt ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keines ohne alle, zu seiner Vollkommenheit gelangen kann; so daß jedes der geringsten, bis auf den Gassenfeger, Weißgerber und Schinder, dennoch seinen Einfluß in das gemeine und besondere Beste giebt: so trägt auch eines jeden Thieres Daseyn, in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils unmittelbar, theils mittelbar, am meisten aber für uns Menschen, bey, die wir über alle herrschen, und uns alle wissen zu Nutze zu machen.

Wie schlecht würde der die Verbindung unter uns Menschen selbst übersehen, der da meynete, er hätte nur seiner Nachbaren allein nöthig, die andern könnten seinenthalben aus der Welt seyn. Nein: dort in America pflanzet, wartet und presset jetzt ein Mohr das Zuckerrohr für dich: dort gräbt ein Sclav in Brasilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirst: dort bereitet ein Russe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt

ein

ein Bergmann in Schweden nach seiner Grube, Eisen und Kupfer zu deinem Hause und Geräthe zu holen. Der Sineser ist emsig, dir den feinsten Thee und Porcellan zu schaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speisen mit allerhand Gewürze schmackhaft mache. Der Grönländer, der Matrose schlägt die Robben, fängt die Wallfische, mit seiner Mühe und Gefahr, zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkest und weißt. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Caffee mit einer Pfeife Tabak trinken kannst, so hat die Hälfte des menschlichen Geschlechtes, nicht nur der jetzt, sondern auch der vormals Lebenden, müssen da und beschäfftiget seyn.

Lasset uns denn auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine so genaue Verbindung unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, ohne ihr Denken, zu aller Vortheile gestiftet hat, auch unsere Nebengeschöpfe nicht umsonst mit uns auf einem Erdboden beschlossen habe. Auch dir sammlet die Biene, und spinnet der Seidenwurm, für dich nähret sich die Cochenille, die Ameise, die spanische Fliege, und jenes Insect, das die Feigen zur Reife bringet †. Wenn du gleich andere Mücken,

† Es giebt zweyerley Feigenbäume, männliche, (caprificus) und weibliche, (ficus sativa.) Jene bringen nimmer eßbare reife Feigen, sondern nähren nur in ihrer herben und abfallenden Frucht ein Insect, (culex ficuum, auch ψὴν bey den Alten genannt, eine Art von tenthredine,) welches Julius Ponte=

ten, Würmer und Insecten nicht selber issest oder brauchest, so speiset sie doch der Vogel, der dir singt.

Pontedera in seiner Anthologia, im II B. im 34. Capitel beschreibt, und auf der XI. Tabelle abbildet. Wenn dieses Insect Flügel bekommen hat, welches zu der Zeit geschieht, da die männliche Feige voller Samenstaub ist, so kömmt es aus solcher Feige, wie ein Müller aus seiner Mühle, mit vielem Mehle bestäubet, hervor, und begiebt sich zur weiblichen Saatfeige, frißt sich da hinein, und befruchtet nicht allein durch den mitgenommenen Samenstaub die weibliche Feige, sondern verursachet auch dadurch, daß diese in 14 Tagen reifet und schmackhaft wird, da sie sonst herbe bleiben und abfallen würde. Man sammlet daher in Griechenland und dem Archipelagus mit Fleiß die männlichen Feigen, wenn das Insect bald heraus fliegen will, und hängt sie über die weiblichen, damit sie durch das Insect eßbar gemacht werden mögen. Siehe, ausser dem Pontedera im 33 Capitel, auch den Tournefort Hist. de l'Acad. Roy. 1705. p. 447. edit. Amst. und Hrn. Linnäus in seinen Amoenitatt. Academicis, Tom. I. Holm. et Lipf. 1749. 8. p. 42. oder Lugd. Bat. 1749. p. 227. sqq. unter den Alten den Plinius XV. 19. Theophrastus Hist. Plant. II. 9. et de causis II. 12. Aristot. Hist. Animal lib. V. c. 27. fin. Plutarchus Convival lib. VII. Probl. Tom. II. p. 700. F. Es ist zwar an dem, daß in der Provence und anderwärts die weibliche Feige, ohne Caprification oder wilde Feige und deren Insect reife Früchte bringet. (Denn wie es Herr Linnäus oder dessen Respondent, Corn. Hegard T. I. Amoenit. erkläret, so ist die Frucht der Feige nicht das Pericarpium, sondern ein bloßes Receptaculum; und dergleichen sind mehr andere Früchte) Aber der Unterschied ist doch beträchtlich, daß, da ein Feigenbaum in der Provence nur etwa fünf und

singt, oder auf deinen Tisch kömmt, und der Fisch, der deine Mahlzeiten angenehmer machet, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Mast getrieben wird, oder der Wallfisch, der dir sein Fett und seine Baren hergiebt. Du beherrschest und bestreitest sie alle; und dein Verstand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch sonst keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weißt, so laß sie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bil-

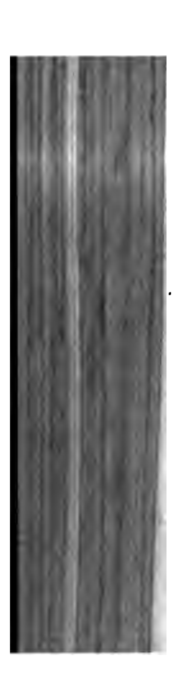
zwanzig Pfund Feigen trägt, ein caprificirter Baum gleicher Größe hingegen zwey hundert und achtzig Pfund Feigen bringt. Das bezeuget ausser dem Tournefort, auch Herr Jannon von St. Laurent in den Memorie di varia eruditione della Società Colombaria Fiorentina Vol. II p. 243. woraus es in dem allgemeinen Magazin, Th. IX. p. 50 sqq. übersetzt ist. Herr Linnäus hat auch l. c. Versuche angeführet, da er aus den Samenkörnern einer caprificirten Feige aus den Morgenländischen Gegenden, junge Pflanzen gezogen, welches sich mit denen Feigen aus Frankreich, und wo kein wilder Feigenbaum ist, nicht thun ließe; zum Zeichen, daß jene Körner durch die Caprification fruchtbar geworden, diese nicht. Ich weis also nicht, wie weit der Malthesische Ritter Herr Godeher de Riville in seiner Nachricht von der Caprification Grund haben mag, wenn er leugnet, daß das Insect der wilden Feige mit männlichem Samenstaube beschmiert sey, wenn es in die weibliche Feige hinein kriecht; und vielmehr behauptet, daß sich die Schlupfwespe vorher von dem Staube sorgfältig reinige. S. Göttingische Anzeigen 1756. p. 1421 sq. aus dem II Th. der Memoires de Mathematique et de Physique presentés à l'Acad. Roy. des Sciences par divers Savans. 1755.

...ung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fort-
...anzung, des großen Schöpfers unendliche Weis-
...t und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die
... aus einer Hand haben, woraus du das deine
...pfangen; die die Welt, durch ihre Lust und
...e, mit mehreren Vollkommenheiten erfüllen,
... die dich selbst weiser und klüger machen, wenn
...ir ein Spiegel der Gottheit werden.

§ 9.

Ja, denket wohl mancher, die andern Thiere
...chen immerhin in der Welt seyn, wenn sie dem
...nschen nur nicht zum Theil Verdruß und Scha-
... thäten. Wozu aber so viel Geschmeiß, das
..., Gewächse, Eßwaaren, Kleider und Häu-
... verdirbt? das uns sticht und uns das Blut
...ssauget? wozu so viele giftige Schlangen, Krö-
..., Scorpionen? wozu die wilden reißenden Wöl-
..., Bären, Löwen, Tieger und dergleichen, die
... entweder selbst, oder dem uns nützlichen Viehe,
...ährlich oder schädlich sind.

So vernünftig auch die Frage, und die darun-
... steckende Beschwerde über die Einrichtung und
...erknüpfung der Dinge, scheint: so beruhet sie
...nnoch auf eben denselben Fehlern der Unbilligkeit,
... des Mangels der Einsicht, welche vorhin be-
...erkt sind. Beydes äussert sich darinn, daß wir
... der Welt, das ist, in einem Wohnplatze aller
...lichen Lebendigen, seyn, und doch die Welt für
...s allein haben, und nicht das geringste Unge-
...ach von unsern Nachbaren erdulden wollen; im-
...leichen, daß wir wegen des Ungemachs, das uns



stören soll. Er will eiserne und k
haben, aber das Getöse der Schm
nicht vertragen: er will allerley Eßw
Thüre kaufen, aber das Geschrey
welche sie feil biethen, kann er nic
Fleischbank soll in der Nähe seyn;
ring, Stockfisch, Klipfisch, Zucke
von seinen Nachbaren holen, aber
Dampf und Schmauch, der damit
verabscheuet er: die Gassen sollen r
der schmutzige Dreckfeger soll vor sein
Koth und Staub nicht auskehren:
und Krämer sollen ihn mit allerhand
sorgen, aber sie müssen keinen Vor
nehmen. Die Betrüger und Dieb
ausgerottet seyn, in Feuersgefahr n
mand setzen, die Dachziegeln müßte
unter wehen. u. s. w.

Es ist schon ausführlich gezeiget

gemäß sey. Wer also in der Welt seyn will, der muß auch wollen, daß alle andere möglichen Dinge, welche einerley Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm selbst haben, neben ihm sind. Daß wir also mit einigen wenigen Thieren, die uns anstehen, allein eine Welt ausmachen wollten, ist so unverständig, als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; den wir sehen, daß sie wirklich sind. Sie gehören also mit zur Welt, als einem System aller möglichen Lebendigen, und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derselben will auch leben, und hat Lust von seinem Leben, sowohl als wir. Wenn nun ihre Verbindung mit uns in einem Wohnhause, oder einer großen Stadt, vermöge unserer wesentlichen Schranken, einiges Ungemach mit sich bringet: wie wollen wir uns mit Recht beschweren, daß wir durch das Daseyn so vieler andern und ganz verschiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen?

Wir Menschen haben bey dieser göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigsten zu klagen, indem wir selbst eins von den allergefräßigsten Thieren sind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeistern, fangen, zähmen, und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir also nicht unverständig und undankbar sind, so müssen wir eine besondere und gütige Vorsehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bey der wehr- und waffenlosen Bildung unsers Leibes, genugsamen Verstand und Witz gegeben hat, alle

Mittel zur Beherrschung anderer Thiere zu er
den, und Hände, womit wir die nöthigen W
zeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns d
nach so mancher Thiere zum pflügen, ziehen,
gen, reiten, jagen, mahlen, dreschen, strei
wir halten, fangen, fischen und schießen sie zu
serer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare,
dern, Wolle, Felle und Seide zu unserer K
dung; wir unterhalten sie zu unserm Zeitvertr
und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswend
und Inwendiges zu unserer Belehrung im Erke
nisse der Natur und unser selbst, ja unsers gem
schaftlichen Schöpfers.

Was besonders die schädlichen Thiere betr
so haben die Menschen den Vortheil, daß sie
zu aller Luft und Speise gewöhnen, und folg
den ganzen Erdboden besetzen können; da denn
großen reißenden Thiere weichen und verjagt,
dere gar ausgerottet werden. Die allermei
derselben haben einen natürlichen Scheu vor ei
Menschen *, man kann sie mit Gewehr erle

* Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée pa
observations de Mr. Bouger et de la Condam
Paris 1749. 4. p. XCV. *Il y a dans le fleuve* (Ma
leine) *des Caymans qui ont 18. à 20. pieds de*
gueur, qui n'attaquent guere les hommes, que q
ils ont, par quelque accident, deja mangé
chair humaine: je les ai toujours vû fuir, lorsq
étoient couchés sur le rivage et que je m'approc
Wölfe sind, wie mehr andere reißende Thiere,
den Menschen scheu, und wagen sich nicht leich
ihn, als wenn sie der Hunger im harten Wi
pla

[illegible] ihrer auch mit List und leichten Mitteln los [illegible] habhaft werden, und es ist ein sehr seltener [illegible], daß ein Mensch das Unglück hat, den reiß[illegible]nden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es ist [illegible] großer Beweis der göttlichen Vorsehung in die[illegible] Stücke, daß sich solche Thiere nicht stark ver[illegible]nehren, daß sie lange hungern können, daß sie [illegible]lbst einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird [illegible]ehr Geschreyes gemachet, als es in der That ist †, [illegible]nd ich werde nicht wider die Wahrheit reden, [illegible]enn ich sage, daß sich solche Leute am meisten

plaget. In Engeland sind sie gar ausgerottet. Daher kann ich nicht begreifen, was es mit dem wilden Thiere im Geveaudan für Bewandniß haben müsse, oder warum man selbiges mit so unglaublicher Zurüstung, und einer Armee von Menschen und Hunden nicht auftreiben oder erlegen kann, Ich dächte ein guter deutscher Jäger mit einem Dutzend Hunden würde bald damit fertig werden.

† Beverley in seiner Historie von Virginia schreibt, daß es ein grober Irrthum sey, wenn die Leute sich einbildeten, daß man da nicht anders, als mit der größten Gefahr vor Schlangen, besonders vor der Klapperschlange, durch die Wälder reisen könnte. Der Klapperschlange ist selten zu sehen, und in ganz Nord-America, so weit Europäer angebauet haben, fast ausgerottet. Dazu wird diese so wenig, als irgend eine andere Schlange, den Menschen von selbst angreifen oder verfolgen, wenn sie nur unangetastet bleibt. S. Philosoph. Transact. Vol. XXXVIII. n. 433. p. 323. Eben das bezeuget Herr Kalm in den Schwed. Abhandl. Th. XIV. p. 319. [illegible] [illegible]. 199.

darüber beschweren, die wohl ihr Lebtage kein giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig gesehen haben, und höchstens von einem Flohe, eine Mücke oder Wespe gestochen seyn mögen.

Die Insecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn sie nicht wären, so würde manches anderes Thier nicht leben können, welches denen Menschen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeschädigt aufwüchse, und unverzehndet in die Scheure und zum Verkaufe käme: so würde der Bauer über die allzureiche Erndte und den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe: so würde sie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüßige ist nach göttlicher Vorsehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachsen; es bleibt für die Menschen ein zureichender Vorrath noch; der Preis bleibt mäßig, und lohnet seinen Arbeiter; die Frucht wird nun größer und schmackhafter. Wenn Menschen voraus sehen könnten, und ihr Bestes verstünden, so würden sie selbst auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuse und Vögel ins Land einladen, daß sie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen.

* Herr Peter Kalm erzählet in den schwedischen Abh. Th. XIV. p. 43. sqq. eine artige Geschichte von Americanischen Vögeln, welche Maißdiebe genannt werden weil sie dem Maiß, als dem nützlichen Korne für Menschen und Vieh, so sehr nachstellen

ist ihnen gut und heilsam, daß sie in beständi-
Emsigkeit und Vorsicht erhalten werden, und
sie nicht mit allzuweniger Arbeit zu viel schaf-
und gewinnen. So schädlich es für uns seyn
de, wenn des Goldes und Silbers zu viel in
Welt wäre: so viel Unordnung würde auch ent-
:n, wenn aller Reichthum der Natur den
nschen zu Nutzen käme, und wenn der Land-
in mit eines Jahres Arbeit mehrer Jahre Vor-
gewönne. Die weiseste Vorsehung hat dieses
n zum Gleichmaaße bringen können, und gute
schlechte Jahre so unter einander zu mischen
ußt, daß die Menschen in steter Arbeit unter-
en werden, aber daß es auch den Fleißigen an
ohnung, und überhaupt allen an Nahrung
t gebricht. Darinn müssen wir auch die milde
ung mit der Witterung bewundern, daß, wenn

Man hätte nämlich in Neuengland, um sie auszu-
rotten, auf jeden Maißdiebskopf eine Belohnung
gesetzt, und dieses hatte auch die gesuchte Wirkung
gethan. Aber dagegen hätte sich im J. 1749. im
Sommer eine Menge Grasraupen eingefunden,
welche das Heu des Jahres so zu Grunde gerichtet,
daß Schiffe voll Heu aus England hätten ver-
schrieben werden müssen. Da man nach der Ur-
sache geforscht, so hätte man sich erinnert, daß die
Maißdiebe einen guten Theil des Sommers, ehe
der Maiß reif wird, von diesen Raupen lebten und
deren Vermehrung verhinderten. Folglich hatte
man sichs gereuen lassen, daß man durch Ausrot-
tung der Maißdiebe dieses Ungezieffer vermehret
hätte.

einmal das Ungeziefer von Heuschrecken, Mäusen und dergleichen, einem ganzen Lande die äusserste Verheerung zu drohen scheint, dabey alle menschliche Vorsicht unzulänglich seyn würde, die künftige Brut aufs folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine solche Witterung kömmt, welche alles Geschmeiß verjaget, alle Brut erstickt, und, so zu reden, ausfeget. So sehen wir jährlich bey allen Insecten in Gärten und Feldern, daß bald diese, bald jene Art überhand nimmt, die hergegen im nächsten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt, und in engere Schranken gebracht wird.

§ 10.

So sehr wir Menschen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorsehung verwahret sind: so sehr möchte man sich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren selbst eine solche natürliche Ordnung zu stiften, daß eins von dem andern seine Nahrung suchen, und also das andere verzehren muß. Warum sind nicht alle Thiere unschädlich? Warum ist ihre Natur nicht so beschaffen, daß sie ihre Nahrung von leblosen Dingen suchen? Warum muß ein beständiger Krieg, lauter Mord und Blutvergießen unter ihnen seyn? Es kann seyn, daß dieses einigen Menschen gar keinen Anstoß giebt, die gegen ihre Nebengeschöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grausam sind: aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, so ferne sie sich dieselben

[illegible] als empfindende Wesen vorstellen, und sich [illegible] Schmerz und Tod in Gedanken anmaßen. Wir müssen aber nicht das Herz und dessen angenommene Neigung, sondern die Vernunft, hiervon urtheilen lassen.

Wenn man sich eine solche Ordnung vorstellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter leblosen Dingen ihre Nahrung haben sollten: so ist offenbar, daß nicht der zehnte Theil von lebendigen bey uns seyn könnte, und daß sie doch alle, eben sowohl, wie jetzt, endlich sterben müßten. Das erstere erhellet aus der Menge der Raubthiere, unter den Insecten, Vögeln, Vierfüßigen, und insonderheit unter den Fischen. Denn entweder müßten diese alle fehlen; oder, wenn an deren Statt andere Arten seyn sollten, die sich bloß mit Kräutern und Wurzeln behülfen, so würde folgen, daß sie den ganzen Erdboden verwüsteten und kahl machen. Gewiß, was jetzt auf Wiesen, Aeckern, Bäumen und Stauden wächst, dienet alles, theils Menschen, zahme und wilde Thiere, Vögel und Insecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu bedecken. Sollten nun auch die Raub- und reißenden Thiere an gleiches Futter gewiesen seyn; sollten die großen Raubvögel bey Tage und bey Nacht auf unsere Saatäcker, Küchen- und Fruchtgärten fallen; so würde keine Erndte für uns übrigbleiben, so würden alle Pflanzen verzehret, oder wenigstens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth

und

und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menschen würden auch für sich die größte Noth haben, sich zu erhalten, wenn sie nicht nebst den Erdgewächsen auch andere Thiere essen sollten, und wenn die, welche sie essen, sich nicht zuvor von andern Thieren genähret hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fische und Insecten von dem wenigen Moose und Kraute, das im Wasser wächst, unterhalten werden können?

Es ist also offenbar, daß der Erdboden in allen seinen Elementen viel öder, und des größten Theils seiner Einwohner beraubt seyn würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen ist. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bey solcher Ordnung gewonnen. Denn sie müßten doch natürlicher Weise alle sterben, weil nach den ordentlichen Gesetzen der Bewegung eine solche Maschine eines organischen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig bestehen kann; und sie würden eines natürlichen Todes nun viel langsamer und schmerzhafter sterben, als wenn sie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältigt werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entstehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeser der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fische, Luft und Wasser mit ihrem Gestanke und mit ihrer Fäulung ansteckten, indem sie von keinem fleischfressenden Thiere verzehret würden; woraus denn

noth-



thwendig unter den lebendigen Ekel, Krankheit
id Pest entstehen müßte †.

Es ist also eine weise und gute Ordnung in
r Natur, daß sich manche Thiere von andern
ihren. Die Welt wird dadurch mit einer weit
rößeren Mannichfaltigkeit und Menge von Leben-
gen, und sodann mit allerhand Art von Lust und
Vergnügen erfüllet; welches sie desto vollkommener
achet. Die Nahrung ist nunmehro für alle zu-
ichender, da sie nicht bloß in dem Pflanzenreiche
esuchet werden darf. Eine jede Thierart wird,
ermittelst dieser Ordnung, in gemäßigten Schran-
en gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beschnitten
wird, und sie weder zu sehr zunehmen, noch auch
ertilget werden kann. Den leidenden Thieren ge-
schieht dadurch nicht mehr Böses, als daß sie ster-
en; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur
ätte begegnen müssen, und welches ihnen auf die
Art noch weit schmerzhafter gewesen wäre. Sie
genie-

† Herr Hasselquist bemerket in den schwedischen Abhand-
lungen Th. XIII. p. 203. sqq. daß der Bergfalke,
nebst den Gegnern und wilden Hunden, in der Tür-
key, Aegypten, Natolien, u. s. w. sehr nöthige Thie-
re sind, um die vielen Aeser der umgefallenen
Pferde, Esel, Maulesel, Kameele u. s. w. zu ver-
zehren; zumal, da die Türken so schweinisch und
sorglos sind, daß sie solche Aeser nicht einscharren.
Er meynet auch p. 207 sq. daß daher vielleicht die
muselmannische Barmherzigkeit entstanden, da
fromme Leute in ihrem Testamente Capitalia verma-
chen, diesen Vögeln alle Morgen frisches Fleisch
hinauszuführen.

etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge leugnen, weil dieselbe uns so offenbar nicht sind. Dieses gleicht der Beschwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben ist, und alle mögliche Handthierungen sind; aber da keiner von den Einwohnern seine Ruhe und Bequemlichkeit stören soll. Er will eiserne und kupferne Gefäße haben, aber das Getöse der Schmiede kann er nicht vertragen: er will allerley Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geschrey der Bauren, welche sie feil biethen, kann er nicht leiden: die Fleischbank soll in der Nähe seyn; Butter, Hering, Stockfisch, Klipfisch, Zucker läßt er zwar von seinen Nachbaren holen, aber den Gestank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpfet ist, verabscheuet er: die Gassen sollen rein seyn, aber der schmutzige Dreckfeger soll vor seinen Augen den Koth und Staub nicht auskehren: die Kaufleute und Krämer sollen ihn mit allerhand Waaren versorgen, aber sie müssen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrüger und Diebe müßten gar ausgerottet seyn, in Feuersgefahr müßte ihn niemand setzen, die Dachziegeln müßten nirgend herunter wehen. u. s. w.

Es ist schon ausführlich gezeiget worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Daseyn hat, und daß in dieser Naturkette keine Lücke seyn kann, sondern, wenn eins und anderes seyn soll, daß auch alles Mögliche in dem Zusammenhange der Dinge seyn müsse, und daß dieses den Vollkommenheiten des Schöpfers sowohl, als der Welt, gemäß

günstig sey. Wer also in der Welt seyn will, der muß auch wollen, daß alle andere möglichen Dinge, welche einerley Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm selbst haben, neben ihm sind. Daß wir also mit einigen wenigen Thieren, die uns anstehen, allein eine Welt ausmachen wollten, ist so unverständig, als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir sehen, daß sie wirklich sind. Sie gehören also mit zur Welt, als einem System aller möglichen Lebendigen, und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derselben will auch leben, und hat Lust von seinem Leben, sowohl als wir. Wenn nun ihre Verbindung mit uns in einem Wohnhause, oder einer großen Stadt, vermöge unserer wesentlichen Schranken, einiges Ungemach mit sich bringet: wie wollen wir uns mit Rechte beschweren, daß wir durch das Daseyn so vieler andern und ganz verschiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen?

Wir Menschen haben bey dieser göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigsten zu klagen, indem wir selbst eins von den allergefräßigsten Thieren sind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeistern, fangen, zähmen, und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir also nicht unverständig und undankbar sind, so müssen wir eine besondere und gütige Vorsehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bey der wehr- und waffenlosen Bildung unsers Leibes, genugsamen Verstand und Witz gegeben hat, alle

Mittel zur Beherrschung anderer Thiere zu erfinden, und Hände, womit wir die nöthigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach so mancher Thiere zum pflügen, ziehen, tragen, reiten, jagen, mahlen, dreschen, streiten; wir halten, fangen, fischen und schießen sie zu unserer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare, Federn, Wolle, Felle und Seide zu unserer Kleidung; wir unterhalten sie zu unserm Zeitvertreibe und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Inwendiges zu unserer Belehrung im Erkenntnisse der Natur und unser selbst, ja unsers gemeinschaftlichen Schöpfers.

Was besonders die schädlichen Thiere betrifft: so haben die Menschen den Vortheil, daß sie sich zu aller Luft und Speise gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden besetzen können; da denn die großen reißenden Thiere weichen und verjagt, andere gar ausgerottet werden. Die allermeisten derselben haben einen natürlichen Scheu vor einem Menschen *, man kann sie mit Gewehr erlegen, oder

* Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les observations de Mr. Bouger et de la Condamine, Paris 1749. 4. p. XCV. *Il y a dans le fleuve* (Magdaleine) *des Caymans qui ont 18. à 20. pieds de longueur, qui n'attaquent guere les hommes, que quand ils ont, par quelque accident, deja mangé de la chair humaine: je les ai toujours vû fuir, lorsqu'ils étoient couchés sur le rivage et que je m'approchois.* Wölfe sind, wie mehr andere reißende Thiere, vor den Menschen scheu, und wagen sich nicht leicht an ihn, als wenn sie der Hunger im harten Winter plaget.

[illegible] ihrer auch mit List und leichten Mitteln los [illegible] habhaft werden, und es ist ein sehr seltener Fall, daß ein Mensch das Unglück hat, den reissenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es ist ein großer Beweis der göttlichen Vorsehung in diesem Stücke, daß sich solche Thiere nicht stark vermehren, daß sie lange hungern können, daß sie selbst einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geschreyes gemachet, als es in der That ist †, und ich werde nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich sage, daß sich solche Leute am meisten

plaget. In Engeland sind sie gar ausgerottet. Daher kann ich nicht begreifen, was es mit dem wilden Thiere im Geveaudan für Bewandniß haben müsse, oder warum man selbiges mit so unglaublicher Zurüstung, und einer Armee von Menschen und Hunden nicht auftreiben oder erlegen kann. Ich dächte ein guter deutscher Jäger mit einem Dutzend Hunden würde bald damit fertig werden.

† Beverley in seiner Historie von Virginia schreibt, daß es ein grober Irrthum sey, wenn die Leute sich einbildeten, daß man da nicht anders, als mit der größten Gefahr vor Schlangen, besonders vor der Klapperschlange, durch die Wälder reisen könnte. Der Klapperschlange ist selten zu sehen, und in ganz Nord-America, so weit Europäer angebauet haben, fast ausgerottet. Dazu wird diese so wenig, als irgend eine andere Schlange, den Menschen von selbst angreifen oder verfolgen, wenn sie nur unangetastet bleibt. S. Philosoph. Transact. Vol. XXXVIII. n. 433. p. 323. Eben das bezeuget Herr Kalm in den Schwed. Abhandl. Th. XIV. p. 319. 322. sqq.

darüber beschweren, die wohl ihr Lebtage keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig gesehen haben, und höchstens von einem Flohe, einer Mücke oder Wespe gestochen seyn mögen.

Die Insecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn sie nicht wären, so würde manches anderes Thier nicht leben können, welches denen Menschen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeschädigt aufwüchse, und unverzehndet in die Scheure und zum Verkaufe käme: so würde der Bauer über die allzureiche Erndte und den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe: so würde sie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüßige ist, nach göttlicher Vorsehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachsen; es bleibt für die Menschen ein zureichender Vorrath nach; der Preis bleibt mäßig, und lohnet seinen Arbeiter; die Frucht wird nun größer und schmackhafter. Wenn Menschen voraus sehen könnten, und ihr Bestes verstünden, so würden sie selbst auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuse und Vögel ins Land einladen, daß sie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen *.

Es

* Herr Peter Kalm erzählet in den schwedischen Abhandl. Th. XIV. p. 43. sqq. eine artige Geschichte von den Americanischen Vögeln, welche Maißdiebe genannt werden, weil sie dem Maiß, als dem nützlichsten Korne für Menschen und Vieh, so sehr nachstellen.

Man

Es ist ihnen gut und heilsam, daß sie in beständiger Emsigkeit und Vorsicht erhalten werden, und daß sie nicht mit allzuweniger Arbeit zu viel schaffen und gewinnen. So schädlich es für uns seyn würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre: so viel Unordnung würde auch entstehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menschen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit mehrer Jahre Vorrath gewönne. Die weiseste Vorsehung hat dieses allein zum Gleichmaaße bringen können, und gute und schlechte Jahre so unter einander zu mischen gewußt, daß die Menschen in steter Arbeit unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung, und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darinn müssen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß, wenn

 einmal

Man hätte nämlich in Neuengland, um sie auszurotten, auf jeden Maißdiebskopf eine Belohnung gesetzt, und dieses hatte auch die gesuchte Wirkung gethan. Aber dagegen hätte sich im J. 1749. im Sommer eine Menge Grasraupen eingefunden, welche das Heu des Jahres so zu Grunde gerichtet, daß Schiffe voll Heu aus England hätten verschrieben werden müssen. Da man nach der Ursache geforscht, so hätte man sich erinnert, daß die Maißdiebe einen guten Theil des Sommers, ehe der Maiß reif wird, von diesen Raupen lebten und deren Vermehrung verhinderten. Folglich hatte man sichs gereuen lassen, daß man durch Ausrottung der Maißdiebe dieses Ungezicfer vermehret hätte.

einmal das Ungeziefer von Heuschrecken, Mäusen und dergleichen, einem ganzen Lande die äusserste Verheerung zu drohen scheint, dabey alle menschliche Vorsicht unzulänglich seyn würde, die künftige Brut aufs folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine solche Witterung kömmt, welche alles Geschmeiß verjaget, alle Brut erstickt, und, so zu reden, ausfeget. So sehen wir jährlich bey allen Insecten in Gärten und Feldern, daß bald diese, bald jene Art überhand nimmt, die hergegen im nächsten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt, und in engere Schranken gebracht wird.

§ 10.

So sehr wir Menschen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorsehung verwahret sind: so sehr möchte man sich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren selbst eine solche natürliche Ordnung zu stiften, daß eins von dem andern seine Nahrung suchen, und also das andere verzehren muß. Warum sind nicht alle Thiere unschädlich? Warum ist ihre Natur nicht so beschaffen, daß sie ihre Nahrung von leblosen Dingen suchen? Warum muß ein beständiger Krieg, lauter Mord und Blutvergießen unter ihnen seyn? Es kann seyn, daß dieses einigen Menschen gar keinen Anstoß giebt, die gegen ihre Nebengeschöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grausam sind: aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, so ferne sie sich dieselben

en als empfindende Wesen vorstellen, und sich
n Schmerz und Tod in Gedanken anmaßen.
r müssen aber nicht das Herz und dessen ange-
nnene Neigung, sondern die Vernunft, hiervon
heilen lassen.

Wenn man sich eine solche Ordnung vorstellete,
alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lau-
leblosen Dingen ihre Nahrung haben sollten: so
offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Leben-
en bey uns seyn könnte, und daß sie doch alle,
i sowohl, wie jetzt, endlich sterben müßten.
s erstere erhellet aus der Menge der Raubthiere,
er den Insecten, Vögeln, Vierfüßigen, und in-
derheit unter den Fischen. Denn entweder müß-
diese alle fehlen; oder, wenn an deren Statt
ere Arten seyn sollten, die sich bloß mit Kräu-
i und Wurzeln behülfen, so würde folgen, daß
den ganzen Erdboden verwüsteten und kahl mache-
. Gewiß, was jetzt auf Wiesen, Aeckern,
umen und Stauden wächst, dienet alles, theils
nschen, zahme und wilde Thiere, Vögel und
secten zu nähren, theils die Pflanzen und deren
ichte zu bedecken. Sollten nun auch die Raub-
reißenden Thiere an gleiches Futter gewiesen
i: sollten die großen Raubvögel bey Tage und
Nacht auf unsere Saatäcker, Küchen- und
ichtgärten fallen; so würde keine Erndte für uns
rbleiben, so würden alle Pflanzen verzehret, oder
nigstens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte
aubt werden, und in einigen Jahren ganz ver-
en, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth
und

und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menschen würden auch für sich die größte Noth haben, sich zu erhalten, wenn sie nicht nebst den Erdgewächsen auch andere Thiere essen sollten, und wenn die, welche sie essen, sich nicht zuvor von andern Thieren genähret hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fische und Insecten von dem wenigen Moose und Kraute, das im Wasser wächst, unterhalten werden können?

Es ist also offenbar, daß der Erdboden in allen seinen Elementen viel öder, und des größten Theils seiner Einwohner beraubt seyn würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen ist. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bey solcher Ordnung gewonnen. Denn sie müßten doch natürlicher Weise alle sterben, weil nach den ordentlichen Gesetzen der Bewegung eine solche Maschine eines organischen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig bestehen kann; und sie würden eines natürlichen Todes nun viel langsamer und schmerzhafter sterben, als wenn sie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältigt werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entstehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeser der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fische, Luft und Wasser mit ihrem Gestanke und mit ihrer Fäulung ansteckten, indem sie von keinem fleischfressenden Thiere verzehret würden; woraus denn

noth-

thwendig unter den lebendigen Ekel, Krankheit
id Pest entstehen müßte †.

Es ist also eine weise und gute Ordnung in
r Natur, daß sich manche Thiere von andern
ähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit
rößeren Mannichfaltigkeit und Menge von Leben-
gen, und sodann mit allerhand Art von Lust und
Vergnügen erfüllet; welches sie desto vollkommener
nachet. Die Nahrung ist nunmehro für alle zu-
ichender, da sie nicht bloß in dem Pflanzenreiche
esuchet werden darf. Eine jede Thierart wird,
ermittelst dieser Ordnung, in gemäßigten Schran-
en gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beschnitten
wird, und sie weder zu sehr zunehmen, noch auch
ertilget werden kann. Den leidenden Thieren ge-
schieht dadurch nicht mehr Böses, als daß sie ster-
en; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur
ätte begegnen müssen, und welches ihnen auf die
Art noch weit schmerzhafter gewesen wäre. Sie
genie-

† Herr Hasselquist bemerket in den schwedischen Abhand-
lungen Th. XIII. p. 203. sqq. daß der Bergfalke,
nebst den Geyern und wilden Hunden, in der Tür-
key, Aegypten, Natolien, u. s. w. sehr nöthige Thie-
re sind, um die vielen Aeser der umgefallenen
Pferde, Esel, Maulesel, Kameele u. s. w. zu ver-
zehren; zumal, da die Türken so schweinisch und
sorglos sind, daß sie solche Aeser nicht einscharren.
Er meynet auch p. 207 sq. daß daher vielleicht die
muselmannische Barmherzigkeit entstanden, da
fromme Leute in ihrem Testamente Capitalia verma-
chen, diesen Vögeln alle Morgen frisches Fleisch
hinauszuführen.

geniessen unterdessen ihres Lebens, so lange sie es haben, ohne alle Besorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorstehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil sie durch keine Vorstellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhiget werden; sie sterben, ohne zu wissen, daß sie sterben. Ihr entseelter Leichnam bleibt nicht zum Gestanke und Scheusale anderer liegen, sondern wird bald aufs neue wieder beseelt, indem er alsobald durch die Nahrung in die Gemeinschaft des Lebens tritt. Unterdessen verneuert und vervielfältiget sich eine jede Art der Sterblichen im bestimmten Verhältnisse durch die Erzeugung neuer Geschlechter, und die Welt bleibt nicht allein stets gleich lebhaft an Thieren, sondern die edleren, nämlich die Menschen, und die unschädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener, als sie gewesen.

Man muß dabey die unendliche Vorsicht des Schöpfers bewundern, der den Raubthieren nicht mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, List, Geschwindigkeit und Fraß beygeleget, als zur Verzehrung des Ueberflusses anderer Geschlechter und der Aeser ihrer Todten nöthig war; hingegen aber die leidenden und unschädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke, dennoch mit so viel Fruchtbarkeit, List oder Geschwindigkeit versehen hat, daß allezeit so viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältnisse der Thiere unter einander gehöret. Keine Art wird demnach zu sehr verdränget, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieses

Dieses beweist eine Vorsehung, welche die
gebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht
unbestimmt, und insgemein überdacht, son-
t alle einzelne Fälle aller künftigen Zeiten, nach
natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und
chnet hat: wie viele und welche Thiere jeder
, an jedem Orte und zu jeder Zeit, nach dem
ebenen Maaße ihrer Vermehrung, Kräfte,
ffen, List oder Geschwindigkeit, in der Ver-
pfung der Dinge, ihren Feinden entkommen
den, damit ein beständiges Verhältniß unter
n bliebe. Wäre nicht jeder einzelner Fall in
allgemeinen vorausgesehen: so würde der be-
dere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem
iden Zufalle überlassen seyn, und so wäre das
ichgewicht in dem Thierreiche längst gestört
aufgehoben, und manche Art würde zu volk-
h, manche zu gering geworden und vergangen
n.

§ 11.

Gleichwie wir Menschen nun eine besondere
rsehung des Schöpfers über uns erkennen müs-
, daß er uns so viele Vorzüge vor den Thieren
gestanden hat, nicht aber verlangen können, daß
Welt allein um unsernt willen seyn sollte: so wäre
auch eine unbedachtsame Forderung, daß wir lau-
gute Tage in der Welt haben, und sonst keine
rsehung über uns erkennen wollten. Denn eine
he Welt und Lebensart, darinn dem Menschen
hts Widriges, sondern lauter Lust und Freude;
begeg-

begegnete, wäre nicht allein unmöglich, sondern uns auch selbst nicht zuträglich.

Lasset uns einmal eine bessere Welt für uns, wenigstens in Gedanken, bauen, und sehen, ob sie für sich und mit unserm Wohl bestehen könne. Es soll uns darinn kein Bliß, kein Sturm, kein Erdbeben, keine Ueberschwemmung treffen oder schrecken. Nicht Hiße, nicht Kälte, soll zu unserer Belästigung zunehmen, sondern allerwärts und allezeit soll angenehmes Wetter seyn, regnen und wehen, wenn und wie wir es verlangen. Auf der Erde finden sich nun keine Wüsten, Sand, Mohr, Heyde, Felsen: die Berge lassen sich herunter, Unkraut, Dornen und Disteln verschwinden, der Boden wird überall eben und fruchtbar, so, daß er seine Einwohner mit wechselnder Schönheit anlachet. Man weis von keinem Miswachse, sondern alle Jahre bezahlen uns die Einsaat und Pflanzung mit dem reichsten Wucher. Wenn wir ja das Ungeziefer, nebst den giftigen und reissenden Thieren, dulden, so wollen wir sie in eine große Insel verweisen. Menschen und Vieh müssen keinen Fehl, oder schwache und ungestalte Körper gebären. Ueber Armuth, Schmerz und Krankheiten werden keine Klagen geführet, sondern was nur irgend Sinne und Gemüth ergößen kann, das wird allenthalben in steter Gesundheit, Lust und Ueberflusse genossen. Die Vorstellung des Todes soll uns auch nicht quälen: man kann nach eigenem Gefallen entweder beständig hier leben, oder sanft einschlafen. Ich weis nicht, ob ich auch die heftigen

Leidenschaften und Laster aus der Welt ver-
;en soll, und statt deren lauter Tugend einfüh-
denn vielleicht möchten, nach manches Sin-
ene eher, als diese, zur besten Welt und zu den
nen Zeiten gehören.

llein, träumen wir denn nicht, wenn wir so
n? Nehmen wir nicht lauter widersprechende
;e für Möglichkeiten an? Die Erde kann ja
eben seyn, und doch mit fließenden Bächen
Strömen gewässert werden: sie kann nicht
ey fruchtbaren Boden haben, und doch aller-
Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tra-
Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide,
, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß,
vefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Ge-
runnen und Bäder hergeben, ohne daß sie aus
iedenen Theilen und Schichten zusammen ge-
ey, und daß sich hie und da eine Gährung
Entzündung äussere, welche ein Erdbeben nach
ieht. Sie kann nicht mit einem Luftkreise
ben seyn, und doch keine Ausdünstungen auf-
n lassen, welche Blitz, Wind und allerley
er verursachen. Wollen wir vom Monde
, nebst Ebbe und Fluth, genießen, so müssen
uch von seinem Drucke oder Anziehen Stürme
Ueberströmungen annehmen. Soll die Sonne
und untergehen, Frühling, Sommer und
st machen, und die Erde allenthalben wohnbar
wie können wir einerley Wärme und Wetter ver-
n? Wie soll zu gleicher Zeit für die Wäscherinn
Sonne scheinen, und für den Landmann Re-
fallen? für das magere Land ein feuchtes, für

das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Ostwind, für den einkommenden ein Westwind wehen?

Wir aber selbst können ja nicht Menschen, und doch von Natur unsterblich seyn; einen organischen Leib zu unserm Werkzeuge brauchen, ohne daß er den mechanischen Gesetzen, dem Miswachse, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verwesung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menschen- und Mückenaugen haben, die zugleich ein Microscopium und ein Fernglas wären; nicht Ohren, die alles von Ferne, und doch ohne Verwirrung höreten. Wie reimten sich unsere zarten Empfindungen und geschlanken Glieder mit einer eisenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Gesetzt aber, daß dergleichen Welt und Lebensart möglich wäre: würde dieser Zustand für uns gut seyn? Ich zweifele daran sehr. Man wünschet die Erde so schön, daß sie vor Schönheit unwohnbar seyn würde. Das beständige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluthen, wird Luft und Wasser anstecken, daß keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und ersticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reife gedeyet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Morast werden, weil man die Berge, Felsen und Gletscher verwünscht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tausenderley nöthigen Pflanzen und Bäumen, an Heyde, Torf, Kohlen, Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem

[illegible]fluffe hin, der die Menschen träge, wollüstig [illegible] viehisch machet? Warum will man Dürftig[illegible] und Armuth verbannen, da sie doch das festeste [illegible] der menschlichen Gesellschaft knüpfen, und [illegible] sie aller Unterschied der Stände aufhören, kei[illegible] dem andern dienstbar seyn, keiner auf Erfin[illegible]gen und Künste denken, das ist, alle arm und [illegible] seyn würden.

Stete sinnliche Lust ist der menschlichen Natur [illegible] so wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf, [illegible] zu schmecken, und erwecket bald Ekel und Un[illegible] die körperlichen Nerven können den anhalten[illegible] Kitzel nicht vertragen, und werden dadurch ge[illegible]chet: das Gemüth aber wird insonderheit da[illegible] entkräftet, und in fauler Wollust begraben. [illegible] können jetzt kaum die guten Tage vertragen, [illegible] noch Regen mit dem Sonnenscheine wechselt: [illegible] viel weniger würde uns eine lautere Heiterkeit [illegible]! Müßiggang, Trägheit, Schwelgerey, [illegible]heit, Dummheit, Unwissenheit, Thorheit, Ue[illegible]muth, Stolz, Zank und Unverträglichkeit wür[illegible] die Folgen eines solchen Lebens seyn. Arbeit, [illegible], Widerwärtigkeit, stärken und schärfen [illegible]gen unsere Kräfte des Leibes und Gemüthes, [illegible] halten uns von mancher Ausschweifung und [illegible]ern ab. Die Unlust, welche sich in unsere [illegible]lichkeit mischet, erhöhet so gar ihre Empfin[illegible]ng, wie der Winter den Frühling, das Gewit[illegible] den Sonnenschein, der Schatten die Farben, [illegible] Uebelklang die Uebereinstimmung der Töne. [illegible] ist sie auch eine zwar bittere, doch heilsame Ar[illegible], die uns zur Gesundheit gereichet, und unsere

Begierden wieder in Ordnung bringet. Wenn wir uns nur selbst kein Böses zuziehen, und weise sind, so wird bey allem Wechsel von Leid und Freude eine solche Mischung bleiben, die uns das Leben nicht allein erträglich, sondern auch angenehm machet.

§ 12.

Diejenigen, welche überhaupt dem menschlichen Leben ein überwiegendes Elend zuschreiben, scheinen mir dessen Werth nach den Wünschen einer übertriebenen oder weichlichen Wollust zu schätzen, welche immer in vollem Kitzel der Sinne seyn will, und sobald derselbe aufhöret, oder durch ein kleines Ungemach gestöret wird, schon heftig zu klagen anfängt. Sie scheinen die sanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beschäfftigung mit einer nützlichen Arbeit, von der Betrachtung der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte ihres Urhebers, von der Einsicht der Wahrheiten, von Witze und Erfindung, von einer weisen und klugen Aufführung, und von der Zufriedenheit des Gewissens über die Erfüllung seiner Pflicht entsteht. Sie scheinen nichts von der Hoffnung eines noch besseren Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfließen zu lassen, und, da ihnen dieses Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, dasselbe gar zu verachten.

Man beziehet sich gegentheils, wie mich dünket, mit Unrechte auf aller Menschen Urtheil und Empfindung, weil keiner sein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben

das

Uebel, welches er ausgestanden, von neuem wieder ausstehen sollte. Denn eines Theils ist dieses, was zum Grunde geleget wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälschlich daraus geschlossen.

Vernunft und Erfahrung lassen uns nicht anders denken, als daß die meisten Menschen ihr voriges Leben gern wieder anfangen würden, wenn sie solches als möglich vorstelleten. Denn die Natur hat einem jeden eine starke Liebe zum Leben eingepflanzet; so daß wohl einige dessen Erhaltung mit vielem Schmerze erkaufen würden, wenn es ihnen so bliebe. Da nun die meisten Menschen ihr Leben in einem mittelmäßigen und erträglichen Zustande zubringen, viele auch glücklich, reich, geehrt, gesund gewesen sind: was sollte sie menschlicher Weise bewegen, ihr voriges Leben so sehr zu hassen? Die fröhlichen Jugendjahre und die vollen Kräfte des Alters wünschen sich ja viele wirklich wieder, ungeachtet sie ihres eingemischten Leidens nicht vergessen haben: und selbst diejenigen, denen im höheren Alter das ganze menschliche Leben so mühsam, eitel und betrübt vorkömmt, würden es vielleicht, wenn der Tod sie im Ernste erlösen wollte, so machen, wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja, leider! viele, die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben sich die denn nicht alle, wenn sie es für besser halten, todt zu seyn, als zu leben? warum sehen sie vielmehr den Tod als das allerschrecklichste an?



wärtiger Empfindung oder Erinneru
wissen Leides und Verdrusses, in eine
wünschung ihres Lebens ausbrechen:
sich die ungestüme Bewegung geleget ha
anderes Sinnes. Andere haben, ihr
nach, noch eine gute Zeit zu leben v
richten alsdenn, wenn sie darauf sehen,
gen mehr auf das Zukünftige, und a
nung des Besseren. Denn wir suche
nach unserer Natur, immer vollkon
glücklicher zu werden; und in der Be
leicht zu begreifen, daß ein Mensch
Stufen nicht gern noch einmal steig
geht solchen wie den Reisenden, die
schönen Ort zu besuchen vor sich haben
den bey der Begierde nicht gern um
die vorigen Oerter noch einmal durch
Aber daraus folget nicht, daß ihner
Reise misfallen habe. Dieses ist n

r) Wenn man die Glückseligkeit des menschlichen Lebens nicht sowohl nach dem äusserlichen Glanze der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Lust, mißt: so ist unter den Menschen, wes Standes und welcher Umstände sie auch sonst seyn mögen, kein grosser Unterschied s). Geringe und Arme essen und trinken ihre wohlfeile Kost mit eben so vielem Wohlschmacke, als der Reiche und Vornehme seine theuren Leckerbissen; sie freuen sich über Kleinigkeiten ja so sehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit machet ihnen Arbeit und Mühe leicht, welche andern so sauer wird, und selbst die Widerwärtigkeiten schärfen und erhöhen eine geringe Lust, welche dazwischen kömmt. Was ist daran gelegen, ob sie ihre Lust und ihr Vergnügen aus prächtigen und kostbaren, oder aus schlechten und täglichen Dingen schöpfen, wenn sie nur eben so viel Lust und Vergnügen haben können, als der Glücklichste?

Die Weisheit giebt allein, bey solcher Gleichheit der Menschen, einen Vorzug. Weil wir nämlich, nach unserer Natur, nicht anders, als durch

 niedrige

s) Dieses ist eine unerkannte, aber grosse Wahrheit, die zur Rettung der Vorsehung und Beruhigung der Menschen gleich nützlich ist. Wenn es hier der Ort litte, so könnte ich viele Spuren von derselben bey den vernünftigsten Weltweisen alter und neuerer Zeiten anweisen, dasjenige zu bestätigen, was ich selbst davon in einer Rede zu Wismar gesaget: Omnes homines æque felices esse, welche daselbst 1723. 4. gedruckt worden. Siehe auch Pope's Essay on Man, Epist. IV. v. 47. seqq.

niedrige Stufen, zu einer höheren Vollkommenheit und Glückseligkeit kommen können: so verachtet und vergället ein Weiser das jetzige Leben und seinen Stand nicht durch thörichte Erfindungen zur Betrübniß und Klage. Er weis, er ist in der natürlichen Empfindung der Lust nicht schlimmer daran, als die Größten und Reichsten; er genießt also des gegenwärtigen Guten, und störet sich den Genuß nicht mit neidischer oder voreiliger Vorstellung eines größeren Guten, das er nicht besitzt, oder das andere besitzen. Er verachtet selbst die sinnlichen Ergötzungen nicht; aber er weis sie, durch klugen Gebrauch, unschädlicher, schmackhafter und feiner zu machen: er bemühet sich jedoch vornehmlich die Vollkommenheiten in andern Menschen, in der Natur, und in deren großem Urheber einzusehen, und darnach seinen Verstand zum wahren und festen Erkenntnisse nützlicher Wahrheiten, und sein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bilden. Und dieses sichert ihn vor Thorheiten, Verdrusse und Reue; es beglücket sein Leben mit einem höheren und reineren Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es setzet ihn über die widrigen Zufälle seiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter steter Versicherung von der weisesten und gütigsten Obhut des allerhöchsten Wesens, einen Vorschmack von einer künftigen grösseren Glückseligkeit, dazu er bestimmet ist.

§ 13.

Ein Weiser wird aber keine wunderthätige Vorsehung in der Welt von Gott erwarten oder verlan-

rlangen: noch sich daran stoßen, wenn es das
nsehen hat, daß auch die Frommen einigen wi-
igen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge un-
rworfen sind; oder, daß die Lasterhaften nicht
eich auf der Stelle gestraft werden, sondern wohl
ır vor andern glücklich zu seyn scheinen. Er weis
rs erste, wie oft man sich in solchen Begeben-
iten triegt, als ob es den Frommen so häufig
el, und den Gottlosen wohl gehe; und in den sel-
nen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennet er
ch, daß die Zulassung solcher widrigen Begeben-
iten der weisesten Vorsehung gemäß sey, und von
rselben zum Guten gelenket werde.

Wer die Menschen und ihre Zufälle genauer
ntersuchet, der wird finden, daß von der meisten
emüthsbeschaffenheit, Aufführung und Zustande
lsch geurtheilet wird. Sie sind mehrentheils
itweder nicht fromm, oder selbst schuld an ihrer
Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht un-
ückselig.

Wenn wir sehen, daß ein wunderlicher Heili-
er mit seinen Grillen, oder mit seinem unzeitigen
ifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf seine ver-
eyntlich gerechte Sache, zu seinem Schaden, zu
eit treibt; daß mancher, ohne Fleiß, Vorsicht,
eschicklichkeit und ordentliche Haushaltung, bloß
it Bethen, Lesen, Kirchengehen seine Nahrung
ergeblich suchet; daß ein anderer, bey seiner Ein-
lt und Unwissenheit, ohne Beförderung bleibt;
aß dort ein Eigensinniger, Murrischer, Zanksüch-
iger viele Feinde hat; werden wir solchen Leuten
ine ächte Frömmigkeit und Tugend beylegen, und

ihren Klagen Recht geben können, daß sie unverschuldet leiden?

Die meisten Menschen sind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von sich ab, und auf andere, oder aufs Unglück, auf ein Schicksal, auf die Vorsehung zu wälzen; dagegen aber sich fälschlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit und Tugend, insonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, sie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieser großen Pflicht und deren Belohnung. Denn sie bilden sich ein, daß entweder der äusserliche Gottesdienst, oder doch die Verehrung Gottes, alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß sie dadurch schon an sich allen Segen verdienten, sie möchten sich übrigens betragen, wie sie wollten. Die göttliche Ordnung erheischet eben auch die Pflichten gegen andere Menschen und gegen uns selbst; und zwar, was uns selbst betrifft, daß wir nicht allein unsern Willen, sondern auch unsern Verstand und äusserlichen Zustand bessern; daß wir vernünftig, weise, klug, vorsichtig werden, was rechtschaffenes meisterlich lernen, emsig und fleißig sind, und uns andern Menschen nütze und gefällig machen. Wer dieses versäumet, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht sagen, daß er sich der göttlichen Ordnung gemäß bezeige, und so ferne Gott seinen Gehorsam, Furcht oder Dienst leiste. Was Wunder ist es denn, daß ihr Betragen seine natürliche Folgen hat? oder wie kann man solche Begebenheiten unter diejenigen zählen, welche einen Anstoß gegen die göttliche Vorsehung geben?

Kön-

Können sich aber die Menschen nicht eben so-
l in dem Urtheile, daß einer lasterhaft und
los sey, irren, als sie der Schein einer Fröm-
keit, oder ihre Eigenliebe, triegt? Es wäre
ünschen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, welche
lichen Standes sind, für Weltlichgesinnte, alle
isten für böse Christen, alle Naturforscher für
uralisten, alle Mathematiker für Atheisten, alle
che und Vornehme für ungerecht und gottlos
e. Allein, vielleicht sind auch Klügere nicht
lich von solchen Vorurtheilen frey, und oft
het sich ein Neid, oder eine besondere Zwistig-
mit in das lieblose Urtheil ein. Gesetzt aber,
kann solche Leute, denen es wohl geht, nicht
unter die Frommen und Tugendhaften rech-
: sind sie darum alsobald gottlos und laster-
zu nennen? Es giebt einen mittleren Zustand
der sittlichen Vollkommenheit und Unvollkom-
heit. Manche Menschen sind nicht völlig gut,
auch nicht völlig böse zu nennen; und solche
en doch viel natürliches Gutes und viele Ge-
lichkeit, Klugheit, Emsigkeit, Dienstfertig-
und dergleichen löbliche Eigenschaften an sich
en. Sollen sie darum alle natürliche Beloh-
g verlieren, weil sie nicht alle Tugenden, und
nders die höchste, besitzen? oder kann man sie
Rechte zum Beyspiele der Gottlosen stellen? oder
n Gott, nach seiner weisen Vorsehung, eines
er Kinder, dem es nöthig thut, nicht mit
järfe ziehen, das andere mit der Güte
en?

Hiezu

Hiezu kömmt noch, daß viele sich von der Glückseligkeit und Unglückseligkeit eine falsche Vorstellung machen; als ob es auf den äusserlichen trüglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüthes, ankäme. Wer die Glückseligkeit auf großen Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben stellet, der machet andere in seinen Gedanken glücklich, die es bey allem Ueberflusse der äusserlichen Glücksgüter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit, und wegen vieler Unruhe und Misvergnügens, in der That nicht sind: sich selbst aber machet er unglücklich, wenn er nicht alles nach seinem Wunsche erhält: zumal, wenn er es meynet mehr als andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in seinem mittelmäßigen Zustande besitzt, nicht erkennet oder genießt, ungeachtet ihm die Vorsehung so viel gegönnet, daß er könnte zufrieden seyn, und keine Ursache hätte zu klagen.

Aber selbst das vermeynte Böse, was dem Menschen begegnet, verdienet so ferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzeney heilsam und nöthig ist, daß er sich nicht überhebe und ausschweife. Wie mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich gewesen wäre? Hingegen bezeuget alle Geschichte, daß vielen Lasterhaften ihr anscheinendes Glück nur zum Falle gereichet habe, und so ferne nicht für ein Glück zu achten sey. Wenn wir auch wissen sollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die meisten ihre Glücksgüter genießen; wie hochmüthig, üppig, wollüstig sie durch stete gute Tage, und wie zärtlich



sie gegen die geringste Unlust werden; wie viel
druß sich verborgener Weise auch in die Pallä-
inschleicht, und wohl gar bis zu den Thronen
imet; mit welcher inneren Unruhe, Scham,
ie und Furcht das böse Zeugniß des Gewis-
die Lasterhaften züchtiget: so würden wir
n gewiß solche triegende Glückseligkeit nicht
gönnen.

§ 14.

Was aber die Fälle betrifft, da den wirklich
chuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Bö-
, den wirklich Lasterhaften und Gottlosen etwas
rhaftig Gutes begegnet: so kann man dabey
ünftiger Weise keine wunderthätige und über-
ürliche Vorsehung verlangen; sondern höchstens
daraus schließen, daß beyde widrige Bege-
heiten zugelassen, weislich zum Guten gelen-
, und zu seiner Zeit nach Verdienste vergolten
den.

Es giebt viele Menschen, die sich solchen Be-
f von der besonderen Vorsehung machen: Gott
ßte, so oft die Unschuldigen und Frommen in
Verknüpfung der Dinge mit einem Unfalle be-
het würden, denselben außerordentlich von ih-
abkehren, und ihnen dagegen lauter Gutes
derfahren lassen: die Lasterhaften aber müßte
lles Glückes berauben, und mit gegenwärtiger
rafe belegen. Allein, eine solche Vorsehung
e beydes den Vollkommenheiten Gottes und
er Werke entgegen, und den Menschen selbst
t zuträglich.

Würde

Würde Gott, in der Zeit, um einzelner Menschen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern: so müßte er nicht alles voraus gesehen und überleget haben; so müßten seine ersteren oder letzteren Einsichten und Rathschlüsse nicht die besten seyn, und er würde aus Mangel des Verstandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbesserung bedürfte. Das widerspricht aber der Unendlichkeit seiner Vollkommenheiten. Zudem, so würde durch die Veränderung der weisesten Einrichtung und Naturgesetze weit mehr Gutes verhindert, und statt eines Bösen weit mehr Böses eingeführet werden. Denn man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Wesen eines Dinges entgegen geschehen könne, dessen Aenderung sich nicht weiter erstreckte, als auf den kleinen Theil, worinn es geschähe. Es hängt alles in der Welt zusammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viele mehrere nach sich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Wesen der lebendigen und leblosen Dinge die Mittel sind, wodurch so viel Gutes in der Welt gestiftet wird: so folget auch, daß eine ausserordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die dem ersten Zwecke nicht gemäß ist, viel Gutes aufhebt, und dagegen mehr Böses einführet, als dadurch verhindert würde. Je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und gestöret würde, desto mehr würde auch die Uebereinstimmung und Vollkommenheit der Welt geschmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Gesellschaft keine Ausnah-

me

me von den Gesetzen, bey dieser oder jener einzelnen Person, geschehen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht; und öftere Ausnahmen den Gesetzen selbst ihre Kraft benehmen, und die ganze Verfassung des Staats umkehren.

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch so viele gesunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten, zufälliger Weise, ein Bresthafter, unter vielen tausenden eine Misgeburt hervorkommen wollte; wenn ein unschuldig Kind durch Verwahrlosung seiner Wärterinn Schaden leiden, oder erdruckt werden würde; wenn ein frommer Mann von einer herabfallenden Ziegel gequetschet, von einem tollen Ochsen gestoßen, durch eine Feuersbrunst seiner Güter beraubet, von einem Feinde verwundet, vom Blitze erschlagen, von der See verschlungen werden möchte: sollte denn Gott alsobald in die Natur gewaltsam einbrechen, die Regeln, wornach so viele gesunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menschen und Thiere befördert wird, wornach sich alle mechanische Bewegung in der Welt und der freye Wille richtet, hemmen, stören, ändern? Dadurch würde das Wesen und die Natur der Dinge selbst aufgehoben, und für ein Uebel Millionen gestiftet.

§ 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und seiner Werke zuließe, daß Gott eine so wunderthätige Vorsehung über die Frommen und Gottlosen äußerte: so würde es doch den Menschen

selbst

selbst nicht ersprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich seyn. Selbst die Meynung, daß eine solche wunderthätige Vorsehung sey, ist den Menschen höchst schädlich: was würde nicht die Sache an sich seyn? Denn wie viele schöpfen nicht aus solcher falschen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen ausserordentlichen Hülfe und Obhut, daß sie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutsamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handlungen darüber versäumen? Bey aller ihrer Nachläßigkeit, Unvorsichtigkeit und Thorheit verlassen sie sich dennoch auf den göttlichen Segen und Beystand; welches nichts anders ist, als glauben, daß Gott ihrenthalben alle Augenblicke Wunder thun werde. Solche Leute schließen auch wohl umgekehrt: es geht mir besonders wohl, es gelingt mir dieß und das; also hat es Gott um meinentwillen ausserordentlich so gefüget, also muß ihm mein Wandel gefallen; da doch aus ihren Handlungen selbst nichts weniger zu urtheilen ist, als daß sie den göttlichen Vorschriften gemäß leben sollten. Man kann denn auch leicht gedenken, wie unvernünftig und lieblos dergleichen Menschen von andern urtheilen, wenn ihnen etwa widrige Begebenheiten zustoßen. Aus eben der irrigen Vorstellung von der besondern Vorsehung geschieht es, daß einige sonst nicht böse Menschen mit ihrem Gebethe, so zu reden, den Himmel zu stürmen gedenken, und Gott andere Rathschlüsse gläubigst abzwingen wollen, als seine ewige Weisheit festgesetzet hat; da sie vielmehr ihre Pflicht sorgfältig thun, und den Erfolg der

göttl.

tlichen Vorsehung in gelassenem Vertrauen em-
hlen sollten.

Hieraus sieht man schon, wenn eine solche
ohlthätige Vorsehung wirklich wäre, als sich
nche träumen lassen, daß sie nichts Gutes unter
n Menschen stiften würde. Wenn mit der
ommigkeit lauter gute Tage, Gesundheit, Wohl-
nd, Ehre, Freundschaft und Glück, mit der
ttlosigkeit hergegen stets Krankheit, Armuth,
chande, Feindschaft, Haß und alles Unglück ver-
üpft wäre: so würden die, welche sonst noch tu-
ndhaft werden möchten, aus allzugroßem Ver-
uen auf solche Vorsehung, ihre natürliche Fä-
gkeit, sich vollkommen und glücklich zu machen,
ht gebrauchen, ihre Pflicht versäumen und über-
sen, in ihren Handlungen und Gebethe verwe-
n werden, wenigstens die Tugend nicht sowohl
 ihres inneren Werthes, als um des äusseren
ns willen, lieben und üben. Dagegen würden
, welche ein böses Herz haben, zwar vielleicht durch
rcht einer gegenwärtigen ausserordentlichen Stra-
von ihrer Büberey abgeschrecket; aber ihr Wille
d Gemüth würde nicht geändert oder gebessert,
ndern nur unter beständiger Furcht gehalten.
urch beydes aber würde die aufrichtige willige
eigung zur Pflicht und Tugend, die innere
ollkommenheit der Menschen, und aller Unter-
hied zwischen Tugendhaften und Lasterhaften auf-
hoben.

Die lockere Verbindung der äusserlichen Beloh-
ungen des Glückes, und der äusserlichen Strafen
es Unglückes, mit Tugenden und Lastern, ist dem-

Uu nach

nach weise und gut, damit die Menschen ihre Pflicht nicht knechtisch thun, sondern Tugend als Tugend, um ihres inneren Werthes willen, hauptsächlich lieben, Laster als Laster, wegen ihrer inneren Häßlichkeit, vornehmlich hassen möchten. Es ist auch nicht zu befürchten, daß solche Verknüpfung der Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frey machet, und den Gottlosen nicht alles Glück abschneidet, die Menschen vom Guten abschrecken, und zum Bösen reizen könne. Denn weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück ist, nicht für eine Folge, und Wirkung tugendhafter Handlungen angesehen werden kann: so giebt es auch keinen Bewegungsgrund, die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloßes Glück ist, nicht in der Gewalt des Lasterhaften steht: so kann niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, so müssen mir lauter Gewinne in Lotterien und gute Erbschaften zufallen.

§ 16.

Hieraus ist genugsam zu erkennen, daß es auf alle Weise der höchsten Weisheit und Güte gemäß gewesen, die widrigen Begebenheiten des Glückes und Unglückes in der Vernüpfung der Dinge zuzulassen; in so ferne durch deren ausserordentliche Aenderung unendlich mehr Böses in die Natur und unter die Menschen selbst würde eingeführet werden. Es erhellet also auch, daß dieses mit Gottes allgemeinen und besondern Vorsehung gar wohl bestehe, und ihr gar nicht zur Last gereiche.

Der

Der eigentliche Zweck Gottes ist nicht, weder
n lebendigen Geschöpfen überhaupt Böses wie-
ihren zu lassen, und besonders die frommen
ischen unglücklich, die Gottlosen glücklich zu ma-
, die Tugend zu unterdrücken, die Laster zu rei-
oder zu verstatten, daß es einer so gut habe
der andere. Es ist auch nicht mehr Böses in
Welt zugelassen, als was die wesentlichen
ranken endlicher Dinge in der vorsichtigsten
knüpfung unvermeidlich nach sich ziehen, und
welches Zulassung nur mehr Gutes gehindert,
r Böses befördert seyn würde. Dagegen liegt
r Hervorbringung aller möglichen Lebendigen,
in der Uebereinstimmung aller Einrichtung,
fte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen,
wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß
el und so mancherley Vollkommenheit, Gutes,
und Glückseligkeit in der Welt gestiftet und ge-
n werden soll, als nur möglich ist. Alles,
von Gott zur Wirklichkeit gebracht ist, geht
de auf diesen Zweck. Der ganze Bau der
t, die Vertheilung der Materie in eine Menge
r und finsterer Kugeln, die Bewegung der
nlischen Körper, die Abwechselung von Tag
Nacht, von Jahren und Jahreszeiten, die
nichfaltigkeit der Erden und Erdgewächse, die
htbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mecha-
en Kräfte und Regeln, die Bildung der thie-
en Körper und ihrer sinnlichen Werkzeuge, die
be, Fertigkeiten und Künste, welche ihren
len eingepflanzt sind: alles ist gerade auf die
altung und auf die Lust der Lebendigen gerich-

tet, alles ist nicht allein untadelich, sondern un=
besserlich.

Des Menschen Natur ist besonders gema[cht]
den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thier[e zu]
beherrschen, alles zu seinem Nutzen und Verg[nü]
gen anzuwenden. Er genießt nicht allein de[n]
ben sinnlichen Lust, welcher die Thiere genie[ßen,]
sondern er kann sie auch durch seinen Witz ver[viel]
fältigen, schärfen und erhöhen: er hat vor and[ern]
eine Einsicht und Empfindung von Ordnung, P[ro]
portion, Uebereinstimmung, Vollkommenh[eit,]
Schönheit, Weisheit, Kunst, Geselligkeit, M[en]
schenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: [die]
natürlichen Regeln seines Verstandes bringen [ihn]
auf den Weg der Wahrheit; die natürlichen R[e]
geln seines Willens führen ihn zu nichts, als z[um]
Guten und zur Glückseligkeit, und er hat ein V[er]
mögen und Verlangen, immer bis ins Unendli[che]
vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun ist es des Menschen Sache, sich dess[en]
auch so viel zu gebrauchen, als es möglich ist. B[e]
wegungsgründe dazu hat der Schöpfer schon gen[ug]
in seine Seele geleget. Mit dem Erkenntnisse d[er]
Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübun[g]
von Pflicht und Tugend, hat er ein süßes Vergn[ü]
gen, und eine innere Beruhigung und Zufrieden[=]
heit, als eine eigenthümliche Belohnung, verknüpf[t,]
welche über alles geht, und ihm nimmer fe[hl]
schlägt. Ueberdem ist eine solche Verknüpfung i[n]
der Natur und unter den Menschen selbst gemache[t,]
daß solche Bemühungen, welche der göttlichen A[b]
sicht gemäß sind, nämlich Erkenntniß, Weishei[t,]

Kunst,

kunst, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienst-
rtigkeit, Frömmigkeit, u. s. w. an sich selbst,
othwendig, angenehme Folgen und Wirkungen
n Gesundheit, Wohlstande, Ehre, Freundschaft
aben müssen, welche wir als äussere Belohnungen
ter Handlungen anzusehen haben, die uns die
Vorsehung, mit Absicht auf unser Bestes, bestim-
et hat, und die selten ausbleiben.

Wir können also nicht anders denken, als daß
ch Glücks- und Unglücksfälle, welche nicht von
sern Handlungen, sondern von Gottes allgemei-
er Verknüpfung der Dinge entstehen, wenn sie
eich widrig scheinen möchten, dennoch, nach eben
r weisen und gütigen Vorsehung des Schöpfers,
ne Verbindung mit unserm Betragen, und zwar
unserm Wohl, haben müssen. Denn es kann
dem Laufe der Natur nichts so geringe seyn, das
ott nicht vorher gesehen und beliebt hätte; und
kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch
r zulassen, als aus guter Absicht. Demnach
uß auch die Verknüpfung der Glücks- und Un-
ücksfälle mit verschiedener Menschen Betragen
as Gutes zur Absicht haben, und zum Mittel des-
lben angewandt seyn. Und es folget umgekehrt,
ß alles Gute, was aus der Verknüpfung des
lückes und Unglückes mit verschiedener Menschen
etragen entsteht, oder entstehen kann, göttliche
bsicht sey.

§ 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur selber
agen, was für Vortheile aus den Glücks- und

Unglücksfällen wirklich entstehen, oder entstehen können: so werden wir die Absichten Gottes so ferne erreichen. Uebrigens aber müssen wir uns, vornehmlich in besondern Fällen, erinnern, daß wir Menschen nicht vermögend sind, den Zusammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzelner, oder mehrerer, oder gar aller Menschen einzusehen; und wir haben dennoch nicht Ursache, anders zu denken, als daß sie nach weisem Rathe und Fügung zum Besten verhängt oder zugelassen sind. Denn wir müssen diese Begebenheiten billig so betrachten, als die Werke der Natur, weil sie von einem und demselben Urheber, nach einerley Absicht und Regeln der Weisheit, entstanden sind. Da lehret uns nun Erfahrung und Vernunft in tausend Beyspielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Naturkräfte und Gesetze der Bewegung, die Einrichtung und Zusammenfügung der großen Weltkörper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umsonst sey, sondern alles seinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theiles der Pflanzen, und thierischen Körper, oder einer andern Sache und Geschichte in der Natur nicht errathen können: was denken wir denn vernünftiger Weise? schließen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wissen und einsehen? Nein, wir setzen vielmehr zur Regel: in der Natur ist und geschieht nichts umsonst; alles hat seinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wissen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücksfälle auch natürlich zu, und

ind nicht anders, als Begebenheiten der Natur
rsehen. Wir heißen sie nur Glück und Unglück,
en unserer Unwissenheit, weil wir sie nicht vor-
sehen, oder ihre Verknüpfung mit den Ursa-
und Absichten wissen. Vor Gott ist aber nichts
ck oder Unglück, sondern alles in seiner Vor-
enheit so gewiß, als die Sonnen- und Mond-
ernissen, Jahreszeiten und Witterungen sind.
ssen sie denn nicht eben so, wie diese Begeben-
en, in dem göttlichen Rathschlusse zureichenden
wegungsgrund, Absicht, Regel und Nutzen
en?

Ich brauche nicht viel von den Glücks- und
lücksfällen zu sagen, da Fromme Gutes, und
tlose Böses trifft: denn die geben der Vorse-
g gar keinen Anstoß, sondern bestätigen sie viel-
r. Unterdessen machen sich diejenigen haupt-
lich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute
t als ein Ungefähr, sondern als ein Gnadenge-
ık ihres Schöpfers annehmen, das sie zur
kbarkeit, Liebe und Gehorsam gegen ihn, zu
rer Gutthätigkeit gegen andere Menschen, und
beharrlichen Vorsatze der Tugend ermuntern.
Die Unglücksfälle hingegen machen sich die
Nutze, welche sie für eine göttliche Züchtigung
Warnung ansehen, und sich forthin seinen
ichten gemäßer zu leben entschließen.
So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich
der besondern Vorsehung zusammen reimen,
ben das Unglück den Frommen ein Mittel zum
cke, das Glück hingegen den Gottlosen zum
ereren Falle gediehen ist. Denn wenn uns gleich

solche Begebenheiten anfänglich wunderbar und widrig scheinen, so kann doch die Auflösung und das Ende solcher Geschichte, wenn wir es absehen können, nicht anders, als gefallen. Ein fremder nimmt an solchem Ausgange, so gar auf der Schaubühne, geschweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnet, und die Laster dennoch zuletzt gestraft sieht. Was muß es aber nicht für eine innere Gemuthsruhung für denjenigen selbst seyn, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewissen standhaft beobachtet, und sein Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beständigkeit seiner Tugend desto reichlicher gekrönet wird?

§ 18.

Was kann aber das Böse für Nutzen haben, so ferne es, ohne folgende Vergütung, Unschuldige und Fromme trifft? Mich dünket, wer die Verknüpfung in der Welt, und die Natur der Menschen, nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einsehen können, daß das Böse, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Laufe der Natur, allenthalben zum Mittel des Guten angewandt sey.

So unzählig verschiedene Dinge, mit verschiedenen Kräften und Bemühungen, müssen nothwendig einander alle Augenblick entgegen arbeiten. Sie sind aber in eine solche Verbindung gebracht, wie von einem geschickten Baumeister die Steine eines Gewölbes zusammen gefüget werden, da selbst

eines

s jeden Steines Neigung zum Sturze und Falle
Festigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes
chen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäub-
ns, Tropfens und Luftkügelchens, sich nach ei-
n und demselben Punkte zu bewegen, und seine
chbaren zu verdrängen, giebt der Erde ihre
ur und Festigkeit, dem Wasser seine Wasser-
gregel, der Luft ihren uns so nützlichen Druck.
r streitenden Bemühungen der Planeten, auf
Sonne zu fallen, und der Sonne, sie abzuhal-
, verursachet und erhält ihre richtige Wirbelung
ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Ele-
nte in unserm Luftkreise, welches nothwendig
den verschiedenen Ausdünstungen entstehen
ßte, geht mit der folgenden fruchtbaren Witte-
g schwanger. Die Vergänglichkeit der organi-
n Körper von Pflanzen und Thieren wird zur
eugung und Erhaltung anderer angewandt.
es ist seiner Natur nach verweslich und verderb-
, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts
sonst.

Wir Menschen sind insbesondere so geartet,
uns unsere Unvollkommenheit eine Stufe zur
llkommenheit werden muß, die entweder dem
gen menschlichen Geschlechte, oder einzelnen
sonen, ersprießlich ist. Wir kommen nackt,
e Waffen, Wissenschaft und Vermögen, uns zu
alten, auf die Welt; aber eben dieser Mangel
d das Mittel der Geselligkeit, Sprache und
ung der Vernunft. Erst mußten die Men-
n Noth und Kummer leiden, ehe sie zur Erfin-
g der Künste und Wissenschaften erweckt wer-

den konnten: erst rohe und wild gegen einander verfahren, ehe sie sich ein friedfertiges, sittsames und bürgerliches Leben besser gefallen ließen. Barbarey, Aberglauben, Religionsverfolgung, Hexenprocesse über Unschuldige, und dergleichen, mußten zuvor aufs höchste steigen, ehe sie allen konnten zum Abscheue werden. Hätte sich nicht so mancher, zu seinem Schaden, in die See und unter die Erde gewaget, so wären uns noch Schifffahrt und Handlung, Eisen und alle Reichthümer der Erde verborgen. Noch müssen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der Wahrheit finden: erst durch viele Beyspiele der Unbehutsamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorsicht brauchen, erst manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünschten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was jetzt in Wissenschaften, Künsten, Gesetzen, Policey, Landwirthschaft, Handlung und Bequemlichkeit des Lebens, den Menschen zu statten kömmt: so werden wir finden, daß es fast durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Bösen sey. Und es ist kein Zweifel, daß noch viel Böses unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten schwanger geht.

Es werden zuweilen bresthafte Kinder, ja Misgeburten erzeuget. Aber zu geschweigen, daß sie uns manches in der Zergliederungskunst, und von dem Gebrauche der Theile, entdeckt haben; so würden wir auch ohne solche Fälle meynen, die gesunde Bildung könne nicht anders seyn. Nun lernen

wir, daß auch Regeln möglich sind, nach wel-
n lauter Misgeburten entstünden, daß die Na-
nichts schlechterdings nothwendiges sey, und
wir unsere Gesundheit einem weisen Schöpfer
danken haben, der uns so vollkommen gebildet.
steht dahin, ob nicht die Menschen einmal dar-
lernen werden, oder lernen sollen, daß es bes-
wäre, solche Misgeburten, die sich nur selbst
Qual und andern zum Scheusale leben würden,
ht zu erziehen, sondern, nach obrigkeitlichem
theile, in der ersten Kindheit, wenn sie noch von
selbst nicht wissen, durch einen sanften Tod
der einschlafen zu lassen. Manches Kind wird
seiner Amme oder eigenen Mutter im Schlafe
ruckt, von der Wärterinn verwahrloset, oder
ch unnöthigen Zwang der Glieder verrenket und
letzet. Was klagen wir aber die Vorsehung an,
sie die Luft dem Menschen zum Leben so nöthig
machet, oder daß sie die sorglosen Ammen und
itter nicht übernatürlich erwecket, oder daß sie
Wachsthum des Leibes nicht gegen den unna-
lichen Zwang bewahret? Lasset uns vielmehr
len, behutsamer und sorgfältiger zu werden.
et uns ein Schutzmittel für die Kinder gegen die
hläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder
mehr, was schon erfunden ist, einführen und
meiner machen †. Lasset uns der Natur in ihrem
Wachs-

†) Die Florentinische Obrigkeit hat bey Strafe der Verbannung gebothen, daß keine Amme oder Mutter ihrem Kinde die Brust geben sollte, wenn dasselbe nicht in einem Gehäuse läge, welches sie Arcuccio

Wachsthume keine unnöthige Pflege und th
Fessel anlegen, da wir offenbar sehen, daß b
Ständen und Völkern die zarten Leiber am
sten und gesundesten aufwachsen, bey welchen
wenigste Wartung und den wenigsten
haben.

Die göttliche Vorsehung ist zwar so gü
gen die Menschen gewesen, daß sie eine
Verknüpfung unter ihnen gemachet, wo selb
Vergehungen, Thorheiten und Laster dem g
Geschlechte, oder der bürgerlichen Gesellschaf
Vortheile gereichen müssen. Die bloße Eig
eines jeden Mitgliedes muß, wenn einer n
geringste Vernunft dabey brauchet, eben
Handlungen hervorbringen, welche er au
Menschenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte
sollen; weil er wohl einsehen kann, daß e
Wohl durch keine andere Mittel in der Gesel
zu befördern fähig sey, als durch solche, w
auch andere Menschen Nutzen haben. Sel
Laster, als Wollust, Ueppigkeit, Eitelkeit,
schwendung, Geiz, Dieberey, u. s. w. err

cuccio nennen. Dieses besteht aus drey ode
Brettern, worinn das Kind so verwahrt lieg
es durch Betten nicht kann erstickt werden
daß ihm dennoch die Brust durch einen Au
gereicht werden mag. Man findet dieses A
genauer beschrieben und abgebildet in dem II
de der schwedischen Abhandlungen aus der
lehre, Haushaltungskunst und Mechanik p.
und in den Philosophical Transactions, Vol. X
n. 422. p. 256.

le Hälfte des menschlichen Geschlechtes; nicht so
erne es Laster sind, oder weil an sich eine bürger-
che Gesellschaft ohne Laster nicht bestehen könnte,
nd ohne dieselbe nicht noch besser daran seyn sollte;
ondern weil Gott die Verknüpfung unter den
Menschen so weislich gemachet, daß selbst ihr un-
inniges Betragen, wider ihren Dank und Willen,
enen Nebenmenschen zum Guten gereichen muß.
llein, die Menschen müßten auch, nach göttlicher
bsicht, selbst das Ihrige thun, und aus dem
Bösen Vortheil ziehen lernen, so weit es in ihrer
Macht ist; das ist, auf solche Verordnungen und
Mittel sinnen, wodurch, ohne solch Böses, eben
erselbe, und noch weit größerer Vortheil erwüchse.
Es ist auch fast kein Zweifel, daß durch weise Re-
enten und Landesväter dergleichen immer mehr
wird veranstaltet werden, wodurch dem Müßiggan-
ge, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der
Üppigkeit und andern Lastern zeitiger gesteuret,
eine bessere Erziehung und Sittlichkeit eingeführet,
und den Unterthanen, ohne sclavischen Zwang und
Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohl-
stande gegeben werden möge. Denn unter allem,
was der Menschen wahrer Glückseligkeit in der
Welt entgegen ist, machet unstreitig dasjenige den
allergrößten Theil aus, was aus der Menschen ei-
gener Thorheit entsteht, oder da ein Mensch dem
andern schadet; welches beydes der Vorsehung
nicht zur Last fallen kann.

§ 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böse, durch
göttliche Vorsehung, zum Mittel des allgemeinen

Guten

Guten angewandt werde. Nun will ich mi
wenigem zeigen, was einzelne Menschen sel
dem Bösen, das sie wider ihr Verschulden
für Nutzen haben, oder haben können: das
jedoch überhaupt erinnern muß, daß das ei
glück mehr diesen, das andere mehr jenen
verschaffe.

Der erste Nutzen äussert sich im Verstan
Menschen. Unglück, Noth, Armuth,
machen klug, weise, vorsichtig, erfinderisch,
reich: wie hergegen das Glück träge, unwi
unverständig, thöricht.

Der zweyte Nutzen betrifft den Willen.
bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtun
derer, Ueppigkeit, Wollust, Faulheit und
ley Ausschweifungen: und machet dagegen a
sam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgän
demüthig, dienstfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeiget sich in der Zufri
heit des Gemüthes. Unglück und Elend ve
chen, daß wir das Gute im Leben, wenn es
geringe ist, desto mehr schmecken und empfi
aber gegen die widrigen Zufälle hart we
Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß
schen das viele Gute nur in unempfindlicher
wohnheit genießen, und gegen die geringste U
desto zärtlicher werden. Es steht dahin, ob
che, zumal Lasterhafte, den Ueberfluß so ma
Glücksgüter, mit eben so großem Vergnügen
ungestörter Zufriedenheit, genießen, als ein
ser und Tugendhafter selbst von der Linderung
nes Schmerzens und Elendes gerühret wird,

an Kleinigkeiten zu ergötzen weis: ohne der
theile zu gedenken, die ihm seine Weisheit,
end, sein gutes Gewissen und die Religion an
gewähret.

Der vierte Vortheil bezieht sich auf die mensch-
Gesellschaft. Denn Leute, die allerley ver-
rt haben, und durch manche Noth geübt sind,
den die besten Bürger, weil sie nämlich arbeit-
, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich,
üthig, mitleidig, dienstfertig geworden sind.
dieses sind Tugenden, die nicht allein andern
Beyspiele geben, und dem gemeinen Wesen
ießlich sind, sondern die auch dem, welcher sie
sich hat, Liebe, Mitleid, Gunst, Lob und
stand verschaffen, weil er sich, selbst im Un-
ke, klug, vernünftig und tugendhaft be-
t.

Ich will fünftens noch mancherley anderen
zen des Unglückes zusammen fassen; daß es
gendhafte von Lasterhaften unterscheidet; daß sie
Belohnung der Tugend nicht im Aeusserlichen,
ern in der Tugend selbst, in der Pflicht und
guten Gewissen suchen; daß sie desto fleißiger an
t denken, und ihr Vertrauen auf seine weise
rung schärfen; daß sie ihre Gedanken und
fnung desto eifriger auf ein besseres Leben rich-
, desto weniger furchtsam sind vor dem Tode,
) williger sterben.

Ueberhaupt ist gewiß, daß es uns Menschen,
diesem Zustande, nicht ersprießlich seyn würde,
n wir lauter reines Glück und gute Tage hät-
. Wie aber gar wenige in einem hohen Grade

glück-

glücklich zu nennen sind: so sind hergegen auch sehr wenige Menschen, die in einem hohen Grade, und ohne ihre eigene Schuld und Versehen, unglücklich wären. Der meisten Menschen Zustand ist mittelmäßig und gemischt, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äusserlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthumes u. s. w. schätzen. Es ist eine große Wahrheit, die sowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorsehung, als zum Troste der Niedrigen, dienet, daß, so ungleich die äusserlichen Glücksgüter ausgetheilet scheinen, dennoch die Lust und das Vergnügen allen und jeden am wohlfeilsten und in ziemlich gleicher Maaße dargebothen werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Israeliten: der hatte nichts über, der viel gesammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig gesammlet hatte; sondern ein jeglicher hatte gesammlet, so viel er für sich essen konnte. Die Weisheit allein giebt wahren Geschmack der Süßigkeit, und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemischten Bitterkeiten dämpfen kann.

§ 20.

Unterdessen will ich nicht leugnen, daß es einige seltene Fälle eines großen Unglückes giebt, da ein Mensch, welchen es trifft, ein wenig zeitiger denken muß, was wir alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptsächlich für dieses Leben gemacht sind. Denn wir mögen noch so lange, und noch so

so glücklich gelebet haben, so finden wir doch, wenn es vorbey ist, daß es vorbey, und einem bloßen Traume ähnlich sey. Unsere Augen sehen natürlicher Weise vorwärts ins weitere, unsere Begierden erstrecken sich aufs Zukünftige, und dieses um so viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriediget. Wenn also die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es sey wegen schwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: so kann doch die Hoffnung eines besseren und dauerhafteren Lebens das gegenwärtige Leid versüßen. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt, und wird sie denen besonders, welche hier einen schweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: so haben wir in keinen, auch den schlimmsten Zufällen über die Vorsehung zu klagen, als Menschen, die keine Hoffnung haben: so wenig, als wir die Lasterhaften in ihrem kurzen Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto grösseren Strafe aufbehalten sind.

Wenn sich Menschen ihre Unsterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon dadurch, daß sie lasterhaft sind, und unnatürlich denken. Denn wenn sie das böse Gewissen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, sondern sie sich vielmehr nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche Seligkeit versprechen könnten: so möchten sie ja wünschen, daß die Seele unsterblich wäre. Wenn sie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückseligkeit, bey einer Creatur, welche Vernunft hat, und sich vermöge derselben ihre zukünftige Dauer vorstellen kann, aus den

eingepflanzten Regeln des Verstandes und Willens nothwendig fließe: so würden sie einsehen, daß solch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unserer Natur, vorstelle, und beydes dessen Vollkommenheiten, als unserm Wesen und ganzen Bemühen gemäß sey. Sind andere, welche den Lastern und der Sinnlichkeit nicht so sclavisch dienen: so wünschen sie doch wenigstens von dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, und fühlen in sich die Stimme der Natur, welche sie ihre Begierden über das Ziel dieses Lebens ins Unendliche erstrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt, und selbst die vernünftigsten, so oft sie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, sondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht seyn, daß ich diese Wahrheit klar und deutlich erweise, welche nicht allein unser gegenwärtiges Leid versüßet und verkürzet, sondern auch alle unsere Glückseligkeit, deren wir in diesem Leben zu genießen fähig sind, reiniget und erhöhet, alle Religion versiegelt, und uns auch im Tode getrost machet.

Die

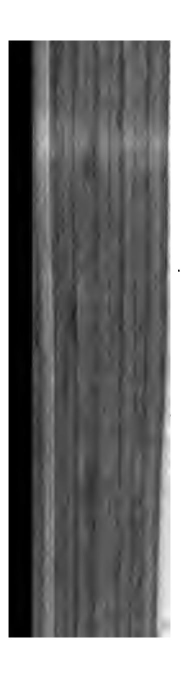
Die zehnte Abhandlung.

...n der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§ 1.

...ie Hoffnung, daß unsere Seele, nach diesem ... Leben, zu einem unendlich dauerhafteren und ...kseligern Leben bestimmt sey, gründet sich ...ptsächlich auf die göttliche Absicht in der Schö...ng, und auf seine besondere Vorsehung über die ...nschen. Wir können zwar aus dem Wesen ...rer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie ... nach dem leiblichen Tode fortdauren, und sich ...ußt seyn, folglich leben und glückselig seyn kön... aber die Absicht und Vorsehung unsers Schö...s kann uns allein die feste Versicherung geben, ... solches auch wirklich geschehen werde.

Die Schöpfung ist überhaupt auf das Wohl ... Lebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Le...s und der Glückseligkeit nun jedes bestimmet ..., das ist aus dessen besonderer Natur und de... Regeln zu ersehen, so ferne dieselben von Gott ... Mittel gebraucht worden, wodurch seine Ab...ten zur Wirklichkeit kommen sollen. Das all...eine Verlangen, glücklich zu werden, das allen ...ndigen eingepräget ist, wird bey jedem, durch ...e besonderen Naturkräfte und deren Regeln, zu ...em besonderen Ziele gerichtet und bestimmet. ...nn es also aus den Kräften und Regeln unsers ...standes und Willens natürlich fließt, daß wir,



unendlich dauerhaften Leben, und z
Glückseligkeit in demselben bestimm
zu streben erwecket.

Die göttliche Vorsehung zeige
Menschen besonders gütig, da sie
übrigen Thieren, so mancherley ve
zungen der Sinne, so angenehmen
Wahrheiten und Vollkommenheite
gen und Verlangen, immer vollkon
den, ja einen fernen Blick von
Weisheit, Liebe, Macht und Glü
Schöpfers gegönnet. Wenn wir a
nem dauerhafteren und besseren Lebe
ligern Genusse dieser Vorzüge gela
würden sie alle, durch eine so bald
da wir uns noch auf der niedrigste
wieder vereitelt. Die Menschen n
nur desto misvergnügter und unglücks
daß sie einen Begriff und Reiz von

So wenig dieses mit den göttlichen Eigenschaften, und mit der geäusserten Liebe zu seinen vernünftigen Geschöpfen, übereinstimmen würde: so gewiß können wir hergegen von seiner gnädigen Vorsehung versichert seyn, daß sie uns, durch diese kurze Vorbereitung, zu einem höheren Maaße der Vollkommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Natur fähig gemachet, führen werde.

Dieses ist der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unser natürliches Verlangen nach einem dauerhafteren und besseren Leben, mit zuversichtlicher Hoffnung, bestärken, und unser jetziges Leben versüßen. Lasset uns dieselben etwas umständlicher betrachten.

§ 2.

Es ist fürs erste nichts Ungereimtes, Widersprechendes und Unmögliches, wovon wir uns eine Vorstellung machen; sondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sache hat ihre innere und äussere Möglichkeit.

Wer kann leugnen, daß er, vermöge seiner Vernunft, voraus denken müsse, und in der Vorstellung des Zukünftigen keine Grenzen kenne? Wer kann also leugnen, daß er einen Begriff von einer künftigen weit längeren Dauer des Lebens habe, als worinn er sich jetzo eingeschlossen sieht? Es empfindet also ein jeder bey sich selbst, daß sich ein weit längeres Leben, als das jetzige, gedenken lasse. Nun läßt sich aber nichts gedenken, als was möglich ist. Demnach wird auch ein jeder überführet, daß ein weit längeres Leben an sich möglich sey.

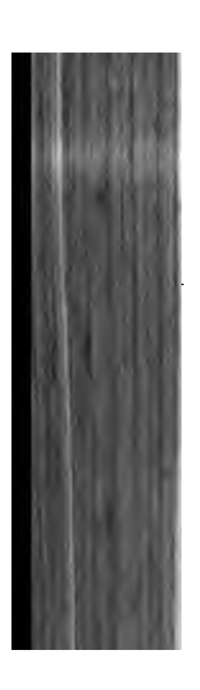
Dieses aber, was an sich möglich ist, muß auch ein jeder, vermöge seiner eigenen Empfindung und gesunden Vernunft, in Absicht auf seine Seele, für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beschaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil desselben: so möchte man sagen, daß sie der Verwesung des Leibes unmöglich entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedicht sey. Aber die Seele ist das Wesen in uns, welches sich bewußt ist; und eben dadurch ist sie sich auch aufs klärste bewußt, daß sie eben diejenige sey, welche vor Zeiten dieses und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß sie unter verschiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und dasselbe Wesen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz sey, die für sich besteht. Wenn sie sich aber als ein und dasselbe fortdaurende Wesen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben dasselbe sey, worinn sie vormals empfunden: so unterscheidet sie sich, durch ihr inneres Bewußtseyn, von allen Urstoffen ihres ganzen Körpers, als ein besonderes, unkörperliches, einfaches Wesen, welches, bey aller äusseren Veränderung des Körpers, für sich unzertrennlich fortdauret. Sie kann also, als eine einfache Substanz, weder durch die Auflösung, Fäulung, Vermoderung oder Verwesung des zusammengesetzten Körpers in kleinere Theile zertheilet werden, noch natürlicher Weise in sich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn sie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit den

körper-

perlichen Theilen verändert: so muß sie doch
h nach dem Tode in der Welt bleiben, und in
i unvergänglich seyn.

Diese Unvergänglichkeit machet nun zwar noch
n Leben aus, und ist auch den leblosen Elemen-
und einfachen Urstoffen der Körper gemein.
ein die Seele unterscheidet sich auch von allen
stoffen des Körpers, daß sie allein vermögend
sich alles innerlich und äusserlich bewußt zu seyn.
nun alles Vermögen und alle Kraft eigentlich
den einfachen Dingen wohnet, und nicht erst
ch die Zusammensetzung entsteht: so muß auch
Vermögen, oder die Kraft der Seelen, dadurch
sich ihrer selbst und anderer Dinge ausser sich be-
st ist, eigentlich in der einzigen einfachen Seele
hüen, und ihr wesentlich seyn; obgleich die Aus-
ung in dem jetzigen Leben von dem organischen
rper und dessen Werkzeugen abhängt. Wie nun
Urstoffe der Körper, wenn sie aufgelöset und
einander getrennet werden, dennoch ihre innere
aft behalten, und auch wirklich wieder äussern, so
d sie wieder mit andern elementarischen Urstof-
verbunden werden: so sieht man wohl, daß
h die Seele ihr wesentliches Vermögen, oder
wesentliche Kraft sich bewußt zu seyn, noch
h dem Tode behalten müsse, und daher auch
e Möglichkeit sey, daß sie solche Kraft wirklich
ssern, das ist, daß sie ferner leben könne, wenn
Zustand darnach beschaffen ist.

Wenn ich nun zu den Gegnern der Unsterblich-
sagen wollte, daß sie mir beweisen möchten,
her ein solcher Zustand unmöglich sey: so wür-



Die göttliche Fürsehung ist gewi...
gen die Menschen gewesen, daß
Verknüpfung unter ihnen gemachet
Vergehungen, Thorheiten und Last...
Geschlechte, oder der bürgerlichen G...
Vortheile gereichen müssen. Die b...
eines jeden Mitgliedes muß, wenn
geringste Vernunft dabey brauche...
Handlungen hervorbringen, welch...
Menschenliebe und bürgerlicher Pfl...
sollen; weil er wohl einsehen kann
Wohl durch keine andere Mittel in
zu befördern fähig sey, als durch
auch andere Menschen Nutzen habe...
Laster, als Wollust, Ueppigkeit, ...
schwendung, Geiz, Dieberey, u. ...

cuccio nennen. Dieses besteht au...
Brettern, worinn das Kind so ver...

Hälfte des menschlichen Geschlechtes; nicht so
ie es Laster sind, oder weil an sich eine bürger-
e Gesellschaft ohne Laster nicht bestehen könnte,
, ohne dieselbe nicht noch besser daran seyn sollte;
dern weil Gott die Verknüpfung unter den
nschen so weislich gemachet, daß selbst ihr un-
iges Betragen, wider ihren Dank und Willen,
en Nebenmenschen zum Guten gereichen muß.
ein, die Menschen müßten auch, nach göttlicher
sicht, selbst das Ihrige thun, und aus dem
sen Vortheil ziehen lernen, so weit es in ihrer
acht ist; das ist, auf solche Verordnungen und
ittel sinnen, wodurch, ohne solch Böses, eben
selbe, und noch weit größerer Vortheil erwüchse.
ist auch fast kein Zweifel, daß durch weise Re-
nten und Landesväter dergleichen immer mehr
d veranstaltet werden, wodurch dem Müßiggan-
, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der
erlichkeit und andern Lastern zeitiger gesteuret,
e bessere Erziehung und Sittlichkeit eingeführet,
d den Unterthanen, ohne sclavischen Zwang und
terdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohl-
nde gegeben werden möge. Denn unter allem,
s der Menschen wahrer Glückseligkeit in der
elt entgegen ist, machet unstreitig dasjenige den
ergrößten Theil aus, was aus der Menschen ei-
ner Thorheit entsteht, oder da ein Mensch dem
dern schadet; welches beydes der Vorsehung
ht zur Last fallen kann.

§ 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böse, durch
ttliche Vorsehung, zum Mittel des allgemeinen

Guten

Guten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigem zeigen, was einzelne Menschen selbst von dem Bösen, das sie wider ihr Verschulden trifft, für Nutzen haben, oder haben können: dabey ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr diesen, das andere mehr jenen Nutzen verschaffe.

Der erste Nutzen äussert sich im Verstande des Menschen. Unglück, Noth, Armuth, Elend machen klug, weise, vorsichtig, erfinderisch, kunstreich: wie hergegen das Glück träge, unwissend, unverständig, thöricht.

Der zweyte Nutzen betrifft den Willen. Es bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtung anderer, Ueppigkeit, Wollust, Faulheit und allerley Ausschweifungen: und machet dagegen arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienstfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeiget sich in der Zufriedenheit des Gemüthes. Unglück und Elend verursachen, daß wir das Gute im Leben, wenn es auch geringe ist, desto mehr schmecken und empfinden, aber gegen die widrigen Zufälle hart werden. Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß Menschen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit genießen, und gegen die geringste Unlust desto zärtlicher werden. Es steht dahin, ob manche, zumal Lasterhafte, den Ueberfluß so mancher Glücksgüter, mit eben so großem Vergnügen und ungestörter Zufriedenheit, genießen, als ein Weiser und Tugendhafter selbst von der Linderung seines Schmerzens und Elendes gerühret wird, oder

sich

an Kleinigkeiten zu ergötzen weis: ohne der
theile zu gedenken, die ihm seine Weisheit,
end, sein gutes Gewissen und die Religion an
gewähret.

Der vierte Vortheil bezieht sich auf die mensch-
Gesellschaft. Denn Leute, die allerley ver-
et haben, und durch manche Noth geübt sind,
den die besten Bürger, weil sie nämlich arbeit-
, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich,
üthig, mitleidig, dienstfertig geworden sind.
dieses sind Tugenden, die nicht allein andern
Beyspiele geben, und dem gemeinen Wesen
rießlich sind, sondern die auch dem, welcher sie
sich hat, Liebe, Mitleid, Gunst, Lob und
stand verschaffen, weil er sich, selbst im Un-
ke, klug, vernünftig und tugendhaft be-
t.

Ich will fünftens noch mancherley anderen
zen des Unglückes zusammen fassen; daß es
gendhafte von Lasterhaften unterscheidet; daß sie
Belohnung der Tugend nicht im Aeusserlichen,
ern in der Tugend selbst, in der Pflicht und
guten Gewissen suchen; daß sie desto fleißiger an
t denken, und ihr Vertrauen auf seine weise
rung schärfen; daß sie ihre Gedanken und
fnung desto eifriger auf ein besseres Leben rich-
, desto weniger furchtsam sind vor dem Tode,
williger sterben.

Ueberhaupt ist gewiß, daß es uns Menschen,
diesem Zustande, nicht ersprießlich seyn würde,
n wir lauter reines Glück und gute Tage hät-
Wie aber gar wenige in einem hohen Grade
glück-

glücklich zu nennen sind: so sind hergegen ei
wenige Menschen, die in einem hohen Grad
ohne ihre eigene Schuld und Versehen, ungl
wären. Der meisten Menschen Zustand i
telmäßig und gemischt, und den muß man
das Vergnügen betrifft, nicht nach dem ä
chen Scheine der Geburt, des Standes, R
Reichthumes u. s. w. schätzen. Es ist eine
Wahrheit, die sowohl zur Vertheidigung der
lichen Vorsehung, als zum Troste der Nied
dienet, daß, so ungleich die äusserlichen Glü
ter ausgetheilet scheinen, dennoch die Lust un
Vergnügen allen und jeden am wohlfeilsten u
ziemlich gleicher Maaße dargebothen werde.
heißt es in Wahrheit, wie von dem Mann
Israeliten: der hatte nichts über, der
gesammlet hatte, und der nichts dru
der wenig gesammlet hatte; sondern
jeglicher hatte gesammlet, so viel er für
essen konnte. Die Weisheit allein giebt w
Geschmack der Süßigkeit, und das Uebermaa
Vergnügens, das auch die eingemischten Bitt
ten dämpfen kann.

§ 20.

Unterdessen will ich nicht leugnen, daß e
nige seltene Fälle eines großen Unglückes giebt
ein Mensch, welchen es trifft, ein wenig zei
denken muß, was wir alle im Alter und gegen
Ende des Lebens zu denken erinnert werden,
wir nicht hauptsächlich für dieses Leben gem
sind. Denn wir mögen noch so lange, und

glücklich gelebet haben, so finden wir doch, wenn
vorbey ist, daß es vorbey, und einem bloßen
aume ähnlich sey. Unsere Augen sehen natürli-
: Weise vorwärts ins weitere, unsere Begier-
erstrecken sich aufs Zukünftige, und dieses um
viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige
riediget. Wenn also die Tage kommen, die ei-
n nicht gefallen, es sey wegen schwächlichen
ers, oder wegen eines empfindlichen Unglücks:
kann doch die Hoffnung eines besseren und
ierhafteren Lebens das gegenwärtige Leid ver-
en. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt,
wird sie denen besonders, welche hier einen
veren Stand gehabt, für ihre Geduld und
eue Rechnung halten: so haben wir in keinen,
h den schlimmsten Zufällen über die Vorsehung
klagen, als Menschen, die keine Hoffnung ha-
: so wenig, als wir die Lasterhaften in ihrem
zen Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto
ßeren Strafe aufbehalten sind.

Wenn sich Menschen ihre Unsterblichkeit aus
n Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon
durch, daß sie lasterhaft sind, und unnatürlich
ken. Denn wenn sie das böse Gewissen nicht
: künftiger Strafe bedrohete, sondern sie sich
lmehr nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche
ligkeit versprechen könnten: so möchten sie ja
nschen, daß die Seele unsterblich wäre. Wenn
aber bedächten, daß das Verlangen nach einer
aufhörlichen Glückseligkeit, bey einer Creatur,
lche Vernunft hat, und sich vermöge derselben
e zukünftige Dauer vorstellen kann, aus den

eingepflanzten Regeln des Verstandes und W
nothwendig fließe: so würden sie einsehen,
solch Verlangen nichts anders, als den Zweck
Urhebers unserer Natur, vorstelle, und b
dessen Vollkommenheiten, als unserm Wesen
ganzen Bemühen gemäß sey. Sind andere,
che den Lastern und der Sinnlichkeit nicht so
visch dienen: so wünschen sie doch wenigstens
dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, und fühl
sich die Stimme der Natur, welche sie ihre
gierden über das Ziel dieses Lebens ins Unen
erstrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlich
der Welt, und selbst die vernünftigsten, so o
an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun w
sondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht seyn, da
diese Wahrheit klar und deutlich erweise, w
nicht allein unser gegenwärtiges Leid versüßet
verkürzet, sondern auch alle unsere Glückselig
deren wir in diesem Leben zu genießen fähig
reiniget und erhöhet, alle Religion versiegelt,
uns auch im Tode getrost machet.

Die zehnte Abhandlung.

ı der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§ 1.

ie Hoffnung, daß unsere Seele, nach diesem Leben, zu einem unendlich dauerhafteren und eligern Leben bestimmt sey, gründet sich tsächlich auf die göttliche Absicht in der Schö‑ ı, und auf seine besondere Vorsehung über die schen. Wir können zwar aus dem Wesen er Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie nach dem leiblichen Tode fortdauren, und sich ßt seyn, folglich leben und glückselig seyn kön‑ aber die Absicht und Vorsehung unsers Schö‑ kann uns allein die feste Versicherung geben, olches auch wirklich geschehen werde.

Die Schöpfung ist überhaupt auf das Wohl ebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Le‑ und der Glückseligkeit nun jedes bestimmet das ist aus dessen besonderer Natur und de‑ Regeln zu ersehen, so ferne dieselben von Gott Mittel gebraucht worden, wodurch seine Ab‑ n zur Wirklichkeit kommen sollen. Das all‑ ine Verlangen, glücklich zu werden, das allen digen eingepräget ist, wird bey jedem, durch besonderen Naturkräfte und deren Regeln, zu n besonderen Ziele gerichtet und bestimmet. n es also aus den Kräften und Regeln unsers tandes und Willens natürlich fließt, daß wir,



unendlich dauerhaften Leben, und zu
Glückseligkeit in demselben bestimmt,
zu streben erwecket.

Die göttliche Vorsehung zeiget
Menschen besonders gütig, da sie ihn
übrigen Thieren, so mancherley verni
zungen der Sinne, so angenehmen V
Wahrheiten und Vollkommenheiten,
gen und Verlangen, immer vollkomn
den, ja einen fernen Blick von der
Weisheit, Liebe, Macht und Glücks
Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber
nem dauerhafteren und besseren Leben
ligern Genusse dieser Vorzüge gelang
würden sie alle, durch eine so baldige
da wir uns noch auf der niedrigsten
wieder vereitelt. Die Menschen wür
nur desto misvergnügter und unglückseli
daß sie einen Begriff und Reiz von ein

so wenig dieses mit den göttlichen Eigenschaften, noch mit der geäusserten Liebe zu seinen vernünftigen Geschöpfen, übereinstimmen würde: so gewiß kön- nen wir hergegen von seiner gnädigen Vorsehung versichert seyn, daß sie uns, durch diese kurze Vor- bereitung, zu einem höheren Maaße der Voll- kommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Na- tur fähig gemachet, führen werde.

Dieses ist der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unser natürliches Verlangen nach einem dau- erhafteren und besseren Leben, mit zuversichtlicher Hoffnung, bestärken, und unser jetziges Leben ver- süßen. Lasset uns dieselben etwas umständlicher betrachten.

§ 2.

Es ist fürs erste nichts Ungereimtes, Wider- sprechendes und Unmögliches, wovon wir uns eine Vorstellung machen; sondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sa- che hat ihre innere und äussere Möglichkeit.

Wer kann leugnen, daß er, vermöge seiner Vernunft, voraus denken müsse, und in der Vor- stellung des Zukünftigen keine Grenzen kenne? Wer kann also leugnen, daß er einen Begriff von einer künftigen weit längeren Dauer des Lebens habe, als worinn er sich jetzo eingeschlossen sieht? Es empfindet also ein jeder bey sich selbst, daß sich ein weit längeres Leben, als das jetzige, gedenken lasse. Nun läßt sich aber nichts gedenken, als was möglich ist. Demnach wird auch ein jeder überführet, daß ein weit längeres Leben an sich mög- lich sey.

Dieses aber, was an sich möglich ist, muß auch ein jeder, vermöge seiner eigenen Empfindung und gesunden Vernunft, in Absicht auf seine Seele, für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beschaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil desselben: so möchte man sagen, daß sie der Verwesung des Leibes unmöglich entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedichte sey. Aber die Seele ist das Wesen in uns, welches sich bewußt ist; und eben dadurch ist sie sich auch aufs klärste bewußt, daß sie eben diejenige sey, welche vor Zeiten dieses und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß sie unter verschiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und dasselbe Wesen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz sey, die für sich besteht. Wenn sie sich aber als ein und dasselbe fortdaurende Wesen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben dasselbe sey, worinn sie vormals empfunden: so unterscheidet sie sich, durch ihr inneres Bewußtseyn, von allen Urstoffen ihres ganzen Körpers, als ein besonderes, unkörperliches, einfaches Wesen, welches, bey aller äusseren Veränderung des Körpers, für sich unzertrennlich fortdauret. Sie kann also, als eine einfache Substanz, weder durch die Auflösung, Fäulung, Vermoderung oder Verwesung des zusammengesetzten Körpers in kleinere Theile zertheilet werden, noch natürlicher Weise in sich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn sie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit dem

körper-

n Theilen verändert: so muß sie doch
dem Tode in der Welt bleiben, und in
gänglich seyn.
Unvergänglichkeit machet nun zwar noch
aus, und ist auch den leblosen Elemen-
infachen Urstoffen der Körper gemein.
Seele unterscheidet sich auch von allen
des Körpers, daß sie allein vermögend
s innerlich und äusserlich bewußt zu seyn.
alles Vermögen und alle Kraft eigentlich
fachen Dingen wohnet, und nicht erst
Zusammensetzung entsteht: so muß auch
ögen, oder die Kraft der Seelen, dadurch
r selbst und anderer Dinge ausser sich be-
igentlich in der einzigen einfachen Seele
nd ihr wesentlich seyn; obgleich die Aus-
dem jetzigen Leben von dem organischen
d dessen Werkzeugen abhängt. Wie nun
e der Körper, wenn sie aufgelöset und
er getrennet werden, dennoch ihre innere
lten, und auch wirklich wieder äussern, so
eder mit andern elementarischen Urstof-
nden werden: so sieht man wohl, daß
Seele ihr wesentliches Vermögen, oder
tliche Kraft sich bewußt zu seyn, noch
Tode behalten müsse, und daher auch
ichkeit sey, daß sie solche Kraft wirklich
ns ist, daß sie ferner leben könne, wenn
d darnach beschaffen ist.
ich nun zu den Gegnern der Unsterblich-
wollte, daß sie mir beweisen möchten,
solcher Zustand unmöglich sey: so wür-

den sie gewiß die Achseln zucken, und ihr Unvermögen gestehen müssen. Warum sollte der Schöpfer, da er der Seele einmal ein Leben und Bewußtseyn verliehen, diese Kraft nicht auch stets wirksam erhalten können? Wenn er so manches lebloses Perpetuum Mobile, oder so viele immer bewegte Maschinen, (in den Sternen und Planeten) erschaffen: warum sollte er nicht auch ein Perpetuum Cogitans & Vivens, ein immer denkendes und lebendes Wesen, haben schaffen können? Oder, so wir uns ja nur auf die bloße Natur berufen wollen; wenn unsere Naturkündiger mit Recht annehmen, daß die kleinsten Urstoffe der Körper stets in einer wirklichen Bewegung sind, obgleich diese Bewegung im Ganzen nicht sichtbar ist: was könnte denn seyn, welches die innere stete Veränderung und Vorstellung einer lebensfähigen Seele unmöglicher machte, als die äusserliche stete Veränderung des Ortes in beweglichen Theilen? Man ist ja doch geneigt, allen und jeden Urstoffen der Materie ein inneres Leben zuzustehen: warum nicht auch der Seele ein ihrem Wesen gemäßes?

§ 3.

Wie? wenn man aber auch mancherley Art und Weise zeigen kann, wodurch ein solcher Zustand der Seele nach dem Tode möglich ist, so wird um so viel weniger an dessen Möglichkeit zu zweifeln seyn. Laß immer die Seele in diesem Leben von dem Körper und dessen Werkzeugen abhängen: so ist doch erstlich eine Möglichkeit, daß ihre Kraft nachmals davon unabhängig werde. Wie viele

Kräfte

Kräfte sind nicht, die zu ihrer Ausübung anfangs eines Werkzeuges und Mittels nöthig haben, dessen sie hernach entbehren können? Noch sieht die Seele, in ihrer niedrigen Stufe der Vollkommenheit, alles in dem Spiegel des Körpers, und muß sich mit bloßen Erscheinungen (Phænomenis) der Dinge, die der Eindruck in die Sinne giebt, behelfen. Aber, wie sie sich jetzt doch ihren Körper, der ihr zum Spiegel dienet, unmittelbar, und nach allen kleinsten Theilen, vorstellet: so ist auch ein Zustand der Seele möglich, da sie zu einem unmittelbaren und anschauenden Erkenntnisse anderer Dinge gelangen kann, und keines körperlichen Spiegels mehr bedarf.

Oder, soll ja die Kraft der Seele immer in ihrer Ausübung abhängig bleiben: so kann man sich etwa gedenken, daß sie nach dem Leben, wenn sie in die Zahl der reinen Geister versetzt ist, alles in Gott sehe; wie Malebranche schon von dem jetzigen Zustande behaupten wollen. Oder, man kann sagen, daß sie nicht so gänzlich von aller Materie entblößet werde, sondern einen eigenthümlichen feineren Körper behalte, worinn sie sich alles vorstellen werde; wie die Kirchenväter, so gar von den Engeln, gelehret, und in neuerer Zeit einige Weltweisen von der Seele gemuthmaßet haben. Man kann sagen: wenn auch die Seele aller wesentlichen Verbindung mit der Materie entblößet, in die ätherischen Gegenden versetzt würde, daß sie sich da ihrer selbst und der Dinge ausser sich, weit vollkommener, als in dem jetzigen Leibe, bewußt seyn könne.

glücklich zu nennen sind: so sind hergegen auch sehr wenige Menschen, die in einem hohen Grade, und ohne ihre eigene Schuld und Versehen, unglücklich wären. Der meisten Menschen Zustand ist mittelmäßig und gemischt, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äusserlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthumes u. s. w. schätzen. Es ist eine große Wahrheit, die sowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorsehung, als zum Troste der Niedrigen, dienet, daß, so ungleich die äusserlichen Glücksgüter ausgetheilet scheinen, dennoch die Lust und das Vergnügen allen und jeden am wohlfeilsten und in ziemlich gleicher Maaße dargebothen werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Israeliten: der hatte nichts über, der viel gesammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig gesammlet hatte; sondern ein jeglicher hatte gesammlet, so viel er für sich essen konnte. Die Weisheit allein giebt wahren Geschmack der Süßigkeit, und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemischten Bitterkeiten dämpfen kann.

§ 20.

Unterdessen will ich nicht leugnen, daß es einige seltene Fälle eines großen Unglückes giebt, da ein Mensch, welchen es trifft, ein wenig zeitiger denken muß, was wir alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptsächlich für dieses Leben gemacht sind. Denn wir mögen noch so lange, und noch so

glücklich gelebet haben, so finden wir doch, wenn
s vorbey ist, daß es vorbey, und einem bloßen
raume ähnlich sey. Unsere Augen sehen natürli-
er Weise vorwärts ins weitere, unsere Begier-
en erstrecken sich aufs Zukünftige, und dieses um
viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige
efriediget. Wenn also die Tage kommen, die ei-
em nicht gefallen, es sey wegen schwächlichen
lters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks:
kann doch die Hoffnung eines besseren und
auerhafteren Lebens das gegenwärtige Leid ver-
ißen. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt,
nd wird sie denen besonders, welche hier einen
hweren Stand gehabt, für ihre Geduld und
reue Rechnung halten: so haben wir in keinen,
uch den schlimmsten Zufällen über die Vorsehung
klagen, als Menschen, die keine Hoffnung ha-
en: so wenig, als wir die Lasterhaften in ihrem
urzen Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto
rößeren Strafe aufbehalten sind.

Wenn sich Menschen ihre Unsterblichkeit aus
em Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon
adurch, daß sie lasterhaft sind, und unnatürlich
enken. Denn wenn sie das böse Gewissen nicht
it künftiger Strafe bedrohete, sondern sie sich
ielmehr nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche
Seligkeit versprechen könnten: so möchten sie ja
ünschen, daß die Seele unsterblich wäre. Wenn
e aber bedächten, daß das Verlangen nach einer
naufhörlichen Glückseligkeit, bey einer Creatur,
elche Vernunft hat, und sich vermöge derselben
hre zukünftige Dauer vorstellen kann, aus den

eingepflanzten Regeln des Verstandes und W
nothwendig fließe: so würden sie einsehen,
solch Verlangen nichts anders, als den Zwe
Urhebers unserer Natur, vorstelle, und d
dessen Vollkommenheiten, als unserm Wese
ganzen Bemühen gemäß sey. Sind andere,
che den Lastern und der Sinnlichkeit nicht s
visch dienen: so wünschen sie doch wenigsten
dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, und füh
sich die Stimme der Natur, welche sie ihre
gierden über das Ziel dieses Lebens ins Uner
erstrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlich
der Welt, und selbst die vernünftigsten, so
an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun n
sondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht seyn, d
diese Wahrheit klar und deutlich erweise,
nicht allein unser gegenwärtiges Leid versüße
verkürzet, sondern auch alle unsere Glückseli
deren wir in diesem Leben zu genießen fähig
reiniget und erhöhet, alle Religion versiegelt
uns auch im Tode getrost machet.

Die zehnte Abhandlung.

Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§ 1.

Die Hoffnung, daß unsere Seele, nach diesem Leben, zu einem unendlich dauerhafteren und [illegible]ückseligern Leben bestimmt sey, gründet sich [illegible]uptsächlich auf die göttliche Absicht in der Schö[illegible]ng, und auf seine besondere Vorsehung über die [illegible]enschen. Wir können zwar aus dem Wesen [illegible]serer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie [illegible] nach dem leiblichen Tode fortdauren, und sich [illegible]wußt seyn, folglich leben und glückselig seyn kön[illegible]; aber die Absicht und Vorsehung unsers Schö[illegible]fers kann uns allein die feste Versicherung geben, [illegible] solches auch wirklich geschehen werde.

Die Schöpfung ist überhaupt auf das Wohl [illegible]r Lebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Le[illegible]ens und der Glückseligkeit nun jedes bestimmet [illegible]y, das ist aus dessen besonderer Natur und de[illegible]n Regeln zu ersehen, so ferne dieselben von Gott [illegible]um Mittel gebraucht worden, wodurch seine Ab[illegible]hten zur Wirklichkeit kommen sollen. Das all[illegible]meine Verlangen, glücklich zu werden, das allen [illegible]bendigen eingepräget ist, wird bey jedem, durch [illegible]ine besonderen Naturkräfte und deren Regeln, zu [illegible]inem besonderen Ziele gerichtet und bestimmet. [illegible]enn es also aus den Kräften und Regeln unsers [illegible]erstandes und Willens natürlich fließt, daß wir,

vor allen übrigen Thieren, nicht allein eine Vorstellung von unserer zukünftigen möglichen Dauer und höheren Glückseligkeit haben, sondern auch unser Verlangen weit über den kurzen Genuß einer gemischten Glückseligkeit dieses Lebens, bis ins Unendliche, erstrecken müssen: so sind wir Menschen auch von dem Schöpfer, vermöge unserer Natur, zu einem unendlich dauerhaften Leben, und zu einer höhern Glückseligkeit in demselben bestimmt, und darnach zu streben erwecket.

Die göttliche Vorsehung zeiget sich gegen die Menschen besonders gütig, da sie ihnen, vor allen übrigen Thieren, so mancherley vernünftige Ergötzungen der Sinne, so angenehmen Vorschmack von Wahrheiten und Vollkommenheiten, ein Vermögen und Verlangen, immer vollkommener zu werden, ja einen fernen Blick von der unendlichen Weisheit, Liebe, Macht und Glückseligkeit ihres Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber nicht in einem dauerhafteren und besseren Leben zu einem völligern Genusse dieser Vorzüge gelangen sollten: so würden sie alle, durch eine so baldige Entziehung, da wir uns noch auf der niedrigsten Stufe sehen, wieder vereitelt. Die Menschen würden dadurch nur desto misvergnügter und unglückseliger gemacht, daß sie einen Begriff und Reiz von einer weit vollkommenern und beständigern Glückseligkeit erhalten hätten, deren sie nimmer geniessen sollten; zumal, wenn sie auch in diesem Leben, bey aller vernünftigen und redlichen Bemühung nach Einsicht, Tugend, Frömmigkeit und Glückseligkeit, unverschuldet in die widrigsten Umstände gesetzt wären.

So

so wenig dieses mit den göttlichen Eigenschaften, und mit der geäusserten Liebe zu seinen vernünftigen Geschöpfen, übereinstimmen würde: so gewiß können wir hergegen von seiner gnädigen Vorsehung versichert seyn, daß sie uns, durch diese kurze Vorstellung, zu einem höheren Maaße der Vollkommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Natur fähig gemachet, führen werde.

Dieses ist der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unser natürliches Verlangen nach einem dauerhafteren und besseren Leben, mit zuversichtlicher Hoffnung, bestärken, und unser jetziges Leben versüssen. Lasset uns dieselben etwas umständlicher betrachten.

§ 2.

Es ist fürs erste nichts Ungereimtes, Widersprechendes und Unmögliches, wovon wir uns eine Vorstellung machen; sondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sache hat ihre innere und äussere Möglichkeit.

Wer kann leugnen, daß er, vermöge seiner Vernunft, voraus denken müsse, und in der Vorstellung des Zukünftigen keine Grenzen kenne? Wer kann also leugnen, daß er einen Begriff von einer künftigen weit längeren Dauer des Lebens habe, als worinn er sich jetzo eingeschlossen sieht? Es empfindet also ein jeder bey sich selbst, daß sich ein weit längeres Leben, als das jetzige, gedenken lasse. Nun läßt sich aber nichts gedenken, als was möglich ist. Demnach wird auch ein jeder überführet, daß ein weit längeres Leben an sich möglich sey.

Dieses aber, was an sich möglich ist, muß auch ein jeder, vermöge seiner eigenen Empfindung und gesunden Vernunft, in Absicht auf seine Seele, für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beschaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil desselben: so möchte man sagen, daß sie der Verwesung des Leibes unmöglich entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedicht sey. Aber die Seele ist das Wesen in uns, welches sich bewußt ist; und eben dadurch ist sie sich auch aufs klärste bewußt, daß sie eben diejenige sey, welche vor Zeiten dieses und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß sie unter verschiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und dasselbe Wesen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz sey, die für sich besteht. Wenn sie sich aber als ein und dasselbe fortdaurende Wesen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben dasselbe sey, worinn sie vormals empfunden: so unterscheidet sie sich, durch ihr inneres Bewußtseyn, von allen Urstoffen ihres ganzen Körpers, als ein besonderes, unkörperliches, einfaches Wesen, welches, bey aller äusseren Veränderung des Körpers, für sich unzertrennlich fortdauret. Sie kann also, als eine einfache Substanz, weder durch die Auflösung, Fäulung, Vermoderung oder Verwesung des zusammengesetzten Körpers in kleinere Theile zertheilet werden, noch natürlicher Weise in sich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn sie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit den

körper-

n Theilen verändert: so muß sie doch
dem Tode in der Welt bleiben, und in
 änglich seyn.
Unvergänglichkeit machet nun zwar noch
aus, und ist auch den leblosen Elemen-
infachen Urstoffen der Körper gemein.
Seele unterscheidet sich auch von allen
es Körpers, daß sie allein vermögend
s innerlich und äusserlich bewußt zu seyn.
lles Vermögen und alle Kraft eigentlich
achen Dingen wohnet, und nicht erst
usammensetzung entsteht: so muß auch
gen, oder die Kraft der Seelen, dadurch
r selbst und anderer Dinge ausser sich be-
igentlich in der einzigen einfachen Seele
nd ihr wesentlich seyn; obgleich die Aus-
em jetzigen Leben von dem organischen
deßen Werkzeugen abhängt. Wie nun
: der Körper, wenn sie aufgelöset und
er getrennet werden, dennoch ihre innere
lten, und auch wirklich wieder äussern, so
eder mit andern elementarischen Urstof-
den werden: so sieht man wohl, daß
Seele ihr wesentliches Vermögen, oder
liche Kraft sich bewußt zu seyn, noch
Tode behalten müsse, und daher auch
ichkeit sey, daß sie solche Kraft wirklich
s ist, daß sie ferner leben könne, wenn
darnach beschaffen ist.
ich nun zu den Gegnern der Unsterblich-
wollte, daß sie mir beweisen möchten,
solcher Zustand unmöglich sey: so wür-

 den

den sie gewiß die Achseln zucken, und ihr Unvermögen gestehen müssen. Warum sollte der Schöpfer, da er der Seele einmal ein Leben und Bewußtseyn verliehen, diese Kraft nicht auch stets wirksam erhalten können? Wenn er so manches lebloses Perpetuum Mobile, oder so viele immer bewegte Maschinen, (in den Sternen und Planeten) erschaffen: warum sollte er nicht auch ein Perpetuum Cogitans & Vivens, ein immer denkendes und lebendes Wesen, haben schaffen können? Oder, so wir uns ja nur auf die bloße Natur berufen wollen; wenn unsere Naturkündiger mit Recht annehmen, daß die kleinsten Urstoffe der Körper stets in einer wirklichen Bewegung sind, obgleich diese Bewegung im Ganzen nicht sichtbar ist: was könnte denn seyn, welches die innere stete Veränderung und Vorstellung einer lebensfähigen Seele unmöglicher machte, als die äusserliche stete Veränderung des Ortes in beweglichen Theilen? Man ist ja doch geneigt, allen und jeden Urstoffen der Materie ein inneres Leben zuzustehen: warum nicht auch der Seele ein ihrem Wesen gemäßes?

§ 3.

Wie? wenn man aber auch mancherley Art und Weise zeigen kann, wodurch ein solcher Zustand der Seele nach dem Tode möglich ist, so wird um so viel weniger an dessen Möglichkeit zu zweifeln seyn. Laß immer die Seele in diesem Leben von dem Körper und dessen Werkzeugen abhängen: so ist doch erstlich eine Möglichkeit, daß ihre Kraft nachmals davon unabhängig werde. Wie viele

Kräfte

Kräfte sind nicht, die zu ihrer Ausübung anfangs eines Werkzeuges und Mittels nöthig haben, dessen sie hernach entbehren können? Noch sieht die Seele, in ihrer niedrigen Stufe der Vollkommenheit, alles in dem Spiegel des Körpers, und muß sich mit bloßen Erscheinungen (Phænomenis) der Dinge, die der Eindruck in die Sinne giebt, behelfen. Aber, wie sie sich jetzt doch ihren Körper, der ihr zum Spiegel dienet, unmittelbar, und nach allen kleinsten Theilen, vorstellet: so ist auch ein Zustand der Seele möglich, da sie zu einem unmittelbaren und anschauenden Erkenntnisse anderer Dinge gelangen kann, und keines körperlichen Spiegels mehr bedarf.

Oder, soll ja die Kraft der Seele immer in ihrer Ausübung abhängig bleiben: so kann man sich etwa gedenken, daß sie nach dem Leben, wenn sie in die Zahl der reinen Geister versetzt ist, alles in Gott sehe; wie Malebranche schon von dem jetzigen Zustande behaupten wollen. Oder, man kann sagen, daß sie nicht so gänzlich von aller Materie entblößet werde, sondern einen eigenthümlichen feineren Körper behalte, worinn sie sich alles vorstellen werde; wie die Kirchenväter, so gar von den Engeln, gelehret, und in neuerer Zeit einige Weltweisen von der Seele gemuthmaßet haben. Man kann sagen: wenn auch die Seele aller wesentlichen Verbindung mit der Materie entblößet, in die ätherischen Gegenden versetzt würde, daß sie sich da ihrer selbst und der Dinge ausser sich, weit vollkommener, als in dem jetzigen Leibe, bewußt seyn könne.

Ich will einmal das Letztere, als das Natürlichste, setzen, nicht, als wenn ich diese Art unsers künftigen Lebens für die wirkliche hielte, sondern weil deren Möglichkeit am leichtesten zu begreifen ist. Die Seele, als eine einfache unvergängliche Substanz, bleibt in der Welt, wenn sie von den Banden der gröberen Materie befreyet worden: sie wird aber nunmehro mit lauter ätherischen Theilchen umgeben: was würde alsdenn ihr Zustand seyn, wenn sie ja zu ihrem Bewußtseyn, Denken, und Leben eines ferneren Spiegels benöthiget ist? Ich antworte: sie muß in den ätherischen Theilen, womit sie umgeben ist, als in einem weit helleren Spiegel, alle Dinge, deren Veränderungen dadurch an sie kommen, weit vollkommener, als in dem jetzigen groben Körper sehen.

Wenn wir annehmen wollten, daß die ätherischen oder Lichttheilchen selbst, ausser der Kraft, welche sie in einander und in die groben Körper äussern, auch eine Kraft hätten, sich die Veränderungen, welche an sie kommen, mit einer Ueberlegung vorzustellen: so wäre kein Zweifel, daß sie sich ihrer selbst, und anderer Dinge ausser sich, noch weit vollkommener, als unsere Seele jetzt, bewußt seyn würden. Denn es ist, so viel wir wissen, nichts feiners in der Welt, das alle übrige Materie so leicht durchdringt, aller Dinge Beschaffenheit so genau bildet und ausdrucket, alle Veränderungen so bald annimmt, und durch die schnellste Bewegung auf Millionen Meilen weit mittheilet, als der Aether oder das Licht. Hätten also jede Lufttheilchen zugleich eine innere Vorstellungskraft mit

it einer Ueberlegung: so würde ein jedes eine
hêre Art von Seelen seyn, da ihm von allen Or.
n die Beschaffenheit und Veränderung der Dinge,
irch die benachbarten, aufs schleunigste mitge.
eilet würde, und folglich alle übrigen zum rein.
en Spiegel dieneten, worinn es einen sehr grossen
heil der Welt mit dessen Veränderungen sehr
utlich und geschwind erkennen könnte. Was
äre denn Unmögliches in derjenigen Vorstellung,
i wir dergleichen Zustand auch von der abgeschie.
nen Seele gedächten? und was brauchte sie denn
nes groben Körpers, oder der darinn erzeugten
bensgeister zum Bewußtseyn; da sie selbst Licht
äre, und in lauter Licht wohnete, worinn ihr al.
s sichtbar würde?

Wir spüren schon in diesem Leben, daß die
Seele an die äusserlichen groben Werkzeuge der
ugen, Ohren und übrigen Gliedmaßen in ihrer
Vorstellung nicht gebunden ist; sondern, wenn in
em zartesten Gehirne, von inneren Ursachen, oder
on der Einbildungskraft, einerley Veränderun.
en, wie sonst von aussen, entstehen, so hat sie eben
e Vorstellung, als ob sie mit Augen sähe, mit
hren hörete. Es liegt also nichts daran, durch
elche Werkzeuge die Dinge in der Welt und deren
Veränderungen, der Seele einen Eindruck geben;
enug, wenn sie auf irgend eine Art, welche es
ich sey, klar und deutlich an dieselbe kommen
önnen: so wird sie, nach ihrer wesentlichen Kraft,
les vorstellen, und sich wenigstens eines Theils
er ganzen Vorstellung bewußt seyn können.

§ 4.

§ 4.

Es kann also die Möglichkeit eines fortdaurenden Lebens abgeschiedener Seelen, weder an sich, noch abseiten Gottes, oder der Natur und Verknüpfung der Dinge, oder auch der Seele selbst, einige Schwierigkeit haben, noch jemanden ungereimt und anstößig scheinen; wenn er überführet ist, daß die Seelen für sich bestehende einfache Substanzen sind, denen das Vermögen sich bewußt zu seyn, wesentlich ist. Dieses aber muß jedem, der nur auf sich selbst und seine eigene Empfindung achten will, so klar und überzeuglich seyn, als irgend eine Wahrheit seyn kann; wie ich oben schon ausführlich genug gezeiget habe. Ich halte es also für unnöthig, daß ich mich hier abermals mit solchen Leuten einlassen sollte, die nimmer in sich gehen wollen, sondern sich stets ausser sich suchen, und sich dahero auch in dem körperlichen thierischen Wesen selbst verlieren.

Die Hauptfrage ist nun übrig, was wir Menschen aus der Vernunft für zuverlässigen Grund haben, zu glauben, daß unsere Seele auch wirklich nach diesem Leben unsterblich seyn werde? Dieses ist eine Sache, welche aus der bloßen Möglichkeit nicht nothwendig fließt, sondern auf unsere künftige Bestimmung ankömmt. Wenn ein jedes der Lebendigen von dem Schöpfer zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt ist, und jedes Naturkräfte und deren Regeln mit seiner Art des Lebens, welcher es gewidmet ist, übereinstimmen: so läßt sich auch aus unsern Naturkräften

und

und deren Regeln schliessen, zu welcher Art des Lebens uns der Schöpfer bestimmet habe. Es ist aber vorhin mit mehreren gezeiget worden, daß nach der Absicht des Schöpfers alle mögliche Lebendige haben seyn sollen; und daß so vielerley Lebendige möglich sind, als Arten des Lebens und der Glückseligkeit möglich waren; folglich auch ein jedes zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sey. Es ist gezeiget worden, daß jedes bestimmte Art des Lebens die Regel und den Grund in sich halte, wornach sich alles übrige in dem Körper und der Seele eines jeden richtet; und daß dieses selbst bey den unvernünftigen Thieren nach der größten Weisheit und Güte zur Wirklichkeit gebracht sey, deren sinnliche Werkzeuge sowohl, als Seelenkräfte, Triebe, Fertigkeiten und anerschaffene Künste, mit jedes Lebensart vollkommen übereinstimmen. Es ist folglich gezeiget worden, daß alles regelmäßige Bemühen der Naturkräfte in den Lebendigen, insonderheit der Seelenkräfte, gerade zu einem gewissen Ziele führe, das nicht triegen kann; daß mithin eine solche Art des Lebens und der Glückseligkeit, welche darinn allein Grund hat, jedem bestimmt sey, und zur Erfüllung kommen müsse.

Nun ist unter allen möglichen Arten des Lebens auch diejenige möglich, da eine Seele von einem sinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistlichen erhoben wird: und das regelmäßige Bemühen unserer Natur, insonderheit der Seelenkräfte, führet gerade und allein zu dieser Art des Lebens, als seinem äussersten Ziele. Demnach kann auch dieses Bemühen unserer Seelen-

kräfte

kräfte nicht triegen, sondern solche Art des Lebens ist diejenige, wozu wir von dem Schöpfer bestimmet sind, und welche zur Erfüllung kommen muß.

§ 5.

Daß unter andern möglichen Arten des Lebens auch eine solche möglich sey, da eine Seele von einem unvollkommenern sinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistlichen erhoben wird; solches ist kurz zuvor aus der Beschaffenheit unserer eigenen Seele gezeiget worden. Denn wenn sie, als eine einfache unverwesliche Substanz, sich auch ausser dem groben Körper bewußt seyn und also leben kann: so können ihre geistigen Kräfte ohne weitere Verdunkelung und Verwirrung von sinnlicher Vorstellung, und ohne falschen Reiz zu sinnlicher Neigung, in deutlichem und reinem Erkenntnisse des inneren Wesens der Dinge, in Einsicht der Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung der Natur, und der darinn ausgedruckten Weisheit und Güte des Schöpfers, in Liebe und Lust zum Guten, in eigener Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, beständig zunehmen, und dem unendlichen Geiste an Vollkommenheit immer ähnlicher werden, ohne ihm jemals gleich zu kommen. Wenn nun nach göttlichen Absichten, und nach den Regeln der Weisheit, alle mögliche Arten des Lebens in der Welt wirklich seyn müssen: so müssen auch solche Seelen wirklich in der Welt seyn, die von unvollkommenern Stufen eines sinnlichen Lebens immer zu höheren Vollkommenheiten in einem geistlichen Leben steigen.

Wenn

Wenn wir aber auch an solche allgemeine Wahrheit nicht gedenken, und nur den Bemühungen unserer höheren Naturkräfte nachgehen: so müssen wir erkennen, daß sie gerade und allein zu diesem Ziele führen, und auf keine andere Weise beruhiget werden können. Wir haben es überhaupt mit allen Thieren und Lebendigen gemein, daß wir von Natur alle trachten glücklich zu leben. Welche Art der Glückseligkeit aber unserer Natur gemäß sey, oder zu welcher uns der Urheber der Natur gebildet und bestimmet habe; das müssen unsere besonderen Naturkräfte und deren Regeln weisen. Jede Begierde, glücklich zu werden, richtet sich nothwendig nach den Schranken der Vorstellung des Guten. So wenig als eine Begierde nach einem Guten entstehen kann, davon man gar keinen Begriff hat: so natürlich ist es auch dem Willen, das erkannte Gute wollen und verlangen. Setzet man nun Seelen, die nur von einer gewissen Art des Guten eine Vorstellung haben, so ist auch deren Verlangen und Bemühen dadurch eingeschränkt; ihre Begierde kann nicht weiter gehen, und sie sind durch ihre Natur bloß zu der Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt, welche aus dem Genusse solches vorgestellten Guten entstehen kann. Setzet man aber andere Seelen, deren Vorstellung vom Guten anders ist, oder weiter geht: so muß auch ihre Begierde ein ander Ziel haben, und weiter gehen; folglich sind sie auch durch ihre Natur zu einer anderen und höheren Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt.

Diesen Unterschied sieht man aus der vorhin weitläuftiger angestellten Vergleichung der Thiere

und Menschen. Ein jedes Thier hat in der Seele seine eigene Art und sein eigen Maaß der Vorstellung, dadurch ihm dieses allein als gut vorkömmt, und alles übrige unbekannt oder gleichgültig bleibt; und so ist ein jedes zu seiner Art des Lebens und der Glückseligkeit durch die Naturkräfte bestimmt. Jedoch kommen alle Thiere mit einander darinn überein, daß sie bloß vom sinnlichen und gegenwärtigen Guten eine Vorstellung haben, von einer größeren und vernünftigen Vollkommenheit, von einer längeren Dauer des Lebens, von einer reineren und edleren Glückseligkeit, nichts wissen, noch dazu eine Fähigkeit, ein Verlangen oder einen Trieb bey sich verspüren. Sie sind demnach durch ihre Natur in unveränderliche Schranken eines sinnlichen gegenwärtigen Lebens eingeschlossen, vermögen und trachten nicht vollkommener oder glücklicher zu werden; erhalten ihres Leibes Nothdurft, nach eingepflanztem Triebe, genießen sie mit Lust, und sind zufrieden; das höhere und zukünftige kömmt nicht in ihre Gedanken, und machet also auch ihre Begierden nicht rege, noch ihr Gemüth unruhig; der Tod selbst überraschet sie, sie sterben, ohne daß sie selbst wissen, daß ihr Leben ein Ende habe.

Der Mensch hingegen ist von Natur, durch die vernünftige Vorstellung seiner selbst und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höheren, reineren und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückseligkeit, als er in diesem Leben erhalten kann, bestimmt. Es fließt nämlich natürlich und nothwendig aus der Vernunft,

ist, die eine wesentliche Eigenschaft aller Men-
m ist, daß ihre Gedanken, durch Vergleichung
Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, auf
Zukünftige geführet werden, daß sie eine Vor-
lung von Zeit und Dauer bekommen, daß sie
aus denken, und wenn sie sich selbst und ihr Le-
nach der zukünftigen möglichen Dauer betrach-
, daß ihre angeborene Begierde zum Leben sich
veit, als ihre Vorstellung der zukünftigen Zeit
t, das ist, bis ins Unendliche erstrecken muß.
fließt natürlich und nothwendig aus der Ver-
ist, daß alle Menschen sich durch ihre allgemei-
und abgesonderten Begriffe noch immer eine hö-
e und reinere Vollkommenheit, Lust und Glück-
gkeit gedenken, als sie wirklich besitzen, oder in
iem Leben erhalten können, und daß ihr Ver-
gen folglich mit dieser niedrigen und gemischten
ückseligkeit nimmer völlig befriediget wird, son-
n der Vorstellung des größeren möglichen Gu-
ohne Aufhören folget. Kurz, der Menschen
gierden müssen sich, vermöge ihrer Verstandes-
fte, nothwendig ins Unendliche, und über die
hranken dieses kurzen und unvollkommenen Le-
s auslassen.

Man bemerket daher, in Absicht auf den äuß-
ten Zweck, mancherley wichtigen Unterschied
schen den Thieren und uns. Die Thiere sind
Natur unvermögend, vollkommener und glück-
er zu werden, als sie in diesem Leben sind und
rden: wir aber werden selbst in diesem Leben
mer vollkommener; doch nimmer so vollkommen
glücklich, als wir werden könnten. Die Thie-

re haben keine Vorstellung von einer höhe
dauerhafteren Glückseligkeit, als sie hier
geniessen: wir aber können die Dauer und
des Lebens und der Glückseligkeit bis ins Un
in unseren Gedanken vergrößern. Die
sind bloß sinnlich, und nur einer sinnlichen
hig: wir aber, als vernünftige Menschen
einer geistigen. Die Thiere denken nicht
als das Gegenwärtige: wir aber können un
sen uns auch das Zukünftige vorstellen.
Thiere können durch die Stillung leiblicher
durft völlig befriediget werden: ein Mensch
gen kann sich, mit aller Bemühung, weder
sinnlichen noch vernünftigen Lust, während
Lebens, Genüge thun. Die Thiere bezah
Natur ihre Schuld, ohne den herannahend
vorher zu kennen oder zu fürchten, noch
ferneres und besseres Leben zu denken, oder
zu wünschen; der Mensch allein weis zum
daß er sterben muß, denket mit Furcht an sein
und kann nicht anders zufrieden sterben, als
er auf ein besseres Leben hoffet.

§ 6.

Weil dieses Sehnen der Menschen nach
dauerhafteren und besseren Leben, als das
wärtige ist, aus den Kräften und Regeln
Verstandes und Willens natürlich entspringt
dem Wesen unserer Seele und deren Fähigk
einer mehreren Vollkommenheit und Glücks
gemäß ist: so kann man es nicht unter die
türlichen Grillen und süßen Träume der Me

ee

...nen. Von diesen läßt sich allemal zeigen, daß
...e den Regeln unsers Verstandes und Willens, so,
...ie dem Wesen und der Natur der Dinge, entge-
...en laufen. Aber hat unser Wille, vermöge sei-
...er Natur, eine Glückseligkeit zum Ziele seines
Wunsches und Bemühens, und strecket er sich na-
...rlicher Weise nach den Schranken der vernünfti-
...en Vorstellung von möglicher Vollkommenheit
...d Glückseligkeit: so muß sich auch sein Verlan-
...en, nach den Regeln unserer Natur, über das
...iel dieses zeitlichen Lebens, in eine glückseligere
...igkeit erstrecken. Selbst die falschen und irdi-
...en Begierden der Menschen zeigen, daß sie ins
...endliche gehen, und daß sie bloß darum fehlen
...d triegen, weil sie unsere zu höheren Dingen ge-
...ffene Natur mit endlichen und vergänglichen
Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müssen also nothwendig daraus schließen,
...ß wir von dem Schöpfer zu solcher Art des Le-
...ns und der Glückseligkeit bestimmt sind, wozu
...s das Bemühen unserer Natur nach eingepflanz-
...n Regeln führet. Es ist uns so natürlich, vor-
...s zu denken, und uns unsern künftigen Zustand
...f eine ungemessene Länge vorzustellen, als es den
...ieren natürlich ist, sich bloß an das Gegenwär-
...e zu halten: es ist uns eben so natürlich, daß
...ir immer vollkommener werden können und wol-
...n, als es den Thieren natürlich ist, daß ihre Fä-
...eit und Begierden in gewissen unveränderlichen
...ranken der Vollkommenheit eingeschlossen sind:
...ist uns eben so natürlich, daß wir uns, bey dem
...griffe von einer möglichen längeren und höheren

Glückseligkeit, mit diesem kurzen Leben und dessen niedrigen und oft vergällten Lust nicht begnügen, sondern ein besseres und dauerhafteres wünschen, als es den Thieren natürlich ist, daß sie mit der gegenwärtigen Ersättigung ihrer Nothdurft und Triebe vollkommen zufrieden sind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieses ganz offenbar ist, so ist unser natürliches Verlangen nach einem besseren und dauerhafteren Leben auch eben sowohl ein Reiz des Schöpfers zu unserer Bestimmung, als es bey den Thieren die blinden Triebe sind.

Kann man sich wohl vorstellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewissen Speise natürlich sey, und daß doch die Speise nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne ersättiget und das Leben erhalten werden? daß ihnen ein Trieb zur Gattung mit dem weiblichen Geschlechte beywohne, und daß doch nichts, als männliche Thiere wären, die ihre Brunst für sich nicht stillen könnten? Kann man sich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter sich einmüthig zu versammlen, und über alle Wolken in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land sey, wo sie ihr Leben fortsetzen und unterhalten könnten? Kann man sich gedenken, daß Wasserinsecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zustandes, ein Verlangen nach der Luft haben sollten, und sich aus dem Wasser heraus begäben, wenn sie nicht, nach ihrer Verwandelung, in diesem Elemente aufs neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur trieget nicht

nicht, sie ist ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jeder bestimmten Art des Lebens; sie ist ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Absichten. Wie könnte er denn seine vernünftigen Geschöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorstellung eines längeren und besseren Lebens, und zu einem Verlangen nach demselben, rege gemachet haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beschieden hat?

§ 7.

Alle Vorzüge, welche uns Menschen durch die besondere Versehung Gottes zugestanden sind, beweisen dieses: weil sie uns bloß in Absicht auf ein zukünftiges geistiges Leben zu Statten kommen. Wären wir hingegen nicht zu einem besseren Leben nach diesem bestimmt, so würden sie uns alle umsonst, und vielmehr zu unserer Qual gegeben seyn. Es ist aber nichts in der Natur umsonst; nichts ist besonders den Lebendigen, selbst den unedleren, geschweige den edleren, als zu ihrem Wohl verliehen; und aller Nutzen, welcher in ihrem natürlichen Vermögen einzigen Grund hat, ist Gottes wirkliche Absicht. Dieses stimmet mit seiner Weisheit und Güte überein; das Gegentheil aber würde sie gänzlich aufheben.

Was hülfen uns deutliche Vorstellungen, was allgemeine und abgesonderte Begriffe von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, wenn sie uns nichts angiengen, und wenn wir bloß für dieses sinnliche Leben gemachet wären? Sind wir aber zu einem geistigen Leben bestimmt, so zeigen diese Begriffe

den Grund zu einer höheren Vollkommenheit. Wozu diente uns das Voraussehen, oder die Vorstellung des zukünftigen Zustandes, als uns damit zu quälen, daß alles ganz gewiß bald ein Ende haben werde; und uns also auch das gegenwärtige Leben bitter zu machen? Sind wir aber für ein künftiges dauerhafteres Leben geschaffen, so ist uns die weite Aussicht in die entfernten Zeiten ein fröhlicher Blick, der den Genuß des gegenwärtigen Guten durch die Hoffnung einer unaufhörlich steigenden Vollkommenheit desto angenehmer machet, und alle Widerwärtigkeiten, ja selbst die Furcht des Todes, leicht überwinden hilft.

Was nützte uns Wahrheit und Wissenschaft zu einer solchen Zufriedenheit, als wir wünschen, da wir bey jedem kleinen Wachsthume in derselben nur desto mehr wahrnehmen, wie vieles wir nicht wissen, oder uns mit desto mehreren Zweifeln beunruhigen; wenigstens unsere Begierde zu dem mannichfaltigen Erkenntnisse der Dinge in der Welt, und deren Gewißheit, in diesem Leben nimmer ersättigen können? Ist aber dieser Erdboden, dieses erste Haus, das wir bewohnen, bloß eine Schule, darinn wir die Anfangsgründe der Wissenschaften fassen, um darnach zu höheren Dingen geführet zu werden: so leget dieses Erkenntniß den Grund zu einer weiteren Einsicht, und wir können uns in dem geringen Vorschmacke der Wahrheiten schon die süße Vorstellung machen, wie wir dereinst im Reiche des Lichtes die ganze Natur und alle uns noch verborgene göttliche Geheimnisse mit erleuchtetern Augen beschauen werden.

Was haben wir in diesem Leben von unserer Weisheit für Vortheil zu unserer Glückseligkeit? Die unvernünftigen Thiere werden durch einen blinden Trieb viel sicherer zu diesem Zwecke geleitet; ob sie sich gleich weder eine deutliche Absicht vorsetzen, noch die besten Mittel dazu überlegen. Nichts kann zu jedes Art des Lebens klüger ausgedacht werden, als was sie durch angeborene Fertigkeit meisterlich verrichten. Der Mensch hingegen lernet erst durch öftere Vergehungen, und durch zugezogenen Schaden, weise werden, wird es kaum mit dem Alter, wird es unvollkommen, und bekömmt doch die zeitliche Glückseligkeit mit aller seiner Weisheit nicht in seine Macht; hat aber eben darum, weil er weise ist, viel Kummer, da er die Schwierigkeit, Gefahr und Ungewißheit voraus sieht, und an seiner eigenen Schwachheit, so wie an anderer Thorheit, Arglist und Bosheit vielfachen Ekel und Verdruß empfindet. Ist aber unser Ziel der Weisheit auf eine höhere Vollkommenheit, dazu kein blinder Trieb führen kann, auf ein göttliches Vergnügen, das aus Einsicht der Wahrheit, und aus Uebereinstimmung der Handlungen entspringt, ja auf eine nähere Verbindung mit dem allerweisesten Wesen gerichtet: so müssen wir einmal die ersten Stufen betreten, und in unsern Lehr- und Probe-Jahren durch Fehltritte immer klüger und gesetzter werden; daß wir zur hohen Schule der Weisheit geschickt seyn mögen, wo wir unser Gemüth mit reinerer Einsicht, nach dem vollkommensten Muster der Weisheit, bilden, und daran in ungestörter Lust ergötzen können. In-

zwischen müssen wir alle Mittel ergreifen, welche Gott uns darbietet, dadurch wir uns aus dem Stande der Unvollkommenheit zu einer wahren Vollkommenheit, die seinen Absichten gemäß ist, schwingen können.

§ 8.

Sind nun unsere Tugenden und Pflichten, deren wir uns vor den Thieren rühmen, zur Glückseligkeit ersprießlicher, wenn wir unsere Hoffnung in die engen Schranken dieses sinnlichen Lebens beschliessen? Ich will der Tugend so wenig, als der Weisheit, alle gegenwärtige Süßigkeit und Belohnung streitig machen. Aber unsere Tugend ist erstlich hier noch eben so unvollkommen, als unsere Weisheit. Die Bienen thun durch blinden Trieb, zu ihrer und des ganzen Stockes Erhaltung, ihr Amt und ihre Pflicht weit genauer, als wir Menschen durch unsere Tugend. Und so sind alle Thiere in ihren Handlungen vollkommen regelmäßig; der Mensch ist es allein, der noch von den Regeln seiner Pflicht abweicht. Wenn also unsere zeitliche Glückseligkeit von der Tugend abhängt, so wird sie dadurch auch nur unvollkommen erreicht werden. Allein, es ist auch keine so genaue Verbindung zwischen der Tugend und zeitlichen Glückseligkeit, daß nicht ein Tugendhafter, durch Zufälle, oder selbst durch seine Tugend, unglücklich werden könnte; wenigstens sich eben daher, weil er Pflicht und Gewissen beobachtet, mancher Vortheile der Lust, der Ehre und des Wohlstandes berauben würde. Wenn nun nach diesem Leben nichts weiter zu hoffen ist, wie

können

mnen wir denjenigen für glücklich halten, der für
s Vaterland, der für den König, seine Gesund-
t, seine Güter, ja selbst sein Leben aufopferte;
Wort und Zusage mit seinem offenbaren Scha-
ı hielte; der Zölle und Abgaben mit Kränkung
ıes Hausstandes redlich entrichtete; der den allge-
inen Nutzen seinem eigenen vorzöge; der den
setzen mit Unlust und Mühe genauen Gehorsam
tete; der sich durch Zeugniß der Wahrheit ge-
rliche Feindschaft zuzöge? tausend anderer Fälle
geschweigen. Ein solcher würde ja in der Zeit
ner Dauer nicht das geringste Gute, sondern lau-
Unlust und Schaden, von seiner Tugend zu ge-
rten haben. Würden also nicht die meisten
che Tugend für einen leeren Ton und triegliche
nbildung halten? Würden sie nicht eine kluge
gennützigkeit, an deren Stelle, zur Regel ihrer
andlungen machen, und, jeder nach seinem Tem-
rament, bloß sinnliche Lust, Bequemlichkeit,
racht, Hoheit, Macht, Wohlstand und Reich-
ümer, durch erlaubte und unerlaubte Mittel, su-
en, wenn sie sich nur dabey vor Strafe und Scha-
n gesichert hielten? Allein, wenn der Mensch
uptsächlich Seele ist, wenn sich deren steigende
ollkommenheit bis in die Ewigkeit erstrecket, und
zu hier der Grund geleget werden muß; wenn
r künftig erst die rechten Früchte unserer Bemü-
ng von unserm Schöpfer zu gewarten haben: so
es keine Thorheit, daß wir die geringeren zeit-
hen Vortheile einer dauerhafteren und höheren
lückseligkeit aufopfern.

Was soll ich endlich von der Religion sagen? Wäre es mit diesem Leben um uns gethan: so würde das Erkenntniß von Gott weder unsere innere noch äussere Glückseligkeit befördern, sondern vielmehr beyde stöhren. Denn wir finden in solcher Religion nur eine leere Betrachtung eines Wesens, das für uns viel zu hoch wäre, als daß wir jemals dazu gelangen könnten; ja, wir hätten alsdenn ein Bild von dem Schöpfer, das uns nothwendig Unruhe und Widerwillen erwecken müßte. Wozu hätte er uns allein vor allen andern Thieren ein Vermögen gegeben, mit unsern Gedanken bis zu ihm zu dringen; wozu hätte er uns allein eine Fähigkeit verliehen, der Seele nach, immer vollkommener zu werden; wozu hätte er uns allein eine Vorstellung des Zukünftigen; und ein Verlangen nach einem unendlich glücklichern Leben eingepräget; wenn er uns doch den Genuß alles dessen hätte versagen wollen? Würden wir ein solches Wesen als weise und gütig verehren können, das uns zu unserer Qual ein Gutes erkennen ließe, das wir nicht erhalten könnten oder sollten? Würden wir nicht die Thiere in ihrer zufriedenen Unwissenheit von einem höheren Wesen und vollkommenern Zustande, in ihrer gesättigten sinnlichen Lust, und in ihrer vergnügten Niedrigkeit, viel glücklicher preisen?

Wie könnte uns auch solch Erkenntniß und solche Verehrung Gottes in dem gegenwärtigen Leben äusserlich glücklich machen, da Frömmigkeit und Glück keine nothwendige Verbindung mit einander haben, sondern Lasterhafte und Gottlose bey

mensch-

her Klugheit und günstigen Umständen,
heit oft gelingen sehen, und prächtig, ge-
ch, gesund und fröhlich leben; die From-
gegen, vielmals, eben darum, weil sie
h göttlicher Vorschrift richten, statt der
eses Lebens, lauter Verdruß und Jammer
ie bekommen? Wird denn das Betragen
ischen gegen ihren Schöpfer weder hier,
einem zukünftigen Leben, nach Recht und
golten: so ist die Religion gar umsonst,
in keine Glückseligkeit der Menschen einen
so wird die Hochachtung für Gottes thä-
llkommenheit und Weisheit, die Liebe zu
endlichen Güte, das Vertrauen zu seiner
Vorsehung, das Gebeth um seinen Bey-
d Hülfe, die Dankbarkeit für das erhal-
e, der willige Gehorsam gegen seine auf-
e Regierung, die Hoffnung auf seine künf-
gütung, und die Furcht vor seiner gerechten
g, gänzlich aufgehoben werden.
nn hergegen die Seele zur Unsterblichkeit
he der Geister bestimmt ist, wenn sie da
iheren Zutritt zu dem unendlichen Geiste
ird, und von dem nach der Beschaffenheit
etragens in der Welt wird angesehen wer-
giebt die Religion einen verehrungswürdi-
griff von Gott, seinen Vollkommenheiten,
sicht und Regierung über die Menschen;
et sie uns, dem großen Zwecke des Urhe-
rer Natur nachzugehen, und in dem Vor-
einer niedrigern, gemischten und zeitlichen
Glück-

Glückseligkeit eine höhere, reinere und ewige zu hoffen.

§ 9.

Welches von beyden haben wir denn aus unsern Vorzügen vor den Thieren, nach göttlicher Vollkommenheit, Weisheit und Güte, zu schliessen? Gesetzt, wir wären, wie die Thiere, bloß für dieses Leben geschaffen; so kämen doch die Thiere in diesem Leben durch niedrige Kräfte zu so grosser Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, als nach ihrem Wesen möglich war: wir hergegen erreichten mit viel höherem Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollkommenheit, die unserer Natur gemäß ist, und wozu wir fähig sind; wir hätten Vorzüge, die uns zu diesem sinnlichen und zeitlichen Leben nur unnütze, ja von unserer Zufriedenheit mit einem solchen Leben, und mithin an unserer ganzen Glückseligkeit nur hinderlich wären. So würde der Schöpfer bey allen und jeden, auch den geringsten Thieren, Weisheit und Güte, bey uns keines von beyden bewiesen haben, so ferne er theils überflüßige, theils hinderliche Mittel der Glückseligkeit bey uns angewandt hätte.

Man stelle sich vor, daß ein großer Herr Knaben von besonderer Fähigkeit aussuchte, und erziehen ließe: sie fiengen nach seiner Vorschrift an, Sprachen und Geschichte alter und neuerer Zeiten zu lernen, die Gründe der Weltweisheit, Mathematik und Naturlehre zu treiben, die Rechte, die Staats-

taatskunst, die Finanzen zu begreifen. Kaum
tten sie einen Geschmack an allen bekommen: so
ürde der eine dem Schuster, der andere dem
chneiderhandwerke gewidmet, der dritte würde
 einem Schäfer gethan, der vierte müßte ein
latrose werden. Was würde man von solcher
erordnung und von der Weisheit und Güte des
ern denken? Würde man nicht sagen: wenn
e Kinder zu nichts anders bestimmt waren, so
tten schlechtere Köpfe dazu genommen werden
gen? Was hilft diesen ihre Fähigkeit und ihre
issenschaft zu so schlechter Lebensart? Vielmehr
 diese weitersehende Schuster, Schneider,
häfer und Matrosen nur durch solche Anweisung
 ihrem Stande unzufrieden und unglücklich ge-
acht. Dieses wäre aber gerade der Fall mit
 Menschen, wenn wir mit unserer besonderen
higkeit, und mit dem Vorschmacke an höheren
ingen, zu nichts, als zu einem thierischen Leben,
stimmet wären. Läßt sich nun jene Erziehung
r fähigsten Köpfe von eines vernünftigen und gü-
gen Regenten Verordnung nicht gedenken: so
nn die Bestimmung der Menschen, bey ihren
rzüglichen Naturgaben, zu einem bloß thierischen
ben, noch viel weniger von dem großen Schöpfer
dacht werden, ohne seiner Weisheit und Güte zu
he zu treten.

Würden wir Gott nicht auch besonders in
m hauptsächlichsten Vorzuge der Menschen, wel-
er das Erkenntniß der Religion betrifft, als un-
rmherzig und grausam darstellen, wenn wir zu
iner näheren und dauerhafteren Verbindung mit
ihm

ihm gelangen sollten. Die unvernünftigen Thiere sind wie die Fündlinge in einem Waisenhause: die wissen nicht, wie sie in die Welt gekommen sind, kennen keinen Vater, können sich also auch keine Gedanken zum künftigen Antheile an irgend einige Güter in den Sinn kommen lassen; unterdessen haben sie ihre Nothdurft, und sind bey ihrer Lebensart fröhlich und vergnügt. Gesetzt, ein vornehmer Herr hätte ein Kind darunter; das würde zweifelsohne, in der Unwissenheit von seinem Vater, ganz wohl zufrieden seyn, wenn es gleich nur zu einer schlechten Lebensart bestimmt wäre. Nun aber giebt sich der Fürst dem Kinde zu erkennen, und läßt ihm einen Begriff von seinem hohen Stande und seiner Glückseligkeit beybringen. Muß da nicht das Kind natürlicher Weise ein Verlangen bekommen, ihn zu sehen, und sich Hoffnung zu einer höheren Glückseligkeit machen, als wie seine Gefährten sich machen können? Aber nein; es soll nimmer vor ihn kommen, es soll an der grossen Herrlichkeit nicht den geringsten Antheil haben, es soll sein Lebenlang im Staube kriechen. Kann ein solch Vaterherz seyn, das sich seinem Kinde als Vater offenbaret, nur damit es sich nicht väterlich beweise, damit es sein Kind quäle? Und wenn es möglich wäre, was würde unbarmherzigers und grausamers seyn können?

Sehet! die Thiere wissen auch nicht, wer sie erschaffen hat oder ernähret; sie haben keinen Begriff von dem Urheber ihres Wesens, noch Empfindung von seiner Güte, oder Verlangen sich ihm zu nähern; und Gott macht sich doch ein Ver-

gnü-

raus, allerley Lebendigen, die ihn nicht
noch ihm danken können, mit Wohlge-
er Natur gemäß, zu sättigen. Uns
iber giebt er sich allein als unser Schö-
innen; er offenbaret uns seine Vollkom-
in dem Spiegel seiner Natur, er hat
Bild und seine Aehnlichkeit eingeprägt,
Verlangen nach einem göttlichen Leben
Wer kann sich ihn dabey so unbarmher-
n, daß er diese höhere Einsicht und Be-
zu unserer Betrübniß und Qual bey
et habe? Hätte er sich denn nur darum
i gegeben, damit er sich uns auf ewig
nöchte? Hätte er uns nur deswegen
er von ferne gezeiget, damit wir wüßten,
s versaget seyn sollen? Hätte er unsere
zu einem besseren und dauerhafteren Le-
dem Ende erreget, damit uns die Ver-
an demselben auch das gegenwärtige Le-
len möchte? Nein: wir haben gar zu
ise von Gottes väterlichen Liebe und Gü-
ns: er würde sich uns ganz gewiß nicht
i gegeben haben, wenn wir nicht an sei-
gänglichen Gütern einen näheren An-
sollten.

§ 10.

nüßten auch der Gerechtigkeit Gottes zu
i, wenn wir nicht glaubeten, daß er tu-
und fromme Menschen, die in der ge-
in Verknüpfung der Dinge, aus Ver-
Gehorsame gegen ihn, allerley Wider-
und Elend ausgestanden, in einem bes-

seren

seren Leben, für ihre Treue mit desto mildern Gnade ansehen, und dagegen boshafte Freveler, welche so vielen Nebenmenschen Drangsal und Herzeleid angethan, und dennoch wohl gelebet, dereinst nach Verdienst züchtigen würde. Denn es ist einmal gewiß, daß das Naturgesetz Gottes Gesetz, Vorschrift und Wille ist: es ist unleugbar, daß Gott, nach seiner Allwissenheit und Vorsehung, aller Menschen Betragen aufs genaueste erkennet. So kann es ihm denn auch nicht gleichgültig seyn, ob sie sich seinem Willen gemäß bezeigen, oder demselben widerstreben; vielweniger kann es seine Absicht seyn, daß die Gehorsamen und Unschuldigen in ihrer ganzen Dauer mit lauter Elend, die Ungehorsamen mit Wohlleben belohnet werden sollten. Solche widrige Verknüpfung des Bösen mit guten Handlungen, und des Guten mit bösen Handlungen, könnte keinen Bewegungsgrund zur Tugend und Frömmigkeit, oder zur Ausübung göttlicher Gebothe geben; sondern würde die Menschen nothwendig dahin bringen, daß sie sich an die göttliche Vorschrift nicht kehreten. Sie wäre also wider die Regeln der Weisheit, weil sie ein Mittel wäre, das dem göttlichen Zwecke und Willen entgegen liefe. Sie würde aber auch den Regeln der Liebe widersprechen, weil sie vielmehr die Wirkungen des Hasses auf die Guten, und die Wirkungen der Liebe auf die Bösen würfe. Und dadurch würde die göttliche Regierung über die Menschen ganz verkehrt, unbillig und ungerecht gemachet.

Da nun doch dergleichen widrige Begebenhei- wirklich in diesem Leben nicht selten entstehen: könnte Gottes Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit en die Menschen, nicht gerettet werden, wenn n anderes Leben wäre, worinn diese Disharmonie gelöset, und, als in dem letzten Auftritte der haubühne, die gekränkte Unschuld gekrönet, tobende Bosheit gestraft würde. Wer kann n von dem höchsten Wesen, und von seiner llkommenheit anders gedenken, als daß er diese hicksale nur aus besondern Ursachen auf eine e Zeit zugelassen und verhänget habe, gleichwie das Gewitter auch über die gute Saat, Son- schein auch über das Unkraut ergehen läßt. muß aber eine Zeit kommen, da das gute Be- gen der Menschen, gleich als ein guter Samen, to reichere Frucht und Aernte gewähret, und s Böse, wie das Unkraut, ersticket und vertil- wird. Es muß ein ander Leben erfolgen, da durch manche Versuchung bewährte Treue der ommen sie zu ihrer rechten Vollkommenheit, und n vollen Genusse ihrer Früchte bringen, sodann r auch von den Lasterhaften, durch die Folge d Vergeltung ihrer Bosheit, unterscheiden rd. Alles unser vorzügliches Vermögen gedeyet diesem Leben noch zu keiner Reife, alles bereitet nur zu einem künftigen vollkommenern Zustan- : wie könnten wir denn hier schon die reifen üchte unsers Bemühens ärnten?

§ 11.

Es ist nur ein sehr seichter Trost, damit ein Atheist die enschen in solchem Falle gegen die Sterblichkeit auf-

 zurich-

zurichten suchet: als ob die Tugend sich selb
in diesem Leben eine genugsame Belohnung
Widerwärtigkeiten gäbe. Alle menschlic
gend ist sehr unvollkommen, und kann da
sich selbst keinen völligen Selbstgefallen ode
störte Gemüthsruhe wirken, zumal solche,
gen das gehäufte Unglück Stand hielte. A
Tugend ohne Religion (wo sie anders alsden
den Namen der Tugend verdienet,) ist gem
der niedrigsten Art, und nichts, als eine fein
genliebe, die ihre Lust an gewissen natürliche
weilen auch nur jedes Einbildung und Ei
gemäßen Handlungen findet. Wenn n
menschliche Natur auch für leibliche Schr
Krankheiten, Beschimpfung, Mangel der
durft, Beraubung der Freyheit, Treulosigke
meynter Freunde, und tausend andere Unfäll
wir nicht in der Macht haben, empfindlich
giebt es einem Menschen wider so vielen Be
der die Seele von aussen bestürmen kann, n
ohnmächtiges Gegengewicht, daß er sich sel
seinen Handlungen gefällt. Vieles kan
Mensch erleichtern und überwinden, wenn
einen besseren Zustand Hoffnung hat: aber n
selbst, gegen die Natur, diese Hoffnung ve
dem ist es auch bey den besten Tagen schreckl
gedenken, daß er bald aufhören wird zu seyn
schweige, wenn er auch in der kurzen Zeit
Dauer nichts als Elend, Noth und Verdru
pfinden soll.

Wir Menschen sind viel zu unvollkom
schwach, abhängig und empfindlich, als da

s lediglich an uns selbst halten, und unser Verügen, unsere Lust und Glückseligkeit allein in unserer jenen Macht und unserm Willkühr haben könnt. Hergegen sehen unsere Begriffe und Begiern viel zu weit und hoch hinaus, als daß wir une Natur mit der gegenwärtigen inneren und äuslen Unvollkommenheit, oder mit einer so kurzen id oft vergällten Lust zufrieden stellen könnten. er allein kann sich beruhigen, der im Erkenntnisse ner Abhängigkeit von dem weisesten und gütign Regenten der ganzen Welt gelassene Zuversicht if die Vorsehung schöpfet; der seines Schöpfers orschriften und Absichten, so viel in seinem Vergen ist, treulich und emsig folget; und in dem blichen Genusse des gegenwärtigen Guten seine offnung nach einer künftigen unendlich größeren und uerhafteren Vollkommenheit und Glückseligkeit, s dem wahren Ziele seiner Bestimmung, reckt.

§ 12.

Wenn ein Atheist auch keinen andern Irrthum egte, als daß er sich alle Hoffnung eines ferneren ebens abschneidet, so wäre der allein genug, ihn hon in diesem Leben misvergnügt und unglücklich u machen. Er kann sich, nach seiner Natur, das evorstehende Ende nicht aus dem Sinne schlagen, nd die täglichen Sterbefälle anderer Menschen, elbst seiner Gesellen, erinnern ihn fleißig daran. Die eingepflanzte Liebe zum Leben machet ihm also en Tod zum schrecklichsten Bilde, das ihn allentjalben begleitet, und alle seine gegenwärtige Lust

 stöhret.

stöhret. Je älter er wird, desto mehr nimmt
fürchterliche Vorstellung zu, und ihm bleibt nichts,
Verzweifelung, übrig. Allein, wir mögen ihn a
nach allem seinen übrigen Denken und Thun,
ganzen Leben betrachten: so finden wir lauter
sache, sein Elend zu beklagen, und hergegen
Religion, auch wegen des wichtigen Einflusses
unsere zeitliche Glückseligkeit, hoch zu schätzen.

Hat und brauchet ein Atheist einigen Verstan
so ist nicht möglich, daß er sich mit irgend ein
Lehrgebäude der Atheisterey beruhigen kön
Denn, wie mag er doch in seinen unendlichen R
hen von vergangenen Geburten und Veränderu
gen, die er nicht absehen kann oder will, kla
Licht und Erkenntniß finden? Oder, welche Kr
ist in der Welt und Natur, welche lebendige Thi
hervor bringen könne? Was enthält ein wüst
Ungefähr für verständlichen Grund der Ding
und was für eine Regel, daraus Ordnung und U
bereinstimmung zu erklären stünde? Wie kan
ihm eine unbedingte Nothwendigkeit, die er v
aller Möglichkeit der Dinge, und also selbst v
ihrem Wesen willkührlich annimmt, zur Ursache g
nug seyn? oder warum stellet er sich das als ewi
und stelbständig vor, was von Ewigkeit sein
Wirklichkeit nicht genossen, und in Ewigkeit nic
genießen wird? Wie will er dasjenige, was in se
ner eigenen Seele vorgeht, aus mechanischen G
setzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm
sein inneres Bewußtseyn überzeuglich saget, ver
leugnen? Es fehlet ihm an aller derjenigen Klarhei
und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einsicht vo

de

der Richtigkeit seiner Meynung geben kann: und je wichtiger die Sache ist, welche er gegen das allgemeine, auch der vernünftigsten Leute, Urtheil verwirft, desto zweifelhafter und unruhiger tappet er in seinem finsteren Irrgarten herum.

Allein, was muß auch nicht für Verwirrung, Streit und Vorwurf in seinem Gemüthe entstehen, wenn er hier wider eben dieselben Regeln denket, wornach er sonst aller übrigen Dinge Wahrheit und Falschheit bestimmet? Wo wird er sonst in seinem Forschen der Dinge zufrieden seyn, wenn man ihn ins Unendliche verweist, die Antwort nur verschiebt, und seine Frage nimmer auflöset? Nun will er doch den Ursprung der Geburten, in unendlichen Reihen der Vorfahren, das ist, in keinem Ursprunge, in Nichts gefunden haben. Sonst erkennet er alles für endlich, dem sich noch etwas in seiner Art hinzufügen läßt. Hier soll die Anzahl der vormals Lebenden unendlich seyn, ob sie gleich täglich durch neue Geburten vermehret wird.

Will er den Ursprung der Menschen und Thiere gelten lassen, aber seine Zuflucht zu einem Ungefähr nehmen: so urtheilet er abermals wider sich selbst. Er verwirft sonst leere Töne, und fordert in den Ursachen natürlicher Begebenheiten, daß sie völligen Grund in sich halten sollen, woraus die Wirkung verständlich zu erklären ist. Hier soll ein bloßer Zufall, eine wilde Gährung in einem todten untauglichen Schlamme, eine Ursache von dem künstlichen Baue der thierischen Leiber, von ihrem Leben, von der Empfindung, vom Verstande



Doch, soll die Natur solches vor ...
than haben. Sie soll alt, unverm...
fruchtbar geworden seyn, da sie doc...
danken ein ewiges, nothwendiges
Wesen ist.

Wie kann er aber sonst eine b...
digkeit der Dinge, ohne Widerspr...
Er erkennet die körperliche Welt al...
es ihr denn, vermöge dessen, einerl...
oder nicht ist, ob sie so, oder and...
ihr wirkliches Daseyn, und ihre
schaffenheit, in ihrem eigenen Wes...
Grund haben? Er kann nichts
Welt und Natur selbst finden, w...
einstimmen könnte, und sie ist als...
eigenen Vollkommenheit fähig: wi...
das allervollkommenste Wesen seyn
keine leblose Maschine gedenken, n...
einem Werkmeister um der Lebend...
vorgebracht ist: warum will er den...

§. 13.

Soll denn die liebe Natur sein Abgott werden: wie will er sich selbst antworten, wenn sie von Ewigkeit zu Ewigkeit arbeitet, da sie ohne Leben, Empfindung und Verstand ist? Warum müßte das die erste, selbständige Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen, und ein Nichts bliebe? Sind alle Kräfte und Wirkungen in einer steten Reihe von einander abhängig: wie soll denn endlich alles von Nichts abhängen? Setzet die Wirkung und Uebereinstimmung in dem Laufe der Natur eine gewisse Stellung der Dinge voraus, ehe sie diese übereinstimmende Wirkung hervor bringen können: muß denn nicht etwas vor der Natur gedacht werden, welches die Dinge mit ihrer Natur geschaffen, und jedem seinen Ort und seine Stelle zur übereinstimmenden Wirkung angewiesen? Wenn ein jedes Ding beweglich, und also sein Ort veränderlich, und nicht nothwendig ist: wie kann denn die Naturkraft und deren Uebereinstimmung, die von dem Orte abhängt, nothwendig seyn? und warum könnte nicht eben diese Natur, nach eben denselben Regeln der Kräfte, in einer andern Ordnung und Verbindung, wider sich selbst wirken? Wenn es Misgeburten giebt, die natürlich entstehen: sind denn nicht Regeln der Kräfte, oder eine Verbindung der Theile möglich, die das Gegentheil von wohlgestalten Geburten hervorbringen können? Wenn die mechanischen Regeln der Bewegungskräfte in dem Wesen jedes Dinges oder in dem Ganzen nothwendigen Grund hätten: woher läßt sich denn keine einzige geometrisch bewei-

en, wo man nicht etwas willkührliches voraus setzet? Wie wird doch ein Atheist sich selbst darauf, ohne inneren Zweifel, Widerspruch und Verwirrung, antworten?

Sonst, wenn wir ein Werk sehen, das mit einem Zwecke oder Nutzen vollkommen übereinstimmet: so schließen wir, daß es einen verständigen Urheber habe, und daß dessen Absicht dahin gehe, womit die Sache übereinstimmet. Hier aber soll die vollkommenste Uebereinstimmung der Dinge mit dem Nutzen der Lebendigen, ohne Urheber, ohne Absicht seyn. Die unvollkommenen Denkbilder von einem kleinen Theile der Natur sind bey dem Atheisten Verstand, Wissenschaft, Weisheit: und das vollkommenste Urbild in der wirklichen Welt, wodurch er klug geworden ist, woraus er alles gelernet hat, wovon er den million-tausendsten Theil mit allem Witze nicht erforschen oder ergründen kann, soll ohne Verstand, Weisheit und Absicht seyn, was es ist. Er schließt täglich in natürlichen Dingen aus dem Grunde der Absicht und des Nutzens, daß dieses oder jenes seyn, daß es so und nicht anders seyn müsse; dennoch leugnet er eben den Grundsatz, woraus er alles geschlossen, daß es Absichten gebe, daß nichts in der Natur umsonst sey. Er betrachtet die Werke der Natur, nach ihrer Einrichtung, Ordnung, Kraft, Wirkung und Uebereinstimmung, nicht ohne Vergnügen und Bewunderung: dennoch soll das, was seinen Verstand so sehr ergötzet, und wornach er seinen Verstand bildet, ohne allen Verstand und Einsicht gemacht seyn. Er beschauet seines eigenen

Leibes

des künstlichen Bau, und sieht, daß darinn nicht
s geringste, kein Knöchlein, keine Sehne, Ader,
rüse, Haut, kein Mäuslein, kein Gefäß um-
st sey; er spüret und genießt alle Augenblick
i Nutzen davon; und doch zweifelt er, ob das
ge zum Sehen, das Ohr zum Hören, Mund,
agen und Gedärme zum Essen und Verdäuen
bildet sind. Er erstaunet über der unvernünfti-
i Thiere angeborene Fertigkeiten und Künste,
rinn sie, ohne eigene Erfindung, ohne Erfahrung
d Unterricht, aufs vollenkommenste, zu ihrer
d ihres Geschlechtes Erhaltung, handeln. Was
ıket er denn doch: woher kömmt diesen solche
eisheit? soll auch Kunst, und deren Anwendung
n Nutzen, nicht mehr aus Verstand und Absicht
essen?

Sage ein jeder, ob sich ein Mensch, der Ver-
nd brauchet, nach denen Regeln, die er sonst im
enken zum Grunde legte, Genüge thun, und sein
emüth beruhigen kann, wenn er Gott und gött-
he Absichten aufhebt; und ob er nicht vielmehr in
usendfältigen Widerspruch und Verwirrung ge-
then, ja von jedes Dinges Betrachtung, wegen
ner Blindheit des Verstandes, oder vielmehr
egen seiner Verstockung, innerlich beschämt und
straft werden müsse. Kann er sich die Augen,
gen klare, offenbare, und jedem einleuchtende
Wahrheiten, mit dem lockeren Hirngespinste eines
ınstlich ergrübelten Systems, so verschließen,
ıß er nicht den Strahl des göttlichen Lichtes zu
inem Schrecken und zu seiner inneren Beunruhi-
ıng öfters empfinden sollte?

§ 14.

Ich brauche es übrigens solchen Atheisten, die sich bloß durch übertriebene Spitzfindigkeit im Denken verirret haben, nicht vorzuhalten, daß sie den natürlichen Neigungen und Begierden der menschlichen Natur entgegen handeln. Sie wissen es selbst, sie fühlen ihre Abweichung von dem Wege der Glückseligkeit, sie beklagen ihren Zustand, sie wünschen oft mit Wehmuth von denjenigen Wahrheiten überführt zu seyn, welche ihnen eine Ruhe der Seelen, die ihre Natur verlanget, von ferne zeigen.

Alles vernünftige Vergnügen der Menschen entsteht aus dem anschauenden Erkenntnisse der Vollkommenheit, sowohl in den Dingen ausser uns, als in uns selbst. Je mehr also einer Vollkommenheit in den Dingen ausser sich erkennet, und in sich selbst hervorbringet und sieht, desto vergnügter und glücklicher ist er. Hergegen, wer diese Vollkommenheit nicht erkennet, sondern vielmehr lauter Unvollkommenheiten ausser und in sich wahrzunehmen vermeynet, der beraubet sich nicht allein vieles Vergnügens, sondern machet sich auch durch seine verkehrte Vorstellung lauter verdrüßliche und betrübende Gedanken. Ein Atheist räumet erstlich das Urbild aller Vollkommenheit, die ewige Quelle alles Lebens und Verstandes, aller Weisheit und Güte, aus seinen Gedanken weg, und setzet dafür eine ewig todte Materie, die keine innere Vollkommenheit hat noch haben kann, die ihres Daseyns selbst nimmer genießt, und einer blin-

blinden Nothwendigkeit unterworfen ist. Er mag denn nun auch in der Welt und Natur betrachten, was er will, so bleibt ihm doch das Vergnügende durch seinen Wahn verborgen. Ich beziehe mich auf deren Empfindung, welche jemals in den Werken der Natur eine verständige Ordnung, Uebereinstimmung und Absicht bemerket, und durch die daraus erkannte unendliche Kunst, Weisheit, Vorsehung und Güte des Schöpfers, von süßer Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen denselben gerühret sind. Die werden sich am lebhaftesten vorstellen können, was sich ein Atheist für einen großen Theil des menschlichen Vergnügens abschneide, da es ihm nach seinen Grundsätzen unmöglich ist, die Dinge aus einem solchen Gesichtspunkte zu betrachten. Und wenn ihm ja wider seinen Willen ein Strahl der göttlichen Weisheit aus diesem Spiegel einleuchtet, so kann er ihn nicht anders, als zu seiner Verwirrung und Beschämung, empfinden. Sonst sieht er in diesem unermeßlichen Raume nichts, als ein wildes Schicksal, das ohne Verstand und Absicht über eine todte Materie blindlings tyrannisiret, theilet, mischet, bildet, zernichtet, wie es fällt. Ja, er befleißiget sich, lauter Unordnung und Unvollkommenheit in der Welt zu entdecken, und alles als wüste, verkehrt, häßlich und scheußlich anzusehen.

Er betrachtet sich selbst, gegen seine innere Empfindung und sein Bewußtseyn, als einen bloßen Klumpen Materie, und zernichtet sein wahres Ich, seine Seele, in seinen eigenen Gedanken. Er

siehe

sieht sich in dem nothwendigen Laufe der Dinge auf eine kurze Zeit belebt, um bald wieder zu vergehen. Wenn andere sich noch unterdessen mit sinnlicher Lust zu ergötzen suchen, so speiset er sich mit trockenen und unnatürlichen Grillen, die weder Körper noch Geist ermuntern, sondern vielmehr beyde niederschlagen. Er empfindet keine freudige Dankbarkeit gegen den Geber des Guten, keine getroste Hoffnung auf das Zukünftige, keine Zuversicht zu einer gnädigen Obhut, keine gelassene Ergebung in eine weise Führung. Unter vielen Klagen über das Böse, über die Nichtigkeit des Lebens, und über das Schicksal, ist sein einziger Trost, ich muß; und so sieht er sich durch den schnellen Strom der Zeit in den Abgrund einer ewigen Vernichtung hineingerissen.

§ 15.

Sind aber diejenigen besser daran, welche, ohne einen Gott zu erkennen, und ohne vieles Nachdenken, blindlings der sinnlichen Lust nachjagen? Ich halte nicht dafür. Indem sie sich des Gebrauchs ihrer Gemüthskräfte entäussern, an Wahrheit, Wissenschaft und Einsicht keinen Geschmack haben, und von keinem vernünftigen Vergnügen wissen: so handeln sie ihrer Natur entgegen, und berauben sich des edelsten Theiles der menschlichen Glückseligkeit. Ihr Verstand ist eine Wüsteney voll grober Unwissenheit und Dummheit, die keinen Selbstgefallen, sondern Scham, Ungewißheit, Zweifel, Unschlüßigkeit, lange Weile, Furcht und Reue hervorbringen. Selbst die sinnliche Lust wird

wird von solchen Leuten durch keinen Verstand, Witz und Wohlstand erhöhet und geschärfet, sondern es wird bloß ein grober Kitzel mit stumpfen und betäubten Sinnen in ein Paar Gliedmaßen empfunden. Weil sie auch den Zucker des Lebens zur täglichen Kost und zur Sättigung gebrauchen: so höret er eben darum auf, süß zu schmecken, und gedenet zum Ekel. Sie genießen also in der That auch der gröberen sinnlichen Lust in weit geringerer Maaße, als diejenigen, welche sie seltener und mäßiger, zur Nothdurft, und zur Erquickung von nützlicher Arbeit, gebrauchen, und zugleich mit Verstande, Witze und vernünftigem Gespräche würzen. Weil sie hergegen Sclaven ihres Affects sind, und auf ihre Natur und ihren Wohlstand mit übertriebener Ausschweifung einstürmen: so schwächen sie ihre Leibes- und Gemüthskräfte vor der Zeit, ziehen sich die empfindlichsten Schmerzen und Krankheiten zu, erschöpfen ihr Vermögen, zerrütten ihr Hauswesen, setzen sich in Verachtung, Haß und Abscheu aller ehrlichen Leute. Bald verläßt sie die Wollust ganz, und ihre Freude nimmt ein klägliches Ende.

§ 16.

Allein, von solchen unglückseligen Mittelthieren zwischen Vieh und Menschen brauchet es nicht weiter Vorstellung zu machen. Sehet mir aber einen witzigen Atheisten, der nicht allein die grobe Wollust, sondern auch alle übrige schandbare Laster und Bosheit, mit Verachtung aller Religion und alles Gewissens, als den einzigen Weg zur Glückselig-

keit

keit vorzustellen bemühet ist. Man streitet bisher, ob die Atheisterey zu Lastern führe, und der menschlichen Gesellschaft und Glückseligkeit gefährlich sey. Aber man muß aufhören, daran zu zweifeln, wenn man des La Mettrie Schriften liest, und überführet werden, daß ein Spinoza und sehr wenige seines gleichen, nicht nach dem System der Atheisterey, sondern bloß nach Temperament, Erziehung und Gewohnheit, ehrbar gelebet haben.

La Mettrie hat einerley Grundsätze mit andern Atheisten: es ist kein Gott; die Welt und Natur ist ewig; alles, was entstanden ist, ist durch ein Ungefähr entstanden; alles ist Materie; der Mensch ist nichts, als eine bloße körperliche Maschine; Seele und Geist sind nur lauter leere nichtsbedeutende Töne; ein anderes Leben, als dieses, ist nicht zu hoffen. Was folgert er aber daraus? Also entsteht alle Glückseligkeit des Menschen von einer gesunden und starken Leibesbeschaffenheit, und besteht in einer angenehmen sinnlichen Empfindung; also muß ein jeder, der glücklich seyn will, seinen angenehmen Empfindungen, welche die Maschine seines Körpers mit sich bringt, nachgehen, alles aber, was dazu nichts beyträgt, oder denselben Einhalt thut, für Blendwerk halten; also ist alles, woran einer nach dem Temperamente seiner Maschine Lust findet, es werde gut oder böse genannt, ein wahres wirkliches Mittel zur Glückseligkeit, und alles erlaubt. Liebe und Wollust ist, nach des La Mettrie besonderm Temperamente, der höchste Gipfel der Glückseligkeit. Wenn aber ein anderer an andern Dingen

Vergnügen findet, so laß ihn ohne Scheu dessen satt werden, und sich darinn nähren. Vernunft und Wissenschaft quälen die Menschen nur mehrmals; Recht, Tugend, Pflicht, Ehrbarkeit, Gewissen, sind lauter Thorheiten und erdichtete Dinge, die der Glückseligkeit hinderlich sind, und davon man höchstens nur den Schein um des Pöbels willen nöthig hat. Also kann auch ein Schelm, Dieb, Mörder, Säufer, Hurer, und blutgieriger Tyrann, so ferne ein jeder an solchen Thaten Vergnügen findet, dadurch glückselig werden, daferne sich nur ein jeder vor Schaden, der Unterthan vor den Strafen, der Tyrann vor der Faust eines herzhaften Patrioten in Acht nimmt. Die andern Menschen, die dadurch leiden, sind zwar zu beklagen: aber diese Menschen, deren Maschine von Natur so beschaffen ist, können doch nicht anders handeln, noch anders glückselig werden.

Dieses sind keine Folgerungen, welche ich dem Manne aufbürde, sondern sie sind ganz deutlich in seinen Schriften enthalten, und zum Theile noch weit härter und schandbarer ausgedruckt. Es sind aber auch Folgerungen, davon ich nicht absehen kann, wie sie irgend ein anderer Atheist von seinem Lehrgebäude ablehnen will, da er in den Grundsätzen einig ist. Das beste ist, daß sie schon an sich selbst die vollkommenste Widerlegung der Atheisterey enthalten, und einem jeden, der seine und anderer Menschen Glückseligkeit vernünftig suchet, einen wahren Abscheu vor der Quelle so vieler Bosheiten und Schandthaten beybringen. Wenn la Mettrie, nachdem er den Menschen erst zur

Maschi-

Maschine, hernach zur Pflanze gemacht hätte, sein letzteres Buch vom glücklichen Leben, l'Homme bête & plus que bête betitelt hätte, so würde er den Inhalt am richtigsten entdeckt haben: und keine Vorstellung ist geschickter, den Menschen endlich durch solche Stufen auch zum Menschen zu machen, indem er hierdurch in sich schlagen und erkennen muß, wie weit wir verfallen würden, wenn wir ohne Religion wären.

§ 17.

Wie elend wäre das ganze menschliche Geschlecht und die bürgerliche Gesellschaft daran, wenn ein jeder diesen Lehren folgen wollte. Warum sollte denn einer seine süße Empfindung, seine Bequemlichkeit und Ruhe, seine Mittel, seine Gesundheit, sein Leben, als ein ehrlicher Mann, als Ehemann, Vater, Bürger, Kriegesmann, der Frauen, den Kindern, den Mitbürgern, dem Könige, dem Vaterlande aufopfern? Tugend und Gewissen, Ehre und Nachruhm, wären ja nur leere Wörter in seinen Gedanken: warum sollte er denn dieses einzige Leben, nach welchem nichts zu hoffen ist, für andere, und nicht für sich anwenden? Was hielte einen Geld- und Ehrgeizigen zurück, daß er nicht Treue und Bund bräche, Recht und Freundschaft verletzte, durch Betrug und List zu Reichthümern, durch Gift und Meuchelmord zu Erbschaften, durch Verleumdung und Lügen zu Würden, durch anderer Gut und Blut zur Hoheit zu gelangen trachtete, wenn er darinn seine einzige Glückseligkeit gesetzt hätte, und sonst nichts achten wollte?

wollte? Welcher Freund und Bruder, welcher Ehegatte, welcher Sohn, wäre vor den andern seiner Freyheit, Ehre, Güter und seines Lebens sicher, wenn er etwa dem Vortheile oder dem Vergnügen des andern im Wege stünde? Würde der Zwang und die Strafe der Gesetze etwas gegen so wohl unterrichtete Bosheit helfen? Nein: Keiner würde sich selbst für so einfältig halten, daß er nicht etwas erfinden sollte, dabey er seine Absicht, heimlich, oder unter einem Scheine des Rechten, ausführen könnte. Selbst Könige und Regenten würden für ihre eigene Person durch nichts mehr geschützet seyn, wenn eine feine Arglist und ein kühner Frevel, bey der Unterdrückung alles Gewissens, erlaubte Mittel der gesuchten Nachfolge im Reiche, der Eroberung von Ländern, oder auch nur der Selbstrache wären.

Wie könnte denn die menschliche Gesellschaft, wie könnte der Atheist selbst, und ein jeder mit seiner Glückseligkeit, bey solchen Lehrsätzen bestehen? Sind es nicht Gedanken, die gerade gegen aller Menschen Natur, und gegen den allgemeinen Zweck, der uns eingepflanzet ist, anlaufen? Sind wir denn wohl dazu gemachet, Atheisten zu seyn, und durch diesen Weg glücklich zu werden?

§ 18.

Allein, wir wollen einmal den Menschen, ausser der Verbindung, für sich selbst betrachten: würde ihn des la Mettrie Atheisterey glücklich machen? Er selbst urtheilet, daß Vernunft und

Wissenschaft die Menschen nur quälen [z]. Und ich glaube es gerne, wenn sie solche Meynungen und Regeln hegen, wie la Mettrie. Denn die lassen sich mit gesunder Vernunft und ächter Wissenschaft nicht zusammen reimen. Ich nehme dieses für ein Geständniß an, daß er an Wahrheit und gründlicher Wissenschaft keinen Geschmack gefunden, und folglich alles des reineren und edleren Vergnügens beraubt gewesen sey, welches aus der Einsicht des Zusammenhanges der Dinge, und aus dem Gebrauche der höheren Verstandeskräfte entspringt. Ich nehme es für ein Geständniß von seiner eigenen Verwirrung und Gemüthsunruhe, so oft er seine gesunde Vernunft und sein Gewissen über seine Lehrsätze befraget. Beyde mußten ihm nothwendig verdrießliche Hofmeisterinnen werden, die ihn innerlich beschämeten, und ihm stets seinen Unfug aufrückten. Es ist nicht möglich, daß ein Atheist seinem Verstande Genüge thun, und den inneren Widerspruch seiner Meynung nicht empfinden sollte;

z Traité de la Vie heureuse par Seneque avec un Discours du Traducteur sur le même Sujet, pag. 29. *Autre consequence de tout ce qui a été dit: l'Esprit, le Savoir, la Raison sont le plus souvent inutiles à la felicité, et quelque fois funestes et meurtriers: ce sont des ornements étrangers, dont l'ame peut se passer, et elle me paroit toute consolée de ne les point voir dans la plupart des hommes qui souvent les méprisent et les dédaignent; contens du plaisir de sentir, ils ne se tourmentent point au fatigant métier de penser. Le Bonheur semble tout vivifié, tout consommé par le sentiment.*

llte; geschweige, wenn er sich Regeln des Lebens
'machet hat, welche aller natürlichen Ehrbarkeit
tgegen laufen.

La Mettrie befleißiget sich, lauter Unvollkom-
enheit und Unordnung in der Welt zu finden.
'a ist dieses und jenes unnütze, häßlich, schädlich:
is eine sollte so, das andere nicht so seyn oder ge-
n. Selbst seine Abgöttinn, die Natur, ist blind
id unverständig, alt und kraftlos, alles wird durch
1 wüstes Ungefähr regieret. Er selbst hat keine
ieele, sondern ist eine bloße zerbrechliche Maschine,
eichwie die Thiere sind; und hat nach diesem kur-
n Leben nichts weiter zu hoffen. Wenn er also
cht allein alles ausser sich, sondern auch sich selbst
ichst unvollkommen machet: so benimmt er sich
thwendig allen Grund zu einem dauerhafteren
ergnügen, das unserer Natur gemäß ist. Muß
nicht hergegen höchst misvergnügt werden, so
t er alles um sich aus seinem verkehrten Gesichts-
inkte beschauet, daß es ihm in allen Theilen und
egebenheiten wild, verwirrt, unnütze, mangel-
ift, böse, scheuslich und gefährlich lassen muß.
r dünket sich in diesen wüsten Raum der Welt
irch ein blindes Ungefähr oder Schicksal, ohne
ndzweck, hinein geworfen zu seyn, da er mit sei-
:r Schwäche tausenderley Zufällen bloß gestellt ist,
ı ihn keine obere Macht schützet, kein gütiger
athschluß zu einer gewünschten Glückseligkeit be-
immet hat: sich selbst allein gelassen, mit sich
lbst und der Natur übel zufrieden, ohne Zuver-
cht und Hoffnung des Zukünftigen.

Diese betrübten und fürchterlichen Gedanken suchet er bey sich und andern, durch sinnliche Lüste, so gut zu unterdrücken, als möglich ist. Er muß aber zuvor Vernunft und Gewissen, Recht und Pflicht, Tugend und Ehrbarkeit, aus dem Herzen verbannen, und zum eitelen Wahne machen, damit er die Leute überrede, sie können ohne Bedenken alle und jede Laster und Schandthaten begehen, daran sie nach ihrem Temperamente ein Vergnügen finden. Er mag wohl in der That für sich kein so böses Herz gehabt haben, diejenigen Thaten, welche andern Menschen zum Nachtheile gereichen, zu billigen. Denn er war der Wollust ganz ergeben. Aber zum Unglücke wollte er ein allgemeines Lehrgebäude der thätigen Atheisterey machen, und da mußte er nothwendig allen Lastern das Wort reden. Sonst äussert er hin und wieder einen Abscheu gegen die Laster, welche andern Menschen Leid und Drangsal zufügen, und die bürgerliche Gesellschaft elend machen. Er beklaget diejenigen, welche von solchen bösen Leuten belästiget werden. So muß er ja aber in sich selbst den Unterschied des sittlichen Guten und Bösen gefühlet haben; so ist ja Recht und Tugend nicht ein leerer Ton. Wie sollte denn ein Mensch, der solche Laster selbst an sich hat, von der Empfindung seiner eigenen Unvollkommenheit frey bleiben, zumal wenn er die schlimmen Folgen davon erfährt? Hat la Mettrie wohl glauben können, daß ein Tiberius, ein Domitianus, in sich so vergnügt und ruhig gewesen, als ein Titus Vespasianus und Marcus Antoninus?

Wenn

Wenn er aber seine geliebte Wollust nicht anders zu vertheidigen weis, als durch einen allgemeinen Grund, der alle Laster, auch diejenigen, welche ihm selbst misfallen, gut heißt: so widerspricht er sich, und entschuldiget sich schlecht in seinen eigenen Gedanken. Es läßt auch, als wenn er an einem Orte von der Völlerey dieses Affects etwas wieder nüchtern geworden wäre [a]. Ich habe zwar, schreibt er, vor Zeiten, alle Trunkenheit, welche die Wollust in meine Sinne ergossen hatte, wieder aus meiner Feder fließen lassen; aber jezt mache ich mich von den Fallstricken dieser Sirene los, und billige, vielleicht aus Temperamente, eine größere Mäßigkeit. Ich will, daß künftig nur die Nothdurft, als die wahre Mutter des Vergnügens, meine Wollust, reizen, und, so zu reden, den Glockenschlag zu meiner Lust angeben soll. Das war-

a pag. 126. *Je ne prétens pas faire consister le Bonheur dans la Volupté; car, quoique j'aye autrefois fait couler de ma plume toute l'yvresse qu'elle avoit repandue dans mes sens, me dégageant aujourd' hui des pieges de la Sirene, je souscris (par tempérament peut-être) à plus de moderation, et veux que le besoin seul, ce Pére du Plaisir, l'appelle désormais, et sonne, pour ainsi m'exprimer, l'heure de ma volupté. Mais si les plaisirs des sens sont essentiellement trop courts, et trop peu fréquens pour constituer un état aussi permanent que la felicité, regardons les du moins comme des éclairs de Bonheur, qui ne peuvent manquer, sans rendre les joyes de la vie imparfaites et tronquées.*

war ein kleiner Anfang, von dem Viehischen wieder zum Menschlichen zu kommen. Er gesteht gleich darauf, daß die sinnlichen Lüste, ihrem Wesen nach, viel zu kurz und selten wären, als daß sie einen so dauerhaften Zustand, wie die Glückseligkeit ist, ausmachen sollten. Dennoch meynet er, wären dieselbe als ein Bliz der Glückseligkeit anzusehen, ohne welchen die Freude im Leben verstümmelt und unvollkommen seyn würde. Wie kann er denn durch die einzige Wollust glücklich werden, wenn sie ihm nur wenig vergnügte Augenblicke schenket? Gewiß, die Glückseligkeit des Menschen muß hauptsächlich durch ein reineres, sanfteres und beständigeres Licht erheitert, und das wilde Feuer der sinnlichen Lüste durch Vernunft und Pflicht gemäßiget werden; sonst wird uns die Wollust zu einem zerschmetternden Blitze, und inneren Brande, der unsere Kraft, Gesundheit, Ruhe, und selbst das Leben jämmerlich verzehret.

Mich dünket, das aufrichtige Bekenntniß eines Mannes, der aus der sinnlichen Wollust sein einziges und höchstes Gut machte, beweist sattsam, daß sie nur ein flüchtiger und trieglicher Schimmer der Glückseligkeit sey, und der menschlichen Natur nicht Genüge thun könne. Da sie aber, bey Unterdrückung der Vernunft, Religion und Sittlichkeit, nothwendig, unnatürlich, ausschweifend und zügellos wird: so bezahlet sie die kurze und niederträchtige Freude mit vielen bittern Schmerzen, Krankheiten, Schande, Verachtung, Reue, Furcht und frühem Tode. Wenn auch der wollüstige Atheist mitten in dem Genusse des sinnlichen

Kitzels

Uebels betrachtet wird, so ist er doch, nach seiner Vorstellung, daß mit diesem Leben alles aus sey, nicht anders anzusehen, als ein Missethäter, der gewiß weis, daß ihm das Leben unwiederruflich abgesprochen sey. Denn ob er schon auf einige unbestimmte Tage oder Wochen gut gespeiset wird, und sonst erhalten kann, was ihm gelüstet: so verbittert ihm doch die Gewißheit seines peinlichen Endes allen Genuß der Lust. Er mag sich noch so sehr bemühen, daß er bloß an die gegenwärtige süße Empfindung denken, und deren noch recht froh werden will: so schiebt ihm doch die Einbildungskraft, bey aller angenehmen Reizung der Sinne, allezeit das gräßliche Bild des Todes vor. Man höre den la Mettrie selbst sprechen [a]. Ich gestehe es selbst, saget er, daß meine ganze Philosophie mir nichts hilft, daß ich den Tod nicht als die allertraurigste Nothwendigkeit der Natur betrachten sollte: und ich wollte, daß ich diese Vorstellung, welche mich so niederschlägt, auf ewig verbannen könnte. Denn ich höre gleichsam schon auf, zu seyn, so oft ich daran denke, das ich einmal nicht seyn werde. Dieses innere Gefühl der Gemüthsunruhe, welches der Mann bey aller seiner Wol-

[a] Abregé des Systemes, § 8. *J'avoüe moi même, que toute ma Philosophie ne m'empêche pas de regarder la mort comme la plus triste necessité de la nature, dont je voudrois pour jamais perdre l'affligeante idée — je cesse d'être en quelque sorte, toutes les fois que je pense que je ne serai plus.*

lust aufrichtig an den Tag legt, giebt einen unleugbaren Beweis, wie sehr und oft die Lust bey solchen Leuten vergället und gestöhret werde, welche sich die Hoffnung eines ferneren Lebens abschneiden. Und mir ist ein gleiches auch von einigen Grüblern zuverläßig bekannt, daß sie sich nicht weniger mit den Gedanken der Sterblichkeit vielmals quälen, und überhaupt in ihrer stillen Forschung mancherley unruhige Vorstellungen haben. Das ist die nothwendige Folge eines Lehrgebäudes, welches alle Religion ausschließt: weil diese allein eine Versicherung geben kann, daß wir zur Unsterblichkeit von unserm Schöpfer bestimmt sind; gleichwie sie überhaupt allein der menschlichen Natur nach allen unsern Kräften Genüge thut.

§ 19.

Die Natur des Menschen kann theils nach der Verbindung mit andern Menschen, theils für sich betrachtet werden. Auf beyde Weise aber hat die Religion eine gleiche Uebereinstimmung mit ihr, und einen gleichen Einfluß in ihre Glückseligkeit.

Wir sind durch unsere wesentliche Beschaffenheit zur Geselligkeit, zur Erziehung, und zum Gebrauche der Vernunft gewiesen, um zu leben, um Menschen, und menschlich glücklich zu werden. Die erste Nothdurft erheischet die Geselligkeit der Aeltern, ohne deren Pflege, Wartung und Beystand wir bald jämmerlich umkommen, oder für unsere Lebtage elend seyn würden. Wenn nun die Aeltern keine Religion hätten, und bloß ihren Lüsten nachhiengen, so würde der natürliche Trieb der Kinderliebe

habe sehr oft, durch die sinnlichen Reizungen der Wollust, und durch die Empfindung der großen Beschwerde bey der Erziehung, erstickt werden. Man würde die Kinder entweder nach alter Weise wegwerfen, oder durch Nachläßigkeit verderben und verwildern lassen, oder, wenn sie an einer neuen Heurath hinderlich wären, heimlich aus dem Wege räumen. Das Gewissen allein hindert Tausende an diesem Unternehmen, und machet vielen so gar die Last der Wartung und Erziehung ihrer Kinder leicht und angenehm. Demnach haben die Kinder sowohl ihr Leben, als ihre Gesundheit und Geschicklichkeit, guten Theils, der Religion der Aeltern zu danken.

Die Aeltern aber würden ihren Kindern nur kümmerliche Hülfe leisten, wenn sie nicht selbst in anderer Menschen Gesellschaft Schutz und Sicherheit, nebst einem Vorrathe von allem, was zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, genössen. Demnach haben auch die Pflichten der Geselligkeit unter erwachsenen Menschen in die Erhaltung und Glückseligkeit der zarten Jugend einen großen Einfluß. Wenn nun eine menschliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen kann, wie bereits oben gezeiget ist, so haben schon die Kinder in ihren ersten Jahren die Früchte der Religion auch von andern Menschen in der Gesellschaft zu genießen.

Setzet nun eine genugsame Anzahl Kinder, die, nach des la Mettrie Grundsätzen und Entwurfe, zu einer künftigen Republik erzogen sind. Man hat ihnen zeitig beygebracht, Gott, Geister,

Seele, Gewissen, Sittlichkeit sind nichts, als erdichtete Einbildungen, womit sich andere Menschen plagen; wir sind bloße körperliche Maschinen, die weiter nichts, als dieses sinnliche Leben, zu gewarten haben: dieses müssen wir uns recht zu Nutze machen, und alles thun, was uns gelüstet, wann wir wollen glücklich seyn. Setzet, sage ich, so erzogene Menschen, lasset sie eine Republik unter einander anfangen, und darinn nach ihren eingesogenen Lehren handeln. Was wird entstehen? Weil sie sämmtlich eine Regel angenommen, wornach ein jeder sich allen Pflichten zum gemeinen Besten entziehen, und alles ohne die geringste Einschränkung thun kann, was der Wohlfahrt und Sicherheit der Gesellschaft und deren Mitbürger entgegen ist: so ist nicht möglich, daß sich solche Glieder, in einer Gesellschaft, zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt und Sicherheit, und zur Beobachtung der Gerechtigkeit und Liebe gegen jeden, verbinden lassen. Eine solche Republik muß also bald in sich selbst zerfallen, und ein jeder wird für sich, weil er wider die Natur der Menschheit ungesellig ist, höchst elend seyn. Wir sind nicht geboren, Atheisten zu seyn.

Setzen wir hergegen Menschen, in deren Gemüthern ein Erkenntniß Gottes und seiner Absichten thätig und wirksam geworden ist: so werden sie auch das Naturgesetz und die Pflichten der Geselligkeit zu ihrer Regel machen, niemand auf irgend eine Art weder heimlich noch öffentlich beleidigen, jedem das Seinige aus Gewissen leisten, aller Bestes befördern, Liebes- und Freundschaftsdienste,

ob man sie gleich durch Recht von ihnen nicht erzwingen kann, freywillig üben, und einen Theil ihrer Arbeit, Mühe und ihres Vermögens zum gemeinen Wohl anwenden. Deswegen darf in solcher Gesellschaft keine Lust fehlen, die das gegenwärtige Leben vergnügt und fröhlich machet; sie sey nun bloß sinnlich, oder mit Witze und Geschmacke gewürzet; oder sie werde auch allein in Erforschung der Natur, in Künsten und Wissenschaften gesuchet. Ja, ich behaupte, daß so gar mehrere, feinere und schärfere sinnliche Lust und Ergötzung genossen wird, wo die Religion unsere Begierden vor Ausschweifungen bewahret, und in Ordnung gebracht hat, wo man die Ergötzlichkeiten seltener, und zur Nothdurft und Erquickung brauchet; wo man sich auf eine aufrichtige Treue, Liebe, Freundschaft und Gefälligkeit der Bekannten verlassen kann; wo man Erfindung, Gespräch, Scherz, Witz, Umgang, durch Verstand, Wahrheit, Ehrbarkeit, in Schranken setzet, und nicht weniger zum Nutzen, als Vergnügen richtet; wo man unter andern auch dieses zum anständigen Zeitvertreibe machet, daß man die Einrichtung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit der Natur, als Muster der unendlichen Weisheit, Kunst, Absicht, Güte und Allmacht des Schöpfers betrachte.

§ 20.

Es wird zwar eine so vollkommene Gesellschaft, wo alle und jede Mitglieder die Religion in volle Uebung bringen, eben so wenig jemals zur Wirklichkeit kommen, als eine Republik von lauter Athei-

sten

fen wirklich seyn kann. Aber es ist genug, daß der Begriff und die Regel einer atheistischen Republik die größte Unvollkommenheit darstellet, sich selbst aufhebt, und der Natur und Glückseligkeit der Menschen ganz entgegen ist; jene aber, welche die Religion in allen Mitgliedern verlanget, einen Begriff und eine Regel ihrer größten Vollkommenheit enthält, wohin wir zwar, durch vieler Schuld, nimmer gelangen werden, aber doch alle mehr und mehr zu streben haben. Wir hören ja nimmer auf, die Naturgeschichte, Erfahrungen, Künste, Wissenschaften und andere nützliche Dinge weiter zu treiben, und mehr auszubreiten, ob wir gleich wohl wissen, daß wir sie nimmer zur Vollkommenheit bringen, noch ganz allgemein machen werden. Vielweniger lassen wir uns in den Sinn kommen, zu denken, daß sie der menschlichen Natur nicht gemäß, oder entbehrlich und unnütze wären; und daß die Menschen besser daran wären, wenn sie nichts von allen wüßten und übten. So würde es auch sehr thöricht seyn, zu glauben, daß die Religion deswegen, weil sie nimmer bey allen in vollkommene Uebung gebracht werden wird, der bürgerlichen Gesellschaft unnöthig, und dagegen Ungötterey und Laster derselben ersprießlicher wären.

Die wenigen, welche eine ungeheuchelte Religion, nach Vernunft und Christenthum, thätig beweisen, machen uns schon den Umgang und den Handel in der menschlichen Gesellschaft zuverläßig, vertraulich und nutzbar. Und andere, welche doch wenigstens soviel Empfindung von der Religion haben, daß sie keine vorsetzliche Bosheiten begehen,

machen

machen die Gesellschaft erträglich. Beyde können sie auch, bey anderweitiger Geschicklichkeit, angenehm und vergnügt machen. Wir sehen in diesem edleren Theile der Menschen, was für güldene und silberne Zeiten im menschlichen Geschlechte seyn würden, wenn es möglich wäre, dasselbe von allen unartigen Schlacken zu reinigen: und alle Regenten, die das Wohl ihrer Unterthanen, ja ihr eigenes Bestes beherzigen, haben dahin zu sehen, daß eine wahre Religion mehr und mehr in den Gemüthern ihrer Unterthanen fruchtbar, und dadurch die Verbindung und Pflichten in der ganzen Gesellschaft immer unverbrüchlicher und heiliger gemachet werden.

Wenn einige Laster zuweilen der menschlichen Gesellschaft, in gewisser Maaße, Vortheil bringen: so geschieht solches nicht, so ferne sie Laster sind; sondern nur zufälliger Weise; oder vielmehr durch die weiseste Vorsehung des Schöpfers, der die Verknüpfung unter den Menschen so feste geschlungen, daß auch diejenigen, welche sich und andern zu schaden bemüht sind, dennoch ohne und wider ihren Willen etwas zum allgemeinen Besten beytragen müssen. An sich aber schadet ein Lasterhafter sich und andern allezeit, ja weit mehr, als er Vortheil bringen kann. Es verhält sich mit Lasterhaften überhaupt nicht anders, wie mit einem, der sich durch unzüchtige Unmäßigkeit eine böse Krankheit zugezogen hat. Der giebt auch den Aerzten, Wundärzten und Apothekern, den Krämern und Handwerkern, ich will nicht sagen, den Huren, zu verdienen; aber er verschwendet sein

Vermögen mit Schande, zerstöret seine Kräfte, Gesundheit und Leben, vor der Zeit, leistet dem gemeinen Wesen diejenigen Dienste nicht, dazu er doch natürliche Fähigkeit hatte; stecket Unschuldige mit seiner Krankheit an, und pflanzet sie auf seine Frau und Familie fort, verführet manches unschuldiges Mägdchen und manche Ehefrau, richtet Zank und Uneinigkeit unter Ehegatten, Aeltern und Kindern, ja unter den besten Freunden an, und stiftet tausendfältiges Unheil.

§ 21.

Wenn wir aber das Verhältniß der Religion zu eines jeden einzelnen Menschen Beruhigung und Glückseligkeit, ausser der Verbindung mit andern Menschen, betrachten: so ergiebt sich leicht, daß unsern Naturkräften, nach deren Regeln und äussersten Zwecke, allein durch die Religion Genüge geschehen, und eine wahre, dauerhafte Zufriedenheit angedeihen könne.

Ein Mensch kömmt so auf die Welt, als wenn einer im tiefen Schlafe, ohne sein Wissen und Willen, in ein Schiff gebracht würde, und sich, wenn er erwachte, mitten in einer unbegränzten See befände. Wird ein solcher Mensch damit zufrieden seyn, daß er in dem Schiffe Essen und Trinken, eine kleine Gesellschaft, eine Spielkarte, oder ein Paar Bücher zum Zeitvertreibe findet? Wird er nicht vielmehr bekümmert fragen? wo bin ich? wie bin ich hieher kommen? was soll ich hier machen? wo soll ich hin? bin ich auch in guten Händen? und wer regieret das Steuerruder?

Gewiß,

Gewiß, ein Mensch müßte sein ganzes Leben verträumen oder vertändeln, oder in einem stetem Rausche zubringen, wenn er nicht so viel erwachte, daß er eben diese Fragen, über sein ganzes Seyn und Schicksal in der Welt, an sich thäte. Und wie kann er sich darinn beruhigen, als durch die Religion?

So wenig als sich in unendlichen Reihen, in einem wüsten Ungefähr, in einer blinden Nothwendigkeit der leblosen Welt, oder Natur, verständlicher Grund der Dinge, und unser selbst, finden läßt; und so unzufrieden, zweifelhaft und verwirrt ein Gemüth werden muß, das darauf alles Denken, Verlangen und Hoffen bauen will: so sehr thut es den Regeln unsers Verstandes und Willens Genüge, wenn wir ein lebendiges, unendlich weises, gütiges und mächtiges Wesen für das erste, ewige und selbständige erkennen, das die ganze leblose Welt und Natur, mit allen möglichen Lebendigen, zu ihrem Wohl hervorgebracht, und besonders uns Menschen, in gewisser Ordnung, zu einem immerwährenden glückseligen Leben bestimmt hat.

Es läßt sich begreifen, daß ein lebendiges Wesen selbständig und ewig sey; aber nicht, daß ein solches das erste wäre, welches von Ewigkeit seines Daseyns nicht genossen hätte, und dem es seinem Wesen nach allezeit einerley wäre, ob es sey oder nicht sey, so oder anders beschaffen sey. Es stimmet mit der ganzen Natur der Dinge überein, daß sie einen Anfang gehabt, zufällig sey, und um der Lebendigen willen geschaffen worden: aber nicht, daß

daß

daß sie nothwendig um ihrer selbst willen seyn müsse. Nun sieht man den allgemeinen Grund der Wirklichkeit, der Einrichtung und des Zusammenhanges der Welt. Nun ist es verständlich, warum dieses ganze Wesen in lauter lichte und finstere Kugeln vertheilet ist, da sie Wohnhäuser für alle mögliche Arten der Lebendigen haben seyn sollen. Nun ist es klar, wenn die ganze Natur arbeitet, warum sich die finstern Kugeln um die lichten wälzen, warum sie mit einem Dunstkreise umgeben sind, wenn sie in gewisser Ordnung und Maaße Licht und Wärme genießen, was endlich die erste Ursache und äußerste Absicht aller Gesetze der Bewegung sey. Nun sehen wir ein, warum auf unserm Erdboden, nebst uns, so viele wunderbare Geschöpfe der lebendigen und leblosen Dinge ihr Daseyn bekommen haben; wie jede mögliche Art des Lebens die Regel enthält, wornach der Bau des thierischen Körpers und seiner Gliedmaaßen, wornach die Kräfte, Triebe und Fertigkeiten der Seelen eingerichtet sind; wie wir endlich selbst, durch unser vorzügliches Vermögen, zu einer Vollkommenheit bestimmt sind, die von einem sinnlichen und vergänglichen Leben zu einem geistigen und immerwährenden steigen soll.

§ 22.

In diesem großen Entwurfe des Zusammenhanges aller Dinge, welchen uns schon die bloße vernünftige Religion darstellet, ist lauter Uebereinstimmung, die nicht allein dem Gemüthe keine Dunkelheit und Verwirrung zurück läßt, sondern es selbst zu aller Vollkommenheit bildet, und sein natürliches

Ver-

Verlangen ersättiget. Wir haben darinn ein Urbild aller Vollkommenheit, dessen Betrachtung uns allezeit in entzückende Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe setzet. Wir fangen selbst an, verständig und weise zu werden, so ferne wir von dem großen Verstande, der sich in dieser Einrichtung und Ordnung der Welt offenbaret, und von den edelsten Absichten, die darinn aufs klügste ausgeführet sind, Einsicht bekommen. Unsere Wissenschaft von der Natur, und deren Mannichfaltigkeit im Großen und Kleinen; von den allgemeinen und besondern Gesetzen der Bewegung, von dem Laufe der Sterne, von den Ursachen der Veränderungen am Himmel, in der Luft und auf dem Erdboden, von der Beschaffenheit, Erzeugung, Nahrung und Wachsthume der Thiere und Pflanzen, und was unsern Geist sonst mit Erkenntniß begabet, alles dieses ist nichts, als ein schwacher Abdruck derjenigen Weisheit und derer Regeln, die Gott in seinem Werke der Schöpfung wirklich ausgeübet hat. Sie ist auch nur in so ferne reizend und nahrhaft, als wir die Vollkommenheit und Uebereinstimmung der Dinge, und die bequemste Erfüllung des gütigsten Zweckes, welchen der Schöpfer gehabt, darinn, wahrnehmen. Dann finden wir in der Erforschung und Betrachtung der Dinge eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Vergnügens, immer neue Wunder, Meisterstücke, und Muster eines unendlichen Verstandes. Dann empfinden wir die Vorzüge unserer Seele, da wir in dem Buche der sichtbaren Natur des unsichtbaren Geistes weiseste Gedanken und liebreich-

 ste

ste Meynung in einem Zusammenhange einsehen. Dann schmecken wir die Vortheile der Religion, wenn wir, was Thoren aus ihrem falschen Gesichtspunkte, unordentlich, verwirrt, unvollkommen, böse, widrig und fürchterlich vorkommen muß, nach seiner inneren Schönheit, Ordnung, Verbindung, Uebereinstimmung und Nutzen, mit einem Worte, nach der wahren Absicht des grossen Urhebers, zu beurtheilen wissen.

Wenn nun unser Verstand von Natur bemühet ist, den Grund, die Ursache und den Zusammenhang der Dinge klar und deutlich einzusehen, und der Betrachtung solcher Gegenstände hauptsächlich mit Lust nachhängt, welche am lehrreichsten, am wichtigsten, am schönsten sind: so thut die Religion allein unserer Natur in diesem Bemühen Genüge, weil sie uns die Vollkommenheit der Dinge in ihrem rechten Zusammenhange zeiget. Alles übrige Erkenntniß kann seinen Nutzen und seine Annehmlichkeit haben, so ferne es der Religion unterworfen und nicht entgegen ist. Sonst ist es entweder eine eitele Tändeley, die dem Geiste nicht die rechte Nahrung, Ersättigung und Stärke giebt; oder es beunruhiget und verwirret auch sogar, wenn es uns alles in der Welt als zufällig, wüste, zerrüttet, unordentlich und häßlich vorstellet.

§ 23.

Wie verhält sich aber die Religion zu unserm Willen? Wir wollen alle glückselig und zufrieden seyn. In den Zustand setzet uns aber die Religion

ausnehmend, theils, weil sie unsere Begierden in Ordnung und Uebereinstimmung bringet, welche unserer Natur gemäß ist: theils, weil sie uns so viele und so edle angenehme Empfindungen gewähret, als wir vernünftig verlangen können, und alle widrige Empfindungen überwiegt und versüßet.

Ich sage erstlich, daß uns die Religion zufrieden stellet, indem sie unsere Begierden in solche Ordnung und Uebereinstimmung bringet, die unserer Natur gemäß ist. Ein Mensch hat natürlicher Weise zu vielen und mancherley Dingen Begierde, so ferne sie seine Vollkommenheit des Leibes, der Seele, und des äusserlichen Zustandes zu befördern scheinen, und folglich Lust der Sinne oder des Gemüthes versprechen. Er kennet aber in seinen Begierden keine Schranken, sondern sein Verlangen geht immer weiter, und erstrecket sich ins Unendliche. Es kann also nichts unsere natürlichen Begierden erfüllen und zufrieden stellen, als was einen Wachsthum der wahren Vollkommenheit und dauerhaften Lust ins Unendliche zum äussersten Ziele hat, und diesem äussersten Bemühen alles übrige ähnlich und einstimmig machet, folglich die Begierden in Ordnung bringet. Dieses aber kann ein wirksames Erkenntniß Gottes und seiner Absichten, oder die Religion, allein bey uns ausrichten.

An sich läßt sich nichts vollkommeners gedenken, als ein Wesen, das ein selbständiges, ewiges Leben hat; ein Verstand, der alles Mögliche, und alles Möglichen mögliche Uebereinstimmung, das ist, alle Wahrheit und Vollkommenheit aufs deut-

lichste einsieht; ein Wille, der aus der unendlichen Fülle seiner eigenen Zufriedenheit und Glückseligkeit, allen möglichen Lebendigen ausser sich so viel Vollkommenheit und Lust mitzutheilen geneigt ist, als eines jeden Wesen in der Verknüpfung der Dinge leidet; eine Macht, durch welche die unermeßliche Welt, in der herrlichsten Ordnung und Uebereinstimmung, zu Wohnhäusern aller Lebendigen, hervorgebracht ist und beständig erhalten wird. Ein Wesen, von dem alles, was Odem hat, abhängt, und das in der Vollkommenheit seiner Werke, besonders in der Lust und Glückseligkeit der lebendigen Geschöpfe, seinen großen Zweck stets mit eigener Lust bewirkt sieht: dieser Begriff an sich erfüllet alles, was wir großes und herrliches denken können; er reizet uns zur Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe; er wird durch die aufmerksame Betrachtung der sichtbaren Werke in der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte, lebhaft, überführend und wirksam; er bildet unsern Verstand und Willen zu einer ähnlichen Vollkommenheit, so weit es unsere Natur leidet, daß wir nunmehr von einem so großen Urbilde erfüllet und eingenommen, an nichts, was unedel, unfläthig und boshaft ist, Geschmack und Belieben finden, und uns auch zu den Menschen, in deren Eigenschaften sich das Göttliche ausdrucket, am liebsten halten.

Wenn wir aber die Absicht der göttlichen Schöpfung besonders auf uns ziehen, daß er uns zur Glückseligkeit, und zwar zu einer solchen bestimmt habe, die von der jetzigen kurzen und ge-

mischten zu einer reineren, höheren und ins Unendliche wachsenden steigen soll: so kann ja wohl nichts unserm Wünschen und Verlangen, in allem seinen Umfange, völliger Genüge thun, nichts uns stärker bewegen, in die göttliche Absicht und Ordnung zu treten, und alle unsere Neigungen nach diesem großen Zwecke zu richten. Wir sehen und empfinden an uns selbst, daß der weiseste und gütigste Schöpfer diese Absicht in unserer Natur ausgedruckt habe; so, daß wir uns selbst zuwider und gehässig seyn müßten, wenn wir von solcher Absicht und Vorschrift abwichen. Unsere Seele wird selbst durch ihre Naturkräfte, und durch die Regeln, wornach sie bestimmet sind, auf den Weg der Wahrheit und Vollkommenheit gebracht. Unsere Beachtung der Gegenstände folget natürlicher Weise dem stärsten Eindrucke, und locket uns dadurch zur Wißbegierde, zum Lichte und Erkenntnisse. Unsere Reflexion und Vernunft machet sich schon in der Kindheit von dem Beachteten allgemeine und deutliche Begriffe, forschet bald darauf nach Ursachen und zureichenden Grunde, kann wissentlich nichts Widersprechendes gedenken, und muß das Einstimmige bejahen. Wir haben von Natur an Ordnung, Uebereinstimmung und Vollkommenheit, sowohl ausser, als in uns, Lust. Selbst das einstimmige Betragen der Menschen, nach dem Naturgesetze, nach Pflicht und Tugend, reizet uns zum Wohlgefallen, zur Hochachtung, zur Liebe, zur Nachahmung. Wir können von Natur nichts anders wollen, als so ferne wir es gut halten, nichts verabscheuen, als so ferne wir es böse halten;

wir wählen unter vielen Guten das beste, unter mehreren Bösen das geringste; und wir können unserer Begierde zum Guten, zur Vollkommenheit, zur Lust und Glückseligkeit keine Schranken setzen.

Je mehr wir nun in diesen eingepflanzten Grundregeln unserer Natur die weiseste und liebreichste Absicht des Schöpfers auf unsere Glückseligkeit, und deren in die Ewigkeit reichenden Wachsthum, einsehen: desto williger werden wir in solche Ordnung treten, die alle unsere Begierden zur Erfüllung bringet; wir werden uns darinn, selbst durch die Erfahrung der dabey gespürten Gemüthsruhe und Zufriedenheit, befestigen, und uns einer gnädigen Obhut des Schöpfers, dessen Vorschrift wir aufrichtig gefolget sind, zuversichtlich getrösten. In solcher Gemüthsverfassung brauchet uns auch keine fürchterliche Vorstellung seiner Macht und Strafgerechtigkeit zu einem Gehorsame zu zwingen, noch von Ausschweifungen abzuschrecken, weil wir die göttliche Absicht von selbst zu unserer eigenen gemachet haben.

§ 24.

Leute, welche sich die Religion, und ein Leben, das darnach eingerichtet ist, als was Gezwungenes, Trauriges, und von aller Lust Entferntes vorstellen, die müssen davon sowohl, als von ihrer eigenen Natur und Glückseligkeit, nothwendig ganz irrige Begriffe haben, oder in ihren Neigungen schon sehr verdorben seyn. Wenn wir uns auch nur in dem gegenwärtigen Leben betrachten, so genießen wir darinn von der Religion so viele und so

ange-

angenehme Empfindungen, damit keine falsche und ausschweifende Lust zu vergleichen ist.

Verbietet uns etwa die Religion den Wohlschmack an Essen und Trinken? Gar nicht; sondern sie verdoppelt und erhöhet dieses Vergnügen, indem sie uns des Gebers erinnert, der für Menschen solche unendliche Mannichfaltigkeit der Speisen geschaffen, und unsere Zunge zu so vielfältigem Genusse der Lust bereitet hat. Sie erhält und vergrößert den Wohlschmack, da sie uns lehret Maaße halten, und dabey arbeiten, damit wir zu jeder Mahlzeit eine ungekränkte Gesundheit, neuen Appetit und ein aufgeräumt Gemüth mitbringen.

Untersaget sie uns Bequemlichkeit und Wohlstand in Kleidung, Behausung und Bedienten? Keinesweges. Sie machet es wohl gar zur Pflicht bey denen, deren Leibes- und äusserlicher Zustand solches erfordert. Aber sie warnet uns vor Weichlichkeit, welche die Kräfte des Leibes und Gemüthes schwächet, vor Ueppigkeit, die das Vermögen erschöpfet, vor Pracht über unsern Stand, der, statt Ehre und Freundschaft, nur Neid und Gelächter erwecket.

Wehret sie uns ehelich zu werden? Das sey ferne. Aber sie lehret uns, die Kräfte nicht vor der Zeit zu verschwenden, und hergegen was rechtschaffenes in der Jugend zu lernen, damit die Lust zur Arbeit alle unzeitige Begierden der Wollust verwehre, und wir desto geschickter werden, eine glückliche Heurath zu thun, und darinn die beständige Liebe und Treue des Ehegatten, und die Freude an wohlgearteten Kindern zu haben.

Findet jemand sonst Vergnügen an Ergötzungen der Sinne, an Gärten, Musik, Ausfahrten, an Gesellschaft, Gespräche und Scherzen: so machet es ihm die Religion an sich zu keiner Sünde, sondern sie wird ihm diese Lust vielmehr schärfen und erhöhen, daß sie recht ans Herz komme. Denn wer, nach ihrer Vorschrift, die sinnlichen Lustbarkeiten seltener, hauptsächlich zur Nothdurft der Gesundheit, und zur Erquickung des Gemüthes nach nützlicher Arbeit, genießt; wer die Gegenstände der Natur in Gärten und Feldern zugleich nach ihrer weisen Einrichtung zu betrachten weis, wer die Gespräche durch Vernunft und Vertraulichkeit würzen, den Witz im Scherzen, mit Wahrheit, Wohlstande und Liebe mildern kann: der genießt in der That weit mehreres, edleres und reineres Vergnügen, als der sich mit diesem Zucker täglich, und bis zum Ekel oder Schaden, nähren will.

Gesetzt, Temperament und Gelegenheit machten es jemand angenehm, Mittel zu sammlen, oder Ehre zu erwerben: so unterdrücket die Religion auch dieses nicht. Sie wird aber dem Gelde ein zehnmal größeres Vergnügen beylegen, wenn sie dessen Liebhabern die Vergnüglichkeit, ein gut Gewissen, Billigkeit, Menschenliebe und guten Namen bey der Erwerbung anpreist; wenn sie das Herz von der Angst und Sorge der Bewahrung befreyet, und das Erworbene auch zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, zur Ergötzung, zum Wohlstande, ja zur Mildthätigkeit zu gebrauchen lehret. Eben die Religion wird die Ehrliebenden weit geruhiger und zufriedener machen, wenn sie ihnen den rechten

Begriff

Begriff einer wahren Ehre beybringet; daß sie nicht auf Tand, Blendwerk, oder Schandthaten, sondern auf wirkliche Vollkommenheit und löbliche Handlungen gebauet, und von vernünftigen und tugendhaften Leuten gegeben werden könne. Denn bey solcher Ehre ist innerer und äusserer zuverläßiger Grund des Wohlgefallens an sich selbst, und das Vergnügen daher desto größer.

§ 25.

Wenn demnach die Religion uns keine Art des sinnlichen Vergnügens benimmt, sondern dasselbe unschädlich machet, und dennoch vermehret, schärfet und erhöhet: so thut sie diesem Theile unserer natürlichen Begierden weit bessere Genüge, als irgend ein Laster thun kann. Wie vielmehr muß sie das Vergnügen des Gemüthes befördern und vollkommener machen?

Ich will nicht wiederholen, was es der Seele für Beruhigung gebe, wenn wir den zureichenden Grund aller Dinge und unsers eigenen Seyns in einem ewigen, weisen, gütigen und mächtigen Wesen finden; wie rührend und reizend die Betrachtung seiner unendlichen Vollkommenheiten, sowohl in sich selbst, als in den sichtbaren Werken der Natur, dem Gemüthe sey; welche Zufriedenheit seine große Absicht auf das Wohl aller Lebendigen, und besonders auf unsere vorzügliche Glückseligkeit gebe; wie angenehm es sey, den Zusammenhang aller Theile der Natur in diesem äussersten Zwecke einzusehen. Ich will nur dieses erwähnen, daß alle übrigen Künste, Wissenschaften

und Uebungen des Verstandes und Witzes, die edlerer Seelen liebster Zeitvertreib zu seyn pflegen, nicht allein mit der Religion bestehen können, sondern auch von derselben gefördert, und zum wahren Nutzen geleitet werden. Aberglauben und Ungötterey lieben und erhalten die Unwissenheit und den Irrthum, als ihre Aeltern, wovon sie erzeuget sind. Aber, wie die Religion von dem Erkenntnisse der Natur, der Sprachen, Geschichte und Weltweisheit ein Licht bekommen hat: so suchet sie auch dasselbe mehr und mehr aufzuklären, zu erweitern und auszubreiten; insonderheit aber zur Vorleuchtung in den allergrößten Wahrheiten zu gebrauchen. Dadurch wird das, was sonst eine eitele Tändeley der Muße, oder ein schnödes Werkzeug der Gewinnsucht und des Hochmuthes war, zur stärkenden Nahrung des Geistes, darinn der höhere Geschmack seine volle Sättigung findet.

Wem muß es nicht besonders gefallen, wenn er die Vorzüge seiner eigenen Natur, und die höhere Bestimmung seines Endzweckes erkennet. Dieses sehen wir aber nicht anders ein, als vermittelst der Religion. Wenn der Atheiste sich selbst nicht besser achtet, als ein Thier, eine Pflanze, eine Maschine, und seine Seele für ein Nichts, oder höchstens für ein Hirnmark hält, das aus dem Miste, Kothe und Dünger seinen Ursprung genommen; wenn er sein ganzes All, zum voraus, bald wiederum in Koth verwandelt sieht: so machet er sich ohne Zweifel durch seinen Wahn niedergeschlagen, niederträchtig und misvergnügt. Aber die Religion läßt uns den Adel unserer Seele, und

das

is in ihr ausgedruckte Bild der Gottheit, nebst
n weiten Grenzen unserer bevorstehenden Voll-
mmenheit und Dauer, sehen, welches ja der ver-
infstigsten Eigenliebe nicht anders als höchst an-
nehm seyn kann, und das Gemüth zu edleren Ab-
hten und Bemühungen ermuntert, die den Vor-
hmack größerer Güter geben.

Was auch ein Mensch, nach seinen Umstän-
n in der Welt, für Geschäffte, Amt und Pflich-
n hat, die wird er, vermöge der Religion, ge-
ost und freudig verrichten, weil er versichert ist,
aß dieses sein Beruf und Stand sey, welchen ihm
in Schöpfer angewiesen; und weil er von seinem
Gewissen das gute Zeugniß hat, daß er das Sei-
ige nach Vermögen aufrichtig thue. Andern,
elche unordentliche Begierden haben, wird Pflicht
nd Tugend zur Last: und was sie ja äusserlich da-
on üben, das thun sie aus Furcht, ungerne, und
it innerem Widerwillen; weil Herz und Nei-
ung wo anders hinhängen. So haben sie nicht
nmal von ihren guten Handlungen Vergnügen,
ndern sind wie die Schielenden, welche ihre Au-
en mit Gewalt wohin drehen, dahin sie doch nicht
hen. Hingegen ist es eine innere Belohnung der
römmigkeit, daß ein Mensch willig, gerne, und
it Lust thut, was ihm obliegt; daß er die Süs-
gkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und,
idem er dadurch sein eigen Bestes bewirket, zugleich
ie Freude hat, daß er auf solche Art, dem voll-
ommensten Wesen zu gefallen, versichert ist.
Dieses ist eine Gesinnung, wie der wohlgearteten
Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen selbst Lust
haben,

haben, und dadurch verständiger und weiser werden, sondern auch darüber fröhlich sind, daß sie hierdurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äusseren Belohnungen des Fleißes, der Geschicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben selten aus. Das Wachsthum des Wohlstandes, die Blüthe der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menschen, haben eine natürliche und ziemlich nothwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer solchen Seele Hochmuth, Eigensinn, Neid, Haß, Zorn, Lästerung, Zwietracht, Feindschaft und Rache wohnen kann; je mehr sie mit guter Neigung, Menschenliebe, Demuth, Dienstfertigkeit, Mitleid und Mitfreude erfüllet ist: desto aufrichtigere Freundschaft gewinnt sie bey vernünftigen und gesitteten Menschen, desto glückseliger lebet sie in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn der Mensch ist zur Liebe gebohren; und wer die von Herzen gegen andere übet, von andern genießt, und sich, so viel möglich, vor unruhigen Affecten und äusseren Feindseligkeiten hütet, der handelt seiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks sind zwar auch in des Frömmsten Macht nicht; und so ferne scheint der Fromme wenig oder nichts vor dem Gottlosen voraus zu haben. Aber diese Begebenheiten verhalten sich zu unserer Zufriedenheit so, wie das Gemüth ist, welches ihnen unterworfen ist. Nun frage ich einen jeden: wer hat mehr Vergnügen von dem zeitlichen Glücke, der, welcher es für einen blinden Zufall hält, und doch damit seine unendlichen Begierden stillen will? oder

der,

r, welcher es als ein ausserordentlich Gnadenge-
·enk des höchsten Wesens annimmt, und mit al-
n Zustande und Glücke, was ihm zu Theile wird,
frieden ist? Ich frage: wer kann sich in die wi-
igen Umstände am besten finden: der, welcher
n fatales Muß zum Troste im Unglücke annimmt,
id doch ausser diesem Leben weiter nichts zu hoffen
it? oder der, welcher eine weise und gütige Vor-
hung in den Begebenheiten der Welt erkennet,
rnach uns jetzt auch das Böse zum Guten ge-
yen muß, und die uns zu einer glückseligen Ewig-
it vorbereitet? Ich frage: Wer ist wegen der
künftigen Fälle unbesorgter: der, welcher sich
ilden Wellen und Stürmen, ohne Ruder und
Steuermann, übergeben hat; oder der, welcher sich
ner weisen, gütigen und mächtigen Hand zuver-
chtlich überlassen?

Wenn wir endlich von Kindesbeinen an schon
nsern gewissen Tod in anderer täglichem Hintritte
or Augen haben, aber die Art und Zeit, in Un-
ewißheit, stündlich erwarten müssen: so ist ja wohl
eine andere Weltweisheit kräftig genug, dieser
roßen Veränderung mit unverwandten Augen ent-
egen zu sehen, als die Religion. Denn wer seine
Rechnung nicht weiter gestellet hat, als dieses Le-
en reichet, dem muß sie nothwendig die allerfürch-
erlichste dünken, weil sein ganzes Seyn damit ein
Ende nehmen soll: dem muß sie alle gegenwärtige
ust verleiden, weil eine betrübte Vorstellung des
ewiß bevorstehenden Bösen das gegenwärtige
Gute nicht empfinden läßt; dem muß sie das
anze Leben als eitel, nichtswürdig und elend ab-
mahlen,

mahlen, weil unsere Natur mit so kurzer, niedriger und gemischter Freude nicht ersättiget wird. Die Religion allein machet uns, durch die Versicherung der Unsterblichkeit, unser ganzes Leben in allen Umständen erträglich, getrost, glückselig; sie erhöhet das zeitliche Vergnügen, durch die gewisse Hoffnung eines noch weit besseren Zustandes; sie versüßet das gegenwärtige Leid durch die zukünftige überwiegende Freude; sie erwartet den Tod, als eine neue Geburtsstunde zum vollkommenern Leben, und thut unserer Natur, und deren Verlangen nach einer ihr gemäßen Glückseligkeit, auf alle Weise, Genüge.



Register.

A.

andere

B.

Register.

B.



Register.

F.

G.

Geschich-

Register.

H.

J.

einen



Register.

Register.

Ord-



Register.

O.

P.

R.

Seele.



Spin-

T.



Register.

U.

Register.

V.

Register.

Vorse-



Register.

Z.



Errata.

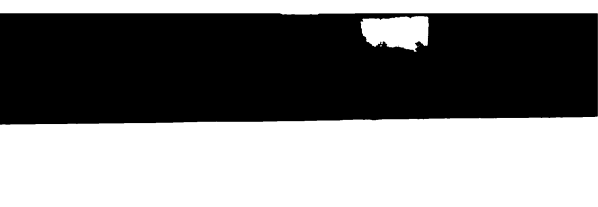
§ 2. p. 2. sollte sich anfangen:
Diese Leute gestehen denn doch alle in ihrem Hauptsatze, daß eine körperliche Welt ausser uns wirklich da sey; und lassen also den Sinnen und der klaren Erfahrung ihre Gewißheit. Sie gestehen auch, daß ein selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey; und legen dadurch eine sichere Wahrheit zum Grunde, worauf man weiter bauen kann. Denn wenn man ꝛc.

p. 18. Note, lin. 9. Tontenelle, lies Fontenelle.
p. 32. Note, lin. 9. νενέσθαι, lies γενέσθαι.
— — — 10. τῷ, lies τῷ.
p. 44. Note, lin. 1. χῶρας, lies χώρας.
— Note 36. Pochart, lies *Bochart*.
p. 45. Note 38. lin. penult. ftenti, lies *senti*.
p. 46. Note 38. lin. 1. Romains, lies *des Romains*.
p. 48. Note 44. lin. 3. πεδίω, lies πεδία.
p. 52. lin. 10. hingegen, lies hingen.
p. 87. Note, lin. 9. Orten, lies Arten.
p. 88. lin. 11. dieselbe, lies die Saamenthiere.
p. 104. lin. 8. vom Ende, Poblot, lies Joblot.
p. 125. lin. 11. welchen, lies welche.
p. 135. § 2. lin. 10. für sich, lies für sich, ohne Absicht betrachtet,
p. 136. lin. 12. Veränderungen, lies Veränderungen der körperlichen Welt.
p. 139. lin. 9. von unten, vervielfältiget, lies vervielfältiget wird, und
p. 145. lin. 14. nach, lies noch.
p. 178. Note, lin. 12. zuerst dele.
p. 179. Note, lin. 4. Raenstrow, lies Rackstrow.
— — lin. 9. dem, lies denn.
p. 184. Note, lin. 11. von unten, Strugk, lies Struyk.
p. 185. lin. 9. von unten, Strugks, lies Struyks.
p. 257. Note, lin. 4 von unten, taurorum, lies *taurorum hecatombas*.
p. 288. Note, lin. 3. von unten, ftatte, lies *flatte*.

p. 371.

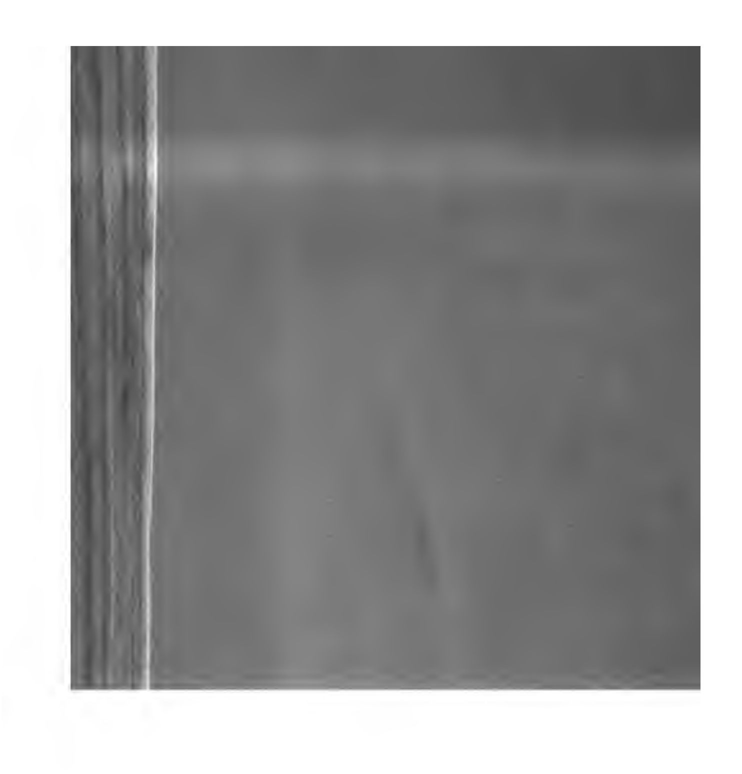
p. 371. lin. 8. Kajus, lies Rajus.
p. 402. § 24. lin. 6. von unten, andern, lies andern Blättern.
p. 439. lin. 15. Lust, lies Kust.
p. 441. lin. 6. oder, lies aber.
p. 495. lin. 4. von aller, lies vor aller.
p. 540. lin. 7. vom Ende, Klugheit, lies Klugheit, Kunst,
p. 566. § 17. lin. 6. welche, lies so.
p. 568. lin. 13. von unten, ihrem, lies seinem.
p. 570. lin. 10. zerrissen, lies gerissen.
p. 573. lin. 1. diese, lies viele.
p. 607. lin. 4. von unten, so gut, lies zu gut.
p. 621. lin. 10. mit, lies mit von.
p. 625. Note, lin. 4. von unten, Quam, lies *Quem.*
— ftorent, lies *florent.*
p. 631. lin. 13. einträglich, lies erträglich.
p. 647. Note †, lin. 6. Der, lies Die.
p. 653. Note †, lin. 3. Gegnern, lies Geyern.
p. 661. lin. 18. Dir, lies Die.
— lin. 19. des Alters, lies des männlichen Alters.
p. 716. § 9. lin. 13. ja von, lies ja an.












DEC 20 1935

T.

Register.



Vorse-



Register.

Z.



Errata.

§ 2. p. 2. sollte sich anfangen:
Diese Leute gestehen denn doch alle in ihrem Hauptsatze, daß eine körperliche Welt ausser uns wirklich da sey; und lassen also den Sinnen und der klaren Erfahrung ihre Gewißheit. Sie gestehen auch, daß ein selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey; und legen dadurch eine sichere Wahrheit zum Grunde, worauf man weiter bauen kann. Denn wenn man rc.

p. 18. Note, lin. 9. Tontenelle, lies Fontenelle.
p. 32. Note, lin. 9. νενέϑαι, lies γενέϑαι.
— — — 10. τῷ, lies τῷ.
p. 44. Note, lin. 1. χῶρας, lies χώρας.
— Note 36. Pochart, lies *Bocbart*.
p. 45. Note 38. lin. penult. stenti, lies *senti*.
p. 46. Note 38. lin. 1. Romains, lies *des Romains*.
p. 48. Note 44. lin. 3. πεδέα, lies πεδία.
p. 52. lin. 10. hingegen, lies hingen.
p. 87. Note, lin. 9. Orten, lies Arten.
p. 88. lin. 11. dieselbe, lies die Saamenthiere.
p. 104. lin. 8. vom Ende, Poblot, lies Joblot.
p. 125. lin. 11. welchen, lies welche.
p. 135. § 2. lin. 10. für sich, lies für sich, ohne Absicht betrachtet,
p. 136. lin. 12. Veränderungen, lies Veränderungen der körperlichen Welt.
p. 139. lin. 9. von unten, vervielfältiget, lies vervielfältiget wird, und
p. 145. lin. 14. nach, lies noch.
p. 178. Note, lin. 12. zuerst dele.
p. 179. Note, lin. 4. Raenstrow, lies Rackstrow.
— — lin. 9. dem, lies denn.
p. 184. Note, lin. 11. von unten, Strugk, lies Struyk.
p. 185. lin. 9. von unten, Strugks, lies Struyks.
p. 257. Note, lin. 4 von unten, taurorum, lies *taurorum becatombas*.
p. 288. Note, lin. 3. von unten, statte, lies *flatte*.

p. 371.

p. 371. lin. 8. Kajus, lies Rajus.
p. 402. § 24. lin. 6. von unten, andern, lies andern Blättern.
p. 439. lin. 15. Lust, lies Lust.
p. 441. lin. 6. oder, lies aber.
p. 495. lin. 4. von aller, lies vor aller.
p. 540. lin. 7. vom Ende, Klugheit, lies Klugheit, Kunst,
p. 566. § 17. lin. 6. welche, lies so.
p. 568. lin. 13. von unten, ihrem, lies seinem.
p. 570. lin. 10. zerrissen, lies gerissen.
p. 573. lin. 1. diese, lies viele.
p. 607. lin. 4. von unten, so gut, lies zu gut.
p. 621. lin. 10. mit, lies mit von.
p. 625. Note, lin. 4. von unten, Quam, lies *Quem.*
— floreat, lies *florent.*
p. 631. lin. 13. einträglich, lies erträglich.
p. 647. Note †, lin. 6. Der, lies Die.
p. 653. Note †, lin. 3. Gegnern, lies Geyern.
p. 661. lin. 18. Dir, lies Die.
— lin. 19. des Alters, lies des männlichen Alters.
p. 716. § 9. lin. 13. ja von, lies ja an.







